

# Der alte Orient

Hugo Winckler, Vorderasiatisch-aegyptische Gesellschaft, Berlin







# Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

## Vorderasiatischen Gesellschaft

Erster Jahrgang






Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

# Die

# Völker Vorderasiens

von

Dr. Hugo Winckler

Zweite durchgesehene Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903.

# Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

1. Jahrgang, Heft 1.

Die selbständige Entwicklung der vorderasiatischen Welt im Altertum erhält ihren Abschluß durch die hellenistische Eroberung. Das 3. Jahrhundert v. Chr. bildet den Anfang einer Überleitung zum „Mittelalter", dessen eigentliche Geschichte man wohl in demselben Sinne als im Zeichen des Islam verlaufend ansehen kann, wie die des europäischen Mittelalters im Zeichen des Christentums. Eine Neuzeit kennt der Orient noch nicht; wie die dem Hellenismus zu vergleichende neue Eroberung durch die moderne europäische Kultur verlaufen, und welche Rückwirkungen sie auf die Eroberten haben wird, das wird erst die Zukunft sehen.

Jenes Altertum des vorderen Orients, soweit wir es jetzt aus den wieder erschlossenen Quellen, den gleichzeitigen Urkunden, kennen, umfaßt einen Zeitraum von etwa drei Jahrtausenden, denn bis in die Zeit vor 3000 v. Chr. reichen die ältesten Urkunden hinauf, die bis jetzt dem Erdboden entrissen sind. Ein solcher Zeitraum verläuft für die Schicksale der Völker nicht einförmig im ruhigen Gleise. Je näher die Kultur noch dem Naturzustande der Völker steht, um so leichter kann sie auch von den beutegierigen Söhnen der Wildnis erobert werden. Den großen Völkerzügen des inneren Asiens ausgesetzt, hat die vorderasiatische Kulturwelt denn auch bis in junge Zeit hinein solche Eroberungen gesehen und hat sie in gleichem Umfange im Altertum erfahren. Während seit der Zertrümmerung des Römerreiches durch die Germanen Europas Bevölkerung im allgemeinen seine Kultur selbständig entwickelt und fremde Eroberer abgewehrt hat, hat das orientalische Mittelalter seit der arabischen Eroberung, welche den Islam brachte, noch manche andere, besonders die verheerende mongolische und die bis jetzt sich behauptende türkische über sich ergehen lassen müssen.

Das Altertum zeigt nicht weniger, sondern eher mehr dieser Eroberungen, und die drei Jahrtausende Geschichte, welche die Wiedererschließung der altorientalischen Urkunden uns kennen lehrt, haben daher das Auftauchen, die Entwicklung und das Vergehen manches Volkes und mancher Völkergruppe gesehen, welche aus den großen Völkerkammern Asiens sich über den Kulturboden ergossen, um auf ihm ihr Geschick zu erfüllen. Freilich müssen wir uns dabei gegen-

wärtig halten, daß aus diesen drei Jahrtausenden die geschichtlichen Quellen noch lange nicht mit solcher Reichhaltigkeit fließen, daß wir im stande wären, alle Völker, Völkergruppen und Rassen, die sich über Vorderasien ergossen haben, klar zu erkennen und zu bestimmen. Von manchem Wichtigen werden wir überhaupt noch nichts ahnen und manche Erscheinung, die uns nur mangelhaft bezeugt ist, ihrem Wesen nach noch schief beurteilen müssen.

Die Wiege der vorderasiatischen Kultur ist Babylonien, gleich dem Niltal durch einen fruchtbaren und reich bewässerten Boden zur Entwicklung einer Kultur von der Natur bestimmt. Der natürliche Bereich dieser Kultur ist etwa durch die Schiffbarkeitsgrenze des Euphrat gegeben; von dessen Austritt aus den armenischen Gebirgen bis zum persischen Meere ist das Land durch den Fluß als natürliche Verkehrsstraße, das wichtigste Erfordernis für das Entstehen und die Erhaltung der Einheit eines Kulturbereiches, geeint und auf das Zusammenhalten seiner Völker durch gleichartige Lebensinteressen hingewiesen, — wieder in gleicher, wenn auch nicht in so schroff ausgeprägter Weise wie das zu beiden Seiten von der Wüste umgebene Niltal.

Dieser Unterschied zwischen den Gebieten, welche Euphrat und Nil durchströmen, ist es, welcher dazu geführt hat, die babylonische Kultur zur maßgebenden in Vorderasien zu machen und im Leben ihrer Völker höhere Entwicklungsstufen zu zeitigen, als in dem der gleichalterigen ägyptischen. Das Niltal bildet eine abgeschlossene Welt für sich, welche höchstens nach Süden hin, also in seinem oberen Lauf, den Einwanderungen von Naturvölkern einen Zugang bietet. Dagegen sind die Euphratländer nach drei Seiten hin, nach Süden, Nordosten und Nordwesten, von Gebieten umgeben, welche weniger kultivierten Völkern als Wohnsitze und Tummelplatz zu allen Zeiten gedient haben und von wo daher unaufhörlich die Angriffe der Barbaren auf das reiche Kulturland erfolgt sind. Nach Westen hin ist das Land bis zum Meere, Syrien, zu schmal, um eine „Völkerkammer" zu bilden. Wir werden sehen, daß es denjenigen Einwanderungen, welche von Süden, von Arabien, und von Nordwesten, Kleinasien, her erfolgten, in der Regel zuerst erlag, wie es denn vor ihnen offener dalag, als die vom Euphrat umflossenen Gebiete.

Unsere geschichtlichen Quellen reichen bei weitem nicht in die Urzeiten der babylonischen Kultur hinauf, und diejenigen Denkmäler, aus welchen der Prähistoriker die Geschichte einer Zeit herauszulesen sucht, welche noch keine geschriebene Urkunde kennt, deckt im alten

Babylonien noch der Boden. Ihre Erklärung kann zudem auch erst gelingen, wenn die geschichtliche, die mittels ihrer Sprache und ihren eigenen Aufzeichnungen zu uns redende Zeit wieder klar vor uns liegt. Das letztere ist nur eine Frage der Zeit, oder besser des Geldes, denn die geschriebenen Urkunden uns zu erobern bedarf es nur der nötigen Geldmittel; wo sie liegen wissen wir, und ihr Inhalt bietet uns keine unlösbaren Rätsel mehr. Sobald sie der Welt zugänglich werden, werden wir über Fragen des dritten vorchristlichen Jahrtausends besser unterrichtet sein, als über Hellas im 5. und über Rom im 4. und 3., ja 2. Jahrhundert.

Das Vorhandensein geschriebener Urkunden, und obendrein rein geschichtlicher, d. h. erzählender, über bedeutsame Ereignisse und Taten berichtender Aufzeichnungen, setzt bereits ein langes Bestehen der Kultur voraus. Die Entwicklung von der Schriftmalerei der „Wilden" bis zum klaren Wort- und Lautausdruck durch die Schrift erfordert eine lange Kulturarbeit im Völkerleben, und je einfacher und den Urzuständen näher die Kulturstufe eines Volkes noch ist, um so länger dauert ihre Überwindung. Gleich bedeutende Umwälzungen, wie sie unsere Kultur jetzt in einem Menschenalter vollzieht, haben unter den Verhältnissen des Altertums und Mittelalters Jahrhunderte gebraucht, und die Barbarenwelt durchläuft ihre Entwicklungsstufen in noch viel größeren Zeiträumen.

Wenn daher die ältesten uns bekannten Schriftdenkmäler Babyloniens bis vor 3000 v. Chr. hinaufreichen, so folgt daraus, daß Jahrtausende vorher schon dort die Anfänge derjenigen Kultur sich gebildet haben, welche um diese Zeit mit Mitteln zu uns redet, wie sie im Grunde bis zum Ende des Mittelalters, ohne alle grundsätzliche Änderung aber im ganzen Altertum, das klassische inbegriffen, dieselben geblieben sind. Diese Jahrtausende sind für uns noch vorgeschichtlich, und sie werden im eigentlichen Sinne des Wortes auch prähistorisch bleiben, denn geschichtliche, erzählende Urkunden, welche zeitlich weit über die uns jetzt bekannten hinaufreichen würden, werden kaum in größerem Umfange gefunden werden. Auf keinen Fall kann es sich dabei um eine Hinaufrückung der Grenze um mehr als Jahrhunderte handeln. Welche Höhe aber Kulturen namentlich in technischer Beziehung und in der Befriedigung von Bedürfnissen des praktischen Lebens erreichen können, ohne sich der Schrift zu bedienen, das zeigen die „vorgeschichtlichen" amerikanischen Kulturen mit ihren gewaltigen Bauten, ihren den römischen überlegenen Straßenanlagen und ihren staatlichen Organisationen.

Die Kulturarbeit, welche Jahrhunderte und Jahrtausende umfaßt, ist nicht das Werk eines Volkes, auch kaum das einer Rasse. Auch die Zeiten, welche uns keine geschichtlichen Aufzeichnungen hinterlassen, haben ihre Geschichte, und Völker, deren Verdienst unter anderen die Kulturerrungenschaft der Schriftentwicklung bildet, haben auch ein hochentwickeltes volkswirtschaftliches und politisches Leben und damit eine Geschichte, die darum nicht weniger bewegt gewesen ist, weil wir wohl für immer darauf verzichten werden müssen, sie im „Lichte der Geschichte" zu sehen.

Dieser Zeit, also der noch, und vielleicht für immer, vorgeschichtlichen, müssen wir das Volk, oder eigentlich die Rasse zuerteilen, welche diese Kulturarbeit vollzogen hat, und welche uns daher als „Schöpfer" der babylonischen Kultur gilt. Wir werden Rasse und nicht Volk sagen müssen, denn wenn wir uns darüber klar sind, daß je älter und niedriger sie sind, um so länger die einzelnen Kulturstufen dauern, so gilt von der Dauer der einzelnen Völker im niedriger stehenden Kulturleben nicht das gleiche, sondern eher das Gegenteil. Die Kultur liefert die Mittel, um den weniger entwickelten angreifenden Völkern Widerstand zu leisten, und je höher ein Volk entwickelt ist, um so kräftigeren Widerstand wird es daher andrängenden Barbaren entgegensetzen können. Wo Kulturvölker durch Barbaren überrannt werden, sind sie daher stets selbst ihre eigenen Besieger gewesen, indem ihre innere Entwicklung sie zur Auflösung geführt hatte und sie so eine wehrlose Beute der lebensfrischen Eindringlinge werden ließ.

Wenn wir also sehen werden, wie in geschichtlicher Zeit alle paar Jahrhunderte ein neues Volk, auch neue Rassen auf dem umworbenen Boden des reichen Kulturlandes erscheinen, so müssen wir ein gleiches für die langen Zeiten der noch vorgeschichtlichen, aber doch bereits im Zeichen einer hohen Kultur stehenden Epochen annehmen und uns gegenwärtig halten, daß das Volk oder die Rasse, deren Dasein wir in der ältesten geschichtlichen Zeit nur aus einzelnen Überresten oder aus Spuren seiner Wirksamkeit feststellen können, in ihrer Geschichte das gleiche Bild geboten haben muß, wie es in geschichtlicher Zeit sich immer wieder vor unseren Blicken entrollt. Wenn wir also sehen, wie später aus den drei großen „Völkerkammern" immer neue Massen verschiedenster Rasseangehörigkeit sich über Babylonien ergießen, um dort ihr Schicksal zu erfüllen, und wenn wir finden, daß trotz alledem diese babylonische Kultur uns als semitisch gilt, so müssen wir entsprechend Erscheinungen von

mindestens gleicher Dauer in der vorgeschichtlichen Zeit annehmen, deren Träger Völker einer anderen Rasse gewesen sind.

Als bequemstes und hervorstechendstes Merkmal der Selbständigkeit und Zusammengehörigkeit eines Volkes als geschichtlichen und politischen Faktors, als Zeichen seiner „Nationalität", gilt uns seine Sprache, das Mittel, durch welche es uns zugleich seine Geschichte überliefert. So überlebt von einem Volk oder einer Rasse, welche im Kulturleben der gesamten Menschheit eine maßgebende Rolle gespielt hat, auch die Sprache die nationale Existenz des Volkes und bleibt lange hinaus noch lebendig als Überlieferungsmittel der Kulturerrungenschaften, welche auf die Erben, die neuen Völker, übergegangen sind. Ist in unserer eigenen Kultur bereits das Lateinische und seine Bedeutung für die nachrömischen Zeiten der sprechendste Zeuge für diese Thatsachen, so haben wir in der Sprache der vorsemitischen Bewohner Babyloniens eine gleiche Erscheinung vor uns. Wie unser Mittelalter eine geistige Abhängigkeit vom alten Rom und dessen Erbschaft durch seine Pflege und seinen Gebrauch des Lateinischen schon rein äußerlich zum Ausdruck bringt, so hat die babylonische Kultur für drei Jahrtausende hindurch, während welcher wir sie kennen, noch die alte Sprache jenes Volkes oder jener Rasse gepflegt und sie als heilige Kult- und, was unter jenen Verhältnissen dasselbe ist, als „wissenschaftliche" Sprache gepflegt.

Wir nennen diese Sprache die *sumerische*, weil in den späteren grammatischen Aufzeichnungen der eine der beiden Dialekte, in welchem sie aufbewahrt worden ist, und welcher die älteren Sprachformen erhalten hat, als „Sprache des Landes Sumer" bezeichnet wird. Der andere Dialekt wird „Sprache des Landes Akkad" genannt. Sumer und Akkad sind Bezeichnungen für Süd- und Nordbabylonien, welche in vorsemitische Zeit zurückgehen mögen. Wir können vernünftiger Weise dem alten vorgeschichtlichen Volke keinen andern Namen geben, als denjenigen, der uns durch die spätere Überlieferung an die Hand gegeben wird. Wie wenig er geeignet ist, das zu umfassen, was wir als Volk oder Völker ansehen müssen, welche vor dem Auftreten von Semiten die Kultur im Euphratlande entwickelt haben, ist durch das bisher ausgeführte betont worden.

Wir kennen demnach diese „Sumerer" nur aus der Kultur, welche sie den erobernden Semiten hinterlassen haben, und unter deren Überbleibseln uns ihre Sprache, in der gedachten Weise gepflegt, als deutlichstes Zeugnis entgegentritt. Zweifellos wird es im Laufe der

Zeit gelingen, noch vieles festzustellen, was ihnen eigentümlich und von den einwandernden Semiten erst angenommen worden ist. Vorläufig aber verliert sich diese Einwanderung selbst für uns noch im unklaren Frühlichte der Geschichte, so daß eine Scheidung zwischen Sumerischem und Semitischem der ersten semitischen Einwanderer auf babylonischem Boden noch für lange nicht möglich sein wird. Wie jedes Barbarenvolk haben diese Semiten die vorgefundene Kultur sich angeeignet und sind ihrem Bann verfallen. Sie haben ihr auch manches von ihrem eigenen Wesen aufgeprägt — darunter ihre Sprache — aber ihre eigene Art ist in ungleich höherem Maße dadurch beeinflußt worden, und da wir diese Semiten eben erst kennen lernen, nachdem sie diesen Entwicklungsgang durchgemacht haben, und auch dann von dem Verlauf ihrer Geschichte, als der ältesten babylonischen, noch herzlich wenig wissen, so müssen auch Rückschlüsse von diesen halb unklaren Erscheinungen auf die ganz dunkle der Sumerer noch unterbleiben.

Wir nehmen also an, daß Babylonien zu der Zeit, wo unsere Quellen anfangen zu sprechen, im 4. Jahrtausend, sich bereits im Besitz einer neuen Bevölkerung von anderer Rasse befindet, welche ihren Nationalcharakter soweit behauptet hat, daß sie die alte von ihr heilig gehaltene Sprache und Art der Sumerer immer mehr durch ihre eigene verdrängt hat und daß deren Einwirkungen stark genug gewesen sind, um ihrerseits für die folgenden Einwanderer eine ähnliche Bedeutung zu erlangen, wie sie ihre Vorgänger für sie gehabt hatten. Durch diese Einwanderung ist Babylonien ein semitisches Land geworden, die Sprache und Bevölkerung sind in dem Sinne semitisch, wie sie vorher sumerisch gewesen waren, und wie die Italiens, seit den Zeiten Roms, romanisch ist.

Die Bezeichnung Semiten für eine Völkergruppe ist ursprünglich der biblischen Einteilung in der sogenannten Völkertafel (1. Mos. 10) entnommen, indem man nach der dort gegebenen Einteilung diejenige Völkergruppe, welcher die Hebräer angehören, und welche von Sem, dem Sohne Noahs, als ihrem Stammherrn abgeleitet wird, als eine Einheit von Völkern ansah. Nach der zur Zeit der Aufnahme dieser Bezeichnung herrschenden Anschauung war diese Benennung um so berechtigter, als die angenommene Zusammengehörigkeit der betreffenden Völker tatsächlich durch die Verwandtschaft ihrer Sprachen bewiesen zu sein schien. Wir sind uns klar darüber, daß die Einteilungsgrundsätze, welche die heutige Wissenschaft befolgt, sich nicht im geringsten mit denen des alten

Orients decken kann. Dort liegen politisch-historische Anschauungen einer bestimmten Zeit, aber nicht ethnologische oder sprachwissenschaftliche Lehren vor, es werden also bei dieser Bezeichnung zwei gänzlich verschiedene Einteilungsgrundsätze miteinander vermischt. Trotzdem hat sich die Bezeichnung eingebürgert für diejenigen Völker, welche durch Sprachverwandtschaft sich als eine scharf abgesonderte Gruppe darstellen, indem man dabei das Hebräische als maßgebend ansah, von welchem, als der Sprache der Bibel, alle semitistischen und hier in Betracht kommenden orientalischen Studien im Abendlande ausgegangen sind. Dieser Einteilung liegt also die Sprache der betreffenden Völker zu Grunde, und für geschichtliche Zwecke ist diese bis jetzt auch das bequemste Einteilungsmittel, insofern, als auf einer, auch bis jetzt noch nicht überwundenen Kulturstufe sich Sprache und Nationalität im wesentlichen decken und das, was gemeinsame Sprache spricht, auch geschichtlich als Einheit aufzutreten pflegt. Physische Einheit ist dadurch nicht bedingt, und der Ethnologe kann von physischen Merkmalen ausgehend zu ganz anderen Abgrenzungslinien gelangen.

Semiten sind danach im wesentlichen: die ersten Bewohner Babyloniens, welche uns Urkunden hinterlassen haben, und die wir mangels einer aus dem Altertum überkommenen Bezeichnung babylonische Semiten nennen wollen. Ferner die Kanaanäer, d. h. diejenige Gruppe, welche wir geschichtlich zuerst auf dem Boden Kanaans kennen gelernt haben, und denen wir diesen Namen daher nach demselben Grundsatze geben. Wir werden sehen, daß diese Namen aber keineswegs ein Urteil über die Verbreitung der betreffenden Völker enthalten. Weiter bilden eine Gruppe die Aramäer, von jeher in Syrien und Mesopotamien bezeugt, endlich das Volk, dessen weltgeschichtliche Rolle ganz im Lichte der Geschichte liegt, die Araber. Das sind die vier Gruppen von Semiten, deren Geschichte in und um die Euphratländer als Mittelpunkt sich abgespielt hat. Nach engerer sprachlicher Zusammengehörigkeit bezeichnet man die drei ersten in der Regel als Nordsemiten, die Araber als Südsemiten, indem man sie mit einer fünften Gruppe zusammenstellt, deren Geschichte auf dem Boden des südlichen Arabien sich abgespielt hat, wo ihre bekanntesten Völker die Sabäer und Himjariten sind, und die von dort einen Zweig nach Afrika hinübergeschickt hat, die Habesch oder Abessinier, von deren semitischer Sprache stark afrikanisierte Töchter noch jetzt in den Volkssprachen Abessiniens leben. Wir werden sogleich sehen, daß diese engere örtliche Zusammengehörigkeit der einzelnen Gruppen zugleich einer zeitlichen Aufeinanderfolge entspricht.

Wir können nämlich jetzt das geschichtliche Auftreten der einzelnen Gruppen mit ziemlicher Deutlichkeit auch zeitlich bestimmen. Die Völkerkammer, aus welcher die Semiten kamen, ist — das erweist schon die einfachste Veranschlagung der geographischen Bedingungen — Arabien. Die gewaltige Halbinsel — dreimal so groß als Deutschland — bietet nicht den geeigneten Boden, um Völker zur Ansässigkeit zu zwingen. Es fehlt an Flußläufen, und gerade der Mangel regelmäßiger und ausreichender Bewässerung weist die Bewohner des Landes auf ein Nomadisieren hin, um immer frische Weideplätze für das Vieh zu suchen. Die Lebensbedingungen, welche das Nomadisieren bietet, reichen nie lange aus, um die durch die natürliche Vermehrung sich ergebende Bevölkerungsmenge zu ernähren, und so ist die überschüssige Bevölkerung gezwungen, sich ihre Nahrung im reichen und von den Zufälligkeiten des Regenfalls weniger abhängigen Kulturlande zu suchen. Wo das vom Euphrat aus bewässerbare Land aufhört, da fängt Arabien an, und der Beduine, der gezwungen ist, seinen nötigsten Lebensbedarf dort zu holen, kommt in immer größeren Massen, gedrängt im Rücken von neuen Scharen, welche das Land nicht mehr zu ernähren vermag, um schließlich, oft zurückgewiesen, in Zeiten der Schwäche das bebaute Land als bequemsten und nie versagenden Weideplatz zu besetzen und allmählich selbst vom Ackerbau abhängig zu werden. Je länger seine Angriffe vom Kulturlande aus durch eine starke Staatsgewalt zurückgewiesen werden, um so größer wird die Volksmenge, welche die Heimat Arabien in ihren weiten Steppen und Wüsten birgt, und um so wuchtiger schließlich der Anprall, der sich über das Kulturland ergießt, bis ihm die Umstände hier einen Abfluß eröffnen. Als solche Überschwemmung der Kulturländer Vorderasiens durch die hungernden und beutegierigen Scharen Arabiens stellt sich volkswirtschaftlich die islamische Eroberung dar, welche das Kulturland den Arabern ausgeliefert hat, und nichts anderes sind die drei vorhergehenden großen Einwanderungen gewesen.

Die arabische Eroberung im Zeichen des Islam bildet das Ende der arabischen Einwanderung; sie ist wohl eine der gewaltsamsten gewesen, da gerade die Araber lange durch die Kulturmächte zurückgehalten worden sind. Wir können ihr Auftreten über ein Jahrtausend hindurch in der Geschichte verfolgen, zum ersten Male wird ein arabischer Scheich als südlich von Damaskus ansässig im neunten Jahrhundert v. Chr. erwähnt, und von da an können wir ununterbrochene Versuche in das Kulturland einzudringen verfolgen,

bis endlich die lange zurückgedämmte Flut sich unaufhaltsam über die Provinzen des byzantinischen und neupersischen Reiches ergießt.

Weniger gewaltsam, weil weniger nachdrücklich zurückgehalten, und daher auch in etwas kürzerer Zeit verlaufen, scheint die vorgehende Einwanderung der Aramäer vor sich gegangen zu sein. Von ihr müssen wir uns denken, daß ihre letzten Wellen von den ersten der arabischen geschoben wurden. Seit dem 15. Jahrhundert v. Chr. finden wir aramäische Nomaden ständig in Mesopotamien als Eindringlinge genannt, und von da an können wir feststellen, wie die Bevölkerung Babyloniens, des nördlichen Mesopotamiens und Syriens allmählich immer mehr aramäische Bestandteile zeigt, bis die Veränderung in der Zusammensetzung der Bevölkerung dadurch unzweideutig zum Ausdruck kommt, daß Aramäisch die Volks- und Verkehrssprache im Bereiche der Euphratländer ist. In Assyrien und Babylonien sprach man seit dem 11.—9. Jahrhundert v. Chr. im täglichen Leben aramäisch. Das ehemalige „babylonische Semitisch", identisch mit dem „Assyrischen", also die Sprache der Keilschriften, ist vorwiegend Schrift- und Litteratursprache; es ist dem Aramäischen gegenüber geworden, was vor 3000 das Sumerische ihm gegenüber wurde.

Mit den Aramäern zusammen, wohl als eine größere Gruppe derselben Wanderung, sind die Suti von Arabien her vorgerückt. Um die Mitte des zweiten Jahrtausends werden sie als die Nomaden der syrischen Steppe genannt, und Teile von ihnen sind in den folgenden Jahrhunderten in Babylonien eingedrungen (11. Jahrhundert). Noch im 8. Jahrhundert und später wird ein Rest von ihnen erwähnt, der auf das linke Tigrisufer bis an das medische Grenzgebirge gedrängt worden ist, wo sich ihr Name in dem Sittakene der Klassiker erhalten hat. Ebenfalls gleichzeitig und als ein Zweig dieser Einwanderung aufzufassen ist das Vordringen der Kaldi oder Chaldäer, der Kasdim der Bibel. Sie scheinen mehr vom Osten Arabiens ausgegangen zu sein und sind demgemäß von Süden her in das babylonische Kulturland eingedrungen. Sie sind in dieser Hinsicht also etwa als Nachfolger der Suti anzusehen. Wir finden sie vom Ende des 2. Jahrtausends an in Südbabylonien, das seinen Namen Chaldäa von ihnen erhalten hat, in eine Menge kleiner Stammesfürstentümer zerfallend, deren einzelne Herrscher stets darauf lauern, sich in den Besitz der alten babylonischen Königsstädte, besonders Babylons, zu setzen und sich so zu Herren Babyloniens zu machen. Sie bilden so die Widersacher Assyriens im

Kampfe um Babylon, und immer wieder vertrieben, haben sie zuletzt doch das Feld behauptet, indem nach dem Sturze Assyriens (606) ein chaldäisches Fürstenhaus den Thron von Babylon bestieg und unter Nebukadnezar (605—562) den alten Kulturmittelpunkt noch einmal zum politischen Herrschersitz Vorderasiens erhob, bis die persische Eroberung der Selbständigkeit Babyloniens ein Ende machte und die Herrschaft indogermanischer Völker im Bereiche der ganzen vorderasiatischen Kultur begründete.

Weiter rückwärts gehend kommen wir zur „kanaanäischen" Einwanderung, deren Zeit ungefähr von etwas vor 2500 bis etwa 1500 v. Chr. reichen würde. Ist die aramäisch-sutisch-chaldäische vergleichsweise weniger wuchtig und umwälzend gewesen als die arabische, so haben wir in der kanaanäischen ein genaues Gegenstück zu dieser, denn ihre Ausläufer sind ebenso weit gedrungen, wie die der arabischen; sie hat das ganze Gebiet vom persischen Meere bis nach Spanien hin überschwemmt oder doch ihre vorgeschobenen Posten soweit vorgerückt.

Wir haben den Grund zur Bezeichnung dieser Einwanderung als der kanaanäischen lediglich in der Thatsache kennen gelernt, daß man einzelne ihrer Teile am besten und zuerst auf dem Boden Kanaans kennen gelernt hat. Wenn es so die das allgemeine Interesse am meisten erregenden Völker sind, welche dort ihre Wohnsitze gefunden haben, so ist es wohl kaum der stärkste und erfolgreichste Teil der Einwanderer gewesen. Um 2500 können wir in ganz Babylonien feststellen, daß das Land von der neuen Bevölkerung bereits besetzt gewesen sein muß. Es tauchen plötzlich die Götternamen der kanaanäischen Völkergruppe auf: Hadad, Ramman, Dagon, Bir u. a. und in Nordbabylonien haben wir schon in den letzten drei Jahrhunderten des Jahrtausends eine Dynastie von Königen mit nichtbabylonischen „kanaanäischen" Namen. Es ist dieselbe Dynastie, welche unter König Hammurabi Nord- und Südbabylonien endgiltig vereint und Babylon zur Hauptstadt des ganzen Reichs gemacht hat. Es ist fraglich, ob wir überhaupt Urkunden haben, welche einer Zeit angehören, die noch keine Bevölkerung dieser Art auf babylonischem Boden kannte.

Zur selben Zeit, wo Babylonien von dieser Einwanderung und Eroberung betroffen wurde, haben natürlich auch die wenigen widerstandsfähigen Länder die Massen der gleichen Völkerwanderung aufnehmen müssen, darunter Syrien und das Land, wonach wir sie benennen: Kanaan. So manches Volk der älteren Schicht ist auch

hier dahingegangen, ohne daß wir seinen Namen wüßten, aber wir sind durch Verknüpfung biblischer Erinnerungen mit den Angaben der Denkmäler jetzt im stande, doch schon manche Gruppe zu scheiden und die Bedeutung manches Namens genauer zu erkennen. Eine der ältesten Schichten muß diejenige gewesen sein, welche, an die Küste gedrängt, uns unter dem Namen der Phönicier bekannt ist. Der schmale Küstenstrich, den diese Bevölkerung in geschichtlicher Zeit besetzt hat, hat aber nie ausgereicht, um einer größeren Volksmasse, wie sie die große Völkerwanderung mit sich führte, Wohnsitze zu bieten, besonders wenn von den Steppen Arabiens her immer neue Massen nachdrängten. So sind wohl sogleich Teile dieser Gruppe über das Meer hinübergedrängt worden, auf den Wegen, welche, um diese Zeit längst bekannt und befahren, nach der nordafrikanischen und spanischen Küste führten. Nicht, wie man gewöhnlich annimmt, als Kaufmann, sondern als Eroberer wird auch der „Phönicier“ sich dort festgesetzt haben, gerade wie es in der Parallelerscheinung der arabischen Eroberung der Fall ist.

Das wird um so wahrscheinlicher, wenn wir sehen, wie zur gleichen Zeit auch Ägypten von derselben Völkerwanderung überschwemmt wird. Die Fremdherrschaft der Hyksos ist in Ägypten eine gleiche Erscheinung wie die einer „kanaanäischen“ Dynastie in Babylonien, und wenn die Überlieferung die Hyksos als Araber und als Phönicier bezeichnet, so drückt sie damit unsere Auffassung von dem Wesen dieser Einwanderung aus, indem sie in gleicher Weise bemüht ist, einen das Wesen bezeichnenden Namen für die Eindringlinge zu finden.

Wahrscheinlich wäre der richtige Name für sie **Amurri**, denn dies scheint eine gleiche Allgemeinbezeichnung für die betreffenden Stämme gewesen zu sein wie Aramäer ꝛc. für die der nächsten Einwanderung. Nach ihnen wäre dann von da an das Phönicien und Kanaan in der babylonischen Geographie benannt worden. Das wäre im 3. Jahrtausend geschehen. Im 15. Jahrhundert haftet der Name am nördlichen Phönicien und seinem Hinterlande (Libanon und Antilibanon) und wir können aus den Urkunden dieser Zeit, den Tel-Amarna-Briefen, feststellen, wie von Norden her die Völker dieses Gebietes erobernd vordringen und uns so erklären, wie die älteste Schicht der biblischen Überlieferung die Ureinwohner Palästinas **Amoriter** nennt. (Erst die jüngere Überlieferung hat den Namen Kanaaniter, der aber in jener Zeit ebenfalls als Sammelnamen für die Völker Palästinas [also südlich von Amurri] bereits gebräuchlich ist).

Die letzte Schicht der Einwanderung, also die, welche den nachdrängenden Aramäern am nächsten stand und von ihnen geschoben wurde, ist die, welche die soeben erwähnten Urkunden als Chabiru bezeichnen, worin wir den biblischen Namen der Hebräer wieder zu erkennen haben. Noch die Bibel verwendet diese Bezeichnung nicht etwa als Namen für die Israeliten, sondern sie bezeichnet damit die Bevölkerungsschicht, welche im Gegensatz zu der ansässigen (Amoriter, Kanaanäer), erst gegen das Kulturland andrängt und sich in seinen Besitz zu bringen sucht. Es ist also der Name derjenigen Gruppe der Einwanderung, welche später anrückend noch keine festen Sitze hat und durch ihr Leben als Beduinen im Gegensatz zu der ansässigen Bevölkerung steht. Ursprünglich Name einer Stammesgruppe, hat die Bezeichnung Chabiru also dieselbe Bedeutung wie wenn wir von Beduinen oder Kabylen sprechen. In gleicher Weise hat der Volksname Suti (s. oben) so viel wie „Nomaden, Räuber“ bedeutet, oder hat in Armenien der Name Kutu (s. unten) den Bergbewohner als Räuber gekennzeichnet, gerade wie jetzt der der Kurden, oder ist in späterer Zeit die Bezeichnung Aramäer gleichbedeutend mit Heide als Bezeichnung für den heidnischen Landbewohner im Gegensatz zum christlichen Städter.

Dieser Chabirugruppe gehören die Stämme an, welche sich zum Volke Israel vereinigten, ferner die Moabiter, Ammoniter, Edomiter, von denen uns die Bibel berichtet. Manchen Stammesnamen hätten uns unsere erwähnten Urkunden erhalten können, doch nennen diese die einzelnen Stämme nicht, sondern reden immer nur von der großen Masse der Chabiru, gerade wie man heutzutage auch noch in den Städten von den Beduinen (oder „Arabern“) redet, ohne sich um deren Stammesnamen im einzelnen viel zu kümmern. Erscheinungen, wie sie die biblische Erzählung von Israels Eroberung des gelobten Landes schildern will, treten uns also dort in gleichzeitigen Urkunden entgegen, und die Verhältnisse, aus welchen heraus diese Berichte geschrieben sind, stellen den Kampf zwischen den älteren bereits ansässigen und den letzten von der Steppe her vordringenden Bestandteilen der großen „kanaanäischen Einwanderung“ dar, in deren Rücken bereits Aramäer und Suti sich regen.

Die älteste semitische Wanderung, die babylonisch-semitische, wie wir sie genannt haben, fällt in eine Zeit, die für uns kaum schon durch Urkunden erhellt ist, oder doch wenigstens, über die wir wenig Nachrichten haben, welche uns Aufklärung über die politischen Ereignisse im einzelnen lieferten. Ihre Zeit würde das Jahr-

tausend von etwa 3500—2500 oder etwas früher sein, womit schon ausgesprochen ist, daß wir keinerlei Urkunden haben, die in ihre Anfänge hinaufreichen oder uns Aufschluß geben könnten über die Eroberung des „sumerischen" Kulturlandes.

Schon die bloße Vergleichung mit den übrigen Einwanderungen würde lehren, daß auch diese nicht das Euphratgebiet allein betroffen haben kann, sondern in gleicher Weise die übrigen in Betracht kommenden Länder, also namentlich Syrien und Palästina überschwemmt haben muß. In der That müssen diese damals ebenso wie Babylonien selbst ihre „babylonisch-semitische" Bevölkerung erhalten haben, und dieselben Zustände, welche wir im dritten Jahrtausend geschichtlich verfolgen können, müssen in den Grundzügen auch im vierten bestanden haben. Es sind dieselben Grundlagen der Kultur und entsprechende Bevölkerungsverhältnisse, also muß auch die Geschichte ähnliche Erscheinungen gezeigt haben. In der That haben wir denn auch vereinzelte Nachrichten, welche die westlichen Länder als im Besitze babylonischer Herrscher*) bezeugen, ja den Einfluß Babyloniens auf das Küstenland des Mittelmeeres und das ganze Arabien als größer erscheinen lassen, als es etwa der assyrische zur Zeit der Blüte des assyrischen Reiches im 9.—7. Jahrhundert gewesen ist. Auch auf dem Boden Palästinas selbst läßt sich in Ortsnamen jene babylonisch-semitische Periode noch feststellen, und wenn wir in der späteren Zeit erkennen, wie Phönicien und Palästina in aller religiösen Lehre, in der „Wissenschaft" von Babylonien abhängen, so hat das erst recht von jenen Zeiten gegolten, mögen wir sie auch jetzt noch für diese Länder als vorgeschichtliche ansehen müssen. Ja wenn wir sahen, wie die kanaanäische Einwanderung bis über das Mittelmeer hinüber sich erstreckt hat, so gilt ein gleiches nicht minder von der „babylonischen", wenn nicht in denselben Formen, so doch im Wesen. Eben die erwähnten geschichtlichen Nachrichten wissen von Fahrten der altbabylonischen Herrscher auf das Mittelmeer hinaus zu erzählen.

---

Suchten wir bis jetzt die Einwirkung der Völkermassen, welche Arabien hervorgebracht hat, auf das Kulturland zu überblicken, so bleibt nun noch ein kurzer Einblick in das innere der semitischen Völkerkammer selbst zu thun, in der wir uns durchaus keine wüste, nur unzivilisierte Beduinen beherbergende Landschaft im Natur-

*) Sargon von Agade und Naram-Sin und Könige von Uruk und Lagasch.

zustande vorzustellen haben. Wenn bereits die ältesten Nachrichten auf babylonischem Boden von Handelsbeziehungen und Kriegszügen bis nach dem südlichen Arabien berichten, so beweist das, daß dessen Verhältnis zum Kulturlande dasselbe gewesen ist wie auch in den folgenden Jahrtausenden. Wenn daher später die Rolle Arabiens in der Weltgeschichte hauptsächlich auf der Vermittlung des Handels zwischen Indien und dem Mittelmeere beruht und wenn umgekehrt die Kaufleute Arabiens die Schätze der vorderasiatischen Kultur in ihre Heimat zurückbringen, so müssen wir uns dasselbe Verhältnis auch hier für jene ältesten Zeiten vorstellen.

Es ist selbstverständlich, daß die großen Abschiebungen der Völkermassen in das Kulturland als Vorbedingung jedesmalige große Umwälzungen in der Heimat hatten. Die „babylonischen Semiten", Kananäer, Aramäer-Suti-Chaldäer, Araber, welche sich in den verschiedenen Jahrtausenden über das Kulturland ergossen, haben unter einander sich hin- und hergeschoben, sich bekämpft, Staatswesen gegründet und zerstört, wie das bei jeder Völkerwanderung der Fall ist und wie es von der unser sogenanntes Mittelalter herbeiführenden jedermann bekannt ist. Auch auf arabischem Boden können wir solche Erscheinungen mehrfach studieren: einmal in dem was die islamische Überlieferung von der vorislamischen Zeit und den endlosen Kämpfen der arabischen Stämme unter einander zu berichten weiß, dann aber in verläßlicherer Weise beglaubigt in zahlreichen Inschriften, wie sie namentlich der Boden Südarabiens, der Jemen, bewahrt hat. Wir haben bereits gesehen, daß hier ein besonderer Zweig der Semiten seine Geschichte vollendet hat, und durch die Urkunden, welche mehr und mehr zugänglich werden, werden wir auch immer mehr in stand gesetzt, hier ein oder anderthalb Jahrtausend ebenfalls vergessen gewesener Geschichte wieder herzustellen. Die Inschriften, welche Südarabien in einer aus dem nordsemitischen (sogenannten phönicischen, in Wirklichkeit in Babylonien entstandenen) Alphabet entwickelten Buchstabenschrift, uns mehr und mehr schenkt, umfassen den Zeitraum von unmittelbar vor dem Islam bis vor 1000 v. Chr. Das bloße Vorhandensein dieser Inschriften müßte allein genügen um das Bestehen einer eigenartigen Kultur, mit den notwendigen Erscheinungen, also auch Staatenbildungen zu erweisen, sie lassen uns aber bereits jetzt, wenngleich nur ein verschwindend geringer Teil bekannt ist, einige große Umrisse der geschichtlichen Entwickelung, der Völkerschiebungen und der Art der Kultur feststellen. Hier läßt sich noch deutlich er-

kennen, wie das Zusammenleben selbst in Städten und Burgen noch nicht die Organisationsformen des Stammeslebens der Beduinen aufgegeben hat. Hier bildet noch der Stamm mit seinen Unterabteilungen das Band, welches die Menschen aneinanderknüpft, nicht die Familie und das lokale Zusammenwohnen (Dorf, Stadt).

Nach Reihenfolge der Staaten und Sprache der Inschriften vermögen wir zwei große Perioden zu unterscheiden. Zunächst die minäische, oder die des Königreichs von Maʿin, deren Inschriften in einer von denen der Folgezeit dialektisch scharf unterschiedenen Sprache abgefaßt sind. Diese Periode scheint ihr Ende gefunden zu haben ungefähr im 8./7. Jahrhundert v. Chr., wo die Minäer durch die von den Assyrern begünstigten Sabäer gestürzt wurden. Deren Blütezeit deckt sich also mit dem Ende des assyrischen, dem neubabylonischen (chaldäischen) Reiche und der Perserherrschaft. Während wir aber die Herrschaft der Minäer auch in Nordarabien bezeugt finden, und diese sogar die Oberherrschaft über Gaza, als den für die arabischen Karawanenstraßen wichtigsten Hafenplatz am Mittelmeere, besessen haben, scheinen die Sabäer auf den Jemen beschränkt geblieben zu sein und den Norden den Arabern haben überlassen müssen. Man sieht, wie auch der Beginn der arabischen Wanderung, welche wir seit dem 9. Jahrhundert verfolgen können, mit zum Sturze des minäischen Reiches beigetragen hat und wie also eine Folge der neuen Verhältnisse eine Verteilung des Landes zwischen den neuen Herren des Jemen, den Sabäern, und den nach Norden, nach den Kulturländern hin drängenden „Arabern" gewesen ist.

Wann der südarabische minäisch-sabäische Zweig nach Afrika, nach Abessinien hinübergegriffen hat, können wir noch nicht feststellen. Für die sabäische Zeit ist das durch sabäische, in Abessinien gefundene Inschriften bezeugt, jedoch wird das ungleich mächtigere Minäerreich nicht minder den kurzen Weg zu den gegenüberliegenden Küsten der Eroberer zurückgelegt haben, den seine Kaufleute im Frieden zu finden wußten. Von solchen Handelsverbindungen zeugen auch Inschriften an der uralten Karawanenstraße vom Hafenplatze Kosseir am Roten Meere nach dem alten Koptos in Oberägypten, und wir dürfen aus solchen Tatsachen unsere Schlüsse ziehen auch über die Ausdehnung der Beziehungen dieses Zweiges der semitischen Rasse nach Teilen der Welt, deren gleichalterige Vergangenheit wohl noch für lange, wenn nicht für immer außerhalb des Lichtes der Geschichte bleiben wird. Südarabien ist das Bindeglied zwischen Indien einerseits und Afrika anderseits. In

geschichtlicher Zeit haben südarabische Herrscher Azania, die ostafrikanische Küste südlich von Kap Guardafui (Somaliland) besessen.

Der südarabische Zweig hat auch nach dem Emporkommen der Sabäer noch seine Geschichte gehabt, noch manche Umwälzung hat sich vollzogen, ehe er von den Arabern endgiltig niedergeworfen wurde, als diese im Zeichen des Islam ihren Siegeszug über die Welt antraten. Etwa im 1. Jahrhundert v. Chr., vielleicht etwas früher, sind sie durch ein anderes stammverwandtes Volk, die Himjaren, gestürzt worden. Zu ihrem Sturze scheint die Politik der Ptolemäer beigetragen zu haben, welche ihnen im Handel mit Indien durch Eröffnung einer unmittelbaren Seeverbindung sicher die ergiebigste Quelle ihrer Macht abgruben. Die Himjarenherrschaft zeigt daher noch ein weiteres Zurückgehen der Macht Südarabiens von der ehemaligen Höhe, und von nun an toben die Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen immer heftiger, bis sogar das Land von Abessinien herüber in den letzten Jahrhunderten vor dem Islam unterworfen wird und unter Fremdherrschaft steht. Abessinien war dabei von Byzanz unterstützt, und wir sehen, wie die Weltpolitik der christlichen Staaten hier zusammen hält gegen das alte südarabische Wesen. Daher sucht das Himjarentum in diesem Kampfe Rückhalt bei der nichtchristlichen, im steten Kampfe mit den Byzantinern liegenden Großmacht, bei dem neupersischen Sassanidenreiche. Das hat zu einer Eroberung des Jemen durch die Perser geführt. Unter deren Herrschaft hat der Jemen dann gestanden und sein „Heidentum" gegenüber dem abessinisch-byzantinischen Christentum und dessen Herrschaftsgelüsten behauptet, bis etwa 60 Jahre später der gewaltige Sturm des Islam fast die ganze Kulturwelt Vorderasiens mitsamt der Wiege der semitischen Völker überschwemmte und Arabien arabisch machte.

---

Das sind in großen Zügen die Schichtungen der semitischen Völker, welche aus ihrer Heimat Arabien sich über die Kulturländer ergossen. Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit nach Nordwesten, wo von Kleinasien her die Völkermassen einer anderen Rasse bis tief in den vorderasiatischen Kulturbereich eingedrungen sind und eine Geschichte und eigenartige Kultur entwickelt haben. Zwar wird dieser Zeitraum durch geschichtliche Urkunden erst wenig erhellt, aber wir vermögen doch bereits zu erkennen, daß zum mindesten im 2. und auch 3. Jahrtausend sich eine eigenartige, selbständige, wenn auch mit der babylonischen wohl im Austausch stehende, vielleicht von ihr abhängige Kultur entwickelt hatte. Deren Sitz ist im wesent-

lichen Kleinasien, von wo sie nach Syrien hinübergegriffen hat, wie wir sogleich sehen werden. Hier treten uns ihre Denkmäler entgegen und über ihr dortiges Auftreten melden unsere ersten Nachrichten aus babylonischen und ägyptischen Quellen. Wenn wir aber sehen, wie von dort her in den verschiedenen Jahrhunderten immer neue Völkermassen als ein Gegenstrom gegen die von Süden her vorrückenden Semiten nach Syrien und den Euphratländern eindringen, so weist uns diese Tatsache allein darauf hin, daß die große Völkerkammer, aus der diese Einwanderung immer neuen Zufluß erhielt, in Europa zu suchen ist, daß wir es also hier mit Erscheinungen zu thun haben, wie sie in späterer Zeit die von Europa her erfolgenden indogermanischen Einwanderungen der Griechen und Kelten bilden. Beginnt das Dunkel, welches auf diesen Völkerschiebungen lastet, sich auf asiatischen Boden durch das Licht der asiatischen Kultur erst schwach zu erhellen, so deckt die Vorgänge auf europäischem Boden noch völliges Dunkel, wenngleich mancherlei Berührungen der vorderasiatischen Reiche mit dem werdenden Griechenland bereits für eine von der hellenischen Überlieferung kaum je erreichte Zeit manches erhoffen lassen, und uns den Beweis liefern, daß von hier aus ein Weg in das vorgriechische Europa führt, den frei zu legen nur eine Frage der Zeit oder — der aufzubringenden Geldmittel ist.

Diese kleinasiatische Kultur tritt uns greifbar in einer immer mehr anschwellenden Zahl von Denkmälern entgegen, welche sie auf ihrem heimischen Boden und in Syrien hinterlassen hat, vorwiegend Skulpturen, wie den großen und umfangreichen von Boghaz-Kioi in Kappadokien, und Inschriften, welche bisher hauptsächlich in Cilicien und Syrien, südlich bis Hamath gefunden worden sind. Wir nennen sie hethitisch, mit einer Bezeichnung, welche aus dem Namen des uns geschichtlich am besten bekannten Volkes oder besser Staates zurechtgemacht ist. Denn als Chattiland wird von den Babyloniern das kleinasiatische Reich bezeichnet, das im 2. Jahrtausend und früher neben den babylonischen und ägyptischen Staatenbildungen steht, und als Cheta bezeichnen es die Ägypter. Das ist aber nicht der Name des betreffenden Volkes, sondern, wie Babylonien die verschiedenartigsten Völkermassen aufgenommen hat, die wir als Babylonier bezeichnen, so ist Chatti die uralte Bezeichnung des Landes, während das Volk, das ihr den Ursprung gegeben haben könnte, für uns noch lange nicht erreichbar ist, wenn sie überhaupt auf einen Völkernamen zurückgeht. Wir werden eine entsprechende Bezeichnung noch für das alte Armenien in seinem babylonischen Namen Guti

kennen lernen. Es ist also sehr wohl zu beachten, daß dieser Name der Hethiter oder Chatti eine künstliche Gesamtbezeichnung ist, welche sich durchaus nicht mit dem der jeweiligen Völker deckt, die sich dort im Laufe der Jahrhunderte in der Herrschaft ebenso abgelöst haben, wie das in den übrigen Kulturländern der Fall gewesen ist. Wir sprechen daher in diesem Sinne von einer hethitischen Rasse oder Völkergruppe, wie wir auch später noch von Elam sprechen werden.

Was wir über diese Hethiter erfahren, verdanken wir bis jetzt ausschließlich den babylonisch-assyrischen und ägyptischen Nachrichten. Ihre eigenen Inschriften sind für uns noch stumm. Sie sind in einer eigentümlichen Schrift abgefaßt, deren einzelne Zeichen Bilder von Tieren, Körperteilen und allen möglichen Gegenständen bilden, also mit den ägyptischen Hieroglyphen vergleichbar sind, sonst aber nichts mit ihnen gemein haben. Eigentümlich ist den Inschriften, die wir bis jetzt kennen, daß sie in großer Anzahl die Schriftzeichen erhaben, nicht eingeritzt zeigen, wie es bei Keilschrift und Hieroglyphen der Fall ist. Ihre Entzifferung ist vorläufig noch nicht gelungen, die mühsamen und scharfsinnigen Versuche, die angestellt worden sind, konnten zu keinem Ergebnis führen, weil das Material noch zu gering und mangelhaft ist, trotzdem die Anzahl der Inschriften ständig wächst. Die Sprache der Hethiter oder besser die Sprachen der hethitischen Völker sind uns daher noch unbekannt und wir müssen deshalb auf dieses erste Mittel, ihre Volkseigentümlichkeiten zu erfassen, verzichten. Aus der großen europäischen Völkerkammer kommend, bilden sie die Vorläufer der Indogermanen, welche erst etwa im 8. Jahrhundert hier auftreten, sie bilden den Gegenstrom gegen die Semiten; vorläufig können wir daher nichts sagen als: sie sind weder Indogermanen, noch Semiten, ihre Bezeichnung Hethiter müssen wir neben die dieser beiden Völkergruppen als selbständig stellen. Wir werden noch sehen, daß uns in Mesopotamien und auf armenischem Boden zwei ihrer Sprachen inschriftlich besser zugänglich sind. In wieweit etwa in dem Georgischen sich ein Rest solcher Sprachen erhalten hat, muß noch dahingestellt bleiben, wenn es auch von vornherein vermutet werden darf.

Das Chattiland hat im babylonischen Gesichtskreis als fester Begriff bereits im 3. Jahrtausend gelegen, denn astrologische Aufzeichnungen ziehen es ebenso in ihren Bereich wie Elam, Guti (Armenien) und die verschiedenen Staaten im Euphratbereiche. Die erste Gruppe hethitischer Völker, welche uns entgegentritt, ist uns nicht auf dem Boden des Chattilandes, am Halys, bezeugt, sondern

in Mesopotamien, zu beiden Seiten des oberen Euphrat und in der Landschaft vom Euphrat bis östlich zum Gebiete von Assyrien hin. Hier in Naharina, wie es die Ägypter nennen, sitzt im 15. Jahrhundert das hethitische Volk der Mitani, dessen Könige mit den Pharaonen der 18. Dynastie Verkehr unterhalten, und welche also zwischen diesen und den (damals kassitischen) Herrschern von Babylon stehen. Wir haben in dem Funde von Tel-Amarna eine Reihe von Briefen ihres Königs Duschratta an Amenophis III. und IV., in welchen über Geschenke und Aussteuer der in den Harem des Pharao zu entsendenden Töchter weidlich gefeilscht wird und auch allerhand diplomatische Häkeleien verhandelt werden. Sie sind in Keilschrift und babylonisch-assyrischer Sprache geschrieben bis auf einen, der in der Landessprache abgefaßt ist und für uns also die eine, recht umfangreiche, Probe einer hethitischen Sprache giebt.

Wir haben in diesen Mitani somit die älteste uns bis jetzt bekannte aber natürlich nicht die überhaupt älteste Schicht der hethitischen Völker zu sehen, welche im 15. Jahrhundert bereits ihre dortigen Sitze eingenommen hatte, also mindestens im 16. oder 17. Jahrhundert sich hier festgesetzt haben muß. Damals ist Assyrien noch ein kleiner Staat, der gerade anfängt, um sich zu greifen; im 14. Jahrhundert hat er die Mitanifürsten gestürzt und ihr Land besetzt. Den Anfang der Gegnerschaft vermögen wir bereits in den Tel-Amarna-Briefen festzustellen, wenn auch damals noch Mitani die überlegene Großmacht ist und Ninive besitzt oder erobert.

Wir müssen das Mitanivolk vorläufig noch als die erste mit Sicherheit feststellbare Schicht der Hethiter bezeichnen. Die erste, welche gegen die Euphratländer und Syrien vordrang, ist es nicht gewesen, das geht von vornherein aus der Bedeutung hervor, welche die älteren astrologischen Aufzeichnungen der Babylonier dem Chattiland zuschreiben.

Daß auch Syrien und Palästina von dieser gegen den kanaanäischen Strom anarbeitenden Einwanderung betroffen worden sind, kann man aus Namen schließen, die palästinensische Fürsten in der Tel-Amarna-Zeit führen. Wir müssen also annehmen, daß die beiden Völkerwogen in Mesopotamien, Syrien und Palästina in der Zeit von 2000—1500 v. Chr. aufeinanderstießen und sich hier miteinander vermischten.

Das 15. Jahrhundert zeigt in den Tel-Amarna-Briefen dann den Streit der vier großen Kulturmächte um Syrien und Palästina. Das Land gehört Ägypten, bedroht wird es von Babylonien, das

unter der Herrschaft der noch zu erwähnenden Kassiten steht, von Mitani als der Großmacht des oberen Euphratlandes (Mesopotamien-Naharina) und von dem „Könige des Landes Chatti“. Dieser letztere ist dabei der für Ägypten am meisten zu fürchtende Gegner, denn den Spuren der früheren „hethitischen“ Einwanderungen folgend, ist er bereits in Syrien eingedrungen und rückt unaufhaltsam vorwärts. Diese Eroberung ist nicht zum Stillstand gekommen, sondern in der Folgezeit ihren Weg weiter gegangen, so daß im 14. und 13. Jahrhundert „Hethiter“ südlich bis an die Nordgrenzen von Palästina vorgedrungen sind, wo sie am Fuße des Hermon und im nördlichsten Palästina noch die biblische Überlieferung kennt. Als im 12. Jahrhundert Ägypten wieder Ernst mit seiner Herrschaft über Palästina und Syrien zu machen suchte, mußte es daher mit den Cheta um diese kämpfen und Ramses II. weiß viel von seinen Siegen zu rühmen*), die aber doch keinen anderen Erfolg hatten, als daß er einen Frieden schloß, welcher den Cheta das nördliche Phönicien und Syrien überließ. Nicht Ägypten hat ihre Macht hier gebrochen, sondern das um 1100 zum ersten Male bis an das Mittelmeer vordringende Assyrien hat das Stammland von den syrischen Besitzungen losgerissen und die nunmehr Syrien überschwemmenden Aramäer haben dann ihrerseits die hethitische Hochflut zurückgedrängt, wie diese der „kanaanäischen“ entgegengewirkt hatte. Nur in Karchemisch am Euphrat hat sich ein Staat mit überwiegend hethitischem Charakter und deshalb als Chattistaat von den Assyrern bezeichnet, aus dieser Zeit bis ins 8. Jahrhundert behauptet, wo (717) Sargon seiner Selbständigkeit ein Ende machte, nachdem er schon längst Vasallenstaat der Assyrer oder der sonstigen jeweiligen Oberherrn Syriens gewesen war.

Es hat sich bei dieser Chattiherrschaft um eine Eroberung Syriens durch eine Großmacht gehandelt, welche ihren Sitz in Kleinasien hatte und behielt, also um eine gleiche Erscheinung wie die ägyptische Herrschaft. Während aber diese keine überschüssigen Volksmassen in das eroberte Land führte, hat die hethitische das Land auch mit ihren Völkermassen überschwemmt, wenngleich das nicht in dem Maße der Fall gewesen sein kann, wie bei den semi-

*) Eines der wichtigsten Ereignisse war die Eroberung von Kadesch am Orontes, welches den Cheta gehörte. Man hat daraus früher eine „Hauptstadt“ eines assyrisch-hethitischen Reiches gemacht, die gelegentlich noch in den Geschichtsdarstellungen herumspukt. Kadesch war nichts als eine der (südlichsten) im Besitz der Cheta befindlichen Städte.

tischen oder den früheren „hethitischen“. Die Eroberung eines Landes durch einen Staat bringt ihm, im Gegensatz zu einer Einwanderung noch nicht civilisierter Völker, nur eine neue Herrschaft mit dem zu deren Aufrechterhaltung nötigen Menschenmaterial, hauptsächlich von Kriegern, Beamten und Feudalherren. Daß auch überschüssige Volksmengen dabei abgelagert werden, ist selbstverständlich, jedoch wird dadurch nicht der ganze Charakter der Bevölkerung bestimmt, und so sind die von dieser Eroberung betroffenen Länder damals nicht in dem Maße hethitisiert worden, wie sie durch die semitischen Einwanderungen im Charakter ihrer Bevölkerung bestimmt wurden.

Es ist nur natürlich, daß diese Eroberer in den Tel-Amarna-Briefen und in den ägyptischen Inschriften stets mit dem Namen ihres Landes als Chatti oder (ägyptisch) Cheta bezeichnet werden. Da wir hier die einzelnen Schichten der hethitischen Rasse feststellen wollen, so müssen wir uns gegenwärtig halten, daß das nicht der Name des Volkes war, wie das mit Mitani und den noch anzuführenden der Fall ist, sondern der des Landes. Uns bleibt nichts übrig, als die Benennung unserer Quellen beizubehalten, da wir nicht wissen, wie das damals in Chattiland herrschende Volk sich nannte, wenn also von Chatti oder Cheta kurzweg die Rede ist, so ist diese Schicht der Hethiter gemeint.

Vielleicht, daß ihr als Volksname dieselbe Bezeichnung zukommen würde, die Gesamtbezeichnung der damals im südlichen Kleinasien erobernd vordringenden Bevölkerung war und die Erinnerungen ihres Daseins auch im übrigen Kleinasien hinterlassen hat. Von der Südküste aus wird das Mittelmeer damals von den räuberischen Lukki der Tel-Amarna-Briefe, den Luka oder Ruka der Ägypter, beunruhigt und der König von Alaschia (Cypern) meldet von ihren Einfällen in sein Land. Sie haben den Landschaften Lykien und Lykaonien den Namen gegeben, und noch in klassischer Zeit kennt Strabo in Kappadokien die Leukosyrer, mit der verwunderten Bemerkung, daß es doch keine schwarzen Syrer gäbe. Die Bezeichnung ist eine Volksetymologie, welche weiße Syrer aus den Lukki-Syrern, d. i. den Luki von Suri, gemacht hat. Suri (woraus Syrien entstanden) ist die altbabylonische Bezeichnung des ganzen Ländergebietes von Kappadokien bis nach Medien im Osten (Mesopotamien und Assyrien mit umfassend). So haben wir von Lykien über Lykaonien eine Kette für die Lukki bis nach Kappadokien, dem „Lande Chatti“. Endlich kennt die Ilias einen ver-

sprengten Rest von ihnen in der Troas in gleicher Weise, wie uns das noch bei den Kilikiern begegnen wird.

Hat es sich hier um Einwanderungen gehandelt, welche immer neue Massen aus der großen Völkerkammer Europa herbeiführten, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wie auch nach der Chattieroberung neue Völker herandrängen. Das ist aber nur möglich, wenn eben der Chattistaat, der bisher Kleinasien beherrscht hatte, von diesen über den Haufen gerannt worden war. Wäre das nicht der Fall gewesen, so würden die neuen Völker immer erst zu „Chatti" geworden und im Lande geblieben sein, um von dort aus als Staat das Nachbarland Syrien zu erobern, nicht aber dorthin einzuwandern. Bald nach dem Frieden mit Ramses II., also etwa im 12. oder 11. Jahrhundert, als Syrien von den Aramäern besetzt wurde, muß daher auch der Chattistaat Kleinasiens eine vernichtende Eroberung erfahren haben, welche von neu einwandernden Völkern ausging. Wir finden dementsprechend in den assyrischen Nachrichten aus dem 11. Jahrhundert ein stark verändertes Bild. Dort wo einst die Mitani gesessen und von Assyrien hinausgedrängt worden waren, sitzen jetzt zu beiden Seiten des Euphrat, in dem später nach ihnen Kommagene genannten Lande die Kummuch, ein als Stammverwandte der Mitani, also als neue hethitische Ankömmlinge deutlich erkennbares Volk. Assyrien war mittlerweile aus diesen Ländern wieder verdrängt worden, jetzt dringt es abermals vor und Tiglat-Pileser I. unterwirft Kummuch. Schon aber schieben sich wieder neue Schichten der Einwanderung vor, das Gebiet der Kummuch, unter assyrischem Schutze stehend, wird von den Muski bedroht, hinter denen von Klein-Armenien her noch weitere Volksmassen, die Kasku und Tabal, nachdrängen. Diese werden aber ebenfalls bereits als „Chatti" bezeichnet, müssen also zu den Herren des alten Chattilandes in engster Beziehung gestanden haben. Tiglat-Pileser hat auch den Chattikönig besiegt und sich dadurch den Weg nach dem Mittelmeere freigelegt und die Ansprüche auf Syrien und Nordphönicien erworben, welche einst Ramses (S. 22) an den Chetakönig abgetreten hatte. Durch Tiglat-Pilesers energisches Eingreifen sind die Muski nach Mesopotamien zurückgewiesen worden, Kleinasien haben sie aber besetzt, denn noch im 8. Jahrhundert bezeichnet der Assyrer Sargon einen Gegner, der dieselbe Stellung einnimmt, wie einst der „König von Chatti" in den Tel-Amarna-Tafeln, als König von Muski, obgleich wir sehen werden, daß dessen Volk ein ganz anderes als die Muski war. Die Kasku und Tabal sind

ebenfalls durch diese Zurückweisung der Muski vom Euphratlande abgedrängt worden, noch im 8. Jahrhundert und später kennt man sie als die Bewohner des östlichen Kleinasiens (Klein-Armenien, Pontos); einen Rest der Tabal wird man mit Recht in den Tibarenern der Klassiker sehen, ob die Kasku den Kolchern ihren Namen gegeben haben, ist weniger sicher.

Etwa gleichzeitig muß westlich von diesen letzteren sich das Volk der Chilakku seine Wohnsitze gesucht haben, also etwa den Spuren der Lukki folgend. Sie haben der Landschaft am mittleren Halys den Namen gegeben, wo noch Herodot die Kilikier kennt, und wo auch die Assyrer im 9.—7. Jahrhundert mit ihnen zu tun haben. Beim Sturze Assyriens hat sich daraus ein Staat gebildet, der zwischen Lydien, Medien und dem neubabylonischen Reiche der Chaldäer kurze Zeit eine selbständige Rolle gespielt hat, bis spätestens durch Kyros ihm ein Ende bereitet wurde. Der Name des Volkes ist durch die persische Verwaltungseinteilung auf den Teil dieses Reiches übergegangen, der jenseits, südlich des Taurus lag. Hieran haftet der Name Kilikien-Chilakku seitdem. In die Zeit der ersten Wanderungen der Chilakku, wo sie Kleinasien ganz oder zum großen Teil überschwemmt haben, weist uns aber die Thatsache, daß im 9. oder 8. Jahrhundert die Ilias noch einen vom Hauptvolk losgelösten Teil der Kilikier in der Troas kennt. Also auch hier eine gleiche Erscheinung wie bei den Lukki.

In den Tabal suchte im 8. Jahrhundert Sargon Freunde und einen Pufferstaat zwischen Taurus und Halys gegen eine sich jetzt in Kleinasien wieder regende Großmacht zu gewinnen. Eine seiner Töchter wurde die Frau des „Königs von Tabal“, der aber bei seinem Volke nie dauernd Ansehen gewinnen konnte, sodaß es bei der Zerrissenheit in die verschiedenen Gaufürstentümer blieb. Den Gegner Assyriens, gegen den dieser Tabalstaat Schutz gewähren sollte, nennt Sargon Mita von Muski, d. h. er bezeichnet ihn als König des Volkes, welches einst die Erbschaft des Chattistaates angetreten hatte. Dieser Mita greift Assyrien von Nordwesten her in Kleinarmenien und südlich vom Taurus in (dem später sogenannten, von den Assyrern als Kue bezeichneten) Kilikien an. Er ist also der Herr des westlichen Kleinasien, und der Sitz seines Reiches muß in Phrygien und am Halys gewesen sein. Er ist niemand anderes als der von der klassischen Überlieferung richtig in dieselbe Zeit gesetzte Midas von Phrygien, der bald nach 700 seinen Tod im Kampfe mit den noch zu erwähnenden Kimmeriern fand, und dessen

Regierung nach den Erwähnungen bei Sargon etwa von 720 bis nach 700 gedauert hat. Er versucht die alte Politik der Chatti wieder aufzunehmen und gegen Syrien vorzudringen. Bei ihm sucht daher das letzte Überbleibsel ehemaliger Chattiherrschaft in Syrien, der kleine Staat von Karchemisch am Euphrat, Anschluß gegen Assyrien, seine Angriffe werden jedoch zurückgewiesen, und die neu hereinbrechende Flut der kimmerischen Einwanderung — von den Assyrern nach Kleinasien abgelenkt — brachte ihm den Untergang.

Die griechische Überlieferung bezeichnet Midas als Phryger, und die Phryger sind zweifellos ein indogermanisches Volk gewesen. Damit erscheint also eine neue Rasse, die indogermanische, zum ersten Male auf dem Boden Vorderasiens nachweisbar. Während gleichzeitig die Griechen über die Inseln sich an der kleinasiatischen Küste festsetzen, müssen die Phryger über Thrakien und das Schwarze Meer her in Kleinasien eingedrungen sein, und haben hier im 8. Jahrhundert auf dem Boden der alten Chattikultur kurze Zeit eine Großmacht gebildet, die sich historisch als eine Erbschaft des alten Chattireiches darstellt. Lange hat sie nicht gedauert, in der griechischen Überlieferung aber ist des letzten Königs Andenken lebendig geblieben, da die Ansiedler der Küste mit ihm in Berührung kommen mußten, wohl auch unter seiner Botmäßigkeit standen. Denn ein Großstaat, der selbst Syrien wieder zu erobern trachtete und sich mit Assyrien maß, kann auf die Häfen der kleinasiatischen Küste nicht verzichtet haben.

Noch einmal erhebt sich nach seinem Sturze in Kleinasien eine Großmacht: Lydien unter Gyges, das also die Erbschaft Phrygiens und damit der alten Chatti-Muski antritt. Die Lyder werden keine Indogermanen, sondern ein hethitisches Volk gewesen sein. Die Vorgänge der Vorzeit im Westen Kleinasiens werden aber noch nicht durch das Licht erreicht, welches vom Osten ausgeht, und so müssen wir uns darauf beschränken, hier diese letzte Periode der Herrlichkeit eines hethitischen Volkes festzustellen. Auch ein Gyges, Alyattes und Krösus sind in den Bahnen der alten Chatti-Politik gewandelt, indem sie gegen Assyrien und deren Erben, die Meder und Babylonier und dann die Perser, Syrien zu erobern trachteten. Die persische Eroberung durch Kyros hat schließlich aller Selbständigkeit Kleinasiens ein Ende gemacht, und die Macht des Griechentums hielt den Völkern im Innern stets so weit die Wage, daß sie das Haupterfordernis zu einer Großmacht, die Seeherrschaft, nie wieder erlangen konnten. Von da an giebt es nach dem Verfall Persiens nur

kleinere Barbarenstaaten mit rasch wechselnder Bevölkerung. Bis in die römische Zeit hinein aber haben auch diese noch Erinnerungen, wenn auch kaum mehr verstandene, der alten Chattikultur lebendig erhalten.

Midas hat sein Ende durch neu einwandernde Indogermanen gefunden. Ehe wir deren Eindringen feststellen, müssen wir erst noch einen Blick auf den nächsten nach Osten gelegenen Schauplatz der vorderasiatischen Geschichte werfen, auf Armenien. Dieselben ältesten babylonischen Nachrichten, welchen Kleinasien das Chattiland ist, bezeichnen das Gebirgsland, aus dem Euphrat und Tigris kommen, als Gutu oder Kutu. In allen Zeiten wie bis auf den heutigen Tag (Kurden) ist es ein Sitz von räuberischen Gebirgsvölkern gewesen, und wenn der Chatti oder Kleinasiat für den Babylonier und Assyrer der Inbegriff der Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit ist, so heißt Kutäer so viel wie: unbotmäßig, räuberisch, genau wie das heutzutage in denselben Gegenden mit der Bezeichnung Kurde der Fall ist. Trotzdem hat auch dieses Bergland im Bereiche der babylonischen Kultur gestanden, mehr oder minder, je nachdem die Macht des Kulturstaates größer war oder die Einwanderungen der Naturvölker sich zu Tal ergossen. Ist doch das armenische Gebirge, der Nißir, die Stätte, wo die babylonische Sintfluterzählung die Arche des Xisuthros-Noah landen läßt. Der Zufall hat es gefügt, daß an diesem Gebirgszuge bis auf den heutigen Tag der über 5000 Jahre alte Name von Gutu hängen geblieben ist, denn nach dem Koran nennt man ihn noch jetzt Gebel Gudi (Dschebel Dschudi), kutäisches Gebirge. Bereits aus dem dritten Jahrtausend haben wir eine Weihinschrift aus dem Sonnenheiligtum von Nordbabylonien, Sippar, von einem König der Guti herrührend, völlig in Schrift und Sprache der gleichzeitigen altbabylonischen Inschriften geschrieben. Dann erfahren wir erst wieder näheres, als im 11. Jahrhundert Assyrien anfängt, sich nach Armenien zu erobernd auszudehnen, und dieselben Nachrichten Tiglat-Pilesers I., welchen wir die Angaben über die Muski und Kummuch verdanken, beweisen uns, daß auch Armenien von jenen „hethitischen" Einwanderungen überschwemmt worden ist und dadurch die gleiche Bevölkerung wie Kleinasien erhalten hat. Auch hierdurch erweisen sich die hethitischen Einwanderungen als genau entsprechende Vorgänger der sogleich zu besprechenden indogermanischen.

Wir lernen aus den seit dem 9. Jahrhundert immer reicher fließenden Nachrichten der Assyrer eine Anzahl Namen von Völkern kennen, welche östlich bis an den Urumijasee und die Grenzen

Mediens saßen und welche wir als die östlichen Vorposten der hethitischen Völker ansehen müssen. Hier, im Osten, scheinen sie auf die Völkermassen gestoßen zu sein, welche aus der östlichen Völkerkammer, aus dem inneren Asien gekommen sind, und mit denen wir uns noch zu beschäftigen haben.

Soweit unsere Kenntnisse bis jetzt reichen, haben wir aus diesen Ländern eigne Nachrichten nur aus der Zeit vom 9. bis zum Ende des 7. Jahrhunderts, wo um den Vansee und mit dem heutigen Van als Mittelpunkt, (damals Thuspa geheißen, wovon der klassische Name des Vansees lacus Thospitis) das Reich von Biaina, wie es seine eigenen Herrscher nennen, oder von Urarthu (Ararat der Bibel), wie die Assyrer sagen, geblüht hat. Die Bevölkerung bildet einen Zweig der Hethiter und zwar einen jüngeren, als die Kummuch und Muski waren. Haben wir aber deren Anwesenheit in Armenien in den Nachrichten des 11. Jahrhunderts bezeugt gefunden, so ist auch in den Inschriften der Könige von Biaina-Urarthu deutlich zu erkennen, daß die damalige Bevölkerung die Erbschaft jener angetreten hat. Wir verdanken die Nachrichten über dieses Reich außer den Assyrern den Inschriften, welche die Könige selbst über das ganze Gebiet ihres Reiches hin haben errichten lassen und in welchen sie ihre Eroberungen in ihrer eigenen Sprache und in einer aus der gleichzeitigen assyrischen zurechtgemachten Schrift erzählen. Wir haben ihrer bereits gedacht als der zweiten uns bekannten hethitischen Sprache neben dem Mitani. Namentlich im 8. Jahrhundert ist Biaina-Urarthu ein gefährlicher Gegner Assyriens gewesen, so daß es beim Regierungsantritt Tiglat-Pilesers III. sogar das nördliche Syrien unter seinen Einfluß gebracht hatte und erst durch Tiglat-Pileser aus diesem Gebiete wie aus Mesopotamien hinausgeworfen werden mußte. Sargon hat dann seine Macht gebrochen, vernichtet wurde es aber durch die gleichzeitig hereinbrechende Hochflut der indogermanischen Einwanderung, welche bereits vorher das phrygische Reich in Kleinasien hatte entstehen lassen.

Wenn nämlich im 8. Jahrhundert die kleinasiatische Westküste in den Griechen, das Innere in den Phrygern eine indogermanische Bevölkerung erhalten hatte, wenn wir weiter noch sehen werden, daß gleichzeitig und früher in Medien die indogermanischen Meder sich bemerkbar machen, so ist klar, daß auch das armenische Reich von den Fluten der großen Völkerwanderung, der ersten indogermanischen, die wir hier feststellen können, umspült worden sein muß.

Nachdem Sargon die Kraft Armeniens gebrochen hatte, ver-

mochte dieses dem Andrängen der Indogermanen nicht mehr Stand zu halten, und so hören wir bald darauf, wie im Gebiete Armeniens östlich bis an den Urumijasee hin, neue indogermanische Stämme sich festsetzen und das Gebiet der verschiedenen bis dahin von hethitischen Völkern bewohnten Länder an sich reißen. Für Armenien war das natürlich eine viel gefährlichere Nachbarschaft als die der früheren Staaten, welche leichter in Abhängigkeit zu erhalten gewesen waren und nicht daran denken konnten, angreifend vorzugehen. Es war daher Aufgabe der assyrischen Politik, die neuen Feinde gegen einander auszuspielen und sie dadurch von den Grenzen des Reiches fernzuhalten. Am weitesten östlich saßen die Aschkuza, deren König Bartatua, als Skythenkönig Prototyes bei Herodot genannt, von Assarhaddon gewonnen und durch Verschwägerung an das assyrische Königshaus gefesselt wurde. Die Aschkuza sind bis zum Sturze Assyriens seine Bundesgenossen geblieben und Madyes, der Sohn Bartatuas, machte noch zuletzt einen Versuch, dem bedrängten Ninive zu Hilfe zu kommen. Die östlich davon sitzenden Meder waren Gegner Assyriens und naturgemäß ihrer Nachbarn, der Aschkuza, sie hielten daher zu dem neuaufstrebenden Babylonien und wurden die Bundesgenossen des chaldäischen Königshauses, mit dem sich ihre Könige ihrerseits verschwägerten. Westlich von den Aschkuza saßen die Kimmerier, welche das eigentliche Urarthu überschwemmten und ihrerseits wieder Gegner der Assyrer und Aschkuza waren. Es gelang Assarhaddon, sie von den assyrischen Grenzen zurückzuweisen, und sie wurden allmählich nach Westen abgedrängt, bis sie sich in verheerendem Zuge über Kleinasien ergossen, wo ihnen das Reich der Phryger unter Midas zum Opfer fiel. Auch das schnell emporgekommene Lydien unter Gyges, das anfangs Anschluß an Assyrien gesucht und gefunden, wurde von ihnen überschwemmt, aber hier verlief sich ihre Hochflut, wie das mit so mancher Überflutung von Kulturländern durch Barbaren der Fall gewesen ist, und unter Gyges' Sohn erholte sich Lydien wieder. Gleichzeitig und bald darauf folgend sind immer neue Indogermanenstämme in Kleinasien eingefallen. Die klassische Überlieferung nennt als Bundesgenossen der Kimmerier die Trerer, und assyrische Quellen erwähnen namentlich noch die Saparda. In späterer Zeit ist deren Name (Sepharad) in der Bibel und in den keilinschriftlichen Urkunden der Seleucidenzeit Bezeichnung für Kleinasien (etwa das pergamenische Reich und die spätere römische Asia), wodurch die Tatsache zum klaren Ausdruck kommt, daß dieses Volk in all dem Hin und Wider der großen Völker-

wanderung in Kleinasien schließlich eine Zeit lang herrschend gewesen sein muß. Kleinasien aber hat durch diese neuen Einwanderungen eine indogermanische Bevölkerung gewonnen, welche über die alte hethitische gesiegt hat. Dasselbe gilt von Armenien, dessen Bevölkerung von nun an ebenfalls einen indogermanischen, aber durch die alten Einwohner besonders stark beeinflußten Charakter trägt.

Das ist die erste indogermanische Einwanderung in diesen Gegenden, deren Hochflut etwa das 7. Jahrhundert ausgefüllt hat. Die nächste ist die keltische im 4. Jahrhundert.

Nunmehr wenden wir uns weiter ostwärts gehend dem Lande zu, welches nördlich von der die Euphrat- und Tigrislandschaft begrenzenden Gebirgskette liegt, Medien. Das babylonische Altertum, welches Armenien als Guti bezeichnet, nennt Medien Anzan, faßt es aber gewöhnlich mit Suri zusammen, sodaß ihm Anzan und Suri, als die Länder, welche von Elam im Osten bis an den Halys im Westen reichen, als ein politischer Begriff erscheinen. Vielleicht haben die Bevölkerungsverhältnisse jener ältesten Zeiten dazu beigetragen, und das späte Mederreich wäre ein Analogon zu einer solchen politischen Staatenbildung, vielleicht spricht dabei aber auch die Anschauung mit, welche das Altertum von dem Taurus hat, indem sie die asiatischen Gebirge als dessen Fortsetzung bis zum Hindukusch hin ansieht. Ebenso wie das älteste Armenien hat auch Anzan unter dem Einflusse der altbabylonischen Kultur gestanden, und wenn die Assyrerkönige vom 9. Jahrhundert an nie vermocht haben das Innere Mediens, das damals schon seine indogermanische Bevölkerung hatte, zu unterwerfen, so sind die babylonischen Reiche in dieser Beziehung erfolgreicher gewesen. In späterer Zeit ist also die Kultur hier zurückgedrängt worden. Im zweiten Jahrtausend scheinen die Ägypter hier ein Reich zu kennen, das sie Arrapcha nennen und die Bezeichnung wird später auch von den Assyrern als Name derjenigen Provinz gewählt, welche die südlichen Teile Mediens, soweit man sie besaß umfaßte. Auch die Babylonier selbst gebrauchen schon im Altertum diese Benennung als politische Bezeichnung und noch in späterer Zeit scheint man sich ihrer als archaistisch bedient zu haben um das medische Reich der Kyaxares und Astyages zu bezeichnen.

Im übrigen aber ist seit dem 2. Jahrtausend Medien meist im Besitze derjenigen Völker, welche der Babylonier als umman Manda, d. i. Manda-Horden bezeichnet, und deren eigentlicher Tummelplatz die Steppen nordöstlich von Medien bis in das innere Asien hinein sind. Fängt das Dunkel, welches über den Hethitern schwebt,

allmählich an sich zu lichten, so sind wir hier, wo es sich um die dritte der von uns in Betracht zu ziehenden Völkerkammern handelt, um das innere Asien, noch nicht im Stande, einigermaßen weiter zu blicken. Das wenige, was wir feststellen können, müssen wir uns aus der Anolagie der späteren Zeit veranschaulichen, wo Türken- und Mongolen-Einwanderungen zeigen, was auch das Altertum von dort aus an Menschenmassen hat kommen sehen. Welcher Art diese gewesen sind, bleibt ziemlich unklar, in Elam werden wir jedoch Teile von ihnen kennen lernen, welche uns wenigstens einigermaßen näher gerückt sind. Die natürliche Grenze, bis zu welcher diese Menschenmengen vorrückten, ist die Ostgrenze der hethitischen Wanderungen, also eben die Ostgrenze Mediens. Im übrigen wissen wir nichts, als was wir aus babylonisch-assyrischen Nachrichten feststellen können. Danach muß im wesentlichen eine mit der elamitischen stammverwandte Bevölkerung hier gesessen haben; in wie vielen Schichten aber diese eingewandert ist, entzieht sich unserem Urteil. In der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends ist Babylonien von einer Einwanderung überschwemmt worden, welche nur aus dem inneren Asien gekommen sein kann. Diese muß sich also zuerst über Medien und Elam ergossen haben. Das Volk wird von den Babyloniern Kaschschu genannt, und wir sprechen deshalb von einer kassitischen Einwanderung. Eine kassitische Dynastie hat vom 17. bis 12. Jahrhundert über Babylonien geherrscht, und einige ihrer Angehörigen sind es, deren Briefe in dem uns bereits bekannten Archive von Tel-Amarna gefunden worden sind (15. Jahrhundert). Wir haben auch außer den kassitischen Namen dieser Zeit einige Aufzeichnungen über ihre Sprache; damit aber Folgerungen über ihre Verwandtschaft mit der früheren anzanisch-elamitischen Bevölkerung zu ziehen, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Im 9. Jahrhundert ist der Einfluß Babyloniens und Assyriens aus dem inneren Medien zurückgedrängt. Die Assyrerkönige berichten von da an über vielfache Eroberungszüge gegen die „Meder"; sie haben aber stets nur die südlichen und östlichen Randlandschaften zu unterwerfen vermocht, welche überwiegend auch im Besitze der vorindogermanischen Bevölkerung erscheinen. Dagegen sitzen im innern Medien seit dieser Zeit die indogermanischen oder arischen Stämme, welche dem Lande den Namen gegeben haben, die Madai oder Meder. Vom 9. bis ins 7. Jahrhundert zerfallen sie in einzelne Gaue oder Stämme, welche nur ihrem Stammeshaupte unterstehen. Sie haben daher den assyrischen Heeren keinen festen Widerstand

entgegen zu setzen vermocht, aber auch nie länger gehorcht als ein Heer in der Nähe war. Im 7. Jahrhundert, als die große Wanderung der Kimmerier, Aschkuza u. s. w. im Fluß ist, wird auch ihr Land neue Menschenmengen aufgenommen haben, und im Kampfe und im Bunde mit solchen, wie es im Drunter und Drüber einer Völkerwanderung geschieht, sind sie unter einem Oberhaupte vereinigt worden. Es giebt jetzt Könige der Meder in Ekbatana, und die Madai bilden eine staatliche Einheit, als welche sie dem Königreich der Aschkuza, ihren westlichen Nachbarn, Widerstand zu leisten vermögen. Und wie jene sich an Assyrien anschließen, so gehen sie, wie wir bereits sahen, mit den Chaldäern in Babylonien Hand in Hand. Als ihre Könige sind uns historisch nur Kyaxares und Astyages bezeugt. Der erstere der Bundesgenosse des Chaldäers Nabopolassar und Zerstörer Ninives (606), sein Sohn der letzte König Mediens, der von dem Perser Kyros entthront wurde.

Damit kommen wir zu dem östlichsten der um die Euphratniederung herumliegenden und durch ihre Kultur beeinflußten Länder, Elam. Nördlich vom südlichen Babylonien durch Sümpfe und die Gebirgskette getrennt, liegt das Land des Euläos-(Ulai-)Tales, Elam. In den Nachrichten der Babylonier wird es ebenfalls seit den ältesten Zeiten erwähnt, und so weit unsere Nachrichten reichen, wird von Kämpfen mit dem Lande Elam erzählt, das bereits damals ein einheitlicher Staat mit der Hauptstadt Susa gewesen ist. Daraus folgt, daß wir auch dort eine zum mindesten bis 3000 v. Chr. hinaufreichende Kultur anzunehmen haben würden, auch wenn wir weiter keine Zeugnisse dafür hätten. Der Boden Elams, mit dem Spaten noch wenig durchsucht, hat jedoch bereits Urkunden und Denkmäler hergegeben, und in der letzten Zeit hat Frankreich, Gebrauch machend von dem erworbenen Rechte, auf persischem Boden allein Ausgrabungen vornehmen zu dürfen, die Ruinen der alten Hauptstadt Susa durchforscht und Funde gemacht, welche neben die der ältesten uns bekannten babylonischen Periode zu stellen sind. Das am meisten in die Augen springende Ergebnis ist dabei, daß Elam in der Zeit der altbabylonischen Könige des 3. Jahrtausends völlig zu Babylonien gehört hat. Susa galt genau wie die babylonischen Städte als zu dem babylonischen Kulturbereiche gehörig; und bis ins 2. Jahrtausend hinein hat man dort babylonische Schrift und Sprache gerade so benutzt, wie es die Tel-Amarna-Briefe für den Westen beweisen.

Die Heimat der elamitischen Kultur ist ebenso wie die der

übrigen an die Euphratniederung grenzenden Länder Babylonien; die Schrift der elamitischen Denkmäler, welche wir nun aus dem 3. und 2. Jahrtausend kennen, ist dieselbe wie die babylonische, oder aus ihr zurecht gemacht. Dagegen hat Elam als selbständiger Staat mindestens seit der Mitte des 2. Jahrtausends seine eigene Sprache geschrieben und so seine Selbständigkeit gegenüber Babylonien in sprechender Weise zum Ausdruck gebracht.

Seiner Lage nach muß das Land als ein Schutzwall Babyloniens gegen die aus dem inneren Asien kommenden Völkerwanderungen gedient haben. Als starkes Staatswesen und kultiviertes Land leistete es den hereinbrechenden Völkermassen Widerstand, sie zurückdrängend oder nach anderen Gebieten ablenkend — so nach Medien — oder, wenn es überflutet wurde, so nahm es zunächst gewaltige Völkermassen auf und zwang sie zum Teil bereits in den Bann seiner Kultur, ehe sie Babylonien gefährlich wurden.

Freilich ist ein solcher Nachbarstaat, der immer wieder neue lebensfrische Völkermassen aufnimmt, auf der andern Seite kein bequemer Nachbar für den Staat mit höherer Kultur, dessen Bevölkerung im friedlichen Kulturleben die kriegerischen Fähigkeiten verloren gehen. Den ersten Ansturm der Barbaren hält er wohl ab, wenn er aber erst einmal diese aufgenommen hat, so hat er dadurch eine neue Bevölkerung erhalten, welche nun mit den Mitteln der angeeigneten Kultur zu weiteren Eroberungen schreitet. So hören wir denn seit dem 3. Jahrtausend beständig von Kämpfen Babyloniens mit Elam, mit allen Wechselfällen des Krieges. Bald fallen die Elamiter in Babylonien ein, bald sucht ein starker babylonischer Herrscher sie im eigenen Lande auf. Gegen Ende des dritten Jahrtausends, als die ersten („kanaanäischen") Herrscher der ersten Dynastie von Babylon in Nordbabylonien regierten, war Rim-Sin, der Sohn eines elamitischen Fürsten Kudur-Mabuk, der letzte König von Südbabylonien; es kann also der kanaanäischen Einwanderung eine von Elam her kommende entgegengewirkt haben. Dabei hat man freilich zu berücksichtigen, daß politisch nach der damaligen Anschauung und nach der geschichtlichen Entwicklung beide Länder zusammen gehörten. Die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends bringt die Einwanderung und Herrschaft der Kassiten, welche von Osten kommend vorher Elam überschwemmt haben müssen. Vielleicht hat man die Entwicklung einer eigenen elamitischen Nationalität, den Gebrauch einer eigenen Sprache und Schrift (S. 12) hiermit oder mit ähnlichen Ereignissen zu erklären. In der zweiten Hälfte desselben

Jahrtausends hören wir von ununterbrochener Bedrängung Babyloniens durch Elam, welche die babylonischen Könige nur mühsam zurückweisen. Gegen Ende dieser Zeit kommt Assyrien empor und seit dem 9. Jahrhundert dreht sich die babylonische Geschichte um die Frage, ob das Land unter assyrischer oder elamitischer Schutzhoheit steht. Die Chaldäer, welche sich immer mehr in den Besitz der babylonischen Städte und Ländereien zu setzen suchen, schließen sich an Elam an, und seit den Tagen des Tiglat-Pileser III. und Sargon wechseln diese chaldäischen, von Elam gehaltenen, mit den von Assyrien eingesetzten Königen auf dem Throne von Babylon ab. Im 7. Jahrhundert kommt es dann endlich zum Entscheidungskampfe. Assurbanipals Bruder Schamasch-schum-ukin hatte als König von Babylon sich von der assyrischen Oberhoheit freizumachen gesucht und dabei ebenfalls bei Elam Rückhalt gesucht. In Elam selbst wechselten die Könige von den Assyrern oder durch innere Unruhen gestürzt schnell auf dem Throne. Wiederholt drangen assyrische Heere in Elam ein, und der Hauptstadt Susa wurde endlich von den Assyrern ein Schicksal bereitet, wie es 30—40 Jahre später Ninive selbst von den Medern zuteil werden sollte. Das Reich von Elam war durch diese Schläge vernichtet worden, und wie im Norden Assyrien durch die Schwächung des Reiches von Urarthu den Indogermanen das Land geöffnet hatte, so legte es in Elam durch die Vernichtung dieses alten Staatswesens das Land den bereits herandringenden Medern und Persern offen zu Füßen. Jetzt sammelten sich auf dem Boden Mediens und Elams die Kräfte derjenigen Völkerschaften, welche nunmehr diesen Ländern ihren Charakter aufdrücken sollten, um von hier aus die Herrschaft über ganz Vorderasien zu erringen. Das medische Reich unter Kyaxares vernichtete Assyrien. Infolge des Sturzes Mediens durch Kyros wurde das ehemalige Elam mit seiner wiedererstandenen Hauptstadt Susa der Herrschersitz Persiens. Kyros bereitete dem unter chaldäischer Herrschaft wieder zu kurzer Selbständigkeit gelangten Königreich Babylonien ein Ende, nachdem es bereits das übrige Vorderasien nach Besiegung Lydiens niedergeworfen hatte. Er stellt so durch Einigung der neu eingewanderten Indogermanen oder Arier ein Reich vom Mittelmeer bis an die Grenzen Indiens her.

Damit wird uns zum ersten Male eine geschichtlicher Ausblick auf die Länder eröffnet, welche ostwärts von Elam liegen, und über die wir bis jetzt noch keine Nachrichten aus dem Altertum haben, das uns durch die Erschließung der Keilinschriften wieder zugänglich

geworden ist. Die Geschichte der Mittelmeerländer wird zum großen Teil beeinflußt durch die Rolle, welche sie als Vermittler des östlichen Asiens, des alten Kulturlandes Indien mit der westlichen Welt spielen. Auch die babylonischen Kulturreiche müssen ihren Verkehr direkt oder indirekt mit dem Osten gehabt haben. Ein Mittelglied dabei ist Elam gewesen, von dem wir noch nicht wissen, wie weit sein Einfluß mittelbar oder unmittelbar sich nach Osten erstreckt hat. Von vornherein aber ist es klar, daß ein Staat, der Babylonien zeitweilig beherrschte und der dem ganz Vorderasien beherrschenden Assyrien die Wage hielt, der den Kulturstaat derjenigen Völker bildet, welche die innerasiatische Völkerkammer westwärts entsandt hatte, nicht auf die Landschaft Elam beschränkt gewesen ist, sondern nach Osten hin eine entsprechende Machtstellung eingenommen haben muß wie Assyrien nach dem Westen. So wenig wir daher auch noch von Elams Vergangenheit wissen, die Bloslegung seiner Denkmäler wird uns Aufschlüsse von der Vergangenheit der östlichen Kulturländer liefern, welche das Land des Euläos in einer gleichen Bedeutung für den Osten zeigen werden, wie die Kultur Kleinasiens es für den Westen, für Griechenland, gewesen ist, und Beziehungen zwischen den alten Kulturländern werden durch geschichtliche Zeugnisse zu Tage treten, welche wir bis jetzt nur den mythologischen Vorstellungen entnehmen können, als deren bekannteste der bei Juden wie bei Griechen sich findende babylonische Sintflutbericht angesehen werden darf.

Wenn einmal die Urkunden, welche der Boden Elams noch birgt, zu uns sprechen werden, dann werden wir auch einen Einblick in die Eigenart und das Entstehen des Volkes gewinnen, das wir nach dieser Landschaft benennen. Vorläufig sind wir auf die dürftigen Nachrichten der Babylonier und Assyrer und der wenigen jetzt zugänglichen Inschriften angewiesen. Die Ergebnisse der französischen Ausgrabungen haben unsere Kenntnis schon gewaltig erweitert, lassen aber auch erst erkennen, daß wir von dem Ostflügel der babylonischen Kultur auch noch nicht viel mehr haben als von dem Westflügel, dem Chattilande. Die Sprache Elams ist uns aus diesen Inschriften wenigstens äußerlich bekannt, zu einem tieferen Eindringen in ihren Bau und zur Beurteilung ihres Verhältnisses zu andern Sprachstämmen sind kaum die Anfänge zu machen. In verschiedenen Inschriften aus verschiedener Zeit und aus verschiedenen Landschaften liegen uns bis jetzt drei oder vier Dialekte vor: der von Susa, wozu vielleicht ein neususischer kommt, der in zwei Inschriften aus

Mal-Amir und Schikafti-Salman vertretene und der der einen Gattung der dreisprachigen Inschriften der Achämeniden, den man gewöhnlich als den vorarischen medischen ansieht. Alle drei gehören zu einem Sprachstamme. Aus den Namen der elamitischen Könige vor dieser Zeit und in der späteren assyrischen geht aber hervor, daß die elamitische Eigenart sich ebenso gegen solche Stürme behauptet hat, wie in Babylonien die semitische. Auch die elamitische Kultur war stark genug, um die einwandernden Barbaren in ihren Bann zu zwingen, bis die indogermanische Einwanderung den Charakter der Bevölkerung total veränderte.

Über diese sprachlichen Anhaltspunkte und die Analogieschlüsse, welche uns die großen türkisch-mongolischen Wanderungen des Mittelalters gestatten, kommen wir vorläufig nicht hinaus. Man hat darauf hingewiesen, daß die Leibgarde, welche die prächtigen Mosaiks des Dariuspalastes von Susa (jetzt im Louvre) darstellen, einen dunkelhäutigen, tiefbraunen Menschenschlag zeigt. Daß das persisch (indogermanisch, arisch) sei, ist ausgeschlossen, ob man daraus aber auf die Urbevölkerung Elams mit ihrer innerasiatischen Herkunft Schlüsse ziehen darf, muß dahingestellt bleiben. Das Perserreich hat bis nach Indien hin die verschiedenartigsten Nationen beherrscht, über die uns höchstens erst die Zukunft etwas lehren wird, wenn sie uns die elamitischen Quellen zugänglich macht, wie wir von ihr erhoffen.

---

## Übersicht.



---

# Die Amarna-Zeit

Ägypten und Vorderasien
um 1400 v. Chr. nach dem Tontafelfunde von El-Amarna

Von

Carl Niebuhr

Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1913

# Der Alte Orient.

## Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

## Vorderasiatischen Gesellschaft.

1. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B. AO. IV,2² S. 15.

## I. Auffindung und Art der Contafeln.

Schon um das Jahr 1820 war in Europa bekannt, daß in Mittelägypten, am östlichen Nilufer der Strecke Minieh-Siut, die Ruinen einer großen altägyptischen Stadt lägen. Die preußische Forschungsexpedition von 1842—45 nahm den Punkt gebührend wahr. In der Tat fand sich hier, etwa 80 Kilometer südlich von Minieh, ein ausgedehntes Trümmerfeld vor, das bei dem Dorfe Schech Kandil beginnt und ein landwärts von Felsen umgebenes Tal füllt, welches nach einer Lokaltradition El-Amarna benannt ist. Der Grundriß war noch leicht zu erkennen: man konnte regelmäßig laufende Straßenzüge verfolgen und die Reste des groß angelegten Haupttempels bewundern. Bisher ist dieses Beispiel einer Städte-Anlage aus alter Zeit in Ägypten vereinzelt geblieben, um so mehr, als Privatbauten damals wie heut aus lockerem Material aufgeführt wurden. Die Erhaltung der Ruinen von El-Amarna danken wir nur dem frühen Untergange einstmaliger Herrlichkeit und der völligen Verödung, die darauf eintrat. Aus den zahlreichen Grotten der das Tal schließenden Felswände kam Licht über die Bedeutung des Platzes. Hier lagen die Gräber der vornehmeren Bewohner, mit Inschriften und eigentümlichen Abbildungen versehen. Da zeigte sich, daß man auf der Stätte von Chut-Aten stand, der Residenz des Königs Amenophis IV., welche dieser um 1380 v. Chr. eigens erbauen ließ und die bald nach seinem Tode wieder zerstört wurde.

Gegen Ende 1887 gruben einige Fellachen unweit des Trümmerfeldes nach Mergel und stießen dabei auf eine Anzahl vermorschter Holzkisten, mit Tontafeln angefüllt, die auf beiden Seiten eng bekritzelt waren. Die braunen Gesellen, nicht wenig erfreut über den Besitz von mehreren Hundert solcher marktgängigen Altertümer, für die ihnen der fränkische Käufer gewiß viele gute Napoleons geben würde, zerschlugen die besonders großen Exemplare unter den Tafeln je nachdem in zwei oder vier Teile, manchmal zu schmerz-

lichem Schaden der nachherigen Entzifferungsarbeit. Doch sehr bald wurde die Sache ruchbar, die Regierung griff ohne Verzug ein, und so wurde fast der ganze Fund noch rechtzeitig geborgen, seiner völligen Zerstreuung vorgebeugt. Es entspricht den am Nil herrschenden Machtverhältnissen, daß 82 der besterhaltenen Amarnatafeln sogleich ihren Weg nach London ins Britische Museum nahmen. Fünfzig wurden dem Museum von Bulak (Kairo) überlassen; über 200 Nummern, darunter freilich auch kleine Fragmente, doch in der Mehrzahl inhaltlich wichtige Urkunden bietend, wurden für das Berliner Museum erworben. Im Privatbesitz blieben nur wenige Tafeln des Fundes.

Obgleich einige Alabasterplatten mit den hieroglyphischen Namen der Könige Amenophis IV. und seines Vaters Amenophis' III. beim Amarna-Fund zutage gekommen waren, die offenbar als Verschlußstücke der Kisten gedient hatten, obgleich ferner einige Tafeln Vermerke in roter Tinte und hieratischer Schrift aufwiesen, ergab sich sofort, daß sie alle in babylonischer Keilschrift abgefaßt waren. Die Lesung der jeweiligen Anfangszeilen zeigte, daß der Fund einen Teil des ägyptischen Staatsarchivs aus den Zeiten der beiden Amenophis bildete. So bestand die erste der vielen überraschenden Feststellungen, die nun einander folgen sollten, in der Tatsache, daß um 1400 v. Chr. das semitische Babylonisch als Diplomatensprache des Orients gedient hat.

Mit Ausnahme zweier Tafeln mythologischen Inhalts, die in Babylonien geschrieben waren, sowie einiger Verzeichnisse von Gegenständen, lagen lauter Briefe vor. Die Mehrzahl rührte von ägyptischen Beamten aus Syrien und Kanaan her, in der Regel an die Adresse ihres Königs gerichtet. Daneben fanden sich Schreiben asiatischer Könige an den ägyptischen Herrscher in größerer Menge und Länge, endlich noch einige Schriftstücke aus der Kanzlei des „Pharao“ selbst, wobei zu bemerken ist, daß diese Bezeichnung für die ägyptischen Könige, dem Alten Testament so geläufig, hier nirgends vorkommt. Interessant ist die Art, wie die Schwierigkeiten der Schrift und der den allermeisten Absendern nicht völlig geläufigen Sprache jeweils bewältigt wurden. Schon die gelehrten Schreiber des königlichen „Sonnenhauses“ in Ägypten haben unverkennbar ihre liebe Not damit gehabt, und die bereits erwähnten mythologischen Texte aus dem Lande Babel haben als Material hergehalten, ihre Fertigkeit daran zu vervollkommnen. Das beweisen feine rote Striche, durch die nur hier die einzelnen Wörter

von einander getrennt worden sind. Die Statthalter und Beamten darf man gewiß nicht auf Grund ihrer Briefe in gebildetere und einfache Geister scheiden, denn sie bedienten sich gleichfalls berufsmäßiger Schreiber. Von diesen sind die einen schon sicherer, die anderen Stümper gewesen, deren Mitteilungen mehr erraten als gelesen sein wollen. Vielfach kommt es vor, daß hinter einem babylonischen Worte noch das entsprechende kanaanäische erscheint, natürlich ebenfalls in Keilzeichen aber mit einem Merkmal versehen, durch das die Übersetzung als solche angezeigt wird. Die Souveräne Asiens besaßen natürlich wieder ihren Stab von Gelehrten. Ein kleinerer Fürst, Tarchundarasch von Arzawa, war allerdings nicht so glücklich, jemand um sich zu haben, der einen Brief in babylonischer Sprache abzufassen verstand; darum wird mit ihm in der Sprache seines Landes korrespondiert. Der Schreiber des Hethiterkönigs leistet nur eine Art „Küchenfranzösisch"; der des Königs von Alaschja beutet sein Wörterverzeichnis aus und schiert sich nicht um Grammatik. Dagegen sind die Briefe des Königs von Mitani schon in dem Ductus abgefaßt, der unserer Wissenschaft als der assyrische gilt. Wahrscheinlich stammte diese Schreibweise der Keilzeichen eben aus Mitani. Hier ist also von besonderen Schwierigkeiten im Gebrauch der altorientalischen Diplomatensprache nicht mehr zu reden. Die babylonischen Königsbriefe endlich nehmen Rücksicht auf den ägyptischen Empfänger, indem sie ausschließlich Lautzeichen verwenden, so daß der Text leicht durchbuchstabiert werden konnte, während ein dem Vorleser ungeläufiges Begriffszeichen Stocken verursacht hätte. — Die Tonmasse, aus der die Tafeln gebacken sind, verrät schon durch Farbe und Festigkeit, woher der betreffende Brief jedesmal stammt. Alle Schattierungen von blaßgelb bis rot- und schwarzbraun sind auf diese Weise vertreten; neben harten, sehr gut lesbar gebliebenen Stücken liegen zerbröckelnde Exemplare, die seit ihrer Wiederkunft durch den Einfluß der Luft stark mitgenommen worden sind.

## II. Hof und Verwaltung der Ägypter.

Die beiden Pharaonen der Amarnazeit gehören der achtzehnten Dynastie an, welche um 1560 v. Chr. das Land von einer langen Fremdherrschaft asiatischer Eindringlinge, der Schasu, befreit hatte. Bald griff das nationale Herrscherhaus selbst nach Asien hinüber. König Thutmosis III. (1503—1449) eroberte im Laufe vieler und gewiß wechselvoller Kriegszüge Syrien bis zur

Bucht von Iskanderun; nach der afrikanischen Seite hin dehnte er die Grenzen des Reiches bis zur Mündung des Atbara in den Nil aus, so daß der größte Teil Nubiens ihm ebenfalls gehorchte. Der Schrecken seines Namens erlosch auch nicht sogleich und kam den Nachfolgern auf lange Zeit zugute. Unsere Tontafeln legen dafür Zeugnis ab, indem sie zweimal an die Tage des tatkräftigen „Manachbiria" — so lautete der gebräuchliche Vorname Thutmosis' — mit Nachdruck erinnern. Denn seit der Thronbesteigung Amenophis' III. (1419) hörte die Kriegslust am Hofe zu Theben völlig auf. Sicherlich gab es in Vorderasien nichts mehr zu gewinnen; außerdem war der neue König anderen Liebhabereien zugewandt. Die beiden berühmten „Memnons"-Kolosse, ihn selbst darstellend, zahlreiche andere Bauten, die bedeutsame Rolle seiner Hauptgemahlin Teje und des wohlgefüllten Harems neben ihr, die Pflege der „Weisheit" (praktisch wohl stark auf „Geistreichigkeit" hinauslaufend), nicht zuletzt die feierliche Anbetung seiner eigenen göttlichen Abbilder — alle diese Momente sind geeignet, uns ein Bild von dem veränderten Wesen zu geben, das mit Amenophis III. sich geltend machte. Er regierte 36 Jahre hindurch, lange genug, um die von ihm vertretene Richtung sich ausleben zu lassen. Aber sein Sohn Amenophis IV. war weit entfernt, etwa die Spuren der kriegerischen Ahnen wieder aufzunehmen. Dem Anschein nach mit körperlichen Mängeln behaftet, wollte dieser Sonnensohn sich auf einem Felde versuchen, das oft viel gefährlicher ist als die Walstatt. Er begann eine Reform des ägyptischen Götterdienstes, die, unserm Empfinden nach, auf eine Art von Monotheismus abzielte, und zwar zugunsten der Sonnenscheibe, also des Symbols, unter welchem der Gott Ra zu Heliopolis am Delta verehrt wurde.

Wie der König, von dessen Leben als Thronfolger nichts bekannt ist, dazu kam, läßt sich nur vermuten. Gewiß ist, daß die Grundgedanken und Ausdrucksformen des neuen Glaubens schon auf einigen Grabinschriften aus Amenophis' III. Zeit erkennbar sind. Eine entsprechende Bewegung der Geister war also längst im Gange gewesen. Aus dem Verhalten des neuen Königs in der ersten Regierungszeit könnte man schließen, daß er schrittweis vorgehen wollte und erst durch den Widerstand der mächtigen Priesterschaft des Gottes Amon in Theben gereizt worden sei. Diese Leute handelten natürlich nur im eigenen Interesse, wenn sie auch gelinden Reformversuchen bei guter Zeit entgegentraten; vielleicht hatte aber der Pharao von Anfang an schon den Zweck im Auge,

mit Hilfe der neuen Lehre den Einfluß der thebäischen Hierarchie lahmzulegen und seine königliche Gewalt durch fleißige Säkularisationen zu stärken. Der offene Kampf zwischen Amon und der Sonnenscheibe, dem „Aten", entbrannte zwischen dem vierten und sechsten Jahre Amenophis' IV., also bald nach 1380. Und daß der König jetzt seine Hofhaltung aus Theben verlegte, in der noch ganz unfertigen, eben erst zu erbauen befohlenen neuen Stadt bei El-Amarna schon seinen Sitz nahm, sieht fast nach einem Mißerfolg aus. Desto energischer brach die offizielle Welt mit der alten Religion. Der König änderte seinen Thronnamen Amenophis in „Chu-en-Aten" (d. h. Abglanz der Sonnenscheibe) um, auch seine noch unmündigen Töchter bekamen Namen, die mit Aten zusammengesetzt waren, während die Großen und die Hofgesellschaft den etwa vorkommenden Amon aus den ihrigen streichen und dafür den des mit Aten mehr oder weniger identischen Ra einsetzen mußten. Übrigens wurde „die Lehre", wie das neue Sonnen-Dogma kurzweg auf den Grabinschriften heißt, so sehr als innere Angelegenheit Ägyptens behandelt, daß die syrischen und palästinensischen Beamten, lauter Nichtägypter, nie eine offizielle Nachricht von jenen Vorgängen erhalten zu haben scheinen. Die meisten von ihnen erwähnen Amon nach wie vor, und nur ein paar besser Unterrichtete tragen späterhin der veränderten Mode Rechnung. So verbessern Widia von Askalon, Pu-Balu von Wurza und ein gewisser Abdudani den Namen des ägyptischen Kommissars „Amanappa" in „Rianapa" nach ihrer Schreibweise; Abimilki von Tyrus muß sogar einmal versucht haben, sich für einen Mitbekenner „der Lehre" auszugeben und seine Stadt als Dienerin des Aten hinzustellen (in dem nach seinem sonst noch unerklärten Kennwort „Schalmajati" benannten Briefe; siehe Knudtzon: „Die El-Amarnatafeln", Nr. 155). Indessen fällt Abimilki nach der einen Probe sofort wieder in den alten Stil zurück, trug also wohl einen kräftigen Wischer für solche Dreistigkeit davon. Der König reformierte nicht für elende Asiaten.

Die neue Residenzstadt aber erhielt ihren angemessenen Namen „Chut-Aten" (Sonnenhorizont) und wurde feierlich eingeweiht, lange bevor sie halbwegs fertig dastand. Die Witwe Amenophis' III., die Königin-Mutter Teje, kam gelegentlich zum Besuch herbei und ward mit allen Ehren eingeholt; also hat sie den Anschauungen ihres Sohnes jedenfalls zeitgemäße Reverenz erwiesen. Inwiefern die Lehre vom Aten einen Fortschritt dargestellt hat, ist aus dem

Inhalt einiger Hymnen zu schließen, die an Grabwänden erhalten blieben. Hieraus ergibt sich, daß die „Ketzerei" des Sonnendogmas nicht eigentlich in seinem monotheistischen Zuge lag. Die Gottheit, an welche sich der Einzelne besonders wendet, wird immer günstig fortkommen, und es sind Hymnen an Amon und geringere Götter vorhanden, worin nach dieser Richtung alles Mögliche getan ist. Die Gefährlichkeit der „Lehre" für die ägyptische Götterwelt lag vielmehr in der starken Betonung reiner Naturbeobachtung.

Zum erstenmale finden wir die Fesseln der Mythologie mit Bewußtsein abgestreift. Die Sonnenscheibe wirkt weltschöpferisch und lebenschaffend, — nicht, weil ihr die oberen Götter einst den symbolischen Auftrag unter entsprechenden Formeln und Zeremonien erteilten, sondern weil man das alle Tage sehen, verfolgen kann. In der Nacht, bisher der heiligen Zeit, ruht die Natur; erst der Sonnentag belebt sie. Er sorgt für die Erhaltung des Menschengeschlechts, und so muß der strahlende Aten denn auch als Urgrund aller Dinge betrachtet werden. „Aber", so fährt das Bekenntnis fort, „Niemand weiß darum, als dein (Atens) Sohn, der König. Ihm hast du eröffnet die Lehre von deinem mächtigen Kommen und Gehen. Schon an jenem Tage, als du die Erde gründetest, ließest du sie entstehen für ihn, deinen Sohn, der ewig lebt." Selbst dieser Gedanke klingt uns heute nicht mehr ganz neu; damals aber war er samt seinen Voraussetzungen unerhört genug. Außer der Sonne und dem Könige gab es demnach überhaupt keine im Diesseits wirksamen Götter mehr. Selbstverständlich wird der Gedanke nicht dem Hirn Chuenatens entsprungen sein, das wohl nur „auffallend normal veranlagt" war. Das Andenken der Schöpfer dieser nie wieder erstorbenen Lehridee ist vielmehr verschollen.

Für das Verständnis ihrer Zeit noch zu hoch, mußte die „Lehre" vorwiegend politisch gefördert werden. Chuenaten betrachtete also jeden seiner Würdenträger, der „die Lehre gehört hatte", schon darum als einen Mann von Verdienst; unter solcher Begründung allein wurden z. B. dem Aï, der in den Amarnabriefen Haja heißt, goldene Ehrenzeichen in Fülle verliehen. Haja wird als königlicher geliebter Schreiber betitelt, war mithin wohl eine Art Staatssekretär, der auch einmal als außerordentlicher Gesandter nach Babylonien ging. Neben ihm — um hier gleich die sonst in den Amarnabriefen erscheinenden Würdenträger aufzuführen, — bekleidet Dudu einen wichtigen Posten beim Könige; der schon genannte Amanappa war nach einem Briefe, den er an Rib-Addi von Gebal (Byblos) schreiben ließ, ein Feldhauptmann. Mit königlichen Aufträgen erscheinen als Kommissare in den syrischen Gebieten Hani, Salma, Pauru, Pahamnata, Hatib, Maja, Schuta und Zitana; einem Beamten namens Schachschihaschiha wird nach Ägypten über den Verbleib einer Karawane des Königs berichtet.

Von sehr großer Bedeutung für die asiatischen Vasallen des Reiches ist aber das Amt, welches Janhamu bekleidet, nämlich die Verwaltung Unterägyptens, des Landes „Jarimuta". Wem Janhamu übel will, der mag sich in acht nehmen, das zeigen uns die Briefe mehrere Male recht drastisch. Der ihm an Rang gleiche Beamte des Königs von Alaschja sendet Geschenke an den gefährlichen Mann, weil er durch seine Maut alaschiotische Kauffahrer beim Anlegen belästigt hat; Rib-Addi von Gebal verliert Land und Leute, trotzdem Amanappa sein Gönner ist, weil es Janhamu so beliebt, und an Milki-El von Gath statuiert dieser persönlich ein warnendes Exempel, von dem noch die Rede sein wird.

Bei alledem erfreuen sich die asiatischen Länder unter ägyptischer Hoheit der Selbstverwaltung. Sie zeigt freilich ihre Schattenseiten in jeder Hinsicht, so daß zahlreiche Briefe mit großer Regelmäßigkeit in die Bitte auslaufen, der König möge selbst eingreifen, oder wenigstens Beamte nebst Truppen senden. Das geschieht zuweilen, aber nur selten hat eine solche Intervention, gewöhnlich mit ungenügenden Kräften unternommen, Beruhigung zur Folge. Die einheimischen Fürsten, Grafen und Stadtschultheißen bekriegen einander rastlos, bilden Sonderbünde oder stehen gar in heimlichem Einverständnis mit Nachbarstaaten, das sie aber mit eiserner Stirn abzuleugnen wissen. Diese trostlosen Verhältnisse lassen sich im allgemeinen auf zwei Hauptursachen zurückführen: die Tributfrage und die Einwanderung von Beduinenstämmen.

Die Regierung des Königs versteht keinen Spaß, sobald der Tribut überfällig wird. Auch die triftigste Entschuldigung — Verlust von Ortschaften, Kriegsnot, Fehlernte — begegnet großem Mißtrauen, dessen allgemeine Berechtigung keinem Zweifel unterliegt, das aber doch im Einzelfalle leicht zu Härten führte. Alle normalen Abgaben sind fest bestimmt, ebenso die eintretenden Lieferungen für passierende königliche Truppen und die zu stellenden Mannschaften im Bedarfsfalle. Allein die Begleitgeschenke, welche nicht nur für die hohen Beamten am Hofe, sondern auch für den König selbst mit dreingehen — Sklavinnen beispielsweise — verteuern die Leistung ungemein; eine persönliche Zitation nach Ägypten aber galt weniger reichen Gauherren beinahe als sicherer Ruin. Daß sie sich dann sperren würden, war so klar, daß eine derartige Aufforderung hie und da nur im Hintergrunde, mehr als Drohung auftaucht. Wenn jedoch ein paar Gräflein in Palästina oder Syrien ihr Malter Korn, ihre drei Ochsen oder zwanzig Schafe zurückhielten oder mit dem Zuschlag an Bakschisch so gespart hatten, daß dieser Tribut unterwegs dafür angegriffen wurde und aus den Buchungen verschwand, — sollten deshalb kostspielige Maßnahmen getroffen werden? Dann übertrug man einfach den getreuen Nachbarn die Exekution, und der kleine Krieg war fertig. Sind doch sogar die Mandate direkter königlicher Sendboten bei Gelegenheit angezweifelt

worden; es war also kaum zu verlangen, daß eine an Gleichstehende übertragene Vollmacht sonderliche Achtung fand. Beide Parteien empfingen Zuzug, der lachende Dritte griff im passenden Moment zu, es bildeten sich verschiedene, oft entlegene Herde der Zwietracht, und zuletzt konnten selbst die herbeigeeilten königlichen Kommissare nicht sagen, ob die Exekution vollzogen sei oder nicht. Denn den anfänglich für schuldig Betrachteten war im Überfluß Gut vernichtet oder entrissen, aber der Raub selbst durch zahllose Hände gegangen. Aus einer Beschwerde war zudem ein Dutzend geworden, bis der Oberherr mit Gewalt zu seinem Rechte kam, ohne daß Friede blieb. Die Tafeln sind voll von diesen durcheinandergewirrten Streitigkeiten.

Hierzu gesellen sich die Einwanderungen beduinischer Stämme. Im Norden dringen die Sutu-Nomaden, im Süden die Habiri vor und schmälern den ägyptischen Besitz. Man sieht ein, daß diese weitere Bedrängnis ganz geeignet war, dem Fasse den Boden auszuschlagen, denn sie traf natürlich wiederum die tributpflichtigen Gemeinwesen und Dynasten. Namentlich die Habiri bereiten einigen dieser kleinen Herren gleichsam vor unseren Augen den Untergang, so daß die übrigen es vorziehen, sich lieber mit den unwillkommenen Gästen zu verbünden, was allerdings mehr verstohlen geschehen zu sein scheint, während die Sutu, welche auf das Gebiet mächtigerer Tributfürsten stießen, von zweien davon, Aziru und Namjawaza, ganz offen in Sold genommen sind. Selbstverständlich gaben solche Freundschaften mit landsuchendem Raubvolk den Kämpfen noch größere Schärfe und Dauer. In Palästina wäre zweifellos die Ruhe von Ägypten aus bald herzustellen gewesen, wenn die Habiri nicht schon feste Punkte in Besitz gehabt hätten, die sie als Basis für ihre weitere Ausbreitung benutzten. Ihre ansässigen Freunde wurden dadurch natürlich in weitere Streitigkeiten verwickelt. So mußten gerade die herrschsüchtigeren Vasallen endlich erkennen, daß ihnen hier die Aussicht winkte, sich mit Hilfe der Beduinen sowie des allgemeinen Unfriedens ein eigenes Reich zu schaffen, falls es nämlich gelang, den ägyptischen Hof lange genug zu täuschen und seine Gegenmaßregeln zu lähmen.

Zwar fehlt es der Regierung des Pharao nicht eigentlich an Wachsamkeit, und mit Nachrichten wird sie eher zu gut bedient. Dem Könige und seinen Räten blieb aber angesichts der ewigen Klagen und Widerklagen, der Bitten um Hilfe und der meist unglaubwürdigen Versicherungen ewiger Treue kaum ein anderes übrig, als entweder einen militärischen Spaziergang im großen anzuordnen, oder sich skeptisch zu verhalten und nur auf den Tribut zu sehen. Schwäche im Verein mit Hochmut ließ sie jedoch den gefährlichen Mittelweg einschlagen, gar zu kleine Scharen vereinzelt in diese gährenden Länder zu entsenden. Die Rechnung stimmte insofern, als die „Pidati“ des Königs noch von alten Zeiten her gefürchtet waren, und seine Schweizertruppen, die „Schirtani“, für unüberwindlich galten. Das Erscheinen einer Kompagnie stellte da, wo nur Hunderte gegen Hunderte im Felde lagen, die Ruhe auch leicht her, so lange es dauerte; aber ein ernsthaft entbrannter

Kampf zwischen Massen war nicht immer mit so kleinen Scharen zu dämpfen. Und es war ein schwerer Schlag für das Prestige der Schirtani, als sie vor Gebal von den Sutu-Leuten besiegt wurden.

Das Bewußtsein der Fürsten und Beamten in Syrien-Kanaan, daß der Sonnensohn hoch und Ägypten weit sei, führte bald zu Taten offener Mißachtung des Suzeräns. Gesandte fremder Staaten werden beim Durchzug nach Ägypten beraubt, Karawanen geplündert, Geschenke des Pharao unterschlagen. Immer aber fließen die Briefe an ihn von Ergebenheitsfloskeln über.

## III. Die Briefe asiatischer Könige.

Chuenaten hatte einen Teil des Archivs seines Vaters mit nach der neuen Residenz hinübergenommen. Aus den Vasallenbriefen wäre das kaum zu ersehen, weil diese immer nur „an den König" schlechtweg gerichtet sind. Wohl aber reden die ausländischen Herrscher den Pharao fast durchweg mit Vornamen an. So kommen also weder „Amenophis" noch „Chuenaten" im Amarnafunde vor, sondern stets „Nimmuria" (= Neb-mat-Ra, Amenophis III.) und „Napchuria" (= Neferchepru-Ra, Chuenaten). Datierung gibt es leider nicht im damaligen Briefwechsel; diese namentlichen Anreden gewinnen also hohe chronologische Bedeutung.

Vier Schreiben des babylonischen Herrschers Kadaschman-Harbe an Nimmuria gehören hier an die Spitze. Der Absender nennt sein Land „Karduniasch", eine Bezeichnung für Babylonien, die später, nach Erlöschen ihres Gebrauches an Ort und Stelle, im Munde der Assyrer fortgedauert hat. Kadaschman-Harbe selbst zählt zum Hause der kassitischen Herrscher, die etwa 350 Jahre zuvor als Eroberer Babylonien unterworfen, sich aber seitdem völlig dem babylonischen Wesen angepaßt hatten. Man bemerkt sofort, daß Nimmuria und er auf gleichem Fuße verhandeln. Aber der Ägypter besitzt in vermeintlichem Überflusse ein sehr schätzbares Gut, nämlich Gold. Die nubischen Minen waren damals ergiebig. So fehlt denn in den Mitteilungen des Babyloniers nicht die Anregung, daß er jenes gelbe Metall wünsche, und zwar bald als Gegengeschenk für wertvolle Gaben von seiner Seite, bald als Tempelspende oder Morgengabe. Ein Hauptmittel, sich mit dem Nachbar auf gutem Fuße zu erhalten, sind Verschwägerungen mit ihm, und die orientalische Polygamie erlaubte in dieser Hinsicht alles mögliche. Nun stellt sich aber heraus, daß die am Nil

für den König beanspruchte göttliche Verehrung bereits im diplomatischen Verkehr kleine Schwierigkeiten verursacht. Natürlich fällt es dem „Sonnensohne" nicht ein, von seinen Herren Brüdern etwas der Anbetung ähnliches zu verlangen, — das war eine für die Untertanen reservierte Erkenntnis — aber er hat doch den größten Widerwillen gegen eine Hingabe seiner Töchter an das Ausland. Man übersehe dabei nicht, daß gerade in der 18. Dynastie der Bruder oftmals die Schwester heiratet, was später von den Ptolemäern in affektierter Form nachgeahmt wird, und bloß, weil der königliche Stamm eigentlich ein göttlicher und daher für diese Welt im Grunde viel zu vornehm war. Dieser schmeichelhaften Fiktion entsprechend konnte also ein Pharao, außer mit seiner leiblichen Schwester, gar keine wahrhaft ebenbürtige Verbindung schließen. Bei Nimmuria traf das allerdings nicht zu, dafür aber hat er, wie schon erwähnt, sein eigenes göttliches Bild selbst angebetet! So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß er seine Sprößlinge wie Offenbarungen betrachtet und sich sperrt, sie wegzugeben.

Kadaschman-Harbe scheint diese kleine Schwäche richtig zu würdigen; ohne Zweifel boten die sterblichen Götter am Nil damals allen vorderasiatischen Höfen ein reiches Thema zur spöttischen Unterhaltung. Er antwortete also auf eine Bemerkung Nimmurias, daß nie eine Königstochter von Ägypten weggegeben worden sei, mit köstlicher Trockenheit:

„Warum das? Du bist doch König und kannst nach Belieben handeln. Wenn du sie auch gibst, wer wollte dagegen etwas sagen? Ich schrieb (übrigens schon): ‚Schicke wenigstens irgend ein schönes Weib. Wer sollte behaupten, sie sei keine Königstochter?' Tust du aber das nicht, so bist du eben nicht auf (unsere) Brüderschaft und Freundschaft bedacht."

Schließlich kamen aber diese Verhandlungen dennoch zum erwünschten Abschluß, und die Geschenke flossen von beiden Seiten für eine Weile wieder reichlicher.

Wertvoll ist der Inhalt einer großen Tafel, die einen Brief Nimmurias an Kadaschman-Harbe darstellt. Sie könnte als Kopie aufbewahrt sein, müßte aber dann aus der Anfangszeit des Briefwechsels stammen. Möglich auch, daß der Brief als „unbestellbar" zurückkam, weil der Adressat inzwischen gestorben war. Kadaschman-Harbe hatte, wie sich daraus ergibt, Beschwerde geführt, weil seine Schwester, die sein Vater einst dem Ägypter zum Weibe gab, von keinem babylonischen Gesandten wieder erblickt worden sei. Allerdings habe man ihnen ein Weib im königlichen Schmucke gezeigt, aber gekannt hätte sie keiner. „Wer weiß denn, ob sie nicht eines

Bettlers Tochter, eine Gagäerin, Haligalbatenerin oder aus Ugarit ist, die meine Boten sahen?" Und nun ergreift Nimmuria selbst das Wort, er beklagt sich, daß Kadaschman-Harbe lauter Gesandte schicke, die nie bei dessen Vater Zutritt besaßen und auch sonst böswillig seien. „Schicke einen Kamiru (es kann nur ein Eunuch gemeint sein), der deine Schwester kennt!" Dann gelangen weitere Mißverständnisse zur Besprechung, aus denen hervorgeht, daß die beiden Fürsten auch sonst gegeneinander verstimmt gewesen sind.

Ein seltsamer Heiliger ist der König Tuschratta von Mitani. Sein Reich wird von den ägyptischen Inschriften „Naharina", d. h. Mesopotamien genannt, und ein mit roter Tinte in hieratischer Schrift auf einer seiner Tafeln bemerkter Kanzleizusatz sagt: „(Eingetroffen) im Jahre zwei (unddreißig der Regierung Nimmurias) im ersten Wintermonat, Tag x, als der Hof sich in der südlichen Residenz (Theben) auf der Burg Ka-em-chut befand. Duplikat des naharinischen Briefes, den der Bote Pirizzi und (noch einer) brachten". Wie jetzt nachgewiesen ist, beherrschte Tuschratta ein ausgedehntes Gebiet, vom südöstlichen Kappadokien an bis über die spätere assyrische Hauptstadt Ninive hinaus. Aber das Reich Mitani — bisweilen auch nach seinem nördlichen Stammlande „Haligalbat" genannt — neigt sich bereits dem Verfall zu. Im Süden ist Babylonien ihm ein gefährlicher, im Norden und Westen der Hethiter ein feindseliger Nachbar, dessen Angriffe um so verhängnisvoller sich gestalten, als Mitani-Haligalbats Hauptbevölkerung den Hethitern stammesgleich gewesen sein mag. In früheren Zeiten bereits sahen die Könige von Mitani ein, daß ihre Existenz am besten durch stete Freundschaft mit Ägypten verbürgt werde. So hatten Artatama und Schutarna, die beiden Vorfahren Tuschrattas, ihre Töchter in den Harem der Pharaonen geschickt, wovon auch der große sogenannte „Hochzeits-Scarabäus" Nimmurias Kunde gibt, und worauf sich Tuschratta gelegentlich beruft. Ehe er aber selbst zur Krone gelangen konnte, fand er einige Schwierigkeiten vor, von denen er getreulich nach Ägypten berichtet hat. Die betreffenden Mitteilungen dieses ersten Briefes besagen:

„Als ich den Thron meines Vaters bestieg, war ich klein, denn Pirhi tat meinem Lande Schlimmes an und hatte seinen Herrn erschlagen. Deswegen gestattete er mir keine Freundschaft mit dem, der mich liebte. Ich aber wich nicht um der Schandtaten willen, die in meinem Lande verübt wurden, sondern tötete die Mörder Artaschumaras, meines Bruders, samt ihrem Anhange. Auch wisse mein Herr Bruder (Nimmuria), daß das Heer der Hethiter insgesamt gegen mein Land zog. Aber Gott Teschup, der Herr,

gab es in meine Hand, und ich schlug es. Keiner aus ihrer Mitte kehrte in sein Land zurück. Und nun habe ich einen Streitwagen und zwei Rosse, einen Knaben und ein Mädchen aus der Beute vom Hethiterland an dich gesandt."

Dieser Brief erweist sich ferner dadurch als erster seiner Reihe, weil er kein Verlangen nach Gold ausdrückt. Die späteren sind mit gierigen Bitten gefüllt, die ihres jeweiligen Vorwandes immer noch zu spotten verstehen. Nimmuria aber scheint in der Tat eine Vorliebe für den Schwager und für seine Art, sich anzubiedern, gehegt zu haben; er kargte daher weder mit Zusagen noch mit wirklichen Geschenken. Daß die Nachbarkönige zuletzt von Tuschrattas finanziellen Erfolgen hörten und neidisch wurden, ist ganz gewiß ein hinreichendes Zeugnis. Um aber einen näheren Begriff von dieser königlichen Korrespondenz, ihren Curialien und Wendungen zu geben, wird sich die Mitteilung eines Auszuges empfehlen. Er ist dem Briefe Nr. 8 des Londoner Typendruckwerkes entnommen; seine langatmige Einleitung steht schon konventionell fest und kehrt in allen diesen Schreiben, auch aus anderen Ländern, genau wieder. Nur die Liebesbeteuerung ist hier Tuschrattas Eigentum.

„An Nimmuria, den großen König, den König von Ägypten, meinen Bruder, meinen Schwager, der mich liebt und den ich liebe: Tuschratta, der große König, dein (künftiger) Schwiegervater, König von Mitani, der dich liebt; er ist dein Bruder. Mir geht es gut — dir möge es gut gehen. Deinem Hause, meiner Schwester und deinen übrigen Frauen, deinen Söhnen, deinen Streitwagen, deinen Rossen, deinen Großen, deinem Lande und allem, was dein ist, gehe es sehr, sehr gut! — Während schon deine Väter mit meinen Vätern sehr Freundschaft hielten, hast du sie noch weiter gemehrt. Jetzt also, da wir beide mit einander diese Freundschaft pflegen, hast du sie noch zehnmal enger als mit meinem Vater gestaltet. Die Götter mögen diese unsere Freundschaft gedeihen lassen. Teschup, der Herr, und Amon mögen für ewig anordnen, wie es jetzt ist. — Ich schreibe dies an meinen Bruder, damit mein Bruder mir noch mehr Liebe als meinem Vater beweise. Nun verlange ich Gold von meinem Bruder, und zwar darf ich dieses Gold um zweier Ursachen willen verlangen: erstens für (zu lieferndes) Feldzeug, und zweitens für (ebenfalls erst zu liefernde) Mitgift. So wolle denn mein Bruder mir Gold schicken in gewaltiger Menge, die keine Zahl hat, mehr als meinem Vater. Denn im Lande meines Bruders ist Gold so viel wie Erdenstaub. Die Götter sollen fügen, daß er, da schon jetzt so viel Gold in meines Bruders Lande ist, noch zehnmal mehr Gold als sonst hergebe. Gewiß wird das verlangte Gold meines Bruders Herz nicht beschweren, aber mein Herz möge mein Bruder ebenfalls nicht kränken. Also, mein Bruder, schicke Gold ohne Zahl, in gewaltigen Massen! Und was immer mein Bruder fordert: das Zehnfache gebe ich ihm. Denn dieses Land sei das Land meines Bruders, und dieses mein Haus sein Haus."

In solchem Tone sind Tuschrattas Briefe gehalten (ein langer, in Mitanisprache, von F. Bork erschlossen, ist noch nicht überall klar) nur der letzte dieser älteren Reihe macht eine Ausnahme. Nimmuria fühlt sein Ende nahen und hat um die Hilfe der „lieben Frau von Ninive" gebeten. Auch die ägyptischen Papyri wissen von der heilsamen Entsendung eines wundertätigen Götterbildes zu berichten; wie Tuschrattas Antwort überdies ergibt, war die Statue der Göttin Ischtar schon früher einmal aus Ninive nach Theben gebracht worden.

Feierlich hebt der Brief an: „Ausspruch der Ischtar von Ninive, der Herrin der Länder allzumal: Nach Ägypten, dem Lande, das ich liebe, will ich gehen, und dort weilen ich! — Nun schicke ich sie fort, sie geht hin. Mein Bruder ehre sie und entlasse sie dann froh, daß sie wiederkomme. — Ischtar, die Himmelsherrin, möge meinen Bruder und mich schützen, 100 000 Jahre und große Freude gebe sie uns beiden; nur Gutes wollen wir erleben". Nichtsdestoweniger hat Nimmuria sterben müssen, und Tuschratta leistet späterhin sogar die Schilderung seiner eigenen Trauer. „Und ich weinte an jenem Tage, in Kummer saß ich da, Speise und Trank genoß ich an jenem Tage nicht, betrübt war ich. Ich sprach: Wäre ich doch gestorben!" Als er das niederschrieb, war sein Empfinden wahrscheinlich sogar echt, denn die Zeiten hatten sich für sein Genie in unerfreulicher Weise geändert.

Wir sind damit zur Thronbesteigung des reformierenden Königs Napchuria-Chuenaten gelangt. Ist auch seine religiöse Idee als groß für ihre Zeit zu achten, so bleibt doch an seinen persönlichen Fähigkeiten nur wenig zu bewundern. Chuenaten war Eiferer, und er brachte es fertig, auch auf die äußeren Beziehungen Ägyptens etwas von der Unerquicklichkeit zu übertragen, die seine Maßregeln im Innern zur Folge hatten. Zunächst sucht er neue politische Verbindungen auf und gibt die bisher bestehenden preis: nicht etwa durch Abbruch der Beziehungen, sondern indem er sich harthörig gebärdet, einen groben Ton anschlägt und einmal sogar den alten Bettler Tuschratta, obwohl nach Verdienst, in recht unpolitischer Weise verhöhnt. Man gewinnt den Eindruck, daß ein orientalisch erzogener Kronprinz sich nun um jeden Preis als unergründlich kluger Regent auftun möchte. Er probiert neue Künste auf Kosten der eigenen Sicherheit.

In Babylonien muß Kadaschman-Harbe fast gleichzeitig mit Nimmuria gestorben sein, und Burnaburiasch, vermutlich Kadasch-

man-Harbes Bruder oder Vetter, ist als Nachfolger bereit, das „traditionelle gute Verhältnis" mit Ägypten fortzusetzen. Aber sogleich verstößt Napchuria gegen die Etikette, indem er bei einer längeren Krankheit des Burnaburiasch kein Zeichen der Teilnahme sendet. Auch die üblichen Heiratsverhandlungen stocken trotz aller schönen Worte; hierzu fügen sich Angriffe auf reisende Gesandte, und endlich bringt es der Geiz Napchurias zuwege, daß der Babylonier Gegenmaßregeln ergreift. „Seit Boten deiner Väter zu meinen Vätern kamen", schreibt er, „lebten diese auch in gutem Einvernehmen. Wir sollten das fortsetzen. Jetzt sind dreimal Boten von dir gekommen, aber ein nennenswertes Geschenk sandtest du nicht mit. So unterlasse ich es ebenfalls. Wenn mir nichts versagt wird, werde ich dir nichts versagen." Es fanden sich im Archiv denn wirklich Verzeichnisse von Gaben und Gegengaben; Burnaburiaschs ganzes Auftreten blieb also nicht ohne Eindruck. Indessen findet der liebe Bruder in Ägypten immer noch etwas heraus, womit er den andern kränken kann. Assyrien steht damals als ein kleines Gebiet am mittleren Tigris, genau so unter babylonischer Lehnshoheit wie Kanaan unter der ägyptischen. Dessen ungeachtet schickt Napchuria ein auffallend reiches Quantum Gold an den Fürsten Assurnadinachi, und empfängt die assyrische Gesandtschaft dann möglichst ostentativ. Da mahnt Burnaburiasch ernst an die loyale Handlungsweise seines Vaters Kurigalzu, der den Kanaanäern einst mit Drohungen antwortete, als sie sich gegen Nimmuria empören und Kurigalzu huldigen wollten. „Nun aber sind die Assyrer da, meine Vasallen; habe ich dir nicht schon ihretwegen geschrieben? Wenn du mich liebst, so erreichen sie nichts bei dir. Laß sie also unverrichteter Sache abziehen."

Gefruchtet hat die Lektion schwerlich, denn es liegt noch ein Brief des nächsten assyrischen „Königs", Assuruballit, vor, worin von einem regelrechten Botenverkehr gesprochen wird. Allerdings erhellt daraus auch, daß die Sutustämme der Wüste — sicher auf Anweisung aus Babylonien — veranlaßt worden sind, jeden Ägypter zu töten, der sich auf dieser Straße blicken ließ.

Aus dem Lande Alaschja, das wohl an der kilikischen Küste zu suchen ist, schreibt ein König, der weder seinen eigenen Namen noch den des ägyptischen Herrschers jemals nennt, kleine Briefe, vorwiegend geschäftlichen Inhalts. Dieser Gebieter ist bescheiden und verlangt Silber für Kupfer, Öl, Kleiderstoffe und Gegenstände des Kunsthandwerks für Bauholz. So liefern uns die Tafeln

aus Alaschja einige kleine Mitteilungen über handelspolitische Dinge und Fragen des damaligen Völkerrechts. Hier kommt auch die erste historische Erwähnung der Pest vor.

„Jetzt, mein Herr Bruder, habe ich dir 500 Talente Kupfer geschickt als Geschenk; daß es zu wenig ist, lasse dein Herz nicht betrüben. Denn in meinem Lande hat „die Hand des Nergal" (d. h. des Pestgottes) alle Beamten getötet, und Kupfer kann nicht erzeugt werden darum . . . Und, mein Herr Bruder, nimm es auch nicht zu Herzen, daß dein Gesandter drei Jahre in meinem Lande blieb. Ist doch die Hand des Nergal darin und in meinem Hause; auch ein Sohn meiner Frau ist nun tot."

Doch auch dieser Herrscher hatte sich gegen unkönigliche Botschaften Napchurias zu verwahren. In einem leider stark beschädigten Briefe führt ein anderer Fürst Klage, daß Napchuria einmal seinen eigenen Namen zuerst gesetzt habe. Wirklich geschieht das sonst nicht; selbst eine Nase für den ägyptischen Lehnsmann Aziru in Syrien beginnt mit dessen Titel. Gewissermaßen zum Ausgleich fangen bei Königsbriefen die nachfolgenden Heilswünsche dann wieder mit dem Befinden des Schreibers an: „Mir geht es gut — Dir sei Heil" usw. Nun ist jedoch eine Tafel da, welche, an Napchuria gerichtet, den getadelten Verstoß begeht. Die Anrede ist deshalb vielleicht schon im Altertume zerkratzt worden, ziemlich sicher rührt der Brief gleich dem ersterwähnten vom Hethiterkönige her. Es herrscht ein sehr bestimmter Ton darin, und die Beschwerden über vernachlässigte Rücksichten fehlen nicht. Durch H. Wincklers erfolgreiche Ausgrabungen in Boghazköi, einst der kleinasiatischen Hauptstadt des um 1380 in seinem starken Aufschwung befindlichen Hethiterreiches, ist auch klargestellt worden, daß Napchuria hier mit König Schubbiluliuma, dem Schöpfer der hethitischen Großmacht, zu tun hat. Merkwürdig berührt, daß eben Schubbiluliuma sich „die Sonne" zubenannt und dies als Titel daheim vererbt hat. Wenn auch die „Sonnen" bezw. „Sonnenväter" im Hethiterland an dortige solare Heiligtümer anknüpfen, so wird doch wohl eine Entlehnung der majestätisch klingenden ägyptischen Titulatur vorliegen.

Kurze Zeit vor seinem Tode hat Nimmuria noch eine Tochter Tuschrattas, die Taduchipa, geheiratet, deren langes Mitgiftverzeichnis sich (zweimal ausgefertigt; wegen des Thronwechsels könnte doppelte Verabreichung der Gaben in Frage kommen) zu El-Amarna ebenfalls vorfand. Auf die Nachricht, daß der greise neue Schwiegersohn diese Welt verlassen habe — auf deren Eintreffen er ja schon gefaßt war — schickte Tuschratta sofort die Gesandten Pirizzi und

Bubri „zum Wehklagen“ an Napchuria. Bis zur dritten Botschaft verbeißt er sich dann alle Wünsche, bereitet sie aber dadurch vor, daß er die Teje, des verstorbenen Nimmuria Hauptfrau, bereits als Zeugin anruft: „Und die Worte allesamt, welche ich mit deinem Vater verhandelte: Teje, deine Mutter, kennt sie. Kein anderer weiß sonst davon“. Gleich hernach tritt er mit der Forderung hervor, Napchuria möge ihm doch die „goldenen Bilder“ (Statuetten) senden, welche Nimmuria versprochen habe. Und Napchuria verliert kein Wort, sondern verabreicht durch den Gesandten Hamaschi — die hölzernen Modelle. So meint er als guter Sohn und kluger Mann seines Vaters Wort ohne Unkosten eingelöst zu haben.

Aber Tuschratta ist nicht leicht abzuschütteln. Er schickt jetzt gleichzeitig an Teje und ihren Sohn je einen Brief, sendet der Witwe, deren Einfluß noch immer von Bedeutung ist, Geschenke, und bittet um ihre Vermittlung. Es war kein schlechter Stilist, der sich dieser Aufgabe unterzogen hat.

„An Teje, die Herrin von Ägypten, Tuschratta, der König von Mitani. Mir sei Heil, dir sei Heil. Heil deinem Sohne, Heil Taduchipa, meiner Tochter, deiner Mitfrau. — Du weißt von mir, daß ich mit Nimmuria deinem Gatten, Freundschaft hielt, und daß Nimmuria sie mit mir gehalten hat. Was ich an ihn geschrieben und mit ihm verhandelt hatte, was Nimmuria, dein Mann, mir für Dinge schrieb und über was er mit mir verhandelte: du und Gilia und Mani (Tuschrattas Gesandte), ihr wißt es. Du aber besser als alle. Und kein anderer weiß darum. — Nun hast du zu Gilia gesprochen: „Sage deinem Herrn: Nimmuria, mein Mann, hat mit deinem Vater Freundschaft gehalten. Die Gesandtschaften zwischen ihnen waren niemals unterbrochen. Jetzt aber du: vergiß deine alte Freundschaft mit deinem Bruder Nimmuria nicht und erstrecke sie darum auf seinen Sohn Napchuria. Gesandtschaften der Freude, sende sie und laß sie nicht vermissen.“ — Siehe, ich werde die Freundschaft mit Nimmuria nicht vergessen! Mehr, zehnmal mehr will ich jetzt Worte der Freundschaft mit Napchuria, deinem Sohne, wechseln und gar sehr gute Beziehungen halten. Aber die Worte Nimmurias, das Geschenk, welches mir zu überbringen dein Mann befohlen hatte, du hast es nicht geschickt. Goldene Statuetten hatte ich verlangt. Jetzt aber hat Napchuria, dein Sohn, sie aus Holz gefertigt, während doch Gold in deinem Lande ist wie Staub. Warum geschieht das gerade jetzt? Sollte Napchuria mir das nicht ausliefern, was sein Vater mir gab? Er will doch unsere Freundschaft zehnmal größer machen! — Also warum bringst du (Teje) diese Angelegenheit nicht vor Napchuria? Wenn du das nicht tust, wer sollte es können? Statuetten aus Gold möge Napchuria hergeben, nicht aber Allotria, und mich in keiner Weise zurücksetzen. Zehnmal mehr Gaben als sein Vater sende er wegen unserer Freundschaft. — Laß deine Boten mit dem Gesandten Napchurias zugleich an Juni, meine Frau, abgehen, und der Bote Junis soll auch zu dir kommen. Siehe ich sende Geschenke für dich: Büchsen mit gutem Öl (Parfüm) gefüllt“ usw.

Napchuria gegenüber behauptet Tuschratta ebenso sein Recht und teilt alle Einzelheiten mit. Die mitanesischen Boten hätten dem Gusse der Bilder selbst beigewohnt, ja, diese seien schon unterwegs gewesen, als Nimmuria gerade starb. Man darf also ergänzen, daß Napchuria sofort den Befehl erteilt haben muß, den Transport zurückzuholen. — Frau Teje scheint keine Lust verraten zu haben, sich weiter in den ärgerlichen Handel zu mischen; der König von Ägypten aber verlangt, daß Tuschratta den Boten Gilia an ihn sende.

Höchstwahrscheinlich ist dieser auch sonst vielgenannte Mann der angebliche Zeuge beim Herstellen und Absenden jener Bilder gewesen. Hier macht Tuschratta Ausflüchte, und sein letztes Schreiben (über 200 lange Zeilen) hat schon einen schärferen Beigeschmack. Man fängt an, neue Beschwerdepunkte hineinzumengen, und will deren Erledigung offenbar von der Hauptfrage abhängig machen.

Die beiden unsympathischen Herrschergestalten lassen eine Untersuchung, wer das größere Recht bei ihrem erbaulichen Streit auf seiner Seite hatte, fast nebensächlich erscheinen. Für Tuschratta ist es übel, daß er jenen Gilia nicht wieder zu schicken wagt und daß in keinem seiner babylonisch geschriebenen Briefe aus Nimmurias letzter Zeit ein Wort über die goldenen Bilder steht. Wiederum ist erweisbar, daß Napchuria, von Teje unterstützt, in der Tat Botschaften inhibierte, die sein Vater schon ausgesandt hatte. Der alte Herr, welcher die Göttin aus Ninive zu Hilfe rief, mag durch die Nähe des Todes zu einer auch vom Sprichwort charakterisierten Freigebigkeit veranlaßt worden sein. So kann Nimmuria gar wohl die strittigen Objekte für den betriebsamen königlichen Freund bestimmt und abgefertigt haben, nur daß kein Versprechen vorlag. Sobald Tuschratta den Vorgang erfuhr, log er es geschwind hinzu, um an Napchurias Schicklichkeitsgefühl appellieren zu können. Das gab dann eine in solchen Fällen nicht unerhörte Enttäuschung.

## IV. Briefe der unterworfenen Asiaten.

Vier Fünftel des Fundes, wenn die Zahl der Briefe allein in Betracht gezogen wird, erweisen sich als Berichte und sonstige Mitteilungen von ägyptischen Statthaltern, Truppenbefehlshabern, Stadtobersten und anderen Beamten in Vorderasien. Das Anrede-Schema solcher Untergebenen an den Pharao lautet selbstverständlich ganz anders als das der „Herren Brüder" und wird bei eiligen Meldungen oft abgekürzt. Das große Formular sah ausgefüllt folgendermaßen aus: „An den König, meinen Herrn, meine Götter, meine Sonne, die Sonne vom Himmel: W i d i a, der Präfekt von von Askalon, ist dein Diener, der Staub an deinen Füßen, der Knecht deiner Rosse. Zu den Füßen des Königs, meines Herrn,

sieben Mal und aber sieben Mal falle ich nieder, auf die Brust und auf den Rücken.“ Es kommt aber in der Regel auf den Unterschied dessen an, was solche Leute melden, und was sie in Wirklichkeit tun. Gerade hier zeigt sich, welch eine unvergleichliche Fundgrube für unsere historische und sittengeschichtliche Erkenntnis mit dem Archive von Amarna erschlossen worden ist.

Reguläre Kriegszüge zwischen den Statthaltern sind an der Tagesordnung. Der Gefährlichste unter den Schlimmen ist Aziru, Präfekt des Amoriterlandes, damals etwa der Gegend nördlich von Damaskus nebst einem Teile des Orontestales. Um sich ein eigenes Reich zu begründen, nimmt er mit rascher Hand alle Gebiete an der Nordgrenze weg, die bisher anderen Beamten unterstanden. Seine Verbindungen am Königshofe erweisen sich dabei als ganz unschätzbare Beihilfe. Die Stadt Tunip sendet einen geradezu rührend abgefaßten Brief an den Pharao, wobei sich herausstellt, daß Aziru schon den bedeutenden Ort Nii erobert hat, die Stadt Simyra in Phönizien belagert, und gleichzeitig zu verhindern gewußt hat, daß der König einen in Ägypten vergeiselten Sproß der tunipensischen Herrscherfamilie einsetze. Der Betreffende, ein Sohn des Fürsten Aki-Teschub, war schon abgefertigt und unterwegs gewesen: da erzielten Azirus' Freunde, daß er zurückgeholt wurde. „Wenn aber wir zu klagen haben“, heißt es weiter, „dann wird auch bald der König selbst klagen müssen über die Dinge, welche Aziru an uns verübt. Denn nun wird er die Hand gegen seinen Herrn wenden. Tunip aber, deine Stadt, sie weint, und ihre Tränen rinnen; nirgends ist Hilfe für uns da.“

Am bittersten beschwert sich jedoch Rib-Addi von Gebal über Aziru und dessen Vater Abd-Aschera — die Klagelieder Jeremiä halten weder an Volumen noch an eintöniger Dringlichkeit eine Vergleichung mit den seinigen aus. Dieser schon bejahrte Stadtfürst von Gebal (Byblos) war vielleicht der einzige Asiat von probehaltig ägyptischer Gesinnung weit und breit. Bis jetzt ist der letzte Beweggrund zu Rib-Addis schier blinder und schlecht gelohnter Treue nicht geklärt, aber es scheint, als hätte das Heiligtum der (Göttin) Baalat in Gebal um alter religiöser Beziehungen willen besondere Subventionen aus Ägypten erhalten, und als sei Rib-Addi das Haupt des obersten Priesterhauses der Baalat gewesen. Er spricht mehrmals von der „Dienerin der Baalat“, die Ummachnu heißt, wie von einer ihm nahestehenden Person. — Rib-Addis Schreiben sind die zahlreichsten von allen; manchmal fällt

ihr Inhalt ins Stereotype, dann aber laufen wieder Selbstbekenntnisse unter, die zu drastisch klingen, um ganz freiwillig zu sein.

„Jetzt hat Aziru Simyra genommen, und die Bewohner von Gebal (litten Schaden dadurch), sie sagten: „Wie lange ist dem Sohne von Abd-Aschera noch zu widerstehen? Unser Geld und Gut hat er schon." Da erhoben sie sich gegen mich. Ich aber tötete sie, und sie sprachen: „Wie lange willst du uns töten?"

So ganz unschuldig an seinem Mißgeschick ist also der brave Rib-Addi nicht gewesen. Hier folge ein Brief an seinen Spezialgönner:

„An Amanappa, mein Väterchen: Rib-Addi, dein Sohn. Zu Väterchens Füßen falle ich. Wiederholt fragte ich dich: Könnt ihr mich denn wirklich nicht aus der Hand Abd-Ascheras retten? Alle Habiri sind auf seiner Seite, die Stadtfürsten hören auf keine Abmahnung, sondern stehen mit ihm in Verbindung; dadurch ist er mächtig geworden. Du aber hast mir mehrmals erwidert: „Schicke deinen Boten mit mir an den Hof; wo bleibt er denn? Ich würde ihn immer mit königlichen Truppen abgehen lassen, bis die Pidati ausziehen, dein Leben zu sichern." Da antwortete ich dir: „Ich kann keinen Mann senden, ohne daß Abd-Aschera es hört, und was rettet ihn dann aus seiner Hand? (wohl zu verstehen als: wenn Abd-Aschera Janhamu einen Wink gibt, kommt mein Bote niemals über Unterägypten hinaus)." Du aber meintest: „Fürchte dich nicht, sondern schicke ein Schiff nach Jarimuta und es wird dir Silber und Kleidung kommen von dort." Nun siehe, die Mannschaft, die du mir gabst, ist auseinandergelaufen, weil du mich vernachlässigst. Ich hatte dir gehorcht, er (der Bote) hat dem Beamten (Janhamu?) erzählt: „Ein Dolch wurde gegen mich gezückt, und neunfach war ich verwundet." Siehe, du zauberst diesem Vergehen gegenüber wie bei den übrigen; was soll mich da retten? Wenn ich keine Truppen erhalte, werde ich die Stadt räumen und fortlaufen und tun, was mir gut däucht, um mein Leben zu sichern."

Der böse Wille Janhamus geht auch aus den direkten Schreiben Rib-Addis an den Hof hervor.

„Träfe ich ein Abkommen mit Abd-Aschera, wie es Japa-Addi und Zimrida gemacht haben, dann wäre ich schön heraus. Ferner: da Simyra nun einmal für mich verloren ist und Janhamu Bit-Arti bekommen hat, so soll er auch Getreide zur Nahrung für mich senden, damit ich die Stadt des Königs für ihn bewache. Du, o König, sprich zu Janhamu: „Siehe, es ist Rib-Addi in deiner Hand, und alles, was ihm zugefügt wird, das treffe dich."

Aber dieser Wunsch wurde nicht erfüllt, sondern der phönizische Lehnsmann wird zuletzt aller seiner Städte und Habe beraubt, so daß selbst das unempfindliche Kabinett des Königs sich genötigt sieht, eine drohende Botschaft an Aziru zu richten, in der zugleich die Auslieferung mehrerer „Feinde des Königs", offenbar Hauptanhänger Azirus, gefordert ist. Als der Botschafter Hani mit jener Note erscheint, ist Aziru, längst benachrichtigt, über alle Berge

gegangen, so daß keiner der königlichen Befehle ausgeführt werden kann. Angeblich hätte er sich in Tunip, das er also schon weggerafft haben muß, niedergelassen, sei aber natürlich sofort heimgekehrt, als er von Hanis Ankunft hörte. Leider kam er zu spät. So reiht der amoritische Fuchs eine Ausflucht an die andere: — „wenn du wirklich rechtmäßig handelst, aber die Wahrheit in deinen Briefen verdrehst, wo es dir eben paßt, so muß der König schließlich denken, daß du überhaupt bloß lügst", stand schon in Hanis Note. Und Aziru schreibt darauf im Tone verkannter Tugend:

„An den großen König, meinen Herrn, meinen Gott, meine Sonne: Aziru ist dein Knecht. Sieben und aber sieben Mal usw. usw. O Herr, ich bin ja dein Diener, und nur indem ich mich zu Boden werfe vor dem Könige, meinem Herrn, spreche ich, was ich zu sagen habe. Aber, o Herr, auf die Feinde, die mich vor dir verleumden, höre nicht. Ich bleibe dein Knecht bis in Ewigkeit."

Aus dem Archiv zu Boghazköi hat sich die Bestätigung dafür ergeben, daß Aziru fortwährend mit dem hethitischen Landesfeinde konspirierte. Seine Unverschämtheit hilft ihm indessen auch über diesen gefährlichen Punkt siegreich hinweg, so oft etwas davon zur Sprache kommen soll. Wenn er zu neuen Raubzügen rüstet, scheut er sich nicht, von einem Einbruche eben der Hethiter zu fabeln, und jeder Ort, den er dann widerrechtlich besetzt, wäre sonst unfehlbar in Feindeshand geraten. Weil aber der Verlauf immer derselbe ist, d. h. zu Azirus alleinigem Vorteil endet, so überwiegen schließlich im ägyptischen Staatsrate die Stimmen dafür, daß der unruhige Gesell an den Hof zitiert werde. Jahre hindurch weiß sich Aziru dieses fatalen, im glücklichsten Falle kostspieligen Ansinnens zu erwehren. Zuletzt mußte er dennoch gehorchen und ist mit schwerem Herzen und vollen Kästen nilwärts gezogen. Allem Anschein nach hat er sich auf seinen obersten Gönner Dudu — das „Väterchen" seiner Briefe — verlassen, aber diese angenehme Verbindung konnte den Unruhestifter nicht vor der vorläufigen Verhaftung bewahren. Denn die letzte Tafel der Aziru-Reihe, wohl konfisziert und dann in das Archiv gewandert, stellt ein Trostschreiben seiner Söhne an ihn dar.

Bei alledem sind die politischen Bestrebungen des Amoriterfürsten selbst von vielen syrischen und namentlich phönizischen Großen als heilsam für das Land empfunden und darum unterstützt worden. Sein Auftreten machte einem viel unerträglicheren Zustande das erwünschte Ende.

Die Schreiben des Stadtfürsten Akizzi von Katna unweit Damaskus lassen den Unterschied vortrefflich erkennen. Als Akizzi zum ersten Male an König Nimmuria berichtet, macht dort jeder kleine Gebieter auf eigene Faust Politik: Teuwatti von Lapana, Dascha, Arzawia und wie sie alle heißen. Sie sind aber verschwunden, als Aziru erscheint, obgleich Akizzi sich keineswegs über diese Verwandlung freut. Im Libanon geht es nicht besser zu. Dort balgt sich Namjawaza mit den Stadthäuptern von Puzruna und Chalunni herum. „Sie übten Feindschaft mit Biridaschwa zusammen gegen mich und sprachen: Wohlan, laßt uns den Namjawaza töten! Ich aber riß aus." Ebenso arg tobt der Jedermannskrieg im Süden. Hier hat ein gewisser Labaja eine ähnliche Rolle zu spielen versucht wie Aziru im Norden. Allein das Glück war Labaja minder hold. Hinter ihm stand keine fremde Großmacht; er mußte sich auf die Habiri stützen und erzielte damit doch nur, daß seine Feinde ihm gegenüber zusammenhielten. Er verliert sein Gebiet, führt eine Weile den Kampf als Freibeuter, wird in Megiddo gefangen, befreit sich durch Bestechung wieder als er nach Ägypten verschifft werden soll, fällt aber auf der Flucht durch die Bewohner der Stadt Gina. Seine Söhne konnten jedoch ihres Vaters Treiben fortsetzen.

Jerusalem steht unter einem königlichen „Uwëu" — Titel eines niederen Offiziers in ägyptischen Heeren — namens Putichepa (nach A. Gustavs hethitisch = „dienstbar der Göttin Chepa"; so statt des bisherigen „Abdicheba" zu lesen). Er und Rib-Addi sind die einzigen unter den Briefabsendern, die dem Verdacht unterliegen, daß sie eigenhändig zu schreiben verstanden. Putichepas Grenznachbar Schuwardata behauptet gelegentlich von ihm, er habe mit Labaja unter einer Decke gesteckt, und in der Tat klagt Putichepa über allgemeine Feindseligkeit. Milki-El und dessen Schwiegervater Tagi, die in der philistäischen Ebene, um Gath herum, ein Gebiet unter sich haben, sind seine Hauptgegner. Sie werben Trupps der schon genannten Habiri an, damit Putichepa völlig in Blockadezustand versetzt werden, die Plackerei satt bekommen und freiwillig das Feld räumen soll. Nahe genug liegt ihm dieser Ausweg allerdings, wenn er u. a. schreibt: „Schändlichkeiten hat man gegen mich verübt; ... schwer bedroht mich die Feindseligkeit. Sollen die Habiri sich der königlichen Städte bemächtigen? Erscheinen die Pidati nicht noch in diesem Jahre, so lasse mich der König durch seinen Sendboten samt allen Brüdern abholen, daß [wir sterben beim Könige, unserm Herrn."

Unter den Habiri nun sind keine anderen als die Hebräer zu verstehen, die sich also schon im „verheißenen Lande" befinden, aber noch nicht zur völligen Seßhaftigkeit gediehen sind. Sie schwärmen auch in der Libanongegend herum, wo Namjawaza eine Horde von ihnen offiziell in Dienst genommen hat; dagegen sieht es aus, als besäßen sie schon Sichem und das Gebirge Ephraim als freies Stammeseigentum, denn einmal wird die Stadt

„Schakmi" (= Sichem) als „den Habiri gegeben" erwähnt. Die wirklich alten Teile der biblischen Eroberungsgeschichte, im Buche Josua, stimmen damit ziemlich überein, noch mehr die wertvollen Bruchstücke im ersten Kapitel des Richterbuches.

Putichepas Briefen stehen solche von Milki-El und Tagi gegenüber, an denen der Gewalthaber Janhamu eben ein Exempel statuiert hat. Die Stimmen des Jammerkonzerts geben folgenden Satz ab:

Putichepa: „Siehe, Milki-El und Tagi haben folgende Tat begangen .... In dieser Weise, so wahr der König lebt, hat er (Milki-El) Verrat begangen an mir. Sende den Janhamu, daß er sehe, wie es im Lande des Königs hergeht!" — Milki-El: „Es wisse der König, mein Herr, die Tat Janhamus an mir, nachdem ich vom Könige entlassen war. Siehe, er hat 2000 Schekel Silbers aus meiner Hand gefordert und sprach zu mir: ‚Gib mir deine Frau und deine Söhne, sonst töte ich sie dir!' Der König merke diese Tat, er schicke Streitwagen und hole uns hinweg." — Tagi: „Bin ich doch ein Diener des Königs. Aber voller Wunden ist mein Bruder, so daß ich noch nichts durch ihn zum Könige schicken kann. Frage den Rabisu (Titel Janhamus), ob mein Bruder nicht voller Wunden ist. Wir aber richten unsere Augen auf dich; ob wir zum Himmel emporsteigen oder in die Erde kriechen, stets ist unser Haupt in deiner Hand. Und siehe, ich will versuchen, meinen Weg an der Hand der Wundärzte zum Könige einzuschlagen." — Milki-El: „Vernommen habe ich die Botschaft des Königs; er sende Pidati-Truppen zur Sicherheit seines Dieners und Myrrhenharzkörner zum Heilen."

Wie wenig, trotz aller aneifernden Klagen, die kleinen Gaufürsten im Guten oder Bösen von ihrem Oberherrn erwarten, zeigen krasse Beispiele. König Burnaburiasch beschwert sich, daß eine babylonische Handelsgesellschaft, die durch seinen Gesandten in die kanaanitische Stadt Hinaton geführt worden war, gleich nach der Weiterreise des Botschafters überfallen und gänzlich ausgeplündert wurde. Die Vorsteher waren erschlagen, die übrigen, zum Teil verstümmelt, als Sklaven verschleppt worden. „Kanaan ist dein Land, du bist sein König", fährt Burnaburiasch fort. „In deinem Lande hat man mich so beleidigt; bändige sie also. Erstatte das geraubte Gold, und die Mörder meiner Untertanen töte, um deren Blut zu rächen." Ob das geschah, ist mehr als zweifelhaft, denn ein Teil des Raubes genügte wahrscheinlich schon, um den Briganten (wieder Beamte, von denen sogar Briefe da sind) gutes Wetter zu sichern. Die natürliche Folge war, daß die Gesandten selbst an die Reihe kamen. Ihre Karawane mit Geschenken für Naphuria wurde zweimal hintereinander geplündert, sie selbst mußten sich ranzionieren. Dafür, daß die Schlaffheit der ägyptischen Regierung immer dieselbe blieb, liegt noch ein weiteres beschämen-

des Zeugnis vor. Es ist ein vollständiges Kreditiv zum Behufe der kanaanitischen Spitzbuben und richtet sich an die Fürsten im Lande Kanaan, „die Vasallen meines Bruders. Gegenwärtigen Akija, meinen Boten entsende ich zum Könige von Ägypten, meinem Bruder. Bringt ihn wohlbehalten nach Ägypten und in Eile. Daß ihm aber keine Gewaltsamkeit widerfahre!"

In besonders lebhaftem Verkehr mit Ägypten befinden sich naturgemäß die Präfekten der Hafenstädte Kanaans. Die Klügeren unter ihnen haben entdeckt, daß es den König immer sehr befriedigt, wenn ihm gleichzeitig allerlei Schiffer- und Botenposten von nah und fern mitgeteilt werden. Am weitesten hat es Abimilki von Tyrus darin gebracht, und das Denunzieren versteht er nicht minder. Wir verdanken diesem Wackern ein wahres Kabinettstück der Briefsammlung: den wohlstilisierten Hymnus eines Strebers vor 3300 Jahren. Übrigens sei vorweg darauf hingewiesen, daß seine Redeblüten sich vielfach mit denen der hebräischen Psalmistik decken, wozu schon die Stelle über Himmel und Erde aus Tagis Brief zählt. Abimilki aber geht folgendermaßen ins Zeug:

„Mein Herr König ist der Gott Sonne, der sich alle Tage über dem Erdkreise erhebt, nach dem Willen seines wohltätigen Vaters, des himmlischen Sonnengottes (Aten). Seine Worte spenden Leben und Wohlfahrt, allen Ländern gibt seine Macht Ruhe. Wie der (phönizische) Gott Ramman, so donnert er vom Himmel herab, und das Erdreich zittert davor. — Siehe, dein Knecht schreibt, sobald er Botschaft für den König hat, die gut ist. Und die Furcht des Herrn, meines Königs, kam über das ganze Land, bis der Gesandte gute Botschaft des Königs, meines Herrn, verkündet hatte. Als ich hörte durch ihn die Worte des Königs an mich: ‚Sei zur Verfügung der Großbeamten' — da antwortete (ich) der Diener seinem Herrn: ‚Das ist schon geschehen!' Auf die Brust, auf den Rücken schreibe ich mir die Befehle des Königs. Ja, wer dem Könige, seinem Herrn, gehorcht und mit Liebe an ihm hängt, über dem geht der Gott Sonne auf, und ein gutes Wort aus dem Munde seines Herrn flößt ihm Leben ein. Gehorcht er den Worten des Herrn aber nicht, so geht seine Stadt, sein Haus unter, und sein Name erlischt in allen Ländern, für immer. Wer aber dem Herrn als treuer Knecht folgt, dessen Stadt ist fest gegründet, sein Haus sicher und sein Name währet in Ewigkeit. — Zimrida, der Präfekt von Sidon, sendet übrigens alle Tage Bericht an Aziru, den Sohn des Abd-Aschera. Jedes Wort, das aus Ägypten kommt, meldet er ihm. Ich aber teile es dem Könige als nützlichen Wink mit".

Briefe von syrischen Kleinkönigen, die sich bald als Knechte, bald als „Söhne" des Pharao bezeichnen, sind in einzelnen Exemplaren vertreten. Addunirari von Nuchasche, der „Sohn des Königs", Zikar, und Mistumme, wahrscheinlich König von Ugarit,

gehören unter diese Absender. Nuchasche wird überhaupt, sowohl in diesen Tafeln wie in ägyptischen Inschriften, häufig erwähnt; es muß sich geographisch an den Nordostrand des Libanon gelehnt haben; von Ugarit wird noch die Rede sein. Ferner liegen Briefe vor aus den Städten Biruta (Berut), Haschab, Hazi, Kumidi, Sidon, Akko, Irkata, Ruhiza, Megiddo, Hazor, Gezer, Gaza, Lakisch, Schamhuna, Muschihuna, Dubu, Sashimi, Ziribaschani, Scharuna und anderen; viele sind außerdem verstümmelt und lassen die Herkunft nicht mehr erkennen.

Einige Proben solcher Briefe, die nicht allesamt Beiträge zur Geschichte der politischen Umtriebe bieten, aber oft von sittengeschichtlichem Interesse sind, seien hier noch angefügt.

„An den König, meinen Herrn, meine Götter, meine Sonne: Jabitiri ist dein Diener, der Staub deiner Füße usw. Und ein treuer Knecht des Königs bin ich. Ich blicke hierhin und ich blicke dorthin, aber es wird nicht hell; nun blicke ich auf den König, meinen Herrn, da wird's hell. Ein Ziegel weicht wohl aus der festen Schicht, doch von des Königs Füßen weich ich nicht! Der Herr König frage nur Janhamu, seinen Rabisu. Als ich noch klein war, brachte der mich nach Ägypten, und ich diente dem Herrn König und stand am Tore des Palastes (als Page). Und heute — der König frage seinen Rabisu — sind es die Tore von Gaza und Joppe, die ich hüte. Und den Pidati des Königs bin ich attachiert: wohin sie rücken, da gehe ich mit, zum Beispiel eben jetzt. Auf meinem Nacken ruht das Joch des Königs, und ich trage es."

Ausbeute für eine genauere Durchforschung unseres Materials nach geographischen Einzelheiten verspricht die folgende Tafel:

„An Janhamu, meinen Herrn: Mut-Baal ist der Knecht zu deinen Füßen. Ich sagte dir schon und es ist wirklich so: Ajab ist heimlich entflohen, wie (zuvor) der König von Bihischi es tat vor den Kommissaren des Königs, seines Herrn. Ob nun Ajab in Bihischi ist? (Da ist er,) so wahr der Herr König lebt, so wahr er lebt! Seit zwei Monaten ist er schon da. Siehe, da ist ja Benenima, da ist Tadua, da ist Jaschuja, frage sie, ob er aus Schadi-Marduk, aus Astarti entflohen ist. Und nun sind alle Städte des Landes Gari (des Jordantales) feindselig: Adma („Udumu"), Aduri, Araru, Meschtu, Migdal, Ain-Anab, Sarki, ferner Hawani und Jabesch. Ferner siehe: sowie du einen Brief an mich geschrieben hattest, habe ich an ihn (Ajab) geschrieben, daß du zurück seiest von deiner Reise (nach Palästina?). Und siehe, nach Bihischi ist er gegangen und hat (doch) den Befehl gehört."

Ajab und Jaschuja erinnern übrigens an Hiob und Josua.

Drollig ist eine Dreiheit synoptischer Briefe, für die offenbar gemeinsam im Felde stehenden Lehnsmannen Biëri von Haschab, Ildaja von Hazi und für noch einen von demselben Schreiber verfaßt. Wie ein Chorus rezitierender Schulknaben sagen die guten Leute ihr obenein etwas dunkles Sprüchlein her:

„Siehe, wir belagerten im Lande Amki die Städte des Königs, meines Herrn (d. h. „abgefallene", weil sie den Tribut nicht brachten). Da zog heran Itakama, der Graf von Kinza (= Kadesch) an der Spitze von Hethitern, und er steckte die Städte des Königs in Brand. Das wisse der Herr König; er gebe uns Truppen, damit wir die Städte des Königs gewinnen und darin künftig wohnen können".

Itakama ist überhaupt bei seinen Nachbarn recht unbeliebt. Allem Anschein nach gehört er zu den mächtigeren Verbündeten des Aziru und hat als solcher die besondere Aufgabe, des Amoriters Gegner im südlichen Coelesyrien möglichst zu bedrängen. Vielleicht aber haben Aziru und Itakama sich erst gefunden, nachdem sie eine Weile ihre Kämpfe allein geführt hatten. Die Hethiter in Itakamas Streitmacht sind hervorgehoben, damit der Pharao stutzig werden soll; es können hethitische Lanzknechte gewesen sein, die der Graf von Kadesch mit demselben Rechte angeworben hätte wie sein Hauptgegner Namjawaza die Habiri und Suti, oder die Miliz von Kadesch war von vornherein auf hethitische Art bewaffnet. Später nahmen die Hethiter Kadesch wirklich in Besitz was vielleicht nicht zum ersten Male geschah. Aber Itakama selbst verpönt jeden Gedanken an Abfall; er schreibt vielmehr:

„An den König, meinen Herrn usw. Ich bin dein Knecht, aber es hat mich verleumdet Namjawaza, der Halunke, bei dir, mein Gebieter. Und während er das tat, hat er mein ganzes väterliches Besitztum im Lande Kadesch besetzt, und meine Dörfer hat er angezündet. Kennen die Beamten des Königs, meines Herrn, und seine Untertanen nicht meine Treue? . . . So diene ich dir samt allen meinen Brüdern, und wo Aufstand herrscht gegen den König, meinen Herrn, da ziehe ich hin mit meinen Kriegern, meinen Streitwagen und allen meinen Brüdern. Nun siehe: Namjawaza hat alle Städte des Königs im Lande Tachschi und im Land Ube den Habiri überantwortet. Aber ich werde hinmarschieren, und wenn vor mir herziehen deine Götter und deine Sonne, dann will ich zurückbringen die Orte von den Habiri an den König, meinen Herrn, auf daß ich mich ihm untertan zeige. Verjagen werde ich diese Habiri, und freuen wird sich der König über seinen Knecht Itakama. Und ich will dienen dem Könige, meinem Herrn, und dienen sollen ihm alle meine Brüder und alle Länder. Den Namjawaza aber will ich vernichten, denn ich bin in Ewigkeit ein Knecht des Königs, meines Herrn."

Das hier erwähnte Land Ube entspricht dem biblischen Hoba, von dem es im 1. Buche Mose 14 Vers 15 heißt, Abram habe die Besieger Sodoms, die Lot gefangen mit sich führten, bis dahin verfolgt. Hoba lag nach dieser Stelle „nördlich von Damaskus". In einem Briefe des schon erwähnten Akizzi von Katna lesen wir jedoch: „O Herr König, wie Damaskus im Lande Ube nach deinen Füßen die Hand ausstreckt, so streckt Katna nach deinen Füßen die

Hand aus!" Beide Angaben lassen sich durch die Voraussetzung vereinigen, daß im Alten Testament die Lage des Ortes genauer bezeichnet wird, nach dem das Gebiet genannt wurde. — Tachschi kann von Ube nicht allzu weit entfernt sein; es dürfte zwischen diesem Lande und dem Gebiet von Kadesch sich erstreckt haben. Im zweiten Samuelisbuche (24,6) wird es wirklich als „Tachtim Kadeschs" erwähnt, und seine Identität mit dem „Lande Amki" (S. 27) steht bei auch gleicher Wortbedeutung („Senke") kaum in Zweifel.

Andere Länder, die auf den Tafeln vorkommen, sind schwerer zu ermitteln. Um der Hungersnot in Gebal zu begegnen, soll Rib-Addi aus den Zalchiländern und aus Ugarit Getreide holen, aber er vermag es nicht, weil die Feinde seine Schiffe aufhalten. Zalchi ist nicht weiter genannt, während Rib-Addi Ugarit später mit dem Gebiet von Tyrus vergleicht und zwar in bezug auf dessen verwaltungsrechtliche Stellung zu Ägypten. Abimilki, der tyrische Präfekt, meldet gelegentlich an den Pharao: „Die Festung des Königs, die Stadt Ugarit, hat das Feuer gefressen; die eine Hälfte ist verbrannt, die andere ist es nicht"; aber das Feuer rühre nicht von feindlichen Hethitern her. Ein gewisser Japach-Addi endlich, der ohne Erfolg Lebensmittel in Rib-Addis Stadt Simyra zu schaffen versuchte, teilt Janhamu vorwurfsvoll mit, daß Aziru sich von Gebal bis Ugarit ausgebreitet habe. Nach alledem muß Ugarit den nördlichsten Punkt der ägyptischen Sphäre in Asien darstellen und lag also wohl unweit des heutigen Alexandrette. Diese vorgeschobene Lage machte das Land oder Ländchen gewiß zu einem etwas unsicheren Besitz, eine Auffassung, die auch König Kadaschman-Harbe geteilt haben dürfte, als er (siehe S. 13) seiner kleinen Liste von unmöglichen Haremsdamen auch eine Tochter aus Ugarit einverleibte. Er wollte offenbar in geringschätzender Weise lauter fremde „Prinzessinnen" aufzählen. — Von einem Lande Danuna, das vielleicht weitab lag, erfahren wir noch, daß sein König starb und dessen Bruder, ohne Widerstand zu finden, nach ihm den Thron bestieg.

Einige Briefe von Frauen befinden sich unter den Tafeln. Zwei dürften der Gattin Milki-Els angehören, die von den Habiri schwer bedrängt wird, während ihr Mann nach Ägypten berufen ist; die Söhne Milki-Els schwebten in Gefahr, als sie Ajjalon und Sarcha verteidigten. Andere Briefe, von der „Dienerin an meine Herrin" gerichtet, sind vielleicht als Begleitschreiben zu Tuschrattas Episteln an dessen Tochter in Ägypten gegangen und im Namen einer Gespielin oder Verwandten abgefaßt. Endlich hat eine an König Burnaburiasch doch noch verheiratete Tochter des Napchuria ein Täfelchen an ihren Vater geschickt, und zwar durch einen besonderen Boten namens Kidin-Ramman. „Vor das Angesicht meines Herrn möge er treten," — also „persönlich zu überliefern". Der sonstige Inhalt des zierlichen Briefchens, vielfach unleserlich,

spricht von einem Aufenthaltswechsel des Pharao und von einer Sendung farbiger Stoffe.

## V. Die allgemeine Lage zur Amarna-Zeit.

Mag man die religiöse Reform des Königs Napchuria ihrem Wesen nach noch so günstig beurteilen: sie konnte das Ansehen des Nilstaates in Asien durchaus nicht fördern helfen. Verursacht wird sie die Zustände, die wir in Syrien-Kanaan finden, allerdings nicht haben; vielleicht war sogar Amenophis III. trotz seiner großen eigenen Schlaffheit nur ein Erbe der Wirren in diesem Teile des Reiches gewesen. Die allergewaltigsten Schläge konnten auf die Dauer doch nicht verhindern, daß die Habiri nach kurzer Zeit immer wiederkamen; ihr Bedürfnis nach Wohnsitzen war eben größer als die Furcht, und außerdem war es dem Pharao gleichgiltig, ob ihm ein Habiru oder ein Kanaanäer in Palästina zinste, sobald die Eindringlinge sich zur Anerkennung seiner Rechte bequemen wollten. Napchurias besonderer Fehler lag offenbar in der Parteilichkeit für seine Beamten, die Atenbekenner geworden waren, und diese scheinen das königliche Vertrauen um so rücksichtsloser ausgebeutet zu haben, je weniger sie selbst an eine Dauer der Reformbewegung glaubten. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet wird die sehr eigentümliche Diplomatie gerade Janhamus schon verständlicher. Der Statthalter des Deltas duldet nur solche Bestrebungen auf asiatischem Boden, deren Führer dabei an ihn denken, ohne den Betrag der Unkosten an die große Glocke zu hängen. Für loyale Querulanten wie Rib-Addi aber hatte dieser Realpolitiker nichts übrig.

Die Amarnatafeln sind in ihrem babylonischen Gewande zunächst ein Produkt der diplomatischen Sitte, beweisen aber durch viele Einzelheiten des Inhaltes, daß die ganze vorderasiatische Kultur schon seit Jahrhunderten auf babylonischer Grundlage ruhte. Aus den wortreichen Feldzugsberichten Thutmosis' III. geht, wie häufig bei ägyptischen Nachrichten zu beklagen, kaum hervor, welchem Großstaate der Pharao die syrisch-palästinensischen Striche entrissen hat. Politisch scheint das euphratensische Reich schon bei Beginn seiner kassitischen Dynastie, der wohl von langen inneren Kämpfen begleitet war, das Westland am Mittelmeer eingebüßt zu haben. Somit dürften die Könige von Mitani als frühere Herren in Betracht kommen.

Noch immer ein ausgedehntes Staatswesen, hatte Mitani seine besten Tage bereits hinter sich, als Tuschratta mit Mühe dort den väterlichen Thron bestieg.

Der Name Haligalbat, unter dem es bei allen Nachbarn figuriert, muß der ältere sein und nebenbei noch die Stammprovinz bezeichnen, an welche die jüngeren Erwerbungen sich dann erst angeschlossen hatten. Es ist festgestellt, daß das östliche Kappadokien, die bergige Landschaft Melitene am oberen Euphrat, noch um 690 Haligalbat hieß, daß anderseits Mitani im engeren Sinne der später makedonisch Mygdonia genannten Landschaft, dem eigentlichen Mesopotamien, entsprochen haben muß. Wir sahen aber auch, daß Ninive, die spätere assyrische Hauptstadt, im Besitz Tuschrattas sich befunden hat; sonst hätte er schwerlich die Stadtgöttin Ischtar nach Ägypten schicken können. Ninive dürfte der östlichste Besitz des Reiches Haligalbat-Mitani gewesen sein, dessen Schwerpunkt mehr westwärts lag. Eine Bemerkung des Königs von Alaschja will den Pharao veranlassen, künftig mit „dem König der Hethiter und dem von Schanchar“ keine Geschenke mehr auszutauschen. Als Schanchar wird hier Mitani bezeichnet, vielleicht nach seiner Residenz, wobei sich an das spätere Singara denken ließe, oder aber nach dem kleinasiatischen Teile seiner Besitzuugen.

Im Gegensatz zum Hethiterreiche, das sich aus dem Innern Kleinasiens nach Syrien vorschiebt und im raschen Aufschwunge begriffen ist, steht Mitani vor seinem Zusammeubruch. Die Assyrer und einige ihnen Verbündete, drüben aber die Hethiter lauern darauf, jene reife Frucht zu pflücken, und es fehlte vielleicht wenig, daß Tuschratta, statt sich noch einmal die Krone zu erkämpfen, vor den eingedrungenen Hethitern hätte kapitulieren müssen. Die große „Liebe“ des Königs für Ägypten ist also nicht ganz allein vom Glanze des Goldes, sondern auch durch die politische Zwangslage hervorgerufen. Nun geben uns die staatsrechtlichen und historisch gut umfassenden Darlegungen des Hethiterarchivs Kunde, daß Tuschratta von einem Prinzen seines Hauses ermordet wurde. Dieser bestieg als Schutarna (II.) den Thron, verlor jedoch die besten Provinzen an die Assyrer und das Reich von Alschi. Mattiwaza aber, ein Sohn Tuschrattas, rief endlich die Hilfe des großen Schubbiluliuma an, der mit seinen Hethitern Mitani „befreite“, Mattiwaza eine Tochter zur Frau gab und aus der bisherigen Großmacht einen Schutzstaat werden ließ. Dagegen hatte Azirus' Amoriterreich günstigere Schicksale. Aus Ägypten heil entkommen, warf Aziru bald nachher die Maske ab und huldigte dem Hethiterkönig; dafür haben sowohl Schubbiluliuma wie seine Nachfolger Murschil, Mutallu, Hattuschil („Chetasar“ der ägyptischen Inschriften), Dudhalia und Arnuanta dem Hause Azirus auch dann Nachsicht erwiesen, wenn die Enkel einmal wieder in des Ahnen bekannte

Schliche verfielen. Dem Hethiterreich, nun der Hauptmacht Vorderasiens, ist hier nur noch Babylonien ebenbürtig geblieben, aber mit Mißtrauen blicken beide schon auf das emporstrebende Assyrien.

Wenige Jahre nach Tuschrattas Untergang ereilte das Geschick die 18. Dynastie in Ägypten. Napchuria hat seine Schöpfung bei El-Amarna nicht völlig vollendet gesehen, denn er starb schon um 1366, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Nach einigen vergeblichen Versuchen seiner Tochtermänner, die „Lehre“ aufrecht zu erhalten, trat die Katastrophe der Reform ein. Das Land litt schwer unter blutigen Kämpfen, denen auch das Königshaus erlag. Die verhaßte Sonnenscheibenstadt von El-Amarna aber wurde teilweise zerstört und blieb wüst liegen. Amons Rächer müssen in drohendem Anzuge gewesen sein, als ein königlicher Archivar den glücklichen Gedanken hatte, unsere Tontafelschätze an sicherem Ort in der Erde zu bergen und so für eine späte Nachwelt zu retten.

* * *

Ein Vierteljahrhundert ist seit dem ersten Bekanntwerden des Fundes von El-Amarna verflossen, und längst schon hat sein Inhalt sich sowohl für die historische Beurteilung des alten Orients wie für die universalgeschichtliche Betrachtungsweise einigermaßen durchgesetzt. Bewegt sich auch dieser Briefwechsel durchschnittlich in vorgeschriebenen Formen und oftmals versteiften Wendungen, so war doch die Ausbeute in bezug auf das Fühlen und Denken jener Zeit viel zu bedeutend, um nicht die Fesseln der zuvor geltenden wissenschaftlichen Auffassung vom Wesen des alten Orients zu sprengen. Was man sich nicht vorzustellen gewagt hatte: daß die Menschen damals in keinem geringeren Maße von den kleinen Interessen ihrer Gegenwart erfüllt und geleitet wurden als andere Geschlechter unter anderen Himmelsstrichen — es lag nun in gleichsam lebendigen Zeugnissen zutage; und mit der Lehrmeinung, daß die Altorientalen eigentlich nur gewissen höheren Problemen nachhingen, war es innerlich vorbei.

So wandelt die erhellende Beleuchtung von der Amarna-Zeit her zugleich unsere Vorstellung hinsichtlich früherer oder späterer Abschnitte altorientalischer Geschichte um, aus denen wir aufklärende Dokumente ähnlicher Art nicht besitzen, vielleicht niemals empfangen werden. Genügen doch die der Zeitkunde um 1400 v. Chr. jetzt entspringenden allgemeinen Kriterien sogar zu begründeten Zweifeln an der objektiven Wahrhaftigkeit hellenischer Städtegeschichte. Jedenfalls macht die Darstellungsweise griechischer Landsmannschaftlichkeit die Begebnisse an der Ägäis zur Lyderzeit und noch etwas später bei weitem nicht klar, wohl aber verständen wir manch' seltsamen Hergang in jenen Bezirken bei passender Erinnerung die Aufschlüsse aus El-Amarna.

Noch angemessener, dringender erscheint eine entsprechende Nutzanwendung auf die uns sonst zu Gebote stehenden Nachrichten aus Syrien-Palästinas Geschichte. Unter dem Gesichtswinkel unserer Briefsammlung gewinnen die dauernden politischen Vorbedingungen und die natürlichen Grenzen für dortige Staatenbildung etwas andere Normen, als sie z. B. von den biblischen Historienbüchern bei älteren Perioden vorausgesetzt werden. Was seit König Jehu von Nordisrael (Mitte des 9. Jahrhunderts v. Chr.) erst als die Regel erkennbar wird, nämlich eine der Abhängigkeit mindestens nahestehende Rücksicht auf die vorderasiatischen Großmächte oder auf Ägypten, das galt schon für Jerubbal und Saul, für Salomo und seinen Vater David, dessen Lebensgeschichte übrigens mit andeutungsreichen Einzelnotizen aller Art besäet ist. Es galt für die Phöniker, die Aramäer im Binnenlande, für die Raubstaaten vom Toten Meer bis in die Schlünde des Hauran. Und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß mehr als ein Heldensagen-, Machtbeweis- oder Weisheitsmotiv, vielleicht sogar etliche überirdische Hilfsaktionen des Alten Testaments, weit früher bereits im Schwange gingen. Aziru, ein kraftvoller Dynastiebegründer gleich David, wird im Volksmunde wie in der höfischen Dichtung schon hoch gefeiert worden sein, und so noch andere zuvor wie hernach.

Vom Werden und Vergehen menschlicher Einrichtungen, vom Streben, Widerstehen, Siegen und Unterliegen Einzelner wie ganzer Gemeinschaften enthält die Weltgeschichte viele fertige Kapitel. Die Amarnatafeln aber lassen eins davon vor unseren Augen sich bilden und bunt wie das Leben vorüberziehen.

---

## Übersicht.

# Hölle und Paradies

## bei den Babyloniern

von

Dr. Alfred Jeremias
Pfarrer der Lutherkirche zu Leipzig

Zweite verbesserte und erweiterte Auflage mit 10 Abbildungen
3.—7. Tausend

Unter Berücksichtigung der biblischen Parallelen
und mit Verzeichnis der Bibelstellen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

# Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

I. Jahrgang, Heft 3.

# Einleitung.

Eine zusammenhängende Darstellung der babylonischen Religion zu geben, wird noch für lange Zeit ein Ding der Unmöglichkeit bleiben. Die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte haben zwar eine Fülle von Bruchstücken aus der religiösen und mythologischen Literatur der Babylonier zu Tage gefördert, von denen ein großer Teil geordnet und entziffert worden ist. Aber diese Fragmente, die sich auf einen Zeitraum von mehr als drei Jahrtausenden verteilen, lassen sich nur in seltenen Fällen chronologisch einordnen.

Auf den folgenden Blättern sollen babylonische Vorstellungen vom Jenseits geschildert werden. Selbstverständlich verfügen wir auch hierbei über lückenhaftes Material. Wenn einst der Nergaltempel von Kutha ausgegraben sein wird, werden wir gewiß viel neues über babylonische Höllenphantasieen erfahren. Und doch gestattet dieses Stück religiösen Lebens am ehesten den Versuch einer systematischen Darstellung. Die babylonische Priesterreligion hat sich weniger mit dem Jenseits befaßt; sie bildet in diesem Punkte das Gegenstück zur egyptischen Religion. Die Götter des babylonischen Kultus sind im Großen und Ganzen Götter des praktischen Lebens, auch Nergal von Kutha ist zunächst ein Herr der Lebendigen. Es blieb der Volksphantasie überlassen, über ein Leben nach dem Tode zu sinnen, und wie es scheint, geben die uns erhaltenen mythologischen Fragmente diese ziemlich konservativ gebliebenen Volksvorstellungen in ihren Hauptzügen wieder.

In der babylonisch-assyrischen Keilschriftliteratur kommen vor allem die folgenden Texte in betracht: 1. Die Schilderungen des Gilgamesch-Epos (s. S. 6 u. oft); 2. Die Legende von Nergal und Erischkigal (s. S. 22); 3. Die Texte über Tammuz (s. S. 9 f. u. 32 f.); 4. Die Beschwörungslegende von Istars Höllenfahrt. Da bei unserer Verteilung des Stoffes diese „Höllenfahrt" stückweise Erwähnung finden wird, geben wir hier im Zusammenhange eine kurze Inhaltsangabe. Istar, die Liebesgöttin, steigt in das „Land ohne Heimkehr" hinab (s. S. 20). Die Unterweltsgöttin gerät in Wut (?) und Trauer (den

Grund erfahren wir nicht, es handelt sich wohl um Befreiung des Tammuz),[1] gewährt ihr aber Zutritt. Nackend muß Istar vor ihr erscheinen (s. S. 11). Nach grimmigem Kampfe wird Istar in das Höllengefängnis geworfen. Die oberen Götter mischen sich ein, weil nach dem Verschwinden der Istar alle Zeugung auf Erden aufgehört hat, und sie senden einen zu dem Zwecke geschaffenen Boten zur Unterwelt, der trotz der Verwünschungen der Erischkigal erreicht, daß Istar mit dem „Wasser des Lebens" besprengt, die Unterwelt verlassen darf (s. S. 41 f.). — Seit dem Erscheinen der ersten Auflage ist das Verständnis einiger dieser Texte durch die neueren Arbeiten insbesondere von Jensen und Zimmern bedeutend gefördert worden.

Es wird dem Leser auffallen, daß die babylonischen Gedanken von Tod und Hölle mit den israelitischen Volksvorstellungen überraschend zusammenstimmen. Gleichwohl muß vor voreiliger Annahme von literarischen „Entlehnungen" gewarnt werden. Die Aussagen über die Totenwelt, die wir in der Keilschriftliteratur vorfinden, erweisen sich zum großen Teile als Gemeingut der altorientalischen Weltanschauung. In Israel wurden sie allmählich unter dem Einfluß prophetischer Verkündigung mit tieferen Gedanken und freundlicheren Hoffnungen erfüllt, aber auch dann noch haben altorientalische Bilder und Züge sozusagen das religiöse Begriffsalphabet für biblische Aussagen gebildet. Wenn die Vorstellungen von der Unterwelt in Israel am hartnäckigsten „heidnisch" geblieben sind und im Exil von neuem babylonischem Einfluß unterlagen, so hat das einfach darin seinen Grund, daß die religiösen Erfahrungen nicht über die Grenzen des Todes hinausreichten. Hier konnte der erst völlig Klarheit schaffen, der in Israel mit der unerhörten Botschaft auftrat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben", und der diese Botschaft durch die in der Religionsgeschichte völlig analogielose Tatsache der Auferstehung von den Toten verwirklichte.

Die angekündigte Neubearbeitung meiner 1887 erschienenen Schrift: „Die babylonisch-assyrischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, nach den Quellen unter Berücksichtigung der alttestamentlichen Parallelen dargestellt" (Leipzig, J. C. Hinrichs), mußte hinter dringende Arbeiten zurücktreten. Ich bitte diese zweite Auflage von „Hölle und Paradies", in der das neue Material verarbeitet wurde, als Abschlagszahlung anzunehmen.

1) Die in epischer Form bearbeiteten Mythen überspringen in den auf uns gekommenen Rezensionen oft Situationen. Man wird sich vorstellen müssen, daß die vortragenden Rhapsoden bei den Hörern dies und jenes als bekannt voraussetzten, was uns zu raten giebt. Daß es sich um den Tammuz-Mythus handelt, zeigen die parallelen Mythen der Griechen (s. S. 9 f. u. S. 32).

## Tod, Begräbnis und Totenfeier.

Der Tod ist für den Babylonier das „unentrinnbare", „nächtliche" Geschick, das „nach uraltem Gesetz" aller menschlichen Herrlichkeit ein Ende bereitet. Auf langes Leben, Greisenalter, irdische Unsterblichkeit in dauernder Nachkommenschaft zielen alle Gebetswünsche. „Dauerhaft wie die Backsteine von Ibarra mache meine Jahre, dehne sie aus in Ewigkeit", bittet Nebukadnezar. Ein alter Segenswunsch lautet:

„Anu und Anatu im Himmel mögen ihn segnen;
Bel und Beltis auf Ekur mögen das Geschick eines (langen) Lebens ihm bestimmen;
Ea und Damkina im Ozean mögen ein Leben langer Jahre ihm geben".

Vom altbabylonischen Helden berichtet die Legende, er habe das Kraut gefunden, dessen Genuß den Greis wieder zur Jugend zurückbringt. Ein den Göttern wohlgefälliges Handeln kann „das teure Leben" verlängern. Tiglatpileser I. sagt von seinem Großvater: „Das Werk seiner Hände und seine Opferspenden gefielen den Göttern wohl, und so gelangte er bis ins höchste Greisenalter". Nabonid, der letzte chaldäisch-babylonische König, betet zum Mondgott: „Bewahre mich vor Versündigung an deiner großen Gottheit, und ein Leben ferner Tage schenke mir zum Geschenk", und für Belsazar, seinen Erstgeborenen, bittet er: „Die Furcht vor deiner erhabenen Gottheit laß in seinem Herzen wohnen, daß er nicht in Sünde willigen möge; mit Überfluß an Leben werde er gesättigt". In einem assyrischen Texte heißt es:

„Zu deinem Gotte sollst du reines Herzens sein,
das ist das Liebste der Gottheit.
Beten, Flehen und Niederwerfung des Angesichts
sollst du ihm frühmorgens darbringen, . . . .
Die Furcht vor der Gottheit gebiert Erbarmen,
Opfer steigert das Leben,

1) Sir. 14, 17 (Urtext): „Von Urzeit her besteht die Abmachung: du mußt sicherlich sterben."

Und Gebet löset die Sünde.
Dem, der die Götter fürchtet, entgeht nicht . . . . ,
Wer die Anunnaki fürchtet, verlängert sein Leben."

Wie anderseits Ausrottung der Nachkommenschaft und Tod als Strafe für Frevel gegen Götter und Menschen angesehen wurden, zeigen besonders die Fluchformeln am Ende der Königsinschriften. Dem Zerstörer der Inschrift Tiglatpilesars drohen die Worte: „Der Gott Ramman befehle, daß er nicht einen Tag länger lebe, sein Name und sein Same werde im Lande vertilgt". „So lange Himmel und Erde stehen, sei vernichtet sein Same", heißt es in einem anderen grimmigen Fluche; „sein Name werde ausgetilgt, sein Same gestürzt, in Bedrängnis und Hungersnot möge sein Leben enden, es werde hingeworfen sein Leichnam, kein Begräbnis soll er bekommen".

Schließlich aber entgeht keiner dem Todesverhängnis. Plötzlich und unerwartet bricht der Tag herein, „der nicht freigiebt". „Gleich einem Schilfrohr wird das Leben abgeschnitten". „Der am Abend zuvor noch lebte, ist am Morgen tot". Mancher stirbt „an einem Tage, der nicht sein Geschick war". In der Schicksalskammer nämlich haben die Götter das Geschick, das Fatum des Menschen, bestimmt. Der Todestag heißt deshalb „der Tag des Geschickes". Man sagt von einem Verstorbenen: „Der Tag seines Geschickes raffte ihn dahin".[1] Von einem Selbstmörder aber heißt es: „Der Schrecken warf ihn nieder, und er ging in den Tod seiner nicht der Götter Bestimmung".

Wie tief empfunden ist die Scene im Gilgamesch (Nimrod)-Epos, in der der Held mit Entsetzen sieht, daß sein geliebter Freund tot ist:

„Was ist das für ein Schlaf, der [dich] gepackt hat?
Du bist düster (?) und hörst [mich] nicht!
Aber der öffnet [seine Augen] nicht.
Da berührte er sein Herz, aber es [klopfte (?)] nicht.
Da verhüllte er den Freund wie eine Braut."

Auf einer Variante der Gilgamesch-Epenfragmente wird dem Helden, der sich vor dem Tode fürchtet und der das Lebensgeheimnis sucht, von der Meerjungfrau Sabitu (s. S. 37) der epikureische Rat-

1) Die Festsetzung des Todestages gehört nach babylonischer Anschauung sicher zu den Schicksalsbestimmungen, die am Neujahrsfest unter dem Vorsitze Marduks getroffen werden. Jedenfalls liegt diese Vorstellung auch der poetischen Redeweise Sir 14, 12 zu Grunde, nach der Jahve eine Vertragsfrist mit der Unterwelt ausgemacht hat, die dann 41, 4 „die Festsetzung des Höchsten" heißt.

schlag gegeben, sich durch die Freuden des Daseins über das Todesweh hinwegzusetzen:

„Gilgamesch, warum rennst du herum?
Das Leben, das du suchst, wirst du doch nicht finden.
Als die Götter die Menschen schufen,
haben sie den Tod den Menschen auferlegt,
und behielten das Leben in ihren Händen.
Du Gilgamesch, fülle deinen Bauch,
Tag und Nacht freu du dich,
täglich mach 'ein Freudenfest;
Tag und Nacht sei ausgelassen und vergnügt.
Sauber mögen deine Kleider sein,
rein sei dein Kopf und wasche dich mit Wasser.
Schau auf den Kleinen, den deine Hand ergreift,
das Weib freue sich in deinem Schooße".

Ergreifend klingen oft die Klagen über Todesgeschick und Todesnot. In der Bibliothek Asurbanipals befindet sich das Lied eines leidenden Königs, das in wundervoller Weise dem Weltschmerz Ausdruck giebt und uns zeigt, daß auch in Babylonien der natürliche Mensch voll Sehnsucht und im besten Falle „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" gewesen ist. Der Sänger sagt, er habe es von Jugend an in der Welt schlimm, schlimm gefunden. Er habe nur an Gebet und Flehen gedacht, Gottesverehrung, Gebet und Gesang seien seine Herzensfreude gewesen, er habe sein Volk unterwiesen, den Namen des Gottes und der Göttin zu verehren. Aber oft habe weder Gott noch Göttin ihm das Angesicht zugewendet, und die Wahrsager und Zauberkünstler konnten ihm nicht helfen. Er sei behandelt worden wie einer, der die kultischen Vorschriften versäumt, der seinen Herrn vergißt und den gewichtigen Namen seines Gottes leichtsinnig ausspricht. Dann heißt es weiter:

„Was an sich selbst gut erscheint, das ist bei der Gottheit schlecht,
und was in sich verächtlich ist, das ist bei Gott gut.
Wer verstünde den Rat der Götter im Himmel,
den Plan Gottes voll von Dunkelheit, wer ergründet ihn!
Wie verstünden den Weg Gottes die blöden Menschen!
Der am Abend noch lebt, der ist am Morgen tot,
plötzlich wird er betrübt, eilends wird er zerschlagen;
im Augenblick singt und spielt er noch,
im nu heult er wie ein Klagemann.
Wie Tag und Nacht ändert sich ihr (der Menschen) Sinn.
Bald hungern sie und gleichen einer Leiche,
bald sind sie satt und wollen ihrem Gott gleichkommen;
geht's ihnen gut, so reden sie vom Aufsteigen zum Himmel,
sind sie in Kummer, so sprechen sie vom Hinabfahren zur Hölle".

Dann schildert der Klagende sein Krankheitselend und Siechtum, für das kein Priester und Zauberarzt das Ende angeben konnte:

„Schon öffnete sich das Grab, . . . . . ,
ehe ich noch gestorben war, war die Totenklage um mich schon vollständig[1].
Mein ganzes Land rief: Wie ist er übel zugerichtet.
Da solches mein Feind hörte, erglänzte sein Angesicht,
als Freudenbotschaft verkündete man es ihm, sein Inneres ward heiter".

Das Lied schließt mit einem Ausblick auf die Zeit, wo „die Thränen zu Ende sind" und er wieder zu Ehren gebracht ist.[2]

Wir besitzen einen assyrischen Brief, in dem ein Mensch klagt, weil er die Gunst des Königs verloren hat und nun im Elend schmachtet. Hier findet sich der Spruch des Pessimismus: Im Grabe ist Ruhe. Der Briefschreiber sagt: „Ich beuge mein Haupt zu den Toten; Leute, die tot sind, haben Ruhe".[3]

In gedankenreicher Poesie geben babylonische Legenden die Erfahrung wieder, daß unter des Todes Gewalt alle Herrlichkeit verschwindet und alle Kraft versagt. Die „Höllenfahrt der Istar" erzählt, wie mit dem Hinabsinken der Göttin in die Unterwelt alles Leben auf Erden erstirbt. Und sie selbst muß beim Eintritt in die Totenwelt nach dem bestehenden „alten Gesetz" allen Schmuck und alle Kleidung zurücklassen; nackend muß man vor die Unterweltsgöttin treten.

Das erste Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die große Krone nehmend von ihrem Haupte.

„Warum, o Wächter, nimmst du die große Krone von meinem Haupte?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

Das zweite Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Gehänge von ihren Ohren nehmend.

„Warum, o Wächter, nimmst du die Gehänge von meinen Ohren?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

Das dritte Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Kette nehmend von ihrem Nacken.

„Warum, o Wächter, nimmst du die Kette von meinem Nacken?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

1) Ein anderer Leidender sagt: „der Tod ist die Decke meines Lagers, schon habe ich die Flötentöne (Trauermusik!) angestimmt".

2) Der Text, von dem wir in der 1. Auflage eine Probe gaben, ist inzwischen von H. Zimmern meisterhaft interpretiert worden.

3) Ein merkwürdiger Anklang an Hiob 3, 13: „So läge ich nun und rastete, wäre gestorben und hätte Ruhe".

Das vierte Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Schmuckstücke nehmend von ihrer Brust.

„Warum, o Wächter, nimmst du die Schmuckstücke von meiner Brust?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

Das fünfte Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, den Gürtel mit Edelsteinen[1] nehmend von ihren Hüften.

„Warum, o Wächter, nimmst du den Gürtel mit Edelsteinen von meinen Hüften?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

Das sechste Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, die Spangen nehmend von ihren Händen und Füßen.

„Warum, o Wächter, nimmst du die Spangen von meinen Händen und Füßen?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle".

Das siebente Tor ließ er sie betreten, entkleidete sie, das Hemd nehmend von ihrem Leibe.

„Warum, o Wächter, nimmst du das Hemd von meinem Leibe?"
„Tritt ein, meine Herrin, denn also lauten der Todesgöttin Befehle."

Wenn dann weiter geschildert wird, wie sie mit sechzig Krankheiten an den Augen, mit Krankheit an den Hüften, mit Krankheit an den Füßen, mit Krankheit am Herzen, mit Krankheit am Kopfe geschlagen wird, so verbirgt sich wohl dahinter der Sinn, daß alle Sinnesfunktionen im Tode vernichtet werden, und daß alles Leibliche der Verwesung anheim fallen muß.

Mit besonderer Vorliebe besang man das Elend des Todes bei den Trauerzeremonieen für den Frühlingsgott Tammuz.[2] Es ist der Sonnen- und Vegetationsgott, der die Erscheinung des Sonnenwechsels und der alljährlichen Verwandlung des Samenkorns verkörpert.[3] Alljährlich sinkt er beim Verwelken der

---

1) Vielleicht ist an Zaubersteine zu denken, die Istar als Göttin der Liebe und der Geburten trägt.

2) Unter den heidnischen Kulten, die unter dem babylonischen Vasallen Zedekia in Jerusalem öffentlich betrieben wurden, wird Ez. 8, 14 auch der Tammuz-Kultus genannt. Die Weiber sitzen am Nordtore des Tempels zu Jerusalem und „beweinen" den Tammuz!

3) Identisch mit dem griechischen Adonis (wobei Wanderung der Mythenstoffe, nicht literarische Entlehnung anzunehmen ist), wie Hieronymus (zu Ez. 8, 14) bezeugt: „Den wir Adonis nennen, der heißt in der hebräischen und syrischen Sprache Tammuz." Theocrit erklärt den Sinn: „Er vollendet sein Auf- und Niedersteigen in zwölf Monaten, und die Horen geleiten ihn aus dem Reiche der Proserpina (Winter) in die Wohnungen der Venus (Sommer)." Die „Wohnungen" sind die Häuser, die die Planeten nach den babylonischen Tierkreisbildern auf dem Tier-

Natur in die Totenwelt hinab. Im Frühling wird er dann jubelnd als Auferstandener begrüßt (über diese Kehrseite der Tammuz-Verehrung s. unten S. 32 f.). In einer Klage um Tammuz, die an die künstlich getriebenen, rasch verwelkenden Gärtchen und Blumentöpfe des phönizischen und griechischen Adoniskultus erinnert, heißt es: „Du Hirt und Herr, Gemahl der Istar, Herr der Unterwelt, Herr der Wasserwohnung (?), Hirte: du bist eine Tamariske, die in der Furche kein Wasser trank, deren (Baum-)Krone auf dem Felde keine Blüte (Zweig?) bringt, ein junges Bäumchen, das nicht an einen Bewässerungsgraben gepflanzt wurde, ein junges Bäumchen, dessen Wurzel ausgerissen wurde, eine Pflanze, die in der Furche kein Wasser trank". In einem anderen Tammuz-Liede heißt es: „'Ich (Tammuz) gehe zum Kampfe (?) hin, ich, der Herr'; den verschlossenen Weg, den Pfad ohne Rückkehr ... ging er, stieg hinab zur Brust der Unterwelt . . ., der Sonnengott ließ ihn verschwinden zum Lande der Toten, mit Wehklage ward er erfüllt an dem Tage, da er in große Trübsal fiel, in dem Monat, der sein Lebensjahr nicht zur Vollendung kommen läßt, auf dem Pfade, da es aus ist mit den Menschen („der die Menschenkinder zur Ruhe bringt", fügt der Tafelschreiber hinzu), zum Wehgeschrei des Herrn, er, der Held, zum fernen unsichtbaren Lande".[1]

Von den Trauergebräuchen der Babylonier wissen wir einiges wenige aus Bildern und Inschriften. Durch Butter, Honig, Öl und Salz wird der Leichnam konserviert, in Linnen gewickelt, mit Spezereien ausgestattet und auf eine Steinbahre gebettet. Auf den Abbildungen der sog. Hadesreliefs sind die Unterarme des

---

kreis haben, der durch den Äquator an den beiden Äquinoctialpunkten in zwei Hälften geteilt wird. Der griechische Mythus berichtet, daß Persephone in der Unterwelt in Liebe zu Adonis entbrannte. Umsonst verlangt ihn Venus zurück, bis endlich Zeus (wie Apollodor berichtet) den Schiedsspruch tut: das Jahr wird in zwei Hälften geteilt, von denen er die eine bei Venus, die andre bei Persephone zubringt. — In Alexandrien wurde bei der jährlichen Totenfeier des Adonis das Niedersteigen dramatisch dargestellt, indem ein Kolossalbild der Gottheit ins Meer versenkt wurde (vgl. die nächste Anm. und S. 32 f.)

1) Dieselben Gedanken finden sich in den Adonis-Liedern der orphischen Mysterien wieder: „Du Einsamkeitsfreund, der du nach des Jahres Horen verlöschst und leuchtest, du mit Tränen Gefeierter, Vielgeliebter, der du einige Zeit im dunklen Tartaros wohnest, aber dann, wenn du die Frucht zeitigst, dich wieder zu Olympos erhebst — komm bald zu den Geweihten und empfange von der Erde die Früchte".

Leichnams nach oben gerichtet. Klagemänner und Klagefrauen[1] begleiten mit Flötenspiel[2] und Weinen die Trauerzeremonie, der die Angehörigen in „zerschlitzten Kleidern" oder in Trauergewänder gehüllt beiwohnen, und die in Libation, Räucheropfer, Klage, Gebet, vielleicht auch in Tieropfern besteht. Auf der Rückseite eines unveröffentlichten Fragments aus der Bibliothek Asurbanipals, dessen Vorderseite ein königliches Begräbnis schildert (s. unten S. 12), heißt es: „Es wehklagten die Gattinnen, es antworteten die Freunde", es werden also Wechselgesänge von Männern und Frauen bei der Trauerfeier gesungen.[3] An einer anderen Stelle heißt es, daß „nach dem Tode des Königs der Musikmeister mit seinen Sängerinnen nach der Trauerversammlung Musik machen wird".

Die Trauergesten sind wie bei allen orientalischen Völkern drastischer Art. Man trauert 7 Tage (oder 6 Tage und 7 Nächte, s. S. 36) um einen Toten. Der Trauernde heult,[4] zerreißt sein Gewand oder trägt ein zerschlitztes Gewand,[5] zerrauft den Bart, scheert sich das Haar,[6]

1) Ebenso bekanntlich bei den Hebräern zum Weinen und Singen, vgl. 2. Chr. 35, 25; Amos 5, 16; auch bei den Arabern in Mekka Klageweiber und (später) Klagemänner.

2) Vgl. Jer. 48, 36 und vergleiche zum Ganzen die Scene in Jairus Haus Marc. 5, 38. Das charakteristische Wort für „trauern" ist im assyrischen wie im hebräischen dasselbe: sapâd.

3) Vergl. Sach. 12, 11—12 (Wechselchöre) und das Begräbnis-Spielen der Kinder Matth. 11, 17: „Wir haben euch geklagt und ihr wolltet nicht weinen".

4) Die Schmerzlaute sind nach einer Textstelle ûa u. â, hebräisch hô, hô Amos 5,16.

5) Die beiden Sitten sind zu unterscheiden. Das Ideogramm für „Kleiderzerreißung" wird assyrisch als „überströmende Bekümmernis" und „überschäumende Wut" erklärt. Damit ist die Psychologie des Trauergestus authentisch gedeutet, auch für die hebräische Sitte, was man schon aus dem bildlichen Gebrauch Joel 3,1 und aus dem Gestus des Kaiphas Matth. 26, 65 hätte schließen können. — Das Anziehen des zerrissenen Gewandes (wohl mit Schlitz an der Brust vorzustellen) hat religiösen Sinn. Es ist das hebräische saḳ (assyrisch ṡakḳu neben andern Bezeichnungen vorkommend) für Trauer und Buße zugleich (vgl. Jona 3, 6 ff. die Leute von Niniveh). Als „zerrissenes Gewand" werden wir uns das Trauergewand des Götterboten in Istars Höllenfahrt (S. 41) zu denken haben. Vgl. Joel 1, 8: „Klage wie eine Jungfrau, die einen saḳ anlegt um ihren Bräutigam."

6) Beim Scheeren ist Stirnhaar und Barthaar gemeint (vgl. Ezech. 5, 1). Ez. 27, 31: „Sie scheeren sich seinethalben eine Glatze und umgürten sich mit dem saḳ". Nach 3. Mos. 19, 27 f.; 21, 5 f.; 5. Mos. 14, 1 ff. war den Israeliten das Trauerscheeren als heidnische Trauersitte verboten. Zu beachten ist hier der Sinn der Sitte, daß Haarscheeren (im Gegensatz zur egyptischen Sitte) in den babylonischen Gesetzen schändende Strafe ist.

ritzt sich mit Messern,[1] wirft sich auf die Erde,[2] schlägt sich Brust oder Lenden.[3] In den Annalen Sargons wird vom trauernden Babylonier gesagt: „Er hockte nieder auf die Erde, zerriß sein Gewand, nahm das Ritzmesser, brach in Geschrei aus".[4]

Babylonier wie Assyrer haben ihre Toten begraben. Leichenverbrennung galt, abgesehen von Notfällen, wie bei den Hebräern für Schmach und Schande.[5] Schon die in den Trümmern von Ur in Chaldäa gefundene „Geierstele" aus der Zeit des Gudea zeigt die Beerdigung von Gefallenen. (S. Abb. 1). In Tempeln und Palästen wurden die Könige und Großen des Landes begraben, die Gräberstätten des Volkes lagen außerhalb der Stadt. Der südbabylonische Gaufürst Gudea berichtet gelegentlich, er habe den Tempel der Zahl Fünfzig erbaut und darinnen ein Mausoleum von Cedernholz ausgestattet. Es scheint also, daß die babylonischen Stufentempel wie die ägyptischen Pyramiden Königsgräber geborgen haben. Ein andrer feierlicher Begräbnisort war der Palast des sagenumwobenen Königs Sargon I.; einige der Kassiten-Könige wurden im „Palast Sargons" beigesetzt. In den Annalen Asurbanipals ist von Gräberstätten in Babylon, Sippar und Kutha die Rede, und bei Sanherib befindet sich die Notiz, eine Hochflut des kleinen Flusses Tebilti habe mitten in Nineveh Königsgräber so arg zerstört, daß die Särge zu Tage getreten seien. Mit großer Sorgfalt wurden die Gräber der Vornehmen ausgestattet. Das oben S. 11 erwähnte assyrische Fragment unterrichtet uns über das Begräbniszeremoniell beim Tode des Königs: „In königliches Öl legte ich ihn fein säuberlich, das Tor des Grabes, seiner Ruhestätte, habe ich mit starkem Kupfer verschlossen und habe seinen ... festgemacht. Geräte von Gold und Silber, alles was zur Grabausstattung gehört, (sowie) die Insignien seiner Herrschaft, die er liebte, habe ich vor dem Sonnengott sehen lassen und mit meinem Vater, der mich erzeugte, ins Grab gelegt.

1) Vgl. 1. Kön. 18, 28. In den S. 11 Anm. 6 citierten Stellen für Israel ebenfalls als heidnische Sitte verboten.

2) Vgl. 2. Sam. 13, 31, wo der König seine Kleider zerreißt und sich auf die Erde legt, auch 2. Sam. 12, 16.

3) Vgl. Jer. 31, 19: „Nachdem ich weise geworden bin, schlage ich mir (voll Trauer) die Lenden." Derselbe Gestus in der Odyssee 13, 198.

4) Wieviel milder bei Hiob 1, 20: „Er zerriß sein Gewand und schor sein Haupt und fiel auf die Erde und warf sich betend nieder und sprach: Nackend bin ich aus dem Leibe meiner Mutter hervorgegangen, und nackend kehre ich dahin zurück".

5) Vgl. z. B. Amos 2, 1.

Geschenke gab ich den Fürsten, den Anunnaki und den Göttern, welche die Erde (d. i. die Unterwelt) bewohnen".

Als ein furchtbares Unglück galt es, wenn einem Menschen das feierliche Begräbnis versagt wurde. Darum droht dem Verstörer der geheiligten assyrischen Königsinschriften der Fluch: „In Hungersnot soll sein Leben endigen, dann soll sein Leichnam



Abb. 1. Beerdigung von Gefallenen in Schichten.
Von der altbabylonischen Geierstele aus der Zeit des Gudea.

hingeworfen werden und kein Begräbnis bekommen". In einem andern Falle wird erzählt, daß man einem Aufrührer, der in Selbstmord endete, das Begräbnis versagte. Wollte man dem besiegten Feinde eine besondere Schmach antun, so zerstörte man die Gräber, um die Toten in ihrer Ruhe zu stören.[1]) Asurbanipal erzählt, er habe

1) Wenn der Prophet Jeremia (8, 1 f. vgl. Baruch 2, 24 f.) voraussieht, wie durch babylonische Könige die Gebeine jüdischer Könige, Priester, Propheten und Bürger aus ihren Gräbern geworfen und unter der Sonne zerstreut wur-

nach der Unterwerfung Susa's die Heiligtümer zerstört, die Mausoleen der Könige verwüstet und aufgedeckt: „Die Grabstätten ihrer Könige zerstörte ich, ihre Gebeine nahm ich mit nach Assyrien, ihren Totengeistern legte ich Ruhelosigkeit auf und schloß sie von der Totenfeier der Libation aus". Auch dem König Sanherib genügt es nicht, die Güter und Untertanen des unglücklichen Merodachbaladan auf Schiffen wegzuführen, auch die Gebeine seiner Vorgänger holte er aus ihren Mausoleen. Ein andermal erfahren wir, daß besiegte Könige, in dem berüchtigten Käfig im Osten von Nineveh eingesperrt, die Gebeine ihrer Vorfahren zum besonderen Vergnügen der Stadtbewohner zerklopfen mußten. Kein Wunder, wenn berichtet wird (Arrian erzählt es, und die Inschriften haben es be-

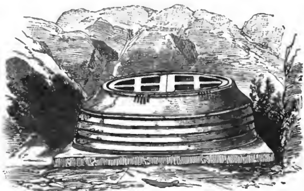


Abb. 2. Babylonisches Grab aus Ur in Chaldäa, der Heimat Abrahams.

stätigt), daß manche Könige ihre Begräbnisplätze in den unzugänglichen Euphratsümpfen anlegen ließen, damit sie besser vor Profanation geschützt sein sollten.[1] Die Pariser und Berliner Museen besitzen eine Reihe von Tonkegeln, die wahrscheinlich aus Gräbern stammen und die mit ihrer regelmäßig wiederkehrenden Inschrift der Sorge um Störung der Grabesruhe Ausdruck verleihen:

„Für alle Zeit, für immer, für ewig, für alle Zukunft! Diesen Sarg möge man, wenn man ihn findet, nicht behalten (?), sondern an seine Stelle

den, so entspricht das genau dem grausamen Kriegsgebrauch der Babylonier wie Assyrer.

1) Nach Ritter, Erdkunde XVII, 992 verbargen die Nosairier ihre Toten auf hohen Bergen und im Waldesdickicht. Die Nosairier aber sind aus Assyrien in ihre jetzigen Wohnplätze gewandert, und man betrachtet ihre Kultgebräuche wohl nicht mit Unrecht als Reste des babylonischen Heidentums.

zurückbringen! Wer dieses lesen und nicht mißachten, sondern also sprechen wird: diesen Sarg will ich an seine Stelle zurückbringen, dem möge die Guttat, die er getan, belohnt (?) werden: droben sei sein Name gesegnet, drunten möge sein Totengeist (einst) klares Wasser trinken". (Vgl. hierzu S. 25 f.).

---

Was die babylonischen Begräbnisstätten betrifft, so läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, ob unter den aufgedeckten Gräbern des Zweistromlandes Gräber alten Ursprungs sich finden. Die in Nimrud, Kujundschik und Chorsabad gefundenen Totenstätten sind sicher nicht assyrischen Ursprungs, aber auch die babylonischen Gräberstädte sind ihrem Alter nach zweifelhaft. In einigen Gräbern z. B. in dem von Taylor auf der Trümmerstätte von Ur gefundenen Gräberhügeln hat man Siegelzylinder gefunden, die auf ein hohes Alter schließen lassen. Durch kunstvolle, mit Hilfe tönerner Röhren herbeigeführte Entwässerung wurden die Grabhügel so trocken erhalten, daß Grabgewölbe und Tonsärge unversehrt erhalten sind. Die Gräber von Ur, von denen man am ehesten annehmen darf, daß sie altbabylonischer Zeit angehören, weisen eine

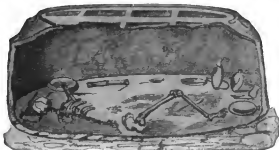


Abb. 3. Das Innere des Grabes.

zweifache Gestalt auf. Entweder bestehen sie in einem ovalen, einer umgekehrten Schüssel zu vergleichenden Tonbehälter, der ungefähr sieben Fuß lang, drei Fuß hoch und zweieinhalb Fuß breit ist (s. Abb. 2 u. 3), oder in einem sieben Fuß langen, fünf Fuß hohen und drei Fuß breiten Backsteingewölbe (s. Abb. 4). An den Skeletten hat man Spuren von Linnenumwickelung gefunden, und in den Totenbehältern tönerne und kupferne Gefäße, die teilweise noch Reste von Dattelkernen erkennen ließen. Die Leichen liegen zumeist nach der linken Seite gewendet; das Haupt ruht auf einem Backsteine. — Die massenhaften zusammengekitteten Totenkrüge, die man mit Resten von Skeletten in den Ruinenfeldern von Warka (Erech) gefunden hat, gehören sicherlich späterer Zeit, vielleicht der Partherperiode, an.

Im Jahre 1887 hat Robert Koldewey, der gegenwärtig als Leiter einer deutschen Ausgrabungsexpedition in den Trümmern von Babylon weilt, gelegentlich einer kurzen Campagne in Surghul und El Hibba (sieben Stunden südöstlich von Schatra in dem vom Euphrat, Tigris und Schatt-el-Hai gebildeten Dreieck gelegen) zwei Totenstädte gefunden, die Wohnungen für die Toten und Massengräber für die Reste im Feuer verbrannter Leichen enthielten. Aus den Aschenresten war zu erkennen, daß man den Frauen ihren Schmuck, den

Männern ihre Waffen oder Geräte und ihr Siegel, den Kindern ihr Spielzeug zur Verbrennung mitgab. Auch die Spuren von Tier- und Räucheropfern waren zu erkennen, sowie Überbleibsel von Schüsseln und Nahrungsmitteln für die Verstorbenen, endlich menschliche und tierische Idole aus Ton. Zahllose künstliche Brunnen unter den Ruinen der Totenstadt zeigen, wie eifrig man die Toten mit Trinkwasser versorgen wollte. Aber freilich altbabylonisch, wie Koldewey meint, sind diese Feuernekropolen nicht. Die alten Babylonier haben, wie wir sahen, ihre Toten nicht verbrannt.

Wichtige Aufschlüsse über die babylonische Gräberwelt dürfen wir von den Ausgrabungen in Niffer (Nippur) erwarten. Längst hat man nach den Spuren der Trümmerhügel sowohl in Niffer als in Abu-Habba (Sippar) be-



Abb. 4. Altbabylonisches Grab aus Ur in Chaldäa, der Heimat Abrahams.

obachtet, daß diese alten Städte drei Bezirke aufweisen: den Tempelbezirk, die Stadt der Lebendigen und die Gräberstadt. Die Abb. 5 zeigt eine Scene aus den amerikanischen Ausgrabungen zu Nippur, bei der aufgefundene Särge geborgen werden. Ob sie aus altbabylonischer Zeit stammen, weiß man nicht.

Die Gräber waren naturgemäß die Stätten der Totenspeisung und der Totenfeier. Trinkgefäße und Schüsseln mit Speise und Trank für die Toten wurden nicht nur ins Grab mitgegeben, sondern auch auf die Gräberstätten gestellt. Besonders eifrig besorgte man Trinkwasser für die Manen der Verstorbenen (s. oben S. 15). Es scheint, daß man zu diesem Zwecke künstliche Brunnenanlagen in den Gräberstätten baute. Das wichtigste Stück des Totenkultus

bildeten deshalb die Libationen, die wohl regelmäßig am Todestage dargebracht wurden, und deren Darbringung zunächst dem überlebenden Sohne oblag. In einer Grenzurkunde wird dem Zerstörer des Grenzsteines angewünscht: „Ninib, der Herr der Grenzen, möge ihn des Sohnes, des Wasserausgießers, berauben". Der Gedächtnistag des Toten heißt „Tag der Totenfeier", „Tag der Niedergeschlagenheit", „Tag der Wehklage", „Tag der Trauer". Die Priesterschaft der nak me, „Wasserausgießer" celebrierte die Libation an den Gräbern. „Während der Trauerfeier des Wasserausgießens für die Manen meiner königlichen Vorfahren", erzählt Asurbanipal, „legte ich Trauergewänder an(?) und erwies eine Wohltat Gott und



Abb. 5. Auffindung von Särgen in den Ruinen des alten Nippur.

den Menschen, Toten und Lebendigen"; daran schließt sich ein Bußgebet, das der König an den Gräbern der Vorfahren spricht. Ein andermal sagte er: „Termine für die Totenfeier der Wasserspendung für die Totengeister der Könige meiner Vorfahren, die aufgehört hatten, setzte ich fest; Gott und Menschen, den Toten und Lebendigen erwies ich (damit) eine Wohltat". In seinen Annalen aber heißt es, er habe den erschlagenen Feinden die Totenklage des Wasserausgießers versagt. Nach einer Beschwörungs-Ritualtafel, die den Fall bespricht, daß ein Mensch von einem Totengeiste ergriffen ist, scheint man anzunehmen, daß die Totengeister solchen Opferfesten beiwohnen. Es sollen in solchem Falle „für die Totengeister seiner Familie zur Linken der Totengeister Sessel hingestellt werden", dann sollen ihnen Totenspenden und Geschenke dargebracht werden. Auch blutige

Nacheopfer wurden an Gräbern dargebracht. König Asurbanipal erzählt, er habe bei demselben Stierkoloß, bei dem einst sein Großvater Sanherib hingemordet wurde, Kriegsgefangene lebendig hingeschlachtet zu einer Totenfeier für jenen. Eigentlichen Ahnenkultus kann man, soviel ich sehe, bis jetzt wenigstens bei den Babyloniern nicht nachweisen. Die Opfer galten den Unterweltsgöttern. Ein Textfragment redet vom Sühnepriester, der in die Grabstätte eintritt und dem Totengeiste durch einen Schaffner Speise und Trank verabreichen läßt.

## Die Totenwelt.[1]

Dem Geiste des Verstorbenen (ekimmu) öffnen sich die Tore der finstern[2] Unterwelt, und der Wächter der Totenwelt behandelt ihn „nach den alten Gesetzen". Der eigentliche Name für die Totenwelt ist Aralu; poetisch nannte man sie Kurnugia, d. i. irsitum la tairat, „Land ohne Heimkehr", „Land der Toten", „fernes Land", auch „Kutha" nach dem Kultort Nergals, des Gottes der Unterwelt. Die Vorstellung von dieser Totenwelt bildet sich die Volksphantasie nach der Gestalt des Grabes.[3] Namen wie Kigal, „große (unterirdische) Wohnung", Unugi, „finstere Wohnung", bezeichnen Grab und Unterwelt zugleich. Auf die Frage, wo die Seelen der Verstorbenen hausen, wird man also zunächst geantwortet haben: unter der Erde![4] Daher die hyperbolischen Aussagen der Königsinschriften: das Fundament der Bauwerke sei an die Brust der Unterwelt gegründet. Daher die Schilderung der skorpionartigen Sphinxe: ihr

1) Auf die Verwandtschaft der biblischen Unterweltsbilder in Jes. 14, 4 ff. und Ezech. 31, 16 ff.; 32, 18 ff. mit den babylonischen Vorstellungen hatte ich 1887 in meiner Schrift über „die babylonisch-assyrischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode unter Berücksichtigung der alttestamentlichen Parallelen" ausführlich hingewiesen. Die Parallele wurde damals allgemein verworfen. Jetzt gilt es bei den Kommentatoren als ausgemacht, daß die Farben der biblischen Bilder echt babylonisch sind. Der Raum dieser Schrift gestattet es nicht, hier näher darauf einzugehen.

2) Vgl. Hiob 10, 21 f.: „Das Land der Finsternis und des tiefen Dunkels."

3) Die Vermengung der Begriffe Grab und Unterwelt findet sich ebenso im Alten Testament, Ez. 32, 22 ff. sieht gar Gräber in der Unterwelt.

4) Spr. 7, 27: „Weg zur Unterwelt ist ihr (der Huren) Haus, die hinabführen zu des Todes Kammern." 9, 18 vergleicht das Haus der Thorheit mit den „Tiefen der Unterwelt, wo die Schatten hausen." Vgl. Hiob 26 5; Jona 2, 7: Totenort tief unter der Erde.

oberer Teil reiche bis an den Damm des Himmels (d. i. der Tierkreis), ihre Brust bis an die Unterwelt. Daher wird in der „Höllenfahrt der Istar" geklagt: „Istar ist in die Erde (Unterwelt) hinabgestiegen und nicht wieder heraufgekommen". Der Eingang zu dieser unterirdischen Welt liegt im Westen.[1] Wir werden später (S. 29 f.) einer Totenbeschwörung begegnen, in der ausdrücklich ein Totengeist nach dem Westen geschickt wird, damit ihn dort der Pförtner der Unterwelt festhalten soll. Der Westen ist die Richtung des Sonnenuntergangs, also der Finsternis. Aber der Westen bezeichnet für den Babylonier auch die Gegend der Wüste. Die Wüste aber ist ihm wie das Meer der Ort der Schrecken, die Wüste ist auch der Tummelplatz der Dämonen. Dazu stimmt, daß man die Göttin Belit-ṣeri, „die Herrin der Wüste", mit der Unterwelt in Verbindung bringt. Auch der Ausdruck „weiter Ort", der auf einem der sogen. Hadesreliefs (s. S. 30) zweimal vorkommt, und der sonst in Verwünschungen eine Rolle spielt, („die Kopfkrankheit möge wie ein Vogel an den weiten Ort fliegen, und der Kranke möge den gnädigen Händen seines Gottes befohlen sein") dürfte als Euphemismus für die Wüste im Westen und zugleich für die Hölle aufzufassen sein.

Bei der Reise des Gilgamesch nach der „Insel der Seligen" werden uns gefahrdrohende „Gewässer des Todes"[2] im Südosten, im erythreischen Meere, begegnen. Wer auf das Meer hinaus fährt, kommt schließlich „hinunter" in die Totenwelt; denn die Erde schwimmt wie eine umgestürzte Barke im Weltozean. In einer Beschwörungsanweisung ist von „Wassern des Todes" die Rede, die das Herz des Zauberers bezwingen sollen. Irgendwie werden diese „Gewässer des Todes" wohl mit dem Totenfluß in Verbindung stehen, der uns mehrfach im Zusammenhang mit den Vorstellungen von der Totenwelt begegnet, und der einigemale mit dem Namen Chubur bezeichnet wird. Wenn ein Zauberpriester sagt, „er habe die Fähre zurückgehalten und den Mauerquai abgesperrt und damit die Bezauberung der ganzen Welt verhindert", so ist an das Land der Totengeister zu denken, denn es heißt ausdrücklich, es sei auf Befehl der Belit-ṣeri (der Schreiberin der Unterwelt) geschehen; die Stelle erinnert an die Drohung der Istar, sie wolle die Unterwelt zertrümmern, die Toten heraufführen, daß es mehr Tote als Lebendige giebt. Auch erinnert man sich an die Abbildung der Höllengöttin auf zwei Hadesreliefs (s. unten S. 30 f.): auf einem Kahne knieend fährt das Scheusal den Totenfluß entlang. Daß die „Wasser des Todes" im Gilgamesch-Epos im Südosten strömen, während sonst

---

1) Henoch 17, 6; 22, 1 kennt auch das finstere Land der Unterwelt im Westen jenseits des Ocean.

2) Die „Wellen des Todes" und die „Bäche Belials" 2. Sam. 22, 5 (Psalm 18, 5) sind sicher poetische Ausdrücke für die „Wasser des Todes" bez. den „Totenfluß". Daß sie wenigstens den späteren Juden bekannt sind, beweist Henoch 17, 6.

der Eingang zur Unterwelt im Westen liegt, kann bei der Inkonsequenz solcher Volksphantasien nicht auffallen. Vielleicht dachte man sich einen doppelten Zugang: einen Erdeingang in der Wüste und einen Zugang auf den Wassern des Totenflusses.

Sieben Mauern, die durch sieben (nach einer Legende durch vierzehn) Tore[1] durchbrochen sind, umgeben den Totenort, den die Phantasie teils als Land, teils als Stadt, teils als riesigen Palast sich vorstellt und mit allen tausend Schrecken ausmalt. Bekannt ist der Eingang von Istars Höllenfahrt:

„An das Land ohne Heimkehr, das Land [. . . . .],
gedachte Istar, die Tochter des Mondgottes.
Des Mondgottes Tochter gedachte
an das finstere Haus, die Wohnung Irkalla's (d. i. Nergal),
an das Haus, dessen Betreten nicht wieder hinausführt,[2]
an den Pfad, dessen Hinweg nicht zurückführt,
an das Haus, dessen Betreter dem Lichte entrückt ist,
den Ort, da Staub ihre Nahrung, ihre Speise Lehm,
da Licht sie nicht schauen, in Finsternis sitzen,
da sie gekleidet sind wie Vögel in ein Flügelgewand,
über Tür nnd Riegel Staub gebreitet ist".

Besonders mißliebigen Besuchern sind noch schlimmere Zustände in Aussicht gestellt. Zu dem Götterboten, der in die Unterwelt eingedrungen ist, sagt die Beherrscherin der Schatten: „Ich will dich verfluchen mit einem großen Fluche, die Speisen in den Rinnen der Stadt sollen deine Nahrung sein, die Gossen der Stadt seien dein Trank, der Schatten der Mauer deine Wohnung, eine Steinschwelle dein Sitz, . . . . . und Durst (?) sollen deine Kraft brechen. In einem anderen Epenfragment trifft genau dieselbe Verwünschung jene verführerische Hierodule, die mit ihrer List einem der Helden Fluch gebracht hat.

Fast wörtlich dieselbe Schilderung der Unterwelt, die den oben citierten Anfang von Istars Höllenfahrt bildet, findet sich in einer epischen Erzählung, die dem Bereich der Gilgameschlegenden angehört, aber die folgende wichtige Fortsetzung aufweist: „In dem Hause, mein Freund, das ich betreten, . . . . da liegen am Boden

1) Zu den „Pforten" der Hölle vgl. Hiob 38, 17; Ps. 9, 14; Matth. 16, 18 (Offenb. 1, 18 „Schlüssel der Hölle"). „Pförtner" der Unterwelt (Scheôl) werden in der Bibel nicht erwähnt, aber wenigstens der griechische Übersetzer von Hiob 38, 17b kennt solche, ebenso die späteren Juden, die Abraham zum Pförtner der Unterwelt machen, wie die katholische Legende den Petrus.

2) Hiob 7, 9: „Wer zur Unterwelt hinabstieg, kehrt nicht wieder".

Kronen, [da wohnen] Träger von Kronen, die seit uralters das Land beherrschten, welchen Anu und Bel Namen und Gedächtnis bereitet haben, als Speise bekommen sie Kaltes aufgetragen, zum Trinken erhalten sie Wasser aus Schläuchen; [in dem Hause], mein Freund, daß ich betreten, [wohnen] der Enu und der Lagaru,[1] da [wohnen] der ischippu (=Priester) und der „Rasende" (maḫḫû), und Magier, da [wohnen] die Salbpriester der großen Götter, da wohnt Etana, wohnt Gira, da wohnt die Königin der Unterwelt Erisch-kigal, [Belit=]seri, die Schreiberin der Unterwelt kniet vor ihr, ... schreibt sie vor ihr." Hierauf folgt die leider abgebrochene Erzählung dessen, was geschehen ist, als die Göttin Erischkigal ihr Haupt wandte und des Eindringlings gewahr wurde.

Inmitten des „Landes ohne Heimkehr" liegt ein Palast, von dem aus die Höllengötter ihre Herrschaft ausüben.[2] Die eigentliche Herrschaft führt nach den babylonischen Hadeslegenden eine Göttin, namens Allatu (d. h. die Mächtige) oder Erischkigal (d. h. „die Herrin des großen Ortes"). Die Hadesbilder stellen sie als löwenköpfiges Ungeheuer dar (vielleicht weil sie die Gemahlin des Löwengottes Nergal ist), im Kahne auf einem Pferde knieend oder (ohne Kahn) stehend, Schlangen in den Händen halten, während Tiere an ihren Brüsten säugen. Diese finstere Göttin wacht über die uralten Unterweltsgesetze, nimmt aus dem Munde des Pförtners die Namen der Ankömmlinge entgegen und verhängt über solche, denen sie zürnt, den großen Fluch. Eifersüchtig bewacht sie mit Hilfe der Anunnaki den in der Unterwelt in einem besonderen Heiligtume verborgenen Quell des Lebens, dessen Wasser die Toten ihrer Gewalt entrücken kann, wie später (s. S. 26 u. 41 ff.) näher ausgeführt werden soll. Vor ihr knieet eine Schreiberin der Unterwelt, über deren Aufgabe leider nichts näheres gesagt ist. Zu der Umgebung der Erischkigal gehörten vor allem die Wächter (an einer Stelle werden sieben genannt), an deren Spitze der Nedu, „der Oberpförtner", (wohl identisch mit dem Wächter in Istars Höllenfahrt) steht, und der Pestgott, der zugleich den Verkehr mit der übrigen Welt und mit den oberen Göttern vermittelt. — Neben Erischkigal erscheint als „Herr der Gräber", „Herr der großen Stadt", „König des

1) Zwei Priesterklassen, wörtlich „der Herr" und „der Diener".

2) Das spätere nachbiblische Judentum hat die altorientalische „Höllengöttin" (s. auch zu den Pförtnern S. 20 Anm. 1) zu Todesengeln und 7 Strafengeln gemacht — derselbe Prozeß, der neben der christlichen Religion in Legende und Märchen die Gestalten aus vergangenem Heidentum verarbeitet.

(Toten)=flusses“ Nergal,[1] der Gott des Krieges und der Pest, als Höllengott. Schon altbabylonische Texte nennen ihn „Herr des großen Landes“, „Herr des Landes ohne Heimkehr“. Sein besonderer Kultort, die babylonische Stadt Kutha, wird mit den Höllenvorstellungen so eng in Verbindung gebracht, daß man die Unterwelt poetisch gradezu „Kutha“ nennt. Sein Tempel in Kutha galt als Abbild der Hölle, wie ja der Tempel jedes Kultortes als Abbild einer himmlischen Götterwohnung angesehen wurde.

Auf den Tontafeln von Amarna (vgl. A. Orient I, H. 2) findet sich eine babylonische Dichtung, die in drastischer Weise die Vermählung der Erischkigal mit Nergal berichtet. Die Geschichte erinnert in einigen Zügen an die griechische Legende von Persephone: „Als die Götter ein Gastmahl veranstalteten, sandten sie einen Boten zu ihrer Schwester Erischkigal und ließen ihr sagen: „„Wir sollen wohl zu dir hinabsteigen, wenn du nicht heraufkommst; sende einen, der deine Speisenportion in Empfang nimmt.““ Da sandte Erischkigal den Namtar, ihren Diener.“ Später wird erzählt (es sind leider nur noch Bruchstücke der Geschichte vorhanden), wie Nergal, über den der Tod beschlossen ist und den Namtar mitschleppen wollte, weil er nicht aufgestanden ist, als Namtar in die Götterversammlung trat, von seinem Vater Ea, der ihn offenbar retten will, mit 7 und 7 Helfershelfern ausgestattet nach den Toren der Unterwelt zieht. Blitz, Fieber, Gluthitze u. s. w. sind ihre Namen. An den vierzehn Toren der Unterwelt werden die Helfer Nergals aufgestellt. Nergal fordert vom Torwächter gebieterisch Einlaß. Zum Schluß wird erzählt: „Innerhalb des Hauses zog er Erischkigal beim Schopfe vom Throne herab auf die Erde, um ihr den Kopf abzuschlagen. „„Töte mich nicht, mein Bruder, ich will dir etwas sagen.““ Als Nergal dies hörte, ließ er seine Hand ab. Sie weinte und schluchzte (?): „„Du sollst mein Gatte sein, ich will dein Weib sein, ich will dir die Herrschaft geben in der weiten Unterwelt, ich will dir die Weisheitstafel in deine Hand geben, du sollst Herr sein, ich will Herrin sein.““ Als Nergal dies hörte, ergriff er sie, küßte sie, wischte ihre Tränen ab und sagte: „„Was du auch immer von mir verlangtest seit fernen Monaten, jetzt sei es so (?)!““

Im Gefolge des Nergal, der ja selbst als „Pestgott“ (bei den Babyloniern) gefürchtet ist, erscheinen alle bösen Geister und Dämonen. Die Dämonen selber gelten als Ausgeburten des

1) An einer Stelle wird Ninazu als Gemahl der Erischkigal genannt.

Totenreiches.[1] Wenn es heißt, sie seien auf dem Berge im Westen geboren, so will das sagen, daß sie bei Nacht und in der Unterwelt (S. 19) ihr Wesen treiben. Wenn die Sonne aus dem Berge des Ostens hervortritt, so berichtet poetisch ein magischer Text, — und alle Götter sich vor dem Sonnengott versammeln, dann verjagen die Sonnenstrahlen ihren Spuk. Sonst wird erzählt, daß sie von der Wüste aus ihr schlimmes Wesen treiben. Darum sagt der Beschwörer: „Der böse Geist fahre aus von den Menschen und ziehe hinaus in die Wüste." Die Wüste (im Westen Babyloniens) hängt aufs engste, wie wir sahen, mit der Unterwelt zusammen. „Sie sollen in die Ferne ziehen, sie sollen aus der Stadt weichen und in die Erde (Unterwelt) hinabsteigen", sagt der Beschwörer. Man stellt sich diese Höllengeister vor als blutfressende, blutsaugende Ungeheuer, die selbst die Götterbilder nicht verschonen. Wir besitzen große Fragmente einer langen Beschwörungsfeier, die den Titel „Die bösen Dämonen" führt und ihr Treiben lebendig schildert. Wie Schlangen schlüpfen sie in die Häuser der Leute. „Sie entführen das Weib vom Manne, reißen das Kind vom Schoße des Vaters, vertreiben den Herrn aus dem Hause seiner Familie." „Von Land zu Lande schreiten sie, vertreiben die Mägde aus ihren Kammern, den Sohn führen sie aus dem schwiegerelterlichen Hause, das Kind treiben sie aus dem väterlichen Hause, die Tauben holen sie aus dem Schlage, den Vogel aus seinem Neste, die Schwalbe vertreiben sie aus ihrem Neste, sie schlagen die Stiere, schlagen die Lämmer, gewaltige Geister (?), böse Dämonen, Jäger sind sie." „Auf der Weide tasten sie die Hürden an, bringen Krankheit in die Krippen der Pferde, füllen den Mund der Esel mit Staub, bringen Not in den Stall der Eselinnen." Fast jeder Körperteil des Menschen ist mit einem bösen Dämon bedroht; der aschakku bringt Fieber in den Kopf, der namtar bedroht das Leben mit der Pest, der utukku packt den Hals, der alu die Brust, der ekimmu die Hüfte, der gallu die Hand, der rabißu die Haut, der labartu ist der Alp, der labaßu ist die Fallsucht, die auch aus dem jüdischen Volksglauben bekannten Gespenster lilu und lilit bringen die Gebreste der Nacht. Es entspricht genau der babylonischen Gespensterfurcht, wenn es in der Apokalypse (18, 2) heißt: „Die große Babel ist eine Behausung von Dämonen und Aufbewahrungsort von allerlei bösen Geistern und verhaßten Vögeln." Besonders

1) Die Unterwelt, der Ort des „Königs der Schrecken" (Hiob 18, 14), ist auch für die israelitische Vorstellung der Ort der Krankheiten, vgl. Hosea 13, 14: „Wo sind deine Seuchen, o Tod? wo sind deine Qualen, o Unterwelt?"

gefürchtet sind, wie wir bereits früher sahen, der utukku und der ekimmu des Grabes, die Totengespenster. „Sie dringen in die Häuser, packen den Menschen, werfen ihn nieder in der Nacht." Mannigfache Mittel zur Beschwörung werden angegeben. Das wirksamste ist, wenn man ein Bild des Dämons zeichnet und dies feierlich verbrennt. In einem kultischen Texte heißt es:

„Ich halte empor die Fackel, stecke in Brand die Bilder
des utukku, des schedu, des rabißu, des ekimmu,
des labartu, des labaßu, des achchazu,
des lilu, der lilitu, der Magd des lilu
und alles feindliche, das die Menschen ergreift, . . . .
euer Rauch steige zum Himmel empor,
und Funken mögen verdecken die Sonne,
es breche euern Bann der Sohn des Gottes Ea, der Priester."

Für die vergleichende Religionsgeschichte wird sich als besonders wichtig der Umstand erweisen, daß die Unterweltsgötter auch bei den Babyloniern eng verwandt sind mit den Göttern der Fruchtbarkeit und des Feldbaues. Das Blühen und Verwelken der Vegetation wird mit der Unterwelt in Verbindung gebracht. Das zeigt sich im Kult des Tammuz (die Unterwelt heißt einmal gradezu „Haus des Tammuz"), wie wir oben gesehen haben (S. 10, vergl. auch S. 32) und in den Anrufungen des Feldgottes Enmeschara. In einer Anrufung des letztgenannten heißt es: „Herr der Unterwelt, Erhabener im Aralu (Name des Hades), Herr des Ortes und Landes ohne Rückkehr, Berg der Anunnaki, . . . . großer Herr, ohne den Ningirsu (Herr des Ackerbaues) in Feld und Kanal kein Gelingen hat und keinen Keim erzeugt!" Auch der Riese Eabani, der im Gilgamesch-Epos in die Unterwelt sinkt, ist eine (an Pan erinnernde) Flurengottheit und der Held Gira, den wir in einer der Unterweltschilderungen unter den Hadesbewohnern fanden, ist gewiß ein Feldgott, der alljährlich stirbt und wieder aufersteht.

Die wichtige Frage, ob der Babylonier die Vorstellung von einer **Verschiedenheit im Geschick der Verstorbenen** gehabt hat und wieweit eine solche Vorstellung ethischen Hintergrund hat, ist noch nicht spruchreif.

Verfasser hat früher (Art. Nergal in Roschers Lexikon) die Ansicht ausgesprochen, daß die Babylonier mit ihrem Unsterblichkeitsglauben die Anschauung von einem Strafgericht bez. von einer Strafbefreiung nach dem Tode verbunden haben, und dabei auf die Inschrift des weiter unten zu besprechenden Talismans hingewiesen (Abb. 8, s. S. 30), das die Todesgöttin darstellt und einen Gott Maschschil zur Beschwörung für das Gericht des Lebens der großen Göttin anzurufen scheint. Die Höllenfahrt der Istar kennt ja (wie wir oben S. 20 sahen), besondere Plagen, mit denen mißliebige Besucher

einer in der Unterwelt belegt werden können,[1] und anderseits deutet das Heiligtum mit dem Lebenswasser die Möglichkeit einer günstigen Wendung im Todesgeschick an (s. S. 32).

Friedrich Delitzsch hat aus dem Segenswunsche, der als Lohn für pietätvolle Behandlung eines Sarges das Trinken klaren Wassers im Hades verspricht, den Schluß gezogen, es sei damit in das Leben nach dem Tode, in das Fortleben der abgeschiedenen Seele im „Lande ohne Heimkehr" eine Unterschiedenheit hineingetragen, aus welcher sich dann, die Vorstellung einer heißen Hölle einer- und eines reich mit Wasser gesegneten Gartens andrerseits entwickelt hat, ja es soll schließlich nach „Babel und Bibel I, S. 40 f. (durchgesehene Ausgabe) alles was seitdem Maler und Dichter, Kirchenlehrer und Priester und zuletzt Muhamed der Prophet, aus dieser Hölle und diesem Paradiese gemacht, die Vorstellungen von Höllenqualen und Paradieseswonnen, die noch heute ungezählte Millionen beherrschen, letzte Konsequenz der schlichten babylonischen Vorstellung von dem klaren Wasser, welches die ganz Frommen (es ist, wie gesagt, nur von der Konservierung eines Grabes die Rede) im Scheol zu trinken bekommen, darstellen. Man wird angesichts der oben angeführten Stellen einsehen, daß das viel zu weit geht. Klares Wasser wünschte man allen Verstorbenen — ein frischer Wassertrunk ist einfach das Ideal jedes Orientalen.

Für die Behandlung der Frage kommen vor allem die Schlußzeilen der 10. Tafel und die Schlußzeilen der 12. Tafel des Gilgamesch-Epos in Betracht.

Als Gilgamesch zu seinem Ahnherrn Ut-napischtim gekommen ist (s. unten S. 37), spricht dieser von der Vergänglichkeit alles Irdischen und vom grimmigen Tode, und es heißt dort:

„Bauen wir ein Haus für immerdar? Siegeln wir für immerdar?
Teilen Brüder für immerdar?
Geschieht Kinderzeugen auf [Erden] für immerdar?
Führt der Fluß Hochwasser für immerdar? . . . . .
Herrscht nicht [der Tod] von Anbeginn?
Der . . . . . . (?) und der Tote, wie sie einander [. . . .],
zeichnen sie nicht des Todes Bild?"

„Nachdem der Aufpasser (?) (amelu kallû) und der Zuriegler (?) [einen Menschen] begrüßt (wörtlich: gesegnet) haben,
versam[meln sich] die Anunnaki, die großen Götter,
die Göttin Mammetu, die das Schicksal schafft, setzt mit ihnen die Schicksale fest,
sie setzen Tod und Leben fest.
Des Todes Tage (aber) werden nicht kundgetan".

Daß die **Schlußzeilen** sich auf den Eintritt des Todestages, den niemand voraussagen kann, beziehen, scheint mir auf alle Fälle sicher; sie sagen nicht

1) Der Koran kennt einen Ort in der Unterwelt, Sidschin (eig. Kerker, Gefängnis), in dem das Buch der Missethäter aufbewahrt wird; das Verzeichnis der Thaten heißt auch Sidschin (s. Sure 83).

etwa, daß der Tod nach Tagen zählt, also nicht ewig währt, wie Jensen in einer Besprechung der 1. Auflage dieser Schrift annimmt. An sich wäre ich auch geneigt, die vorhergehenden schwierigen Zeilen auf die Vorgänge vor Eintritt des Todes, der immer auf einer besonderen Schickung der Götter beruht (s. S. 6) zu beziehen. Dagegen spricht aber, daß die Toten nach dem Zeugnis eines anderen religiösen Textes aus den Händen des Kallu in die des Oberpförtners der Unterwelt übergehen. Auch muß zugegeben werden, daß die Erwähnung der Anunnaki, vor die der Tote nach dem Zeugnis eben dieses Textes geführt wird und die nach der „Höllenfahrt der Istar" in der Unterwelt hausen, dafür spricht, daß bei dem Vorgang: „sie legen Tod und Leben hin", der Schauplatz das Totenreich ist.

Die andere Stelle bildet den Schluß des Epos. Eabani erzählt, was er in der Unterwelt gesehen hat:

„Wer den Tod durch Eisen starb — das sahst du? ja ich sah es! —
im Schlafgemach ist er gelagert,
reines Wasser trinkend;[1]
wer in der Schlacht getötet ward —
du sahst es? ja ich sah es! —
sein Vater und seine Mutter halten sein Haupt,
und sein Weib . . . . . . (?).
Wessen Leichnam auf das Feld geworfen ward, —
du sahst es? ja ich sah es! —
dessen Totengeist ruht nicht in der Unterwelt.
Wessen Totengeist keinen hat, der sich (um ihn) kümmert,
du sahst es? ja ich sah es!
. . . . . (?) (im) Topfe, die Reste von Essen,
die auf die Straße geworfen, ißt er."

Auch hier kann ich mich nicht entschließen, anzunehmen, daß der Stelle die Vorstellung von einem Unterschied im Geschick der Toten in der Unterwelt selbst zu Grunde liegt. Keinesfalls kann man daraus Schlüsse für eine Vergeltungslehre ziehen. Das Geschick der Unbegrabenen wird doch sonst so aufgefaßt, daß er ruhelos umherirrt und keine Aufnahme ins Totenreich findet. Die Straße mit den Überbleibseln von Essen wäre demnach in der Menschenwelt zu suchen. Das Ganze ist ein poetisches Stück, bei dem der Dichter wohl über die eigentliche Situation (Eabani soll schildern, was er gesehen hat) hinausgehen darf. Auch die Walhallafreuden (zum klaren Wassertrunk s. oben S. 25) der im Kriege Gefallenen setzen nicht eine besondere Abteilung in der Totenwelt, in der Helden belohnt werden, voraus. An diese „Walhalla"-Schilderung erinnert übrigens auch der folgende Schluß eines Beschwörungstextes:

„Glänzende Wasser brachte er hinein",
Ninzadim, der große Juwelier des Anu,

1) Vgl. Koran, Sure 83: „Wahrlich, die Gerechten sollen im wonnevollen Paradiese wohnen, und auf Ruhekissen sitzend, umherblicken, und auf ihren Gesichtern kannst du wahrnehmen freudige Heiterkeit. Zu trinken bekommen sie Wein, der gemischt wird mit Wasser aus Tasnim, einer Quelle, woraus die trinken, die Gott nahe sind."

hat dich mit seinen reinen Händen in Obhut genommen;
Ea nahm dich weg an den Ort der Reinigung,
an den Ort der Reinigung nahm er dich,
zu (?) Honig und Milch nahm er dich,
Wasser der Beschwörung that er dir in den Mund,
deinen Mund öffnete er mittels Beschwörungskunst:
„„wie der Himmel sei hell, wie die Erde sei rein, wie das
Innere des Himmels glänze.““

## Totenbeschwörung.

Unter den Zauberkünsten der babylonischen Priester hat die Totenbeschwörung (schûlû heißt der zu beschwörende Totengeist) sicherlich eine hervorragende Rolle gespielt. Eine Reihe von Texten der mythologischen Literatur zeigen, daß Szenen, wie sie die Erzählung von Saul bei der „Hexe von Endor“ schildert, auch der babylonischen Phantasie geläufig waren. In den Listen der Priesterklassen finden wir „den Beschwörer der Totengeister“, den Priester, „der den Totengeist heraufführt“ und den scha'ilu, den „Totenbefrager“.

Zur Totenbefragung bietet uns die bisher bekannte Literatur kein Beispiel. Hingegen verbirgt sich allem Anschein nach die Zeremonie einer Totenbeschwörung in den Schlußzeilen der Höllenfahrt der Istar. Es ist dort von einem fröhlichem Tammuzfest die Rede, und im Schluß wird gesagt, daß „die Toten emporsteigen und Opferduft atmen“ (s. unten S. 33).

Der Schluß des Gilgamesch-Epos bietet ein konkretes Beispiel für eine Totenbeschwörung. Bei der Rückkehr von seinem Ahnherrn klagt Gilgamesch um seinen Freund Eabani, der zur Unterwelt hinabgesunken ist. Mit seiner Totenklage zieht er von einem Tempel zum andern und klagt, daß weder Namtar (die Pest) noch ein Unglück seinen Freund gepackt hat, daß er auch am Orte der Männerschlacht nicht gefallen sei, sondern daß die Totenwelt ihn ohne weiteres hinweggerafft habe. Schließlich legt Ea Fürbitte für ihn ein bei dem Gewaltigen, dem Helden Nergal. Ea hat zu ihm gesagt:

„Gewaltiger Held Nergal. Höre fein . . . .!
Öffne alsbald das Loch der Unterwelt (Erde) und

1) Diese Totenbeschwörung erinnert, wie überhaupt die gesamte Unterweltsvorstellung der Babylonier, lebhaft an den 11. Gesang der Odyssee, wo am nächtlichen Gestade der Kimmerier die Totenschatten gerufen werden und flatternd emporsteigen.

der Totengeist (utukku) Eabani's steige aus der Unterwelt empor und
sage seinem Bruder das Gesetz der Unterwelt.
Der Gewaltige, der Held Nergal . . . .,
öffnete alsbald das Loch der Unterwelt (Erde) und
ließ den Totengeist Eabani's wie einen Wind aus der Erde herausfahren."

Man rief also die Totengeister.[1] Schwieriger aber mag es erschienen sein, gerufene oder entwischte Totengeister wieder los zu



Abb. 6. Babylonisches Hadesrelief, Himmel, Begräbnis und Totenfluß darstellend.

werden (s. schon oben S. 17.) „Ich will heraufführen die Toten, daß sie essen und leben, mehr als Lebendige sollen sein die Toten", sagt Istar. Das war eine furchtbare Drohung im Sinne des Babyloniers. Denn zu den schrecklichsten Plagegeistern unter den

1) Im Alten Testament vgl. 1. Sam. 28, 13, wo Samuel als „aus der Erde hervorsteigender Elohim" erscheint. Vgl. außerdem Jes. 8, 19 und andere Stellen, die Totenbeschwörung als heidnische Sitte bezeugen.

Dämonen gehörten die Schatten der Unterwelt. In einem Beschwörungstexte klagt ein Kranker, der Zauberer und die Zauberin hätten ihn der Gewalt eines umherirrenden Totengeistes ausgeliefert. Ein andermal wird das Leiden eines Schwerkranken darauf zurückgeführt, daß „der böse Totengeist herausgekommen ist“. In der Gebetsammlung aus der Zeit des Königs Asurbanipal befindet sich



Abb. 7. Rückseite: der babylonische „Kerberos“.

das Gebet eines Menschen, der von einem Totengeiste besessen ist. Es wird geklagt, daß der Totengeist den Kranken Tag und Nacht nicht losläßt, so daß ihm die Haare zu Berge stehen und seine Glieder wie gelähmt sind. Der Sonnengott soll ihn befreien von diesem Dämon, möge es nun der Schatten eines Familiengliedes oder der eines Ermordeten sein, der sein Wesen treibt. Kleider und Schuhe und Lendengurt habe er ihm schon gegeben, auch einen

Wasserschlauch und Wegzehrung![1] Nun möge er nach dem Westen, nach der Unterwelt, gehen, und dort soll der Gott Nedu, der Pförtner der Unterwelt, ihn festhalten, daß er nicht mehr entrinnen kann.

Die sogenannten Hadesreliefs (s. Abb.) widerstreben noch immer einer genügenden Erklärung. Das erste Broncerelief (s. Abb. 6 u. 7) wurde von einem Bauern in Palmyra gekauft und befindet sich in Paris in der Sammlung de Clercq; es stammt sicherlich aus Babylonien, obwohl der Fundort unbekannt ist. Ein ähnliches stammt aus der Totenstadt Sur-ghul (s. oben S. 15) und wird in Konstantinopel aufbewahrt. Den Mittelpunkt scheint die Szene am Sarge zu bilden, mit Kandelabern (?), zelebrierenden Fischgottheiten und kämpfenden Dämonen (sicher eine Beschwörungsszene, die gewiß auf den Totengeist Bezug hat). Ganz oben deuten die Planeten den Himmel an; der nächste Streifen zeigt (den Himmel bedrohende?) sieben Dämonen, der untere Streifen wohl den Totenfluß mit der Barke, in der die löwenköpfige weibliche Gestalt (die Höllengöttin Erischkigal?), an deren Brüsten Löwen säugen und die zwei Schlangen mit den emporgehobenen Händen würgt und die an den Füßen Vogelkrallen hat, auf einem Pferde kniet. Am Ufer steht ein geflügeltes Ungeheuer, gleich dem Riesenungeheuer, das die Rückseite des Reliefs beherrscht und dessen Kopf mit offenem Rachen über die Vorderseite ragt, ferner stilisierte Bäume am Ufer und rechts oben allerlei Gegenstände (Grabausrüstung?). Das in Sur-ghul gefundene Exemplar zeigt links und rechts von der Barke zwei abweichende Dämonengestalten, von denen die eine der Barke drohend entgegenzutreten scheint. Wir werden kaum irre gehen, wenn wir annehmen, daß es sich um Talismane handelt, die man in die Gräber legte, um sich vor Belästigung durch Totengeister zu schützen. Das bestätigen einige weitere Funde, die sich durch Inschriften als Talisman kennzeichnen und die einzelne Szenen aus dem „Hades-relief" enthalten:

1. Eine kleine Tafel im Besitz von M. Bouriant, des Direktors der école archéologique in Kairo, die das schlangenwürgende Höllenungeheuer stehend auf dem Rücken des liegenden Pferdes zeigt (ohne Barke), an ihren Brüsten saugen ein Schwein und ein Hund. Die Rückseite trägt eine Inschrift, aus der hervorgeht, daß es sich um ein Amulet handelt, durch das ein Totengeist, der jemanden in den Träumen ängstigt, dem Nedu, dem Oberpförtner der Unterwelt übergeben werden soll — also eine ganz ähnliche Situation, wie die oben S. 29 geschilderte. Ninib, der Arzt, und Marduk von Esagil in Babylon, werden zur Hilfe angerufen.

2. Eine Tafel aus braunem Kalkstein mit völlig gleichem Bild (s. Abb. 8) und verwandter Inschrift, das vor mehr als fünfzig Jahren in Babylon gefunden wurde und eine teilweise gleichlautende Inschrift enthielt. Es ist hier zweimal vom „weiten Ort" die Rede und vom Gott Maschschil, der für „das Gericht des Lebens der großen Götter" angerufen wird.

3. Ein gelbes 10 Zentimeter hohes Steintäfelchen, durch die deutsche Grabung 1901 in Babylon gefunden. (Abb. 9). Es stellt oben die Toten-

1) Nomadische Ausrüstung; vgl. Luc. 11, 24, wo der Dämon durch Wüsten wandert.

szene dar, an der zu Häupten und zu Füßen nicht nur die fischgestaltigen Genien stehen, sondern hinter jeder derselben noch je eine andere Gestalt, die sämtlich das bekannte heilige (Wasser=?) Gefäß tragen. Der untere Teil zeigt das Ungeheuer auf dem Pferde knieend (ohne Kahn) mit Schwein und Hund an den Brüsten. Zwei kämpfende Dämonen, der eine mit dem Dolche bewaffnet, wenden hier dem Ungeheuer den Rücken. Die Inschrift lautet nach F. Weißbach's Ergänzung: „Beschwörung, Labartu, Tochter Anu's (ist) ihr Name erstens. Zweitens: Schwester der Straßengottheiten. Drittens: Dolch, der das Haupt trifft. Viertens: die das Holz entzündet. Fünftens: Göttin, deren Antlitz fahl (ist.) Sechstens: Handlangerin (?) . . . . . der Göttin Irnini. Siebentes: Beim Namen der Götter, der Götter sei beschworen! Wie Vögel am Himmel fliege fort." Die Tafel dient zur Beschwörung der Dämonin Labartu. Ein Keilschrifttext, der die gleiche Beschwörung enthält, sagt ausdrücklich, man soll die Inschrift auf ein Amulet schreiben und dem Kinde um den Hals hängen. Ein solches Amulet stellt der Fund in Babylon, der noch die Durchbohrung für die Schnur zeigt, dar. Das auf dem Pferde knieende Ungeheuer wird nach den oben geschilderten Gräber=Talismanen zu schließen trotz dieser Beschwörungsinschrift als die Höllengöttin zu erklären sein. Die Labartu ist vielleicht in einer der Dämonengestalten zu suchen (nach der Inschrift vielleicht die mit dem Dolch bewaffnete), die neben der Höllengöttin stehen und die von den Gestalten der eigentlichen Hadesreliefs differieren.



Abb. 8. Amulet gegen einen Totengeist; aus Babylon.

## Befreiung aus dem „Lande ohne Heimkehr“.

Daß die Babylonier an eine persönliche Unsterblichkeit geglaubt haben, kann nach den bisherigen Ausführungen keinem Zweifel unterliegen. Der Leib ist im Grabe verwest (schalamtu heißt der Leichnam als der, „mit dem es aus ist“), aber die Seele lebt in dem finstern Hades und führt an diesem Ort des Grauens eine wesenlose Schattenexistenz. Aber die Gedanken gehen weiter und sinnen auf ein freundlicheres Geschick. Daß man den himmlischen Göttern die Macht zutraut, gegebenenfalls das ganze Totenreich zu zertrümmern, und daß im einzelnen Falle ein Totengeist heraufgeführt werden kann, erfuhren wir bereits.[1] Der Erzähler der „Höllenfahrt der Istar“ will sagen, was der Zuhörer tun soll, „wenn die Befreiung verweigert wird“. Und vorher wird geschildert, wie die Göttin Istar selbst freigelassen wird, nachdem der Pförtner notgedrungen sie mit dem „Wasser des Lebens“ besprengt hat.[2] In dem „ewigen Palaste“, aber, dem Allerheiligsten der Unterwelt, befindet sich eine Quelle mit Wasser des Lebens, die von jenen Anunnaki, die uns früher schon als Dämonen der Gräberwelt erschienen, behütet wird. Nur durch einen Gewaltakt freilich und auf Grund eines besonderen Machtwortes des Gottes Ea kann man zu diesem Wasser gelangen.

Insbesondere mag das Fest des Tammuz, dessen Wiederkunft aus der Unterwelt alljährlich gefeiert wurde, den Gedanken einer Befreiung aus der Unterwelt zu einer der volkstümlichsten Vorstellungen gemacht haben. Wir haben oben S. 9 f. die Trauerfeier besprochen, die im Hochsommer abgehalten wird, wo Tammuz, „dem Jahr um Jahr Weinen auferlegt wird“, in die Unterwelt (von Istar-Venus zu Erischkigal-Proserpina) hinabsinkt. Den fröhlichen Gegensatz bildet die Tammuzfeier im Frühling. Züge von diesem Feste scheinen die Schlußzeilen der „Höllenfahrt der Istar“ zu verraten; dort wird der aus der Totenwelt befreite Tammuz mit reinem Wasser gewaschen, mit gutem Öl gesalbt, und mit roten Kleidern bekleidet. Am Schlusse heißt es:

1) Siehe ob. S. 27 ff.

2) Nach Henoch 22, 9 kannten auch die späteren Juden eine Wasserquelle in der Scheol, die Unsterblichkeit giebt (vgl. den ähnlichen Zug im Bilde von Luc. 16, 24). Dieselbe Vorstellung bei den Griechen: links im Hades die Quelle der Lethe, rechts die der Mnemosyne, mit kaltem Wasser (des Lebens), von dem auch Psyche der Venus (!) bringen soll (zum Lebenswasser s. auch unten S. 41 ff.).

„In den Tagen des Tammuz spielet mir (fröhlich) auf der Flöte von
Lasurstein, auf dem .... -Instrumente von Samtu-Stein sollen
sie (fröhlich) mit ihm spielen,
sollen (fröhlich) mit ihm spielen Klagemänner und Klagefrauen,
auf daß die Toten aufsteigen und Opferduft riechen".

Wir werden annehmen dürfen, daß man in Babylonien den Naturmythus von Tammuz in ähnlicher Weise zum Ausdruck der Unsterblichkeitshoffnung benutzt hat wie die Ägypter den Naturmythus von Osiris. Wie man in Ägypten die Mumie anredet: „du bist Osiris", d. h.: „du wirst wieder lebendig", so wird dem Babylonier sein Toter wie ein Tammuz erschienen sein, den man nicht hoffnungslos hingibt. Derartige Gedankenkreise gehören allenthalben den Mysterien an. Es scheint mir fast, als ob gewisse Legenden und Epen gedichtet worden seien, um die Gedanken zu popularisieren.

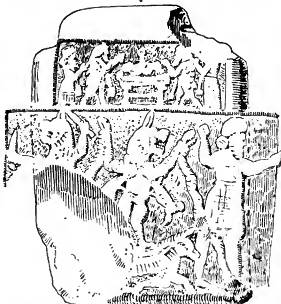


Abb. 9. Amulet für Kinder gegen die Dämonin Labartu; aus Babylon.
(Nach Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft Nr. 9.)

In diesen Ideenkreis gehört auch die auffällige Erscheinung, daß man es liebt, den Göttern das Epitheton eines „Totenerweckers" zu geben. Freilich sind es zunächst die Sonnen- und Frühlingsgötter, von denen man sagt,

daß sie Totenerweckung lieben. Die Aussage wird darum zunächst auf der Erfahrung von der Auferstehung der Natur im Frühling beruhen, aber zuweilen wird sie auch unzweideutig auf die Menschenhoffnung übertragen. So heißt es von Samas, dem Sonnengott: „den Toten lebendig zu machen, den Gebundenen zu lösen, steht in deiner Hand". Der Gott Nebo wird gepriesen als der, „der die Lebenstage verlängert und die Toten erweckt". Vor allem aber heißt Marduk, der Gott der Frühsonne und der Frühlingssonne: „der Barmherzige, der Totenerweckung lieb hat," oder einfach, wie auf der Schlußtafel der Weltschöpfung: „der Totenerwecker". In einer Anrufung wider Dämonen und Krankheiten wird er folgendermaßen begrüßt: „Du barmherziger unter den Göttern, du barmherziger, der Totenerweckung liebt, Marduk, König Himmels und der Erde, König von Babylon, Herr von Esagila, König von Ezida, Herr des mächtigen Lebenshauses, Himmel und Erde ist dein, der Raum des Himmels und der Erde ist dein, die Lebensbeschwörung ist dein, der Speichel des Lebens[1] ist dein, die reine Beschwörung des Ozeans ist dein, die schwarzköpfige Menschheit, die Lebewesen, so viele ihrer auf Erden wohnen, alle Himmelsgegenden, alle Geister im Himmel und auf Erden [richten?] ihre Ohren auf dich, du bist der schedu, du bist der lamasu (der schützende und segnende Dämon), du machst lebendig, du bringst zum Frieden, du bist der barmherzige unter den Göttern . . . . ., dir will ich mich ergeben". Cyrus aber läßt von sich sagen, nachdem er Babylon, die Stadt des Marduk, in Kampf und Schlacht erobert, hätten die Bewohner allesamt ihn, „den Herrn, der in der Kraft dessen, der Tote zum Leben erweckt (d. i. Marduk), mit Fürsorge und Obhut ihnen allen wohlgetan habe," freudig gesegnet und strahlenden Antlitzes begrüßt. Die gleiche Macht der „Totenerweckung" wird Marduks Gemahlin Gula zugeschrieben. Auch sie heißt die „Herrin, die Totenerweckerin". Auch ist einmal von „dem Schiff der Göttin Gula, der „Totenerweckerin" die Rede. Unter den zahlreichen theophoren Eigennamen, in denen Göttern das Inslebenrufen zugeschrieben wird, erscheint merkwürdigerweise auch der Name Nergaluballith, d. h. „Nergal (der Höllengott) macht lebendig".

Die griechische Überlieferung spricht den chaldäischen Philosophenschulen (Mysterien!) nicht nur Unsterblichkeitsglauben, sondern Auferstehungsglauben zu. Wenn man den Begriff nicht allzu tief faßt, wird man dies bestätigen können. Aber die bereits von einigen Seiten acceptierten und ausgebeuteten Schlußfolgerungen Jensens, der z. B. den Zweck des Gilgamesch-Epos darin sieht, daß es „den ängstlich Fragenden über Leben und Tod belehren und durch die

1) Daß der „Speichel" Heilkraft hat, beruht auf natürlicher Beobachtung. Er spielt in den magischen Kuren aller Völker eine Rolle und zwar als Speichel des Lebens, wie als Speichel des Todes. Für den Kommentar zu Mark. 7,33; 8, 23; Joh. 9, 6 giebt dies natürlich nur eine interessante archäologische Notiz. In dem Kranken soll der Glaube geweckt werden. An dem Speichel erkennt er: er will mich heilen. Zur rationalistischen Wundererklärung (Delitzsch, Babel und Bibel II, 18) hilft der Speichel nicht.

am Schluß vorauszusetzende Auferstehung des Eabani: (s. S. 28 und 26) mit einer freudigen Hoffnung auf eine Auferstehung erfüllen soll", halten wir für viel zu weitgehend.

Mit der Frage nach einem günstigen Geschick jenseits des Todes darf man nicht ohne weiteres die Berichte von der Entrückung einzelner Bevorzugter zu den Göttern zusammenbringen. Sie bilden Ausnahmen, wie in der Bibel die Geschicke des Henoch und Elias. So galten in altbabylonischer Zeit einige Könige als zu den Göttern versetzt. Es wurden ihnen Opfer dargebracht und ihr Name bekam das Determinativ der Gottheit. Ebenso galt einer der Urkönige, Enmeduranki (Evedoranchos bei Berossus), der König von Sippar, von dem die Wahrsagepriester stammen, als ein von den Göttern Bevorzugter. „Schamasch und Ramman [beriefen ihn] in ihre Gemeinschaft, lehrten ihm die priesterlichen Geheimnisse und gaben ihm den Cedernstab, den Liebling der großen Götter, in die Hand".

Das Gilgamesch-Epos aber kennt jenseits der Gewässer des Todes einen Aufenthaltsort, wo der babylonische Noah mit seinem Weibe wohnt, die vormals Menschen waren, aber dann nach dem Spruche Bels „wie die Götter" wurden und „in der Ferne an der Mündung der Ströme" ihren Wohnsitz erhielten. Man wird annehmen dürfen, daß der Babylonier dieses Elysium, diese „Insel der Seligen", in seiner Phantasie auch mit anderen ehemaligen Erdenbewohnern bevölkert hat.

Leider bietet die Keilschriftliteratur vorläufig kein weiteres Zeugnis für die Vorstellung von dieser Insel der Seligen, die so lebhaft an den griechischen Göttergarten, an das Elysion, das Paradies am westlichen Okeanos, wo die Quellen des Nektar und der Ambrosia strömen, erinnert. Dorthin, in die Versammlung der Götter, wird die Phantasie auch andere Helden des Volkes versetzt haben. Olymp und Elysium fließen schon bei den Babyloniern wie später bei den Griechen zusammen. Tiglatpileser hofft, daß die großen Götter „das Geschlecht seines Priestertums zum Wohnsitze auf dem Götterberg für ewig berufen haben".

Schließlich sei hier noch beiläufig die Legende von der Auffahrt des Etana erwähnt, die auf einigen Siegelcylindern dargestellt erscheint (s. Abb. 10). Der Adler trägt ihn empor zum Himmel des Gottes Anu. Wie bei einer Luftballonfahrt erscheint dem Auffahrenden die irdische Welt immer kleiner. Nach drei Doppelstunden erscheint ihm das Meer wie der Wassergraben eines Gärtners.

# Die Reise des Gilgamesch nach der „Insel der Seligen“.[1]

Der Held des leider nur fragmentarisch erhaltenen babylonischen Zwölftafelepos hat mit seinem riesenhaften Freunde den Zorn und die Rache der mächtigen Göttin Istar auf sich geladen. Eabani ist gestorben (s. oben S. 6), sein Geist ist in die Unterwelt gefahren, Gilgamesch sagt: „Mein Freund ist zu Erde geworden, soll auch ich mich wie er zur Ruhe legen und nicht aufstehen in aller Zukunft?“ Er hat Furcht vor dem Tode und bittet Istar um Verschonung. Nachdem er 6 Tage und 7 Nächte um den Freund

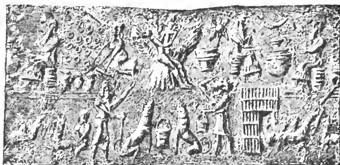


Abb. 10. Siegelcylinder, an Etana's Auffahrt erinnernd.

getrauert hat, faßt er einen kühnen Entschluß. Er macht sich auf zu seinem Ahn Ut-napischtim (d. h. „er sah das Leben“), der in die Versammlung der Götter trat und das Leben suchte; ihn will er nach Tod und Leben fragen und auch Befreiung für seinen Freund Eabani anbahnen. In Felle gekleidet wandert er und kommt zum Gebirge Maschu, dessen Zugang von einem riesigen Skorpionmenschenpaare bewacht ist, deren wüstes Aussehen ihm Furcht und Schrecken einflößt, so daß sein Denken still steht. Das männliche Ungeheuer rät ihm ab von dieser schrecklichen Wanderung. Zwölf Meilen müsse er in dichter Finsternis wandern. Dann aber öffnet er dem Drängenden das Bergtor. Nach vierundzwanzigstündiger Wanderung kommt

1) Leider gestattet der Raum nicht, auf die Reise Henochs, der über das erythräische Meer ins Paradies kommt, näher einzugehen, die m. E. überraschende Parallelen bietet.

er ans Meer, wo eine göttliche Jungfrau auf dem Throne des Meeres sitzt bei einem Wundergarten mit „Götterbäumen“, von denen besonders einer ihn entzückt, so daß er auf ihn los eilt: „Samtu-Steine trägt er als Frucht, die Äste sind damit behangen, prächtig anzuschauen, Krystalle trägt die Krone (?), Früchte trägt er, köstlich anzuschauen.“ [1] Mit Drohungen und Bitten sucht er die Jungfrau, die ihr Tor verriegelt hat, zu bewegen, ihm den Weg zu seinem Ahnherrn zu zeigen und ihm ein Boot zur Überfahrt zu verschaffen. Sie warnt ihn — nie habe es eine Fähre gegeben, nur der Sonnengott überschreite das Meer, denn die Gewässer des Todes sind wie ein Riegel vorgeschoben und verhindern den Zugang zur Seligeninsel. Endlich verrät sie ihm, wo er den Fährmann seines Ahnen finden kann.[2] Der läßt sich bewegen und bringt ihn, nachdem die Reise umständlich vorbereitet ist, nach einer bösen Fahrt (einen Weg von 45 Tagen legen sie in 3 Tagen zurück) zu den Gewässern des Todes. Nachdem auch diese unter vorsichtiger Ruderarbeit überwunden sind (die Hand des Rudernden darf die Wasser des Todes nicht berühren!), nähern sich beide den Ufern der Seligengefilde. Nun klagt er dem Ahnen sein Leid,[3] erzählt seine Heldenabenteuer, beklagt den Tod des Freundes und sagt, er habe Länder und Gebirge durchwandert, alle Meere überschritten, ohne daß sich sein Antlitz mit fröhlichem Anblick habe sättigen können. Nach einem langen Gespräch (s. S. 25), geht Gilgamesch auf sein Ziel los. Er fragt den Ahnherrn Ut-napischtim wie er zu seinem seligen Geschicke gekommen sei. Und nun erzählt der Götterliebling die Geschichte von der Sintflut, die mit der Entrückung des geretteten

1) Vgl. das Paradies Ez. 28, 13: „In Eden, dem Garten Gottes warst du; lauter Edelsteine waren deine Decke: Karneol, Topas, Jaspis, Chrysolith, Schoham, Onyx, Saphir, Rubin u. s. w.“ Aber noch auf eine andere Parallele möchte ich die Aufmerksamkeit lenken. In der Geschichte von Abu Muhammed dem Faulpelz (1001 Nacht, Reclam III, 1, S. 19 ff.) hat der Held Bäumchen mit Smaragden als Blätter und Perlen als Früchten; die stammen aus der kupfernen Stadt, wo ein Mädchen auf goldenem Stuhle sitzt, mitten im Garten von goldenen Bäumen, deren Früchte aus kostbaren Edelsteinen, Perlen und Korallen bestanden. Man sieht, wie die Sagenstoffe wandern und sich spalten, ohne daß man ohne weiteres von literarischer Entlehnung sprechen darf. Vgl. auch den Wunderbaum bei den 7 Feuerbergen Henoch 24.

2) Eine Variante der Erzählung wurde oben S. 7 besprochen.

3) Henoch 65, 2 geht Noah bis znm Ende der Erde und schreit zu seinem Großvater Henoch — er wolle nicht mit untergehen. Dreimal ruft er: Höre mich! 65, 9 heißt es: danach faßte mich mein Großvater Henoch mit seiner Hand, hob mich auf, und sagte zu mir u. s. w.“

Ehepaares schließt. Im Anschluß an diese Erzählung spricht Utnapischtim zu Gilgamesch: „Wer aber unter den Göttern wird dich zu ihnen entrücken (?), daß du das Leben findest, daß du suchst?" Darauf behandelt er ihn mit Hilfe seines Weibes durch magische Akte, um ihm „Leben" zu verschaffen. Dann muß ihn der Fährmann zum „Waschort" bringen, daß er „rein wie Schnee" wird und das Meer seine Häute fortschwemmt. Ehe er heimkehrt, wird ihm aber noch ein besonderes Geheimnis offenbart. Eine Wunderpflanze wächst dort, deren Zweige den Menschen Unsterblichkeit geben. Wer sie erlangt, der bekommt seine Vollkraft. Gilgamesch erbeutet die Wunderpflanze, und nennt sie in seiner Freude: šebu-iṣṣaḫir-amelu, d. h. „schon ein Greis wird der Mensch wieder jung." Nun kehrt er zurück, der Fährmann begleitet ihn. Während aber Gilgamesch einmal Wasser in einem Brunnen schöpft, entgleitet ihm die Wunderpflanze und eine Schlange, die den Duft des Krautes riecht, kommt herauf, und nimmt sie ihm weg.[1] In seinem Schreck stößt er einen Fluch aus, dann setzt er sich nieder und weint, über seine Wangen fließen Tränen. Er spricht zu seinem Begleiter: Für wen habe ich meine Arme abgemüht? wozu erfreut sich meine Seele der Belebung? Ich habe mir selbst keine Wohltat erwiesen, dem Erdlöwen ist die Wohltat geschehen".[2] Zu Lande wandern sie weiter, bis sie die Stadt Erech erreicht haben.

## Das Paradies des Adapa, „Sproß der Menschheit", in Eridu.

### Lebensbrot und Lebenswasser.

„An der Mündung der Ströme", also dort, wo einst Euphrat und Tigris getrennt ins Meer strömten, suchte und fand Gilgamesch den Zugang zu der Insel der Seligen. „An der Mündung der Ströme" holt man auch heiliges Wasser zum Gebrauche bei Beschwörungen. In der Nähe dieser Stelle aber lag einst Eridu (das heutige Abu-Schahrein, das ptolemäische Rata), die Kultusstadt des Ea, des Obermagiers unter den Göttern. Der Zauber von Eridu spielt ja in der magischen Literatur der Babylonier eine hervorragende Rolle. Nun weist die Mythologie des Gilgamesch-Epos in vielen Beziehungen auf

1) Das Motiv kehrt in den Sagen aller Völker wieder: hat der Held die Wunderpflanze, den Himmelschlüssel, den Stein der Weisen, so wird er ihm im letzten Moment durch Zufall oder Gewalt wieder entrissen.

2) Vielleicht zeigt der vielfach besprochene „Sündenfall"-Cylinder Noah und sein Weib am Lebensbaum; im Hintergrunde die lauernde Schlange.

die Gegend von Eridu und auf die Tätigkeit des Ea, der übrigens auch in Erech und Surippak, den eigentlichen Schauplätzen des Epos, Tempel besaß. „An der Mündung der Ströme" müssen wir den Göttergarten suchen, der jenen Wunderbaum mit Früchten von Edelstein birgt, und in der Nähe den Palast der Meerjungfrau, welche die Überfahrtsstelle zu den Todesgewässern bewacht. In der Nähe wohnt der Fährmann, der Gilgamesch hinüberfährt, der ihn dann zum Waschort und heimwärts begleitet. Der Fährmann aber heißt Arad-Ea, d. h. Knecht des Gottes Ea. Derselbe Ea hat einst den Ahnherrn von der Sintflut errettet samt seinem Weibe. Auch bei der Erschaffung jenes Riesen, der dem Gilgamesch bei seinen Heldentaten hilft, ist er irgendwie beteiligt (Eabani bedeutet „Ea schafft"). Und die Zauberakte, die auf der Seligeninsel vorgenommen werden, erinnern an die Magie der Ea-Priester von Eridu.

Wir haben diese Beziehungen erwähnt, weil Eridu selbst (oder vielmehr sein kosmisches Urbild) — als eine Art Paradies erscheint. Am Schlusse einer Beschwörung von Eridu, in welcher der Feuergott den Ea, den weisen Sohn von Eridu, um seine Vermittelung bittet, heißt es:

„In Eridu wächst eine dunkle Palme an einem reinen Orte;
ihr Wuchs ist glänzend wie Lasurstein, sie überschattet den Ozean;
Der Wandel Ea's ist in Eridu, voll von Überfluß,
seine Wohnung ist der Ort der unteren Welt,
sein Wohnplatz ist das Lager der Göttin Ba-u;
in das Innere des glänzenden Hauses, das schattig ist, wie der Wald,
darf niemand eintreten."[1]

Dieses Heiligtum von Eridu ist nun, wie ein kürzlich aufgefundenes babylonisches Epenfragment zeigt, der Schauplatz der Erschaffung des Adapa durch den Gott Ea. Der Bericht über den eigentlichen Schöpfungsakt ist nicht erhalten. Wir können aber aus parallelen Schilderungen der Keilschriftliteratur entnehmen, daß Ea, der göttliche „Töpfer",[2] sein Geschöpf aus Lehm knetet.[3] Auf unserem Fragment wird erzählt, daß er seinem Geschöpf „göttliche

1) Vgl. Ez. 31, 3 ff: „Fürwahr, . . . . eine Ceder (stand) auf dem Libanon, schön von Astwerk und schattenspendender Belaubung und hohem Wuchs und zwischen den Wolken war ihr Wipfel . . . . . und es beneideten sie alle Bäume Edens, die im Garten Gottes standen." S. auch oben S. 37.

2) Vgl. Jer. 18, 6, wo Jahve im Bilde des „Töpfers" erscheint.

3) Vgl. Hiob 33, 6 (dieselben Vokabeln „kniff Lehm ab", wie bei einer der babylonischen Menschenschöpfungen) vgl. 1, 21; Psalm 139, 15. Gen. 2, 7 wird der Mensch vom „Staube" der Erde geschaffen; der „Erdenkloß" ist also mehr babylonisch. Die Kehrseite Gen. 3, 12, Sirach 40, 1 (vgl. oben: Eabani ist zu „Erde" geworden). Bei den Griechen ist die Anschauung vom „Töpfer" verhältnismäßig jung, vielleicht vom Orient herübergekommen.

Vollmacht verlieh, einen weiten Sinn zur Anordnung der Gesetze des Landes, daß er ihm Weisheit gab — nicht aber gab er ihm ewiges Leben — und daß er ihn, den Machthaber, das Kind von Eridu, zum Hirten (?) der Menschen machte.“ Weiter erfahren wir, daß er als ein „Weiser und Übergescheiter“ mit allerlei priesterlichen Funktionen betraut wird und als göttlicher Bäcker und Mundschenk waltet. Mit dem Bäcker von Eridu besorgt er das Backen, täglich versorgt er Brot und Wasser für Eridu, mit seiner reinen Hand versorgt er die Schüssel, keine Schüssel wird ohne ihn zubereitet, täglich besteigt er das Schiff und geht auf den Fischfang für Eridu: wenn Ea auf seinem Lager sich ausstreckt, verläßt Adapu Eridu und fährt auf einem Schiffe während der Nacht umher, um Fische zu fangen. Aus den Fragmenten, die Adapa's späteres Geschick erzählen, erfahren wir, daß der Himmelsgott Anu darüber sinnt, wie diesem Geschöpf, daß an einer Stelle ausdrücklich als „Sproß der Menschheit“ bezeichnet wird, auch noch die Gabe des ewigen Lebens gegeben werden könnte. Als er eines Tages auf den Fischfang fuhr, warf der Südwind plötzlich sein Schiff um und er fiel ins Meer. Aus Rache zerbrach er dem Südwind (Vogel Zu) die Flügel, daß er sieben Tage nicht wehen konnte. Anu, der Himmelsgott, fordert Rechenschaft und sagt: „Kein Erbarmen!“ Auf Fürbitten des Torwächters Tammuz und Gischzida besänftigt Anu seinen Zorn und befiehlt, ihm ein Gastmahl zu bereiten, ein Feierkleid darzureichen und Öl zur Salbung; Kleidung und Öl nimmt er an, aber Speise und Trank schlägt er aus. Ea hat ihn gewarnt: „Wenn du vor Anu hintrittst, Speise des Todes wird man dir reichen: iß nicht davon! Wasser des Todes wird man dir reichen: trink nicht davon! Ein Gewand wird man dir reichen, ziehe es an! Öl wird man dir hinhalten, salbe dich damit.“[1] Aber siehe da, es war Lebensspeise und Lebenswasser! Anu bricht in Staunen aus. Er hat dem Menschen, den sein Schöpfer Ea das Innere des Himmels und der Erde schauen ließ (d. h. mit höchster Weisheit ausgestattet hat), auch noch die Unsterblichkeit geben wollen. Der „Götterneid“ hat ihn betrogen.[2]

Lebensspeise und Lebenswasser finden wir im Palaste des Himmelsgottes. Auch hier treffen die Vorstellungen vom Göttersitz und

1) Zu den Gastmahlssitten vgl. Ps. 23, 5 und das Gleichnis vom „hochzeitlichen Kleid“ Matth. 22, 11.

2) 1 Mos. 3, 5 kommt der Gedanke vom „Neide Gottes“ aus dem Munde der Schlange.

Seligengefilde zusammen.[1] Lebensspeise und Lebenswasser fanden wir sonst im babylonischen Paradies „an der Mündung der Ströme", in Eridu und auf der Seligeninsel.[2] Wie Gilgamesch durch das Wasser des Lebensquells und durch Zauberspeise auf der Seligeninsel Genesung findet und wie er das Wunderkraut der Unsterblichkeit findet, haben wir weiter oben berichtet. Auch ist es klar, daß der göttliche Mundschenk und der Bäcker in Eridu im Sinne des Erzählers nicht mit gemeiner Speise und gemeinem Trank zu thun hat, sondern mit babylonischem Nektar und Ambrosia. Auch sonst ist von der Lebenspflanze gelegentlich die Rede. „Schmackhaft wie Lebenspflanze sei sein königliches Hirtenamt", sagt der assyrische König Rammanirari III. Und Asarhaddon wünscht, „daß seine Königsherrschaft dem Wohlbefinden der Menschheit heilsam sein möge, wie die Lebenspflanze". Häufig wird das Lebenswasser erwähnt, besonders im Kultus des Ea und Marduk. Daß Lebenswasser getrunken wird, nicht nur zur Besprengung und Lustration benutzt wird, deutet bereits die Geschichte von Adapa an. Ausdrücklich aber berichtet die „Höllenfahrt der Istar" vom Trinken des Lebenswassers bei der Sendung des Götterboten Uddušunamir:

„Papsukal, der Diener der großen Götter, senkte seine Stirn (?), . . . .
sein Antlitz, war in ein Trauergewand gekleidet, . . . . . . . (?).
Es ging Samas vor Sin, seinen Vater, wei[nend],
vor Ea, dem König, vergießt er Tränen:
Istar ist in die Unterwelt hinabgestiegen und nicht wieder heraufgekommen."

Nachdem er nun berichtet hat, wie alle Zeugung auf Erden durch diese Höllenfahrt vernichtet ist, heißt es:

„Da schuf Ea in der Weisheit seines Herzens ein Bild (?),
schuf den Uddušunamir, den Assinnu,
„ „Wohlan, Uddušunamir, nach dem Tore des Landes ohne Heimkehr richte dein Antlitz,
die sieben Tore des Landes ohne Heimkehr mögen sich vor dir öffnen,
wenn Erischkigal dich sieht, möge sie dich freudig bewillkommnen.
Sobald ihr Herz sich beruhigen und ihr Gemüt sich aufheitern wird,
so beschwöre sie mit dem Namen der großen Götter,

1) Bei den Griechen sucht man Nektar und Ambrosia im Paradies am westlichen Okeanos.

2) Die Vorstellung vom „Wasser des Lebens" (s. auch oben S. 21) ist im Alten Testament nicht zu belegen, wohl aber eine Quelle des Lebens Spr. 10, 11; 13, 14; 14, 27; 16, 22 (vgl. Offenb. 22, 17). Vgl. auch den Brunnen der Gerechtigkeit und Weisheit Henoch 48, 1.

Hebe hoch deine Häupter, auf den Chalziku richte deinen Sinn
(und sprich):
Wohlan, Herrin, man gebe mir den Chalziku, ich will Wasser daraus
trinken.“ “

Später freilich, als das Verlangen des Götterboten gezwungenermaßen erfüllt werden muß, sagt die Höllengöttin zu ihrem Diener Namtar: „die Göttin Istar besprenge mit dem Wasser des Lebens.“[1]

„An der Mündung der Ströme“ wird nach den Beschwörungen „heiliges Wasser“ geholt, also beim Zugang zur Seligeninsel, an dessen Gestade wir ja den Genesungsquell fanden. Euphrat und Tigris gelten selbst als heilige Wasserströme, an deren Quellen man opfert, wie eine historische Inschrift bezeugt, und an deren Ufern man heilige Waschungen vornimmt. Ea und sein Sohn Marduk sind die Herren des Lebenswassers. Wie auf Ea's Befehl die Unterwelt ihren Lebenswasserquell öffnen muß, so heißt es anderwärts: „Gehe mein Sohn Marduk, nimm den ........, hole Wasser an der Mündung der beiden Ströme, in dieses Wasser tue deine reine Beschwörung, und heilige es mit deiner reinen Beschwörung, besprenge [mit selbigem Wasser] den Menschen, das Kind seines Gottes“. Ein andermal heißt es: „Reine Wasser [....], Wasser des Euphrat, das am [....] Orte, Wasser, das im Ozean wohl geborgen ist, der reine Mund Ea's hat es gereinigt, die Söhne der Wassertiefe, die sieben, haben das Wasser rein, klar, glänzend gemacht“. In einem kultischen Texte, der für den assyrischen königlichen Gottesdienst zurecht gemacht ist, tritt der Priester, in Linnen von Eridu gehüllt, dem König an der Schwelle des „Hauses der Reinigung“ entgegen, und nachdem er ihn mit dem an den aaronitischen Segen erinnernden Spruche begrüßt hat:

„Ea möge dich erfreuen,
Damkina, die Königin der Wassertiefe, erleuchte dich mit ihrem Angesicht,
Marduk, der große Aufseher der Igigi (himmlische Geister) möge dein
Haupt erheben —“

sagt der Priester: „diejenigen, welche sich die große heilige Botschaft des Ea zur Richtschnur nehmen, deren Taten haben auf Erden Bestand, die großen Götter Himmels und der Erde werden ihm zur Seite treten, in den großen Tempelheiligtümern Himmels und der

1) Eine lebendige Illustration zu dieser Schilderung gewährte mir bei einer Wanderung durch Pompeji der unlängst ausgegrabene Isistempel. Im Purgatorium auf dem Tempelhofe führt eine Treppe hinab zu einer unterirdischen Höhle, in der man einst Wasser aus dem Lebensbrunnen schöpfte.

Erde treten sie ihm zur Seite; jene Gemächer sind rein und glänzend; es baden sich in seinem (Ea's) reinen, glänzenden Wasser die Anunnaki, die großen Götter selbst reinigen darin ihre Angesichter." Neben Ea verfügt besonders sein Sohn Marduk über das heilige Wasser. In seinem Tempel befand sich ein heiliger Brunnen. Wiederholt ist vom „Reinigungsgefäß" des Marduk und vom „Gefäß der Schicksalsbestimmung" die Rede. Beim großen Fest der Schicksalsbestimmung mag das Wasser eine Rolle gespielt haben. Wir nehmen an, daß das Gefäß, das auf den bekannten Wandskulpturen und Siegelcylindern die geflügelten Genien am Lebensbaum tragen, das Gefäß des Lebenswassers darstellt und die Frucht dementsprechend das Lebensbrot.

---

Verzeichnis der Bibelstellen.



---

## Übersicht.



---

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

# Der Festungsbau

im

# alten Orient

von


A. Billerbeck
Oberst a. D.


Zweite verbesserte Auflage

Mit 15 Abbildungen




Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

## Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

1. Jahrgang, Heft 4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also z. B.: AO. V, 3 S. . . bez. AO. I, 1² S. . .

Wer stärker ist, als sein Gegner, oder sich stärker glaubt, der greift an; wer sich verteidigt, der gibt dadurch zu, daß er der Schwächere ist. Der Verteidiger kann, so lange er in der Verteidigung bleibt, nicht siegen, sondern nur Zeit gewinnen durch möglichst zähe Wahrung seines Besitzstandes, d. h. durch Behauptung der hierüber entscheidenden Örtlichkeiten. Diese befestigt er, indem er sie durch Schutzwehren abschließt und so einrichtet, daß sich daselbst „Wenige gegen Viele" — richtiger: an Zahl, Mut, Bewaffnung, Kriegstüchtigkeit Schwächere gegen Stärkere — mit Vorteil halten können.

Jede Befestigung besteht daher aus einem Hindernis (oder einem System von Hindernissen), welches den Angreifer aufhält, den Verteidiger aber schützt, und aus Einrichtungen, welche es diesem ermöglichen, seine Trutzwaffen in viel wirksamerer Weise zu verwenden, als der Angreifer, der sich ähnlicher Einrichtungen nur in beschränktem Maße bedienen kann.

Diese Betrachtung gilt in ihrer Allgemeinheit heute, wie schon vor Jahrtausenden; aber auch im Einzelnen ist die Befestigungskunst tatsächlich bis lange nach Erfindung des Schießpulvers und Einführung der schweren Pulvergeschütze, ja bis zu unserer Väter Zeit die konservativste von allen Künsten geblieben. Denn die ältesten Kartaunen waren ihrem Besitzer fast noch gefährlicher als dem Feinde und es vergingen Jahrhunderte, bis die Geschütze so große Geschoßwirkung und so gute Treffsicherheit erlangten, daß die Festungsbaumeister sich zu manchen, ihrerzeit Epoche machenden Neuerungen in ihren Konstruktionen entschließen mußten. Erst die allerjüngste Zeit brachte eine solche Steigerung der Wirkung der Feuerwaffen und Zerstörungsmittel, — (und fast noch schneller ändern sich die maßgebenden An- und Absichten über deren beste Verwendung) —, während anderseits die Baumaterialien noch ebenso träge und dauerhaft sind, wie vor Jahrtausenden, daß ein Festungswerk, zu dessen entwurfsmäßiger Vollendung nur einige Jahre

gebraucht werden, schon veraltet erscheint, sobald es fertig geworden ist. Nur kann man leider Bauten aus Erde, Stein und Eisen nicht so schnell und billig vom Erdboden abwischen, wie die Entwürfe vom Papier.

Wie beständig die Befestigungskunst in der ganzen, schier unermeßlichen Vergangenheit war, die wir zu überblicken imstande sind, das erhellt aus den auf uns gekommenen urkundlichen Zeugnissen. Ein hinreichend klares Bild von den ältesten Festungen in Ägypten und Vorderasien liefern uns einerseits die Untersuchung der allmählich an's Tageslicht kommenden Trümmer, andererseits die, wenn auch lückenhaften und oft undeutlichen, dafür aber um so zahlreicheren Mitteilungen über Festungsbelagerungen, welche sich in den Kriegsberichten einiger ägyptischer und babylonischer, sowie mehrerer assyrischer Herrscher finden, hauptsächlich aber die Abbildungen vieler Festungen, die ein freundliches Geschick uns erhalten hat. Einen aus dem Anfange des dritten Jahrtausends v. Chr. stammenden Festungsplan zeigt Abb. 1.

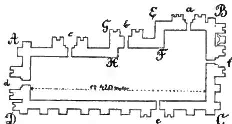


Abb. 1. Grundriß der Festung des Gudea von Lagasch.

Wie die Festungen im späteren Altertum aussahen, das lehren ihre z. T. noch recht stattlichen Reste und die ausführlichen Abhandlungen der griechischen, römischen, byzantinischen Kriegsschriftsteller über Festungsbau und Festungskrieg. Von den Festungen im Mittelalter und am Anfange der neueren Zeit aber gewinnen wir eine klare Vorstellung aus den Berichten und Illustrationen der älteren französischen und deutschen Autoren und aus dem Anblick der zum Teil auch schon in Trümmer liegenden, zum Teil aber noch sehr gut erhaltenen alten Festungen an der nordafrikanischen Küste, in Spanien, Sicilien, Italien, Frankreich, an der Ostsee und in unserem Vaterlande. Stellen wir die so gewonnenen Eindrücke zusammen, so erkennen wir, daß alle diese Befestigungen nach gleichen Grundsätzen und unter Verwendung genau oder nahezu gleicher Formen ausgeführt waren, ja daß diese Formen schon im 3. Jahrtausend v. Chr. feste Gestalt gewonnen hatten, — also in Anbetracht ihrer wohldurchdachten Zweckmäßigkeit, nur das

Ergebnis vielhundertjähriger praktischer Erfahrung gewesen sein können.

Die Befestigungskunst durfte und mußte aber ihre Formen so lange bewahren, wie die Mittel des Festungskrieges unverändert blieben; und daß dies tatsächlich bis zur Neuzeit in allem Wesentlichen der Fall war, wird durch die erwähnten Abbildungen, Urkunden und Abhandlungen gleichfalls bewiesen. In dieser ganzen Zeit bestanden

die Schutzwaffen aus auf dem Leibe getragenen gegen Stoß und Schlag mehr oder weniger widerstandsfähigen Kleidungsstücken und aus Schilden von verschiedener Größe und Schwere,

die Trutzwaffen aus Nahwaffen (Keule, Dolch, Schwert, Axt) und Fernwaffen (aus freier Hand geworfene Steine, Feuerbrände, Wurfhölzer, Wurflanzen und vom Bogen geschossene Pfeile).

Geschickte Schleuderer und mit guten Bogen ausgerüstete, geübte Schützen konnten den getroffenen Gegner auf 150 m, ausnahmsweise auf 180 m verwunden, aber die Treffsicherheit war auf diese Entfernungen so ungenügend, daß man nur durch Verwendung großer Geschoßmassen auf einige Wirkung rechnen durfte. Schon auf Entfernungen über 30 m nahm die Treffsicherheit sowohl des Pfeilschusses, als auch des Schleuderwurfes rapide ab; die Wurflanze reichte kaum weiter. — Erst im 5. Jahrhundert v. Chr. trat zu diesen Handwaffen die „antike Artillerie" mit ihren Schuß- und Wurfmaschinen (Lithobolen und Oxybelen) von denen die stärksten und größten zwar angeblich auf 180 m, die kleineren aber nur auf 45—50 m genügende Treffsicherheit gegen kleinere Ziele besaßen.

---

Solchen Waffen gegenüber ist schon die einfache Umfriedigung eines Ortes mit einer Palissadierung, einer Mauer u. dgl. eine Befestigung, falls diese mit Einrichtungen für den Waffengebrauch versehen sind. Zweifellos waren von den Ortschaften, welche die assyrischen und ägyptischen Siegesbulletins stolz als „eroberte Festungen" anführen, viele nur auf diese einfachste Weise befestigt. Das Verfahren des Angreifers war denn auch einfach genug: er hatte nur die hölzernen Abschlüsse durch Feuer zu öffnen, Mauern von mäßiger Stärke mit schweren, langen Balken („Widdern", „Sturmböcken" s. w. u.) einzustoßen.

Wir können uns heute ein Festungswerk ohne Graben auf der äußeren — feindwärtigen — Seite nur noch schwer vorstellen. Die Alten verzichteten auf den Graben, wenn sie auf andere Weise ohne Weiterungen das Material zur Errichtung ihrer Wälle und Mauern beschaffen konnten: so z. B. in Burgen auf Hügeln oder Felskuppen, welche wegen ihrer hohen Lage schon genügende Übersicht über das Vorfeld hatten. Bot sich aber Gelegenheit, einen nassen Graben

mit hinreichender Wassertiefe zu gewinnen, so versäumte man natürlich die Anlage eines so vorzüglichen Hindernisses nicht. So hatten z. B. Babylon und Kalchu breite Wassergräben; Ninive und die Sargons-Burg — nördl. davon — aus dem Felsgrund gehauene Gräben mit künstlichem Wasserspiel. Abbildungen aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. stellen Festungen mit Wassergräben dar, deren Böschungen mit lotrechten Quadermauerwerk bekleidet waren (Abb. 2).

Wälle mit Erdböschungen auf der äußeren Seite, wie wir sie kennen, bauten die Alten nicht, sondern sie umgaben ihre Festungen mit hohen starken Mauern oder mauerbekleideten Wällen. Je höher der Verteidiger auf seinem Walle steht, desto besser übersieht er das Vorfeld und desto größer ist die Fallwirkung der von oben auf die Angreifer herabgeworfenen Steine u. s. w. Um gegen Leiterersteigung sicher zu sein, muß eine steile Mauer wenigstens 9 m Höhe haben, denn Sturmleitern von mehr als 10 m Länge sind zu allen Zeiten unhandlich gewesen. Allerdings haben viele vorderasiatische Festungen, wie die Abbildungen zeigen, niedrigere Mauern gehabt, aber die Festungen und Burgen mächtiger Fürsten waren von viel höheren Mauern umgeben; die zur Wallbekleidung von Susa waren z. B. gegen 18 m hoch, an der alten (halbrunden) Burg sogar fast 30 m einschl. des Sockels. Leitersichere Mauern nötigten den Angreifer, sofern er sich auch von deren Breschierung keinen Erfolg versprechen konnte, zur Anwendung der sogenannten Wandeltürme: hoher, mit Bohlen verschalter Gerüste, die auf Walzen bis dicht an die Mauer vorgeschoben werden mußten und von denen aus die Stürmenden mittels Enterbrücken auf die Festungsmauern gelangten.

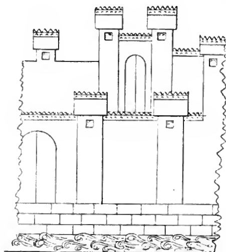


Abb. 2. Festung am Wasser mit Plinte aus Quadersteinen. Asurnasirpal in Nimrud.

Je höher die Mauer werden soll, desto dicker muß sie aus

Gründen der Standfestigkeit sein, dient sie zur Steilbekleidung eines Walles, so ist ihre Dicke nach Maßgabe des abzufangenden Erddruckes noch weiter zu vermehren. Immer sind dabei, außer der Rücksicht auf die für den Bau verfügbaren Mittel, selbstverständlich die Tragfähigkeit des Baugrundes und die Festigkeit der verwendbaren Baumaterialien von bestimmendem Einfluß. Das wußten schon die ältesten Baumeister: konnten sie gute Bruchsteine aus der Nähe beziehen, oder waren die Bauherrn in der glücklichen Lage, solche aus weiterer Entfernung heranschaffen zu lassen, so verwendeten sie diese zu ihren Festungsmauern. In Alluvialebenen, wie z. B. der Babylonischen, wo es keine Bruchsteine, wohl aber guten Lehm in Fülle gab, führte man das Massiv der Wälle aus Luftziegeln auf und bekleidete sie mit Mauern aus gebrannten Ziegeln.

Schon im 4. Jahrtausend v. Chr. hatten die babylonischen Baumeister erkannt, daß die der Luft ausgesetzten Flächen von Ziegelmauern lotrecht sein mußten, wenn sie nicht sehr bald der Zerstörung durch atmosphärische Einflüsse anheimfallen sollten; sie bauten also nur lotrechte Ziegelmauern. Sie hatten auch schon erfahren, daß solche Mauern, wenn sie zur Bekleidung von Erdwällen dienen sollten, je nach dem Baugrunde und der Festigkeit der Ziegel aus Gründen der Standfestigkeit[1] eine Dicke von einem Drittel bis zwei Dritteln ihrer Höhe haben mußten. Hieraus folgte schon für Mauern von mäßiger Höhe eine Dicke von wenigstens 3 m.

Um aber so dicke Mauern einzustoßen („Bresche zu legen"), dazu sind Stoßbalken erforderlich, die sich nicht mehr aus freier Hand regieren lassen, sondern in fahrbaren, mit schützenden Wänden und Dächern versehenen Gerüsten aufgehängt, herangebracht werden müssen, um sie — in schwingende Bewegung versetzt — möglichst winkelrecht gegen die Mauern zu stoßen. Dies sind die „Mauerbrecher" genannten Breschmaschinen, die schon Asurnazirpal von Assyrien im 1. Drittel des 9. Jahrhunderts v. Chr. in sehr vollkommener Gestalt abbilden läßt, die also schon lange vorher in

1) Wenn Herodot erzählt, die (zu seiner Zeit schon abgetragene) Mauer von Babylon sei 200 babyl. Ellen (105 m) hoch, aber nur 50 Ellen (26 m) breit gewesen, so ist das ein Schreibfehler, oder eine Verwechselung von Höhe und Breite. Denn ein im Innern aus lufttrockenen Ziegeln bestehender, mit lotrechten Mauern aus tatsächlich schwach gebrannten Ziegeln verkleideter Wall, wie der babylonische war, würde, lange bevor er die angegebene Höhe erreichte, in sich zusammengestürzt sein, weil das sehr mittelmäßige Material solchen Druck nicht ausgehalten hätte und der Baugrund um ein Mehrfaches seiner Tragfähigkeit überlastet gewesen wäre.

Gebrauch gewesen sein müssen. In einigen Fällen versah er diese Mauerbrecher mit hohen Aufbauten, so daß sie gleichzeitig als Wandeltürme dienten (s. S. 6), und es ist gewiß interessant, daß die Konstruktion dieser Maschinen in allem Wesentlichen unverändert geblieben ist, bis man schwere Pulvergeschütze von erträglicher Treffsicherheit erfunden hatte.

Die einfachsten Breschmaschinen sind lange Balken mit oder ohne metallenem Kopf, mit denen man gegen das zu zerstörende Objekt anrannte; ihre Träger mußten auf das Manöver eingeübt sein. Solche primitive „Widder“ wurden noch in der neueren Zeit gebraucht. Salmanassar II. von Assyrien (Mitte 9. Jahrh. v. Chr.) verwendete zum Einstoßen starker Tore — wie er selbst abbilden ließ — auch schwere, augenscheinlich erst im Bedarfsfalle erbaute Fahrzeuge auf Rädern, mit widderkopfartig gestaltetem Sporn, deren aus dicken Bohlen gebildete Wagenkästen den im Innern befindlichen Soldaten, welche den Wagen vorzuschieben hatten, Schutz gegen die Pfeile und Schleudersteine gewährte. Mit getragenen Stoßbalken und niedrigen Wagen konnte man natürlich nur gegen die Tore stoßen und nur freistehenden Mauern von ganz geringer Stärke etwas anhaben. Asurnazirpals fahrbare Mauerbrecher waren sehr groß; die riesigen Stoßbalken (s. S. 7.) waren augenscheinlich aus mehreren Baumstämmen zusammengesetzt; sie hatten metallene Köpfe. Auch alle seine Nachfolger verwendeten derartige große und kleinere Mauerbrecher. Wie wenig sich die Konstruktion dieser Maschinen in allem Wesentlichen im Laufe der Zeit änderte, ergibt sich sowohl aus den alten Kriegsschriftstellern (Philo Byzant. — 2. Jahrh. v. Chr. —, Diodorus Sic. und Vitruvius — um Chr. Geb. —, Vegetius und Ammianus Marc. — 4. Jahrh. n. Chr.), als auch aus mittelalterlichen Kriegsberichten und bildlichen Darstellungen (hauptsächlich Viollet-le-Duc, Albrecht Dürer, zahlreichen anonymen Illustrationen in Handschriften und Holzschnitten — s. Theatrum Europäum, Max Jähns, Köchly u. Rüstow, Henne am Rhyn).

Der Zerstörung durch diese großen Mauerbrecher waren natürlich die unteren Teile der Festungsmauern am meisten ausgesetzt, denn die Stöße der Breschbalken wurden um so weniger wirksam, je schräger aufwärts sie geführt wurden, beliebig hoch aber kann man die schwingenden Balken der Handhabung wegen nicht aufhängen. Die griechischen Kriegsschriftsteller nahmen daher 3,5 bis 4 m Höhe über dem Mauerfuß als obere Grenze für wirksame Breschstöße an. So hoch mindestens muß streng genommen die Mauer ganz massiv und aus widerstandsfähigstem Material erbaut sein. In der Tat sind denn auch die Mauern reich ausgestatteter Festungen — wie Kalchu, die Sargons-Burg, Ninive — mit großen Quaderblöcken verkleidet gewesen. In einigen Festungen war zur Erreichung desselben Zweckes die Bekleidungsmauer des Walles auf einen vorspringenden Sockel gestellt. — Auch legte man schon in den ältesten Zeiten zur Erhöhung der Standfestigkeit

von Wallbekleidungsmauern **Strebepfeiler** an, d. i. Mauerklötze von abgerundeter oder eckiger Grundrißgestalt an der Außenseite der Mauer, in regelmäßigen Abständen, oder auch nur auf den der Verstärkung am meisten bedürftigen Stellen.

Die Mauer des ältesten Teils der Burg von Susa stand auf einem vielleicht nachträglich vorgebauten Sockel, dessen Außenfläche konvex im Viertelkreis gewölbt war (Abb. 3). Das Ramses-Schloß zu Semneh stand dagegen auf einem konkav gewölbten Sockel. Die äußere Bekleidungsmauer des äußeren Walles der Festung Samaal (Sendschirli in südöstl. Kleinasien) stand auf einem hohen Sockel mit ebener Außenfläche, welche in einer Neigung von etwa ¹/₃ der Höhe geböscht und mit Bruchsteinen bekleidet war. Auch einige assyrische Flachreliefs stellen Festungsmauern mit Sockeln dar, z. B. die von Salmanassar II. i. J. 850 eroberte Festung des Arame von Urarthu, einem weit vortretenden mit lotrechter Mauer bekleideten Sockel.



Abb. 3. Mauersockel mit gewölbter Oberfläche. (Susa.)

— **Strebepfeiler** sind häufig, z. B. Ur (Mugair am unt. Euphrat), die sogenannte Servianische Mauer von **Rom** u. a. m.

---

Hat der Angreifer sich der Festung soweit genähert, daß er in den Wirkungsbereich der Geschosse der auf der Mauerkrone oder dem Walle kampfbereit stehenden Verteidiger tritt, so kommt dem **Verteidiger** zwar — ceteris paribus — seine höhere Aufstellung zugute, dem **Angreifer** aber seine Überlegenheit an Zahl, die umfassende Stellung und die Möglichkeit, seine Verluste zu ersetzen. Der **Verteidiger** verbessert daher vor allem seine **Deckung**.

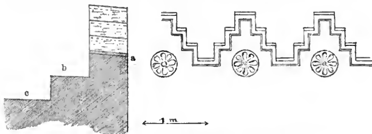
Einige Deckung gewährt schon eine **Brüstungsmauer** mit dahinter liegendem Auftritt (Bankett) für die Schützen und Schleuderer, welche von hier aus das Vorfeld übersehen und beschießen oder bewerfen können, von dem Bankett heruntergetreten aber völlig gedeckt stehen. Ist der Platz hinter dem Bankett breit genug („**Wallgang**"), so dient er als Sammelplatz für diejenige Mannschaft, welche in unmittelbarer Nähe zur dichten Besetzung der Brustwehr bereit gehalten wird, wenn der Angreifer eine bedrohlich erscheinende Vorwärtsbewegung unternimmt. Diese uralten Einrichtungen sind noch heute in Gebrauch.

Zur besseren Deckung ihres Oberkörpers benutzten die auf das Bankett getretenen Schützen und Schleuderer ihre eigenen kleinen Parierschilde, befestigten auch ihre größeren Schilde und Tartschen mit Zwischenräumen auf der Brüstungsmauer oder stellten statt

dessen hölzerne Schirme auf, aus denen sich die gemauerten Zinnen entwickelt haben.

Die einfacheren Zinnen bestanden aus dreieckigen oder viereckigen, in regelmäßigen Abständen mit Zwischenräumen auf die Mauerkrone gestellten, kleinen Mauerblöckchen. Viereckige Zinnen finden sich schon in dem Abb. 1 (S. 4) gegebenen uralten Festungsgrundriß angedeutet — naiver Weise in der Ansicht! — Später wurden die Zinnen immer feiner ausgebildet und zugleich zur Verzierung der Mauerkrone verwendet, so z. B. die Abb. 4 abgebildeten dreistufigen Zinnen der Burg von Susa, die auch sonst noch oft vorkommen.

Der Angreifer überschüttet seinerseits die an die Brustwehr getretenen Verteidiger schon aus der größten Schuß- und Wurfweite mit einem dichten Hagel von Geschossen aller Art, sobald er einen




Querschnitt durch die Brüstungsmauer a, den Auftritt b und den Wallgang c.

Ansicht der dreistufigen Mauerzinnen von außen.

Abb. 4. Dreistufige Mauerzinnen.

entscheidenden Vorstoß gegen die Festung machen will. Unter dem Schutz dieser Geschoßmassen sucht er seine Mauerbrecher und Wandeltürme vorzubringen, seine Trupps mit Sturmleitern, seine Pioniere und seine Sturmkolonnen an die Mauer heranzuführen. Solchen Geschoßmassen gegenüber machte sich das Bedürfnis vermehrter Deckung geltend, und der Verteidiger brachte, wenigstens auf den am meisten gefährdeten Stellen, Dächer über den Zinnen an oder stellte, wenn keine Zinnen vorhanden waren, Schuppen[1] in leichter Bauart auf, deren nach außen sehende Wände mit Schießscharten

1) Derartige Schuppen auf den Festungsmauern wurden, wie zahlreiche Abbildungen zeigen, noch bis in die neuere Zeit hinein verwendet; einige sind noch heute zu sehen. Aus ihnen entwickelten sich die Wallkasematten mit gemauerten Wänden und Decken, wie wir solchen in Susa, Babylon, Carthago, Rhodos u. a. begegnen.

versehen wurden. Dächer und Wände bekleidete man mit Tierfellen, Tüchern, Lehmschlag u. dgl., um sie einigermaßen feuersicher zu machen.

Natürlich hat man aus den Schießscharten solcher Aufbauten keine so gute Übersicht über das Vorfeld, wie von der offenen Brustwehr aus; auch verhindern die Aufbauten selbst eine so dichte Besetzung des Walles oder der Mauer, wie sie nötig wird, wenn der Angreifer unvermutet einen größeren Vorstoß unternimmt, den der Verteidiger nur durch große Geschoßmassen zurückzuweisen hoffen darf. Aus dem 9. und 8. Jahrhundert v. Chr. stammende Abbildungen zeigen denn auch, daß die Verteidiger angegriffener Festungen auf den Decken derartiger Aufbauten, ja selbst auf den Decken gemauerter Schutzräume auf den Wällen, noch Balkons aus Zimmerwerk errichtet haben, an deren Geländern sie zu besserer Deckung ihre Schilde aufhängten.

Alle diese, lediglich zur Verbesserung der Deckung der Verteidiger auf dem Walle dienenden Einrichtungen werden indessen nahezu wertlos, wenn der Angreifer stark, tapfer und intelligent genug ist, um, vielleicht eine günstige Gelegenheit abpassend, trotz aller Verluste nicht nur die Zone der Massengeschosse, sondern auch die schmale Zone des gezielten Pfeilschusses und Schleuderwurfes (s. o. S. 5) zu überschreiten und so schließlich bis unmittelbar an den Mauerfuß zu gelangen. Hier versucht er dann je nach Umständen, vor allen Dingen etwa vorhandene Torverschlüsse einzubrechen oder mit Feuer zu zerstören oder, wenn das nicht angeht und die Mauer nicht zu hoch ist, seine Sturmleitern anzusetzen, oder aber — mit Brechstangen oder Mauerbrechern — ein Loch in der Mauer zu öffnen und dies allmählich zu vergrößern, bis die Mauer einstürzt: d. h. Bresche zu legen. Ist der Angreifer bis an die Mauer herangekommen, dann vermag der Verteidiger auf der Höhe, wenn sich dort nur die beschriebenen Anlagen befinden, kaum noch zu erkennen, was jener da unten treibt, noch weniger, ihn ernstlich zu stören. Gerade in dieser kritischen Periode muß er aber in der Lage sein, dem Gegner auf das Nachdrücklichste zu Leibe zu gehen: und dieser gebieterischen Forderung zu genügen, haben schon die alten Festungsbaumeister auf verschiedene Arten versucht.

Einmal durch die — an sich ja nahe liegende, bautechnisch freilich nicht ganz einfache und auch sonst nicht ganz unbedenkliche — Einrichtung einer niedrigen Verteidigungsstellung, indem sie in geringer Höhe über dem Erdboden an der Innenseite

freistehender Festungsmauern Nischen anbauten, in anliegenden Wallbekleidungsmauern rings umschlossene Gänge (Gallerien) oder einzelne Hohlräume aussparten und deren Frontwände mit Schießscharten versahen. Sollen aber die auf die Benutzung von Scharten angewiesenen Schützen ein erträglich freies Gesichtsfeld haben, so dürfen die mit Scharten zu versehenden Mauern nicht sehr dick sein oder die Scharten müssen sehr groß werden, was auch bedenklich ist. In jedem Falle wird durch derartige niedrig gelegenen Hohlräume die Widerstandsfähigkeit der Mauer gegen die Stöße des Mauerbrechers erheblich geschwächt (s. o. S. 7). Solche Einrichtungen wurden denn auch bereits im Altertum nicht häufig ausgeführt. In den Resten assyrischer Festungen sind bis jetzt noch keine Spuren derartiger niedrig gelegener Verteidigungs-Gallerien oder Kasematten aufgefunden, doch erscheinen sie auf den Abbildungen einiger von den Assyrern angegriffenen Festungen (s. S. 16).

Häufiger ist die Anlage einer offenen, niedrigen Verteidigungslinie am Fuß der Festungsmauer und etwas vor diese vorgeschoben: entsprechend derjenigen Einrichtung, die wir Niederwall oder Faussebraye nennen und die sich von selbst ergibt, wenn die Mauer auf einem weit genug vorspringenden Sockel (s. o. S. 8) steht oder wenn ein mauerbekleideter Graben vor der Mauer liegt und — aus Stabilitäts-Rücksichten — zwischen Mauerfuß und Grabenrand ein Streifen von hinreichender Breite stehen gelassen ist. Wird dann auf die Bekleidungsmauer des Sockels oder des Grabens eine Brüstungsmauer gestellt und hinter dieser ein Bankett und wohl gar noch ein Wallgang angelegt, so entsteht eben eine vollständige niedere Verteidigungslinie, die der Angreifer nehmen muß, bevor er an den Fuß der großen Mauer oder des Hauptwalles gelangt. Ist es aber so weit gekommen, dann entstehen für diese wieder die alten Forderungen: der Verteidiger muß sehen, was der Angreifer am Mauerfuß unternimmt und ihn dabei auf das Nachdrücklichste stören können — oder nach unserer heutigen Ausdrucksweise: er muß in der Lage sein, die äußere Mauerfläche und den Mauerfuß wirksam zu bestreichen.

Dies kann von oben herab durch „Senkschüsse", — oder von der Seite her „durch Flankierung" geschehen. Beide Arten der „Bestreichung", welche noch heute — getrennt oder zugleich — angewendet werden, sind uralt (schon in dem mehrerwähnten Festungsgrundrisse sind beide dargestellt!).

Die einfachste bauliche Anlage, die es ermöglicht, den Mauer-

fuß von oben her zu beobachten und notdürftig zu „bestreichen“, besteht in der Anlage kanzelartig über die äußere Mauerfläche hervortretender Ausbauten, auf die man von den Zinnen aus oder durch Öffnungen in der Mauer gelangen kann. Solche Kanzeln erscheinen schon auf einem Wandgemälde zu Theben, welches die Eroberung der Festung „Dapur“ (auf dem Berge Tabor) in Galiläa durch Ramses II. von Ägypten darstellt (s. A.O. V, 1, S. 23) und die viel späteren assyrischen Flachreliefs, z. B. das Abb. 5 wiedergegebene aus Sanheribs Zeit zeigen, daß auch die Assyrer in den von ihnen angegriffenen Festungen häufig mit derartigen Anlagen zu schaffen gehabt haben.

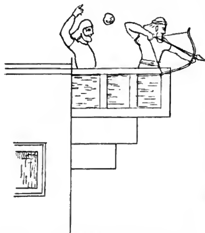


Abb. 5. Kanzelartiger Ausbau, Kujundschik, Saal V.

Werden in den Fußböden derartiger Kanzeln Schlitze offen gelassen, durch welche die in den Kanzeln postierten (und durch deren Wände gedeckten) Verteidiger direkt nach unten schießen, Steinblöcke werfen, heißes Wasser gießen können, so entsteht diejenige Einrichtung, welche wir „Senkscharten“, die Franzosen „Machiculis“ nennen. Derartig eingerichtete Kanzeln wurden vorzugsweise an besonders gefährdeten Stellen hauptsächlich über Toren und Pforten angelegt und sind noch heute an älteren Schlössern (z. B. Glücksburg in Schleswig) und Festungsmauern zu sehen. Übrigens waren viele Kanzeln mit 2—2,5 m hohen Wänden versehen und solide eingedeckt. —

Geradezu verschwenderisch ist noch heute die Citadelle von Damaskus mit kanzelartigen Ausbauten ausgestattet, welche mit 6—9 m Lichtabstand nicht nur an den langen Mauerlinien, sondern auch an den Kurtinen der mit großen rechteckigen Flankierungstürmen ausgestatteten Fronten und sogar auf den Façen der Türme angebracht sind. Sie springen etwa 1,5 m vor, sind 2,5—3 m breit, ruhen jede auf 2 bis 3 Konsolen, haben Wände mit Schießscharten und sind mit kleinen Dächern versehen. Übrigens liegen sie nicht in der Höhe der Mauerzinnen, sondern etwa 2 m unterhalb der letzteren.

Je weiter die Kanzeln über die Mauer hervorragen, desto besser kann man auch von deren Seitenwänden aus die anstoßenden

Mauerstrecken übersehen und „flankieren“, desto länger und stärker müssen aber die Tragbalken, die tragenden Bruchsteine oder das gemauerte Gesimse werden. Man benutzte also gern die Strebepfeiler (s. o. S. 9) als Unterbau für die Kanzeln. Erhielten diese dann zur Sicherung der daselbst postierten Mannschaften Wände und Dächer, so gewannen die so ausgestatteten Pfeiler das Aussehen von kleinen, die Brustwehr überragenden Türmchen.

Wo man sich auf kunstreicheren Mauerbau verstand, große feste Bruchsteine hatte oder doch über hinreichend starkes Bauholz verfügte, da beschränkte man sich nicht auf die Anlage einzelner Kanzeln, sondern versah lange Strecken der Umfassungsmauer mit Aufbauten, welche über die äußere Mauerflucht hinausragten und mit Senkscharten versehen waren.

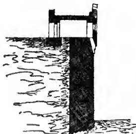


Abb. 6. Kasematte auf der Mauer mit Senkscharte und Zinnen-Plattform. (Rekonstruktion.)

Man darf wohl unbedingt annehmen, daß in allen alten Festungen, deren Mauern überhaupt keine oder nur sehr kleine strebepfeilerartige Vorsprünge besaßen,[1] die Errichtung auskragender Aufbauten in leichter Bauart im Bedarfsfalle vorgesehen war. Dieser Fall trat ein, wenn sich aus den Maßnahmen des Angreifers abnehmen ließ, gegen welche Teile der Festungen sich der förmliche Angriff speziell richten würde.

In reichlich ausgestatteten Festungen und Burgen baute man sowohl die Kanzeln, als auch die langgestreckten, mit Senkscharten versehenen Aufbauten massiv und versah sie mit gemauerten Decken. Den Querschnitt einer derartigen Wallkasematte zeigt Abb. 6. Da man aus den Schießscharten in den Frontwänden dieser Kasematten aber noch weniger freie Übersicht über das Vorfeld hatte, als aus den Scharten in dünnen Schuppenwänden, so benutzte man die aus-

1) Das war der Fall in mehreren ägyptischen und urarthäischen (armenischen) Festungen, wie die Abbildungen zeigen, desgleichen, wie aus den Trümmern, Überresten und Abbildungen hervorgeht, bei der späteren Mauer der sogenannten „zweiten Stadt“ von Troja, in Mykenai, der sogenannten servianischen Mauer von Rom, in Pompeji, mehreren Normannen-Burgen in Sicilien und vielen anderen.

reichend festen Decken der Kasematten zur Einrichtung einer **erhöhten** offenen Verteidigungslinie, indem man sie mit Brüstungsmauer, Zinnen u. s. w. versah.

War es dem Angreifer trotz aller Verluste gelungen, bis in unmittelbare Nähe der so ausgestatteten Festungsmauer vorzudringen, so kamen außer den Senkscharten auch die **Seitenwände** der Kanzeln und türmchenartigen Aufbauten auf den Strebepfeilern zur Geltung, von denen aus die benachbarten Mauerstrecken **flankiert** wurden. Aber der Platz war hier äußerst beschränkt und selbst in den turmartig um ein zweites und drittes Stockwerk erhöhten Pfeileraufbauten fanden an den Seitenwänden vergleichsweise nur wenige Schützen und Schleuderer Platz. Kein von hier aus abgegebener Schuß oder Wurf durfte also verloren gehen, jeder mußte womöglich sein Ziel treffen. Daraus folgt aber, daß die Entfernung zwischen zwei benachbarten Flanken — oder wie wir heute sagen: die **Länge der Kurtine** — nicht erheblich größer sein darf als die Weite des gezielten Pfeilschusses, Lanzen- oder Schleuderwurfs, d. h. 30 m (s. o. S. 5).

In dem mehrerwähnten ältesten Festungsgrundriß (Abb. 1, S. 4) sind die längsten Kurtinen etwas über 30 m, die kürzesten, in denen die **Tore** liegen, nur 26,6 m lang, so daß diese am meisten bedrohten Anlagen am kräftigsten flankiert erscheinen. In der sogenannten zweiten Stadt von Troja sind die Kurtinen nur 20—21 m lang, was darauf deutet, daß die damaligen Schützen weniger gute Bogen hatten oder schlechter schossen, als die alten Babylonier. Susa hat 28—30 m lange, die Sargonsburg nur 27 m lange, die sogenannte „Medische" Mauer im NW. von Babylon gegen 30 m lange Kurtinen. Philo Byzantinus bezeichnet (um 150 v. Chr.) 46,2 m als zulässige Länge, wenn man die Flanken mit den damals gebräuchlich gewordenen Schußmaschinen (Oxybelen) besetze — s. o. S. 5. — Die Flankierungstürme traten in der älteren Zeit **höchstens** ca. 4,5 m über die Festungsmauer hervor, ihre Breite war sehr verschieden, in Susa z. B. 13 m, in der ältesten Grundrißzeichnung 19 m; im Mittelalter kommen viel breitere und weiter vorspringende Türme vor. — Übrigens hatten die Flankierungstürme auf geradlinigen Fronten gewöhnlich **rechteckige**, auf in gebogener Linie geführten Fronten **halbkreis**förmige oder länglich runde Grundrißgestalt.

Mit besonderer Sorgfalt ausgestattet wurden die Flankierungsanlagen an exponierten Punkten, namentlich diejenigen, welche ein Tor einschlossen. Diese erhielten meist turmartig über die Festungsmauer sich erhebende Aufbauten mit Zinnenbrustwehren, Senkscharten u. s. w. Auch benutzte man in Festungen mit breiten Wällen die Flankierungsaufbauten zur Herstellung von **Abschnitten** auf dem Wallgange, indem man ihre Seitenwände nach rückwärts verlängerte und sie nach innen abschloß. So entstanden selbständige

feste Posten, welche verhindern konnten, daß eine vielleicht überraschend irgendwo auf den Wallgang gelangte feindliche Abteilung den ganzen Wall der Länge nach aufrollte.

Die von assyrischen Truppen im 9. und 8. Jahrh. v. Chr. belagerten Festungen waren nach den erhalten gebliebenen Abbildungen wohl ausnahmslos von polygonalen (seltener runden) Enceinten mit strebepfeilerartig vorspringenden Flankierungsanlagen der angegebenen Art umschlossen. Bei weitem die meisten von diesen Vorbauten trugen überkragende, also mit Senkscharten versehene Stockwerke und Plattformen mit Zinnenbrustwehr. Die Kurtinen sind fast überall mit ebensolchen Brustwehren ausgestattet, seltener auch mit Senkscharten. — Mehrstöckige auskragende Aufbauten kommen in den bis jetzt aufgefundenen assyrischen Flachreliefs nicht vor, auffallend hohe Türme im Zuge der Enceinten nur selten. Indessen weiß man aus unverdächtigen Berichten, daß manche vorderasiatische und andere alte Festungen mit sehr hohen mehrstöckigen Türmen ausgestattet gewesen sind, z. B. Jerusalem um Christi Geburt, Nicaea u. a. m.; auch die Türme der hohen Enceinte von Byzanz, welche Theodosius II. erbauen ließ, wären zu nennen.

Einige, anscheinend von Hettitern erbaute, Festungen in der Gegend von Karchemisch, auch mehrere von den Festungen südlich des Urmiah-Sees und in der Umgegend des oberen Dijala, welche Sargon von Assyrien den Medern abgewann und in seiner Burg abbilden ließ, hatten hiernach ganz hohl gebaute Flankierungstürme, welche durch Zwischenböden in mehrere Stockwerke geteilt waren. Das unterste Stockwerk lag nahe über dem Erdboden, war also nicht „breschesicher" — (s. o. S. 8).

Bemerkt sei noch, daß das vorstehend erörterte System nach den erhaltenen Abbildungen auch auf leichtere Befestigungen, wie Standlager, Cirkum- und Kontravallationslinien vor belagerten Festungen angewendet wurde. In den Standlagern bildeten die nach Außen gewendeten Langwände der Wohnbaracken, Stallungen u. s. w. die Kurtinen und etwas höhere, in Abständen von etwa 30 m angelegte, etwas nach Außen vortretende kleine Baracken von quadratischem Grundriß die Flankierungsanlagen, vgl. Abb. 7. In den Kontravallationen u. s. w. scheinen die Kurtinen aus Pallissadierungen oder Mauern aus Luftziegeln bestanden zu haben.

Erscheint das geschilderte altbabylonische Befestigungssystem (mit vorgebauten Flankierungstürmen) als Vorläufer des in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. in Europa in Aufnahme kommenden sogenannten reinen Polygonalsystems, welches die Flankierung hauptsächlich den Koponnieren übertrug, so zeigt uns ein Blick auf

die nunmehr näher zu betrachtende, uralte Grundrißzeichnung, daß auch ein anderes, Ende des 18. Jahrhunderts namentlich von französischen Ingenieurs lanciertes Befestigungssystem bereits im Anfang des 3. Jahrtausend v. Chr. gebräuchlich war: dasjenige System, dessen wesentliches Merkmal darin besteht, daß zur Erreichung einer vollkommenen Flankierung der Festungsumzug selbst in gezackter Linie geführt wird. Die Franzosen nannten diese Grundrißgestalt „en tenaille“ oder „en crémaillière“. Danach wird der Umzug in eine Folge von einspringenden und ausspringenden Winkeln zerlegt: die in den einspringenden Winkeln aneinander stoßenden

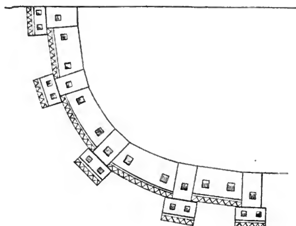


Abb. 7. Quadrant einer Lagerbefestigung. Sanherib in Kujundschik, Saal X.

Linien flankieren sich gegenseitig. Diese Winkel müssen aber Rechte — oder doch nicht viel größer — sein, denn in der Eile schießt jeder Schütze gerade aus, sei es quer über die Brustwehr hinweg oder durch die Scharte hindurch, an der er steht. Die zu flankierende Linie darf ferner nicht länger sein, als die Schußweite mit guter Treffsicherheit beträgt — zur alten Zeit also nicht viel über 30 m.

Der in Rede stehende alte Grundriß (Abb. 1, S. 4) ist auf einer Steintafel eingeritzt, welche ein sitzend dargestellter Fürst von Lagasch, Namens Gudea, auf dem Schoße hält (Original im Louvre zu Paris, Abgüsse im Berliner Museum u. anderen). Das Bildnis

ist in dem Ruinenhügel Tel-Loh im östlichen Ufergelände des Schatt-el-Hay genannten Wasserlaufes im südöstlichen Babylonien gefunden. Gudea lebte um 3000 v. Chr. und die Zeichnung wird wohl die Befestigung einer bei Lagasch zu erbauenden Hofburg darstellen. Die allgemeine Grundrißgestalt ist ein ziemlich langgezogenes Rechteck. Eine Langseite (auf der Zeichnung die obere (A B), in welcher drei Tore liegen (a, b, c) und die eben deswegen, vielleicht auch in Rücksicht auf die Gestaltung des Geländes und die vermutliche Anmarschrichtung des Feindes, als die der Sicherung am meisten bedürftige Front erschien: — diese Langseite ist dadurch verstärkt, daß sie zweimal im rechten Winkel einwärts gebrochen und dadurch in 5 Linien zerlegt ist, drei längere und zwei kürzere, zu diesen winkelrecht stehende, welche sich gegenseitig flankieren. Die kürzeren E F und G H sind nicht länger, als der Pfeilschuß mit voller Treffsicherheit reicht, werden also von ihren Nachbarn vollkommen flankiert und bedürfen keiner besonderen Einrichtungen zu diesem Zwecke. Die drei längeren Fronten A H, G F und E B sind aber mit Flankierungstürmen versehen, von denen die an den drei Toren liegenden zinnengekrönte Plattformen tragen, wie die Zeichnung in der Ansicht darstellt. Die übrigen nicht gebrochenen drei Seiten A D, D C und C B, werden ebenfalls durch Vorbauten flankiert, von denen wieder die an den Toren liegenden Zinnen tragen. Die beiden ausspringendeu Winkel D und B sind jeder durch einen besonderen Turm verstärkt.

Auf diese Weise hatte man — offenbar auf Grund jahrhunderte langer praktischer Erfahrungen — schon in jener fernen Vergangenheit auf einfache Weise eine fortifikatorische Aufgabe gelöst, welche in der Folgezeit die Baumeister noch oft beschäftigt hat, wenn es sich darum handelte, einen Ort zu befestigen, dessen Umzug wegen der gegebenen natürlichen Verhältnisse eine unregelmäßige Figur mit stumpfen und spitzen Winkeln sein mußte. Man formte in solchen Fällen diese Winkel in eine Anzahl rechter Winkel dadurch um, daß man deren Schenkel so oft als nötig rechtwinklich brach. Einspringende Winkel von mehr als 90° Öffnung kommen in den Resten alter Festungen, soviel bekannt, überhaupt nicht vor. Tyrins, die Sargonsburg u. a. m. hatten streng rechtwinklich gebrochene Enceinten. Als besonders sorgfältig nach obigen Grundsätzen konstruiert verdient die Befestigung des südlichen Teils der Burg von Susa genannt zu werden (s. Abb. 8).

---

Wie schon (s. S. 12) angedeutet, benutzte man in Festungen, deren Mauer oder mauerbekleideter Hauptwall auf einen breiten Sockel gestellt oder von dem vorliegenden — nassen oder trockenen — Graben durch einen Streifen des natürlichen (regulierten) Geländes getrennt war, diesen Streifen zur Einrichtung einer niedrigen Verteidigungslinie. Der so entstandene Niederwall war seinem Wesen

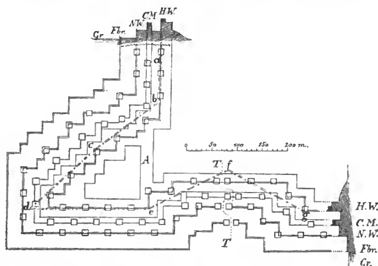



Abb. 8. Skizze zur Verdeutlichung der Auflösung einer unregelmäßigen Figur a b c d e f g in rechte Winkel.
Gr. Wassergraben. N. W. niederer Wall. A ein Abschnitt. Fbr. Faussebraye.
C. M. kasemattierte Mauer. T ein Hauptthor. H. W. Hoher Wall.

nach nichts anderes als ein zweiter Umzug. — Abb. 9 (S. 20) zeigt — nach einem Flachrelief aus Nimrud, das vermutlich von Asurnazirpal herrührt — eine von den Assyrern eroberte nach Lage und Namen unbekannte Festung in der Ansicht. Sie ist von einem mit lotrechter Mauer bekleideten Sockel umgeben, welcher keine Flankierungsanlagen besitzt, wohl aber eine anscheinend überkragende, also mit Senkscharten versehene Zinnenbrustwehr trägt: eine richtige Faussebraye. (Diese Festung hat noch 2 vollständige Enceinten, von denen die äußere besonders sorgfältig ausgestattet ist; ihre Flankierungstürme tragen auskragende Aufbauten mit Plattformen, auch auf den Kurtinen sind auskragende, also gleichfalls mit Senkscharten versehene Zinnenbrustwehren angedeutet.)

Die Entfernung der niedrigen Brustwehr von derjenigen des Hauptwalles darf streng genommen nicht größer sein, als die Schußweite mit guter Treffwahrscheinlichkeit, also rund 30 m (s. o.). War es jedoch wegen der Gestaltung des Geländes oder in Rücksicht auf die Tragfähigkeit des Baugrundes und die Schwere des mauerbekleideten Hauptwalles oder aus anderen Gründen erforderlich, einen viel breiteren Streifen vor der Bekleidungsmauer des Hauptwalles stehen zu lassen, so mußte man auf *diesem* eine *mittlere Verteidigungslinie* errichten, um den Niederwall aus wirk-

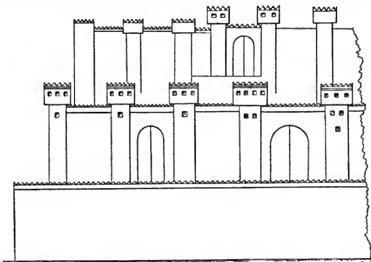


Abb. 9. Teil einer großen Festung mit Niederwall und doppelter Mauer oder Umwallung. Ein Turm hat zweistöckige Kasematten, einige Kurtinen haben übergebaute Zinnen. Auf dem stark beschädigten oberen Drittel des Reliefs war vielleicht eine dritte Umwallung oder andere höhere Befestigung dargestellt. In Nimrud, vermutlich Asurnazirpal.

samster Entfernung beschießen zu können, und welche dann ihrerseits von dem hohen Walle aus beschossen werden konnte. Diese mittlere Linie überragte demzufolge die niedere und wurde von der Brustwehr des hohen Walles überragt. (S. Abb. 9).

Aber auch ohne bautechnischen Zwang haben zu allen Zeiten mächtige Fürsten diejenigen von ihren Festungen und Burgen, auf deren Besitz sie großen Wert legten, mit mehrfachen Enceinten umgeben. So war z. B. Susa, wie die vorhandenen Trümmer zeigen, auf dem größeren Teil seines Umzuges von einem dreifachen, — oder wenn man die den Wasserspiegel des Hauptgrabens nur

wenig überragende Faussebraye mitrechnet, — von einem vierfachen mauerbekleidetem Walle umgeben. (S. Abb. 10).

Die assyrischen Könige sprechen in ihren Kriegsberichten oft von eroberten Plätzen, welche mit mehrfachen Mauern oder mauerbekleideten Umwallungen befestigt waren, haben auch mehrere derartige Festungen abbilden lassen. So erscheint bei Tiglat-Pileser I. (im 11. Jahrh.) eine Festung Chunusa der Kumanäer — etwa Gegend von Albistan oder Zeitun im südöstlichen Kleinasien — welche drei Mauern aus Ziegelsteinen hatte; — bei Asurnazirpal die Festung Madara im Gebirge südl. Diarbekr mit vier Mauern (vielleicht das heutige Mardin).

Von den abgebildeten Festungen sei (außer der oben Abb. 9 wiedergegebenen) nur Kischeschim (oder Kisassu) erwähnt, welche in die Gewalt der

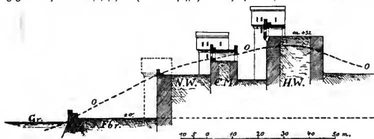



Abb. 10. Querschnitt durch die geradlinigen Teile der Burg von Susa.
Gr. Graben — Fbr. Faussebraye. — N. W. niederer Wall. — C. M. kasemattierte Mauer. — H. W. hoher Wall. — 000 gegenwärtige Oberfläche des Ruinenhügels.

Meder gefallen war und von Sargon nach ihrer Eroberung (i. J. 715) zur Hauptstadt der Provinz Parsua (am oberen kleinen Zab und östl. davon, heute Landschaft Minde) gemacht wurde. Sie hatte drei gemauerte, mit Flankierungstürmen versehene Umzüge. Türme und Kurtinen trugen auskragende Aufbauten bezw. Zinnenbrustwehren, woraus folgt, daß überall eine Bestreichung durch Senkscharten vorgesehen war. Überdies zeigen alle Türme je drei Schießscharten oder Fensteröffnungen über einander; sie waren also hohl und hatten drei Stockwerke. Die Festung hatte einige Außenwerke mit einfachen Enceinten, deren Bestreichung aus Flankierungstürmen und Senkscharten erfolgte. — Auch die Riesenfestung des Altertums, Babylon, hatte mehrere Umzüge. Schon die eigentliche Hochburg, welche die Königspaläste auf dem Kasrhügel und das große Nationalheiligtum, den Marduktempel auf dem südlich daran anschließenden Hügel Amran-ibn-Ali umfaßte, war größtenteils von zwei mauerbekleideten Wällen, Imgur-Bel und Nivitti-Bel [1] um-

1) Die hier in Betracht gezogene Befestigung ist die von Nebupolassar begonnene, von Nebukadnezar in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. beendete. Auch die von Sanherib zerstörte Befestigung hatte zwei gleichfalls Imgur-Bel und Nivitti-Bel genannte Umwallungen. — Übrigens hießen die beiden Wälle von Nippur „Imgur-Marduk“ und „Nivitti-Marduk“.

schlossen, von denen der eine sowohl auf seinem äußeren als auf seinem inneren — stadtwärts gewandten — Rande je eine Reihe von Wallkasematten trug, zwischen denen ein breiter Wallgang frei blieb. Eine ostwärts und weit nordwärts vorgeschobene Enceinte umschloß die außerhalb der Hochburg liegenden Stadtteile und den jetzt Babil genannten Ruinenhügel nördlich des Kasr. Endlich waren die noch weiter ostwärts entstandenen Stadtquartiere von einer, in rechtem Winkel vorspringenden und an die innere Enceinte anschließenden Umwallung

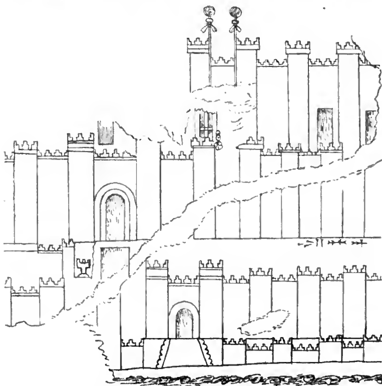


Abb. 11. Ansicht einer großen (assyrischen) Festung.
Sanherib oder Asurbanipal in Kujundschik.

wallung umgeben, so daß ein großer Abschnitt entstand (s. w. u. S. 29).

Erwähnt sei hier noch ein sehr sauber ausgeführtes, jetzt im Louvre befindliches Flachrelief aus dem Königspalast auf dem Kujundschik-Hügel in Ninive, dessen Enden fehlen, dessen Mitte aber gut erhalten ist. Es stammt vermutlich aus Asurbanibal's, vielleicht schon aus Sanherib's Zeit. Die Abb. 11 abgebildete große, reich ausgestattete Festung hat einen Wassergraben oder liegt an einem Flusse. Eine mauerbekleidete Fausseбraye erhebt sich nur wenig

über den Wasserspiegel, dahinter sieht man drei einander überragende, mauerbekleidete Wälle oder Mauern. Alle vier Linien, auch (ein sehr seltenes Beispiel!) die Faussebraye haben Flankierungstürme, alle Brustwehren abgetreppte Zinnen, aber die Oberstockwerke der Türme treten nicht über die Mauerflächen heraus, es ist also keine Bestreichung durch Senkscharten, sondern nur reine Flankierung vorgesehen. Auf zwei ein Tor einschließende Türme der höchsten Enceinte (etwa der Burg?) sind die beiden bekannten Feldzeichen der Assyrerkönige als König von Kischschat und König vom Lande Assyrien aufgepflanzt. (Die erstere zeigt den Gott von Harran als Bogenschützen über einem Stier, die andere den Gott Asur über zwei Stieren). Ist vielleicht die Königsburg von Ninive gemeint?

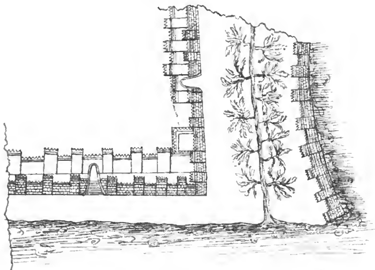


Abb. 12. Teil einer (assyrischen) Festung.
Sanherib in Kujundschik.

Das Abb. 12 wiedergegebene, gleichfalls zu Kujundschik gefundene und aus Sanheribs Zeit stammende Flachrelief — (welches u. a. auch dadurch interessant ist, daß es zeigt, wie die damaligen Zeichner sich mit der Aufgabe absanden, Grundriß und Ansicht zu vereinigen) — stellt eine mit zwei Mauern (oder mauerbekleideten Wällen) umgebene Festung dar, welche an dem Zusammenfluß zweier Wasserläufe liegt. Die äußere Mauer besteht aus Quadersteinen oder ist mit solchen verkleidet, obwohl sie nicht unmittelbar am Wasser liegt. Unmittelbar am Ufer des einen Wasserlaufes steht eine vorgeschobene Mauer aus Quadern oder ein mit solchen bekleideter Wall. Alle Mauern tragen auskragende Zinnenbrustwehren, ebenso die rechteckigen, in regelmäßigen Abständen angelegten, die Kurtinen überhöhenden Flankierungstürme. Zwischen der vorgeschobenen Linie und der Festung selbst liegt ein breiter Landstreifen, durch

den ein von Palmen eingefaßter Bach fließt. Auf den Flüssen sieht man Fischer- und Lastkähne, innerhalb der Festung — übertrieben groß gezeichnete — reich geschirrte Reitpferde mit assyrisch gekleideten Dienern. Augenscheinlich ist hier ein Teil der Befestigung einer assyrischen Residenz genannt, vielleicht der in Abb. 11 dargestellten. Bemerkenswert sind diese beiden Reliefs auch deshalb, weil sie bis jetzt die einzigen Darstellungen assyrischer Festungen zu sein scheinen.

Zusätzlich seien hier noch folgende feste Plätze mit mehrfachen Enceinten angeführt: Aus ältester Zeit Kadesch, Ekbatana, Thapsus (südlich Carthago), Carthago selbst, Sardes (3 Enceinten zu Alexanders des Großen Zeit), Nisibis (2 Umzüge im 3. Jhrh. v. Chr.), Byzanz (Befestigung Theodosius II.: hoher, mauerbekleideter Hauptwall mit Zinnenbrustwehr, weit vortretenden Flankierungstürmen mit Kasematten in der Höhe der Kurtinenbrustwehr und Plattformen mit Zinnenbrustwehr — alles ohne Senkscharten; davor eine Kasemattenlinie mit Plattform und Zinnenbrustwehr — flankiert durch halbrunde kasemattierte Türme mit Plattform und Zinnenbrustwehr — auch hier keine Senkscharten; zu äußerst am Grabenrande eine Zinnenbrustwehr als Faussebraye; der Graben hat gemauerte Escarpe und Contrescarpe). An mittelalterlichen ganz nach denselben Grundsätzen konstruierten Festungen seien hier nur Carcassonne und Akko genannt. Ersteres, das römische Carcassium, mit doppelter Enceinte, meist runden, einigen viereckigen Türmen, ist wahrscheinlich viel älter, als die aus der Zeit der Albigenserkriege stammende Abbildung. Akko hatte Ende des 12. Jahrh. n. Chr. doppelte freistehende Mauern, viereckige Türme, diese und die Kurtinen mit Zinnen und Senkscharten.

Mit zwei oder mehreren einander einschließenden Enceinten umgab man zu allen Zeiten kleine, aber wichtige Plätze, welche keine Stadt einschlossen, sondern als bloße Militärposten dienen oder einen besonders heiligen Tempel oder die Residenz eines mächtigen Fürsten sichern sollten. Solche Vesten legte man naturgemäß gern auf isoliert liegenden Hügeln an, scheute aber, wenn sich ein solcher an dem gegebenen Punkte nicht vorfand, nicht davor zurück, einen Hügel aufzuschütten oder gar aus lufttrockenen Ziegeln aufzumauern. Eine derartige Veste ähnelte dann mit ihren drei oder vier einander überragenden zinnengekrönten Mauern einem riesigen Stufenturm oder einer Stufenpyramide, babylonisch Zikurrat, dem geheiligten Wahrzeichen des Götterdienstes und Ahnenkultus im ganzen Bereich der babylonischen Kultur. Die Abbildungen vieler mittelalterlichen Burgen und Trümmerreste von solchen zeigen übrigens eine geradezu überraschende Ähnlichkeit mit den alten Stufentürmen.

Die ganze mesopotamische Ebene war, nach der Gestalt der noch vorhandenen Trümmerhügel zu urteilen, mit derartigen kleineren und größeren Stufentürmen gleichsam übersät und außerhalb

dieser Ebene sind, wie die assyrischen Abbildungen lehren, in vielen befestigten Städten Stufentürme von kreisförmiger oder rechteckiger Grundrißform vorhanden gewesen. Der Patriarch unter den Stufentürmen war der, unter die Weltwunder gerechnete, siebenstufige „Turm von Babel“ in Borsippa, der Schwesterstadt Babylons, den Nebukadnezar erneuern und verschönern ließ und dessen Reste noch heute einen Hügel von 65 m Höhe bilden. Ein großartiger Stufenturm stand in Ur (Mugair am unteren Euphrat), ebenso in Kalach (Nimrud, südl. Ninève), mehrere standen auf der Burg, einige auch im Stadtgebiet von Susa, und auf der Ostfront von Ninève finden sich zwei sehr große Schutthügel, welche höchst wahrscheinlich die Trümmer von Stufentürmen bergen.

Von der Höhe solcher Türme konnte man die Umgegend bis auf weite Entfernungen hin überblicken, sie hatten also schon in dieser Beziehung einen hohen defensorischen Wert. Aber die Bekleidungsmauern der einzelnen Stufen der in den assyrischen Abbildungen dargestellten Zikurrat's sind immer von Zinnenbrustwehren gekrönt, und zudem sind in den Trümmern des Turms von Kalach die Reste von Zinnen aufgefunden. Man darf also schließen, daß, wo nicht alle, so doch die meisten der vorderasiatischen Stufentürme nicht lediglich sakrale Bedeutung hatten und als Warten benutzt wurden, sondern daß sie auch der aktiven Verteidigung gedient haben, und diesem Zwecke entsprechend angelegt und eingerichtet wurden.

Diese uralte Form des Turmbaues bringt den obersten Grundsatz der Bautechnik zum Ausdruck, daß man dem Baugrunde und dem Baumaterial nicht mehr zumuten darf als sie tragen können. Je höher ein Gebäude sein soll, auf desto breiterer Grundlage muß man seinen Druck verteilen. Und ferner: Wenn man wetterbeständigen Stein zum Aufbau des ganzen Gebäudes oder doch wenigstens zur Verkleidung seiner Außenflächen zur Verfügung hat, dann darf man letztere schräg halten, — eine Pyramide bauen, wie die Ägypter —, kann man aber solches Material nicht haben, (wie die Babylonier der Ebene), oder will man es aus traditionellen oder anderen Gründen nicht verwenden (wie die Assyrer), oder braucht man steile Außenflächen von bestimmter Höhe (wie zu Türmen, welche der Verteidigung dienen und sturmfrei sein sollen): so baut man einen Stufenturm.

„Taludierte“ Mauern, d. h. solche, deren Außenfläche nach rückwärts geneigt ist, die also unten dicker sind, als oben, sieht man jetzt häufig an Leuchttürmen, Fabrikschornsteinen u. s. w. Ihre Außenfläche muß aus möglichst wetterbeständigen Steinen, am besten aus Hausteinen, bestehen, denn sie wird von den atmosphärischen Einflüssen viel stärker angegriffen, als eine senkrechte Fläche. Eine bildliche Darstellung — soviel bekannt die einzige auf uns gekommene — von Flankierungstürmen mit taludierten Mauern gibt eine der

bronzenen Torschienen, mit denen Salmanassar II. den Palast Imgur-Bel seines Vaters Asurnazirpal (im Ruinenhügel Balavat) südöstl. Ninive im 9. Jahrh. v. Chr. schmücken ließ; s. Abb. 13.

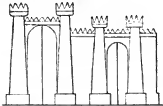


Abb. 13. Flankierungstürme mit taludierten Wänden. Salmanassar II. in Imgur-Bel (Balavat).

---

In diesen Blättern ist mehrfach von „Festungsmauern und mauerbekleideten Wällen“ gesprochen, ohne zum Ausdruck zu bringen, ob die einen oder die anderen in gegebenem Falle gemeint seien. Das ist geschehen, weil eine *Entscheidung* nur gefällt werden kann, wenn die Ergebnisse einer Untersuchung der betreffenden Trümmer vorliegen oder wenn man die mehr oder weniger gut erhaltenen Bauten selbst vor Augen hat, — wogegen aus den zahlreichen auf uns gekommenen Abbildungen, die ja eben nur *Ansichten* geben, niemals zu ersehen ist, ob die dargestellten Plätze auf die eine oder die andere Art befestigt gewesen sind, und ob vielleicht in solchen Fällen, wo von mehreren Enceinten umgebene Festungen abgebildet sind, beide Systeme zur Anwendung gekommen sind — wie solches ja durch den Befund des Augenscheins für manche alte Festungen erwiesen ist.

Die Heimat des Ziegelbaues ist die babylonische Ebene, wo es vorzüglichen Lehm in Menge gab. Die Babylonier hatten auch schon in vorgeschichtlicher Zeit gelernt, ihre Ziegel durch Erhitzen am Feuer härter und dauerhafter zu machen, aber selbst ihre am schärfsten gebrannten Ziegel waren kaum so hart wie unsere schwach gebrannten, denn die Babylonier litten empfindlichen Mangel an Brennstoffen, welche starke Hitze erzeugten, hielten aber trotzdessen unverbrüchlich an dem sakrosankten Ziegelformat von 53—56 cm Länge und Breite bei 13—15 cm Dicke fest, konnten also diese großen Klumpen nicht genügend durchglühen. Schon ihre aus so lockeren Ziegeln aufgeführten gewöhnlichen Hausmauern mußten sie daher sehr dick machen, noch dicker ihre Festungsmauern, die ja auch gewaltsamer Zerstörung einigen Widerstand leisten sollten. So

erreichten diese im Vergleich zu ihrer Höhe eine Dicke, daß man sie auch Wälle nennen konnte, obwohl sie ihrer Bauart nach — innen lufttrockene, außen gebrannte Ziegel (s. o. S. 7) — eigentlich Mauern waren. Der babylonische Sprachgebrauch deutet dies auch an: das Wort dur bedeutet sowohl die Mauer (speziell die Festungsmauer) als auch den mauerbekleideten Wall. Freistehende Festungsmauern in unserem Sinne (d. h. Mauern, die keinen dahinter liegenden Erdwall stützen) zu erbauen, das hat man wohl schwerlich im alten babylonischen Lande zuerst unternommen, sondern in Gegenden, wo man Bruch- und Hausteine zum Hochbau verwendete, oder wo man gutes Brennholz zur Ziegelbereitung hatte und sich von dem babylonischen Ziegelformat zu emanzipieren verstand.

Die mit Ziegelmauern bekleideten, innen mit Erde ausgeschütteten oder (nach altbabylonischem Muster) mit Luftziegeln vollgepackten Wälle boten auf ihrer Krone ohne weiteres Platz für einen Wallgang nebst Brüstungsmauer. An freistehenden Mauern gewann man — und zwar nachweislich schon im 8. Jahrhundert v. Chr. — den hierzu erforderlichen Platz durch Anlage von Mauerpfeilern an der Innenseite der Mauer, deren Zwischenräume man in Brust- oder Manneshöhe unter der Mauerkrone mit Kappen (in Gewölbmanier oder mit Abtreppung) überspannte, während man die Zwischenräume am Fuß auf etwa 4 m Höhe zum Schutz gegen die Mauerbrecher (s. o. S. 7) voll ausmauerte. Auf der Oberfläche dieser Ausmauerung konnten Schützen stehen und durch Scharten (in der Frontmauer) schießen. War die Mauer hoch genug, so bildete man durch Einziehen von Fußböden oder Zwischenkappen noch ein zweites und drittes Stockwerk für Schützen. Ein sehr lehrreiches Beispiel für eine derartige Anordnung bieten die Reste der im Karthagischen Gebiet gelegenen Festung Thapsos. Daß zur assyrischen Zeit auch in vorderasiatischen Festungen zu Verteidigungszwecken eingerichtete Mauerhohlbauten vorkamen, folgt, wie bereits oben (S. 21) erwähnt, aus mehreren, namentlich von Sargon hinterlassenen Flachreliefs. Bemerkenswert sind namentlich die Festungen Charchar (s. Abb. 14, S. 28) Kindau, Kischeschim, Sikris u. a., welche in die Gewalt medischer Klans geraten waren, aber augenscheinlich schon lange vor deren Eintreffen bestanden. In Festungen oder Burgen mit doppelter oder mehrfacher Enceinte bestand häufig nur eine aus einem Wall, die andern oder die übrigen aus freistehenden Mauern.

Je höher die Technik des Mauerbaues sich entwickelt, desto häufiger treten

freistehende Mauern mit Bogenstellungen auf der Innenseite an die Stelle von mauerbekleideten Wällen. Genannt seien: die Enceinte von Rhodos (2. Jahrhundert v. Chr.), die Aurelianische Enceinte von Rom (3. Jahrh. n. Chr.), die niedere Enceinte von Byzanz im 5. Jahrh. n. Chr. unter Theodosius II., die Mauer von Antiochia (10. Jahrh. n. Chr., sehr massiv, ohne Kasematten, große viereckige Flankierungstürme). Ferner die bekannten alten Umzüge von Thorn und Köln a. Rh., des Conway-Castle in Wales (nicht sehr starke freistehende Mauern mit und ohne Bogenstellungen an der Innenseite, viereckige und halbrunde Flankierungstürme), Wisby (Anf. 14. Jahrh. mit Zinnen, Senkscharten und Flankierungstürmen), ferner Avignon, Florenz, Brügge, Krakau, und viele andere, wie zahlreiche, mittelalterliche Illustrationen in Handschriften und Holzschnitte (Albrecht Dürer, Viollet-le-Duc) zeigen. Ver-

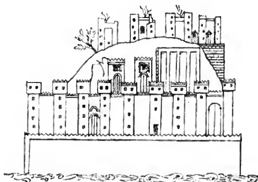


Abb. 14. Festung Charchar. Sargon in Chorsabad.

gleicht man diese unserer Zeit so nahe stehenden Zeichnungen mit den alten assyrischen Abbildungen, so findet man kaum einen wesentlichen Unterschied in den fortifikatorischen Formen; — nur, daß die assyrischen Zeichner die Höhenabmessungen in naiver Weise gewaltig übertrieben!

---

Zu vielen alten und neueren Festungen gehörten und gehören kleinere, aber besonders stark und sorgfältig befestigte Posten, die, an günstigen Punkten erbaut und mit der Umwehrung der Festung in defensorischem Zusammenhang stehen, im übrigen aber durchaus selbständig sind. Man denke, um nur die nächstliegenden Beispiele heranzuziehen, an die „Veste" Ehrenbreitstein von Coblenz, den „Donjon" von Glatz, die „Cidatellen" von Straßburg und Spandau — die Acropolis von Athen, den „Kasr" von Babylon (s. S. 21). Diese Vesten sollen als Reduits dienen, d. h. einen möglichst sicheren Stapelplatz für Vorräte, Kriegsbedarf

und wertvolles Staatseigentum und einen festen Rückzugsort gewähren, in welchem der Verteidiger Zuflucht findet, wenn er die ausgedehnteren Befestigungsanlagen hat preisgeben müssen. Ein solches „Reduit" zwingt den Angreifer, einen neuen förmlichen Angriff ins Werk zu setzen, dem Verteidiger aber gewährt es die Möglichkeit, sich von den überstandenen Kämpfen zu erholen, im günstigen Fall den Angreifer durch überraschende Ausfälle wieder zu vertreiben oder vielleicht zum Entsatz heranrückende Streitkräfte abzuwarten, — mit einem Worte „Zeit zu gewinnen"!

Solche Reduits, Citadellen oder wie man sie sonst nennt, hat man, wie die Reste vieler alter Festungen beweisen, schon in sehr alter Zeit gekannt. Sie sind wohl ausnahmslos die ältesten Anlagen (wenigstens in den älteren Festungen) gewesen, in deren unmittelbarer Nähe sich die Untertanen und Schützlinge des Burgherrn niederließen. Wurden dann diese Niederlassungen so volkreich und wohlhabend, daß ihre Bewohner im Notfalle nicht mehr Platz in der alten Veste fanden, so umgab man jene mit eigenen Befestigungen und schloß diese an die Citadelle an.

In manchen Festungen gab es zwei Burgen, welche durch ein starkes Hindernis von einander getrennt sind oder zur Zeit ihrer Erbauung getrennt waren. Das deutet darauf hin, daß sich an diesen Orten in ferner Vergangenheit zwei Häuptlinge mit ihren Hausgöttern und Genossen einander gegenüber festgesetzt hatten, daß sich aber später die beiden Genossenschaften auf irgend eine Weise vereinigt haben. Als Beispiele seien genannt: Babylon mit der jetzt Kasr genannten Burg auf dem linken und dem Turm von Borsippa (Birs-Nimrud) auf dem rechten Euphrat-Ufer; — Nineve mit den beiden Burgen auf den durch einen alten Tigrislauf getrennten Hügeln Kujundschik und Nebi-Junus; — Rom mit den durch eine sumpfige Niederung gesonderten Burgen Palatium und Capitol.

Ein „Abschnitt" ist eine befestigte Verteidigungslinie, welche zwei Punkte des Hauptwalles einer Festung mit einander verbindet und so die letztere in zwei Teile trennt. Sie nötigt den Angreifer, der sich des außerhalb derselben belegenen Teiles bemächtigt hat, zur Führung eines neuen Angriffes gegen jene.

Veranlassung zur Anlage eines Abschnittes ist oft der Umstand, daß man einem Teil des Befestigungsumzuges nur geringe Widerstandsfähigkeit zutraut, — vielleicht weil er zu scharf vorspringt, also einem umfassenden Angriff sehr ausgesetzt erscheint, oder aus anderen Gründen. Dann legt man eben dahinter eine innere Befestigungslinie an, die man noch halten kann, wenn der abgeschnittene Teil preisgegeben werden muß. Solche Abschnitte sind denn auch häufig noch während der Belagerung hinter der angegriffenen Front angelegt worden. Aber auch in umgekehrter Weise sind Abschnitte dadurch entstanden, daß man einen neuen Festungsteil erbaute und dem alten Umzuge anschloß.

Dann erscheint der zwischen den Flügeln der neuen Befestigung stehen gebliebene Teil der älteren als Abschnitt. Schon im hohen Altertum verstand man die Bedeutung derartiger Anlagen zu schätzen, wie die noch vorhandenen Reste alter großer Festungen zeigen. In diesen sind die inneren Befestigungslinien, welche als „Abschnitte“ erscheinen, tatsächlich wohl ausnahmslos älteren Ursprungs, als die davor liegenden Teile der Enceinten, welch' letztere erst erbaut sind, als die in unmittelbarer Nähe der alten Befestigung und in deren Schutz gleichsam angewachsenen Vorstädte so groß und wohlhabend geworden waren, daß sie einer eigenen Umwehrung bedurften. War diese erbaut, dann erschien der dahinter liegende Teil der alten engeren Befestigung eben als „innerer Abschnitt“, der noch gehalten werden konnte, wenn die Vorstadt verloren war. Auf diese Weise sind viele auf den ersten Blick befremdlich erscheinende innere Befestigungsanlagen zu erklären, so z. B. diejenigen der Festung Sama'al (s. o. S. 9) deren stattliche, neuerdings ausgegrabenen Reste scheinbar ein ziemlich planloses Konglomerat von Abschnitten bilden. Der große Nordsaillant von Ninive war durch eine Befestigunglinie abgeschnitten, von der es z. Zt. nicht feststeht, ob sie nicht vielleicht die ältere Anlage ist. — Ihrer Lage und Beschaffenheit nach besonders gefährdet erscheinende Teile von Befestigungsumzügen, namentlich weit heraustretende, spitze Winkel, sind auch schon im Altertum durch vorsorglich im Frieden erbaute Linien abgeschnitten worden, so z. B. die Südostspitze von Susa (s. o. S. 19.)

---

Die Assyrer wie auch ihre Gegner haben ihre Festungen, wenn nötig, durch äußere Werke verstärkt, und zwar sowohl durch solche, die, nur wenig vorgeschoben, noch innerhalb des Geschoßbereichs der Verteidiger des Festungsumzuges lagen und mit letzterem verbunden waren, — sogenannte Vor- oder Außenwerke — als auch durch Erbauung kleiner selbständiger Vesten im Vorfelde. Es ist auch inschriftlich und bildlich bezeugt, daß man sich darauf verstand, im gegebenen Falle Ortschaften, Wohnhäuser, Grabmäler u. s. w. im näheren Vorfelde fortifikatorisch einzurichten.

Durch Vorwerke und Außenwerke verstärkt sind z. B. Festungen im Gebirge südwestl. Diarbekr, deren Belagerung Salmanassar II. abbilden ließ, desgl. Lakis in südl. Palästina, welche nach einem Flachrelief im Palaste Sanheribs aus einer großen und einer kleinen Befestigungsgruppe besteht, zwischen denen ein etwas vorgeschobener einzelner Turm steht. Sargon berichtet, daß er die Festung Charchar — am oberen Dijala — nachdem er sie erobert, zum Schutz gegen die Meder mit Außenforts versehen habe. Jerusalem besaß solche zu Sanheribs Zeit, und Ninive hatte, wie seine Ruinen zeigen, sowohl Vorwerke, als auch weiter vorgeschobene Forts.

---

Die Forderung, eine Festung mit allen denjenigen baulichen Einrichtungen auszustatten, welche während der ganzen Dauer einer Belagerung erforderlich oder nützlich werden können, ist niemals vollständig erfüllbar, schon deshalb, weil, wie mehrfach angedeutet,

viele von diesen Einrichtungen nur in gewissen Stadien der Belagerung und an bestimmten, nicht immer mit Sicherheit vorauszusehenden Stellen erforderlich, zu anderen Zeiten und an anderen Stellen aber überflüssig, ja z. T. hinderlich sind. Hierher gehören aus der älteren Zeit die (S. 12 u. a.) mehrerwähnten Schutzhohlräume auf der Mauer oder dem Walle, von denen die Flankierung und die Senkscharten-Bestreichung ausging. Gerade über diese haben die alten ägyptischen und vorderasiatischen Baumeister verschieden gedacht, wie sich daraus ergibt, daß nach den erhaltenen Abbildungen zwar die meisten ihrer Festungen reichlich mit solchen Aufbauten

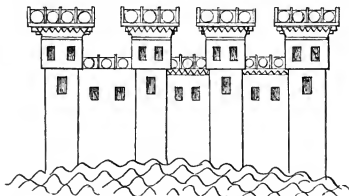


Abb. 15. Teil einer Festung in Westsyrien. Zinnen mit Schilden armiert. Sanherib in Kujundschik.

versehen gewesen sind, aber keineswegs alle, sondern mehrere zeigen keinerlei Aufbauten, manche nicht einmal Zinnenbrustwehren. Beides ist offenbar Absicht gewesen. Die Erbauer oder Besitzer der Festungen ohne Aufbauten hielten diese offenbar für so hinderlich während der Periode des Fernkampfes, daß sie statt der massiven Aufbauten die Aufstellung solcher in leichter Bauart für den Bedarfsfall ins Auge faßten, das „wann?“ und „wo?“ jedoch von dem Gange der Belagerung abhängig machten. Diejenigen aber, welche ihre Festungen mit massiven Aufbauten der angegebenen Art ausstatteten, überließen es dem Verteidiger, deren Nachteile während der Zeit des Fernkampfes durch anders geartete bauliche Einrichtungen provisorischer Art zu beseitigen, wie durch Anlage von hölzernen Balkons mit Geländern über den Aufbauten und Zinnen,

von denen aus sie eine gute Übersicht über das Vorfeld hatten und ihre Schuß- und Wurfwaffen für den Fernkampf auf das Ausgibigste verwenden konnten. Ein gutes Beispiel für derartige Anlagen bieten die aus Sanheribs Palast stammenden bildlichen Darstellungen der Belagerungen von Lakis und einer anderen westsyrischen Festung, (s. Abb. 15). In beiden Fällen handelt es sich also um Maßregeln, welche wir heute der „fortifikatorischen Armierung" zuzählen.

Zur Armierung gehörte ferner die Herstellung von Hindernissen im Vorfelde: Verhauen, Verpfählungen, wenn möglich Ansumpfungen und Überschwemmungen (von welch' letzteren die keilinschriftlichen Urkunden oft berichten). Während der Belagerung waren sodann alle die Schäden auszubessern, welche durch Beschädigung der Wälle u. s. w. durch vermehrte Benutzung seitens der Besatzung entstanden, ebenso nach Möglichkeit die Zerstörungen, welche der Angreifer an den Hindernissen, Torverschlüssen u. s. w. anrichtete, endlich, soweit angängig, die durch die Belagerungsmaschinen hervorgebrachten Demolierungen. Die hierzu erforderlichen Materialien waren vorrätig zu halten, desgleichen Wasser namentlich an denjenigen Stellen, wo der Sturm zu erwarten war, teils um Brände zu löschen, teils um es heiß zu machen und den Stürmenden auf die Köpfe zu gießen.

---

# Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

## Vorderasiatischen Gesellschaft

Zweiter Jahrgang






Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

# Die politische Entwickelung
# Babyloniens und Assyriens

von

Dr. Hugo Winckler

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

# Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also: AO. V 2 S. . . bez. AO. I 1 [2] S. . .

Die Geschichte des Altertums bis auf den Beginn des sogenannten Mittelalters zeigt ein unaufhörliches Auftauchen nomadischer, unzivilisierter Stämme, welche in die Kulturländer eindringen — oder auch selbst eine Kultur entwickeln — um damit zu ansässigen Kulturvölkern zu werden und ihr Geschick im mehr oder oft auch bis jetzt weniger hellen Lichte der Geschichte zu erfüllen. Der Übergang zur Seßhaftigkeit ist mit einem Wechsel der Lebensbedingungen verbunden, der sich um so schneller vollzieht, wenn die Eroberer sich in das warme Nest einer schon entwickelten Kultur hineinsetzen, der aber in jedem Falle eintritt, auch wenn der langsamere Vorgang der Erarbeitung einer Kultur vorliegt. Diesen letzteren in seiner Reinheit nachzuweisen würde übrigens im Bereiche unserer Kultur kaum möglich sein, denn es tritt dann fast überall der umgekehrte Fall ein, daß die benachbarten Kulturstaaten ihre Überlegenheit geltend machen und den Entwicklungsgang stark beeinflussen — so z. B. Rom bei den Kelten und Germanen, Deutschland bei den Slaven.

Mit den veränderten Lebensbedingungen müssen sich auch andere Formen zur Befriedigung der Lebens*bedürfnisse* herausbilden. Gewähren dem Nomaden die Jagd und Viehzucht den Lebensunterhalt, und kommt der Ackerbau für ihn nur in bescheidenem Maße in Betracht, so ist umgekehrt dieser die Grundlage der Existenz für den ansässig gewordenen Bewohner des Kulturstaates. Der Boden, zu dessen Herrn er sich gemacht, macht auch seine Rechte an seinem Besitzer geltend; der Mensch ist der Sklave seiner Bedürfnisse.

Dem Nomadenleben entspricht im allgemeinen die Organisation in patriarchalischem *Stammes*verbande, dessen Angehörige sich als Blutsverwandte, als Glieder einer großen Familie betrachten, welche in ihren Führern die Väter sehen, deren Führerschaft durch die Natur gegeben ist. Der Ackerboden zwingt dagegen als Opfer für die gesicherte Leistung des Lebensunterhaltes den freien Söhnen der Steppe und des Waldes das härtere Joch einer *Herrschaft*

auf. Die mannigfachen Gestaltungen des Kulturlebens zerreißen schnell die engen Bande des in seiner Einfachheit wenig verschiedene Lebensformen bietenden Nomadendaseins. Wenn der reichste Beduine dasselbe Stück rohgebackenen Brotes mit demselben Trunke Milch anfeuchtet und sich in gleich schmutzige Lumpen kleidet wie sein ärmerer „Bruder", oder wenn der Jägernomade erst recht denselben Bissen mit seinem Stammesgenossen teilt, so trennt im Kulturleben der Besitz rasch die einst gleichstehenden in verschiedene Klassen, abgesehen davon, daß die Besitzergreifung eines Kulturgebietes durch Eroberer von vornherein den Unterschied der unterworfenen alten Bevölkerung und der herrschenden Sieger bedingt.

Was einst freiwillige Unterordnung unter den Scheich und Vater war, das wird somit durch die Macht des Besitzes und dann durch die Gewalt des Herrschers erzwungener Gehorsam. An die Stelle des Stammes tritt der Staat als Organisationsform der Bodensessigkeit.

Wir können die Geschichte orientalischer Kultur und Staatenbildung, und damit der ältesten der Menschheit, noch nicht bis in ihre Anfänge verfolgen, denn da wo unsere Kenntnis beginnt, hat der Orient bereits eine lange geschichtliche Entwicklung hinter sich (I 1[a] S. 8, 15.). Es handelt sich daher für uns immer nur darum, das stetig sich wiederholende Schauspiel zu verfolgen, wie Naturvölker sich über das Kulturland ergießen, um in dessen Bereich und Bann dieselben Bahnen zu wandeln, wie die Vorgänger: die Bahnen, welche die natürlichen Daseinsbedingungen ihrer neuen Heimat vorschreiben.

Es liegt ebenfalls in der Natur der Dinge, daß solche Eroberungen sich im ganzen betrachtet als eine Überschwemmung des Landes mit einer großen Volksmasse, mit einem ganzen großen Volke oder einer Völkergruppe darstellen, welche oft einer anderen Rasse angehören als die bisherigen Besitzer des Kulturlandes. So folgen in Babylonien auf die Kanaanäer die Kassiten, auf diese die Aramäer und Chaldäer, die ihrerseits den indogermanischen Völkern (Meder, Perser) erliegen; diese werden wiederum nach dem hellenistischen Zwischenspiele von den Arabern abgelöst. Wir können diese Einwanderungen und Überschwemmungen in ihrem Verlaufe verfolgen. Dabei stellen sie sich nicht als eine mit einem Male losbrechende Völkerwoge dar, sondern auch hier wird der Stein vom steten Tropfen gehöhlt. Lange, oft Jahrhunderte vor dem entscheidenden Schlage, ist das Andringen der beutegierigen Barbaren zu erkennen. Solange

aber nur einzelne Stämme gegen die verwahrten Grenzen des Kulturlandes anrücken, werden sie mit dessen überlegenen Kampfesmitteln (I 1² S. 6) abgewehrt und verlieren sich, zwischen ihren nachdrängenden Stammesverwandten und der unüberschreitbaren Grenze erdrückt, gelegentlich auch als Unterworfene in das Kulturland aufgenommen, dessen Besitz als Herren sie vergeblich erstrebt hatten. Erst wenn die Macht der Verhältnisse alle die vereinzelt lebenden Stämme einer solchen großen Völkergruppe soweit geeint hat, daß ihre Masse unter einheitlicher Führung steht — man denke an die Araber und Mongolen — und wenn zugleich das Kulturland der sogleich festzustellenden Entwicklung folgend den Tiefstand seiner Einigkeit und politischen Macht erreicht hat, dann kann die Einwanderung erfolgen, welche die barbarischen Eroberer zur herrschenden Klasse des Kulturlandes macht und dessen Bevölkerung ein Teil von ihrem Wesen aufprägt, um nun ihrerseits den Gesetzen der Entwicklung eines ansässigen Kulturvolkes zu unterliegen, bis mit neuen Eroberern das gleiche Spiel von vorn beginnt.

Der Drang des Menschen, sich aneinander zu schließen und der durch die Natur des zur Hervorbringung einer Kultur geeigneten Landes (I 1² S. 4) ausgeübte Zwang lassen Staaten entstehen, welche größere Verbände darstellen als der — jetzt ja auf viel engerem Raume zusammengedrängte — Nomadenstamm. So lange den Einwanderern noch ihre kriegerische und raubgierige Natur innewohnt, haben die neuentstandenen Staaten nichts eiligeres zu tun, als über einander herzufallen und sich gegenseitig zu unterjochen, bis das Ergebnis ein großes Reich unter einem Könige ist. Auch wird wohl — wie bei den Persern, Arabern und Mongolen, auch bei der Eroberung Alexanders — die Zwischenstufe gleich übersprungen, und die unter einheitlicher Leitung erfolgte Eroberung begründet sofort ein großes Reich, welches das gesamte Kulturland und bisweilen sogar viel ausgedehntere Gebiete umfaßt, indem die Herrschaft über die großen Barbarenländer, aus welchen die Sieger gekommen sind, ebenfalls behauptet wird.

Solche Reiche hat der alte Orient viele entstehen und vergehen sehen. Wer mit dem Gedanken an die modernen Großstaaten oder auch nur an die mittelalterlichen Reiche und Staaten die Geschichte des alten Orients betrachtet, dem wird es wunderbar erscheinen, wie jene gewaltigen Reiche, welche der Schrecken der Länder gewesen, plötzlich Gegnern mit verhältnismäßig so geringen Machtmitteln erliegen konnten. Als ein Wunder erscheint der Sturz des Sassa-

nidenreiches durch den Islam, und als ein tollkühnes Abenteuer der von unbegreiflichem Erfolg gekrönte Zug Alexanders gegen den persischen Koloß. Allein, sobald man etwas näher zusieht, gewinnt das Prophetenwort vom Koloß mit den tönernen Füßen seine volle Bedeutung. Unerschöpflich wären die Machtmittel der gewaltigen Reiche des Orients gegenüber ihren Angreifern gewesen, wenn sie hätten aufgeboten werden können und wenn sie einer einheitlichen Leitung zur Verfügung gestanden hätten. Aber zu einer dauernden und wirksamen Zusammenfassung aller Machtmittel unter einer leitenden Zentralstelle fehlten jener Kultur noch die Vorbedingungen: die Verkehrsmittel, welche ihrerseits die gewaltigen Länderstrecken aneinander gekettet und in ihren Lebensbedingungen auseinander angewiesen hätten. Wohl umfaßte die babylonische Kultur ein gewaltiges Gebiet, welches in seinem engeren Bereiche — dem Zweistromland — auch Lebensbedingungen bot, die sich miteinander vereinigen ließen, aber sobald wir das Gebiet des Laufes der beiden Ströme nach ihrem Austritt aus den Gebirgen verlassen, finden wir zwar Vieles noch im Zeichen babylonischer Geisteserrungenschaften stehend und nach Babylonien als der Wiege der Kultur blickend, die Natur der Länder wird jedoch bereits eine stark verschiedene und drängt die Völker, denen sie einen andern Stempel aufdrückt, wieder von jenem Mittelpunkte ab. Das Zweistromland selbst, welches der Euphrat als Verbindungsweg eint, wird andererseits durch die große Steppe in zwei Teile, Mesopotamien und Babylonien (Irak), geschieden. Syrien und Palästina sind ebenfalls von der Natur in sich geschlossene Gebiete, von den im Norden durch die Gebirge getrennten Gebieten — Armenien, Medien, Elam — zu schweigen. Wenn daher diese Gebiete durch die erobernde Gewalt des Schwertes zu großen Reichen zusammengefaßt wurden, so entstanden Gebilde, welche nicht nur den Keim zu ihrem Verfall in sich trugen, sondern denen überhaupt die Vorbedingung zu einer Weiterentwicklung abging. Noch waren die so vereinten Landschaften unter einander zu verschieden um dergestalt zusammengebracht, nicht wieder auseinander zu drängen. Das Schwert und die Gewalt können wohl Gehorsam und Steuerzahlungen erzwingen, sobald ihr Druck aber aufhört, wird die Eigenart jeder Landschaft und jedes Volkes wieder ihre eigenen Bahnen einschlagen. Nur eine Kulturstufe, welche durch die Überwindung größerer Räume durch vervollkommnete Verkehrsmittel das Trennende, wie es in der Verschiedenheit der Landschaften zur Geltung kommt, zu gunsten des Austausches der Bedürfnisse

überwindet und somit den politischen Staat zu einer Wirtschaftseinheit macht, kann größere Gebiete als das einer von der Natur geschlossenen Landschaft dauernd einen. Die Römerstraßen sind nicht nur von militärischer Bedeutung gewesen.

Es ist danach unter den Kulturverhältnissen, wie sie der alte Orient bot — und wie sie überhaupt die Kultur, welche wir bis jetzt kennen, bis auf die Neuzeit geboten hat — ausgeschlossen, daß eine große Reichsregierung sich auf etwas anderes stützen kann als auf die Gewalt. Diese hat ihren Ursprung in der ungebrochenen Volkskraft der erobernden Barbaren und muß daher eine immer größere Einbuße erleiden, je mehr die seßhaft gewordenen Eroberer den unkriegerisch machenden Wirkungen des Kulturlebens unterliegen. Zudem birgt die Verwaltungsform, welche sich zunächst bei der Seßhaftwerdung von Stämmen ergibt, den weiteren Keim zur Schwächung der bei der Eroberung unerläßlich gewesenen Zentralgewalt in sich. Die Eroberer werden Beherrscher der Unterworfenen, das Land wird an sie aufgeteilt und sie werden somit zu Grundbesitzern und bilden eine Adelskaste gegenüber der unterworfenen Bevölkerung. Ihre Führer werden die Fürsten oder obersten Beamten der einzelnen Verwaltungsbereiche und Landschaften des Reiches. Sie verschmelzen mit diesen und je mehr die Interessen und Lebensbedingungen ihrer engeren Heimat von denen des Reichsmittelpunktes verschieden sind, um so stärker wird für sie der Reiz, ja der Zwang, sich von dieser loszureißen. Die Lehensfürsten oder Statthalter suchen sich selbständig zu machen, das Reich zerfällt wieder in zahlreiche Kleinstaaten mit verschiedenen Interessen und — die Vorbedingung für eine neue Eroberung, die Ohnmacht der Zentralgewalt, ist gegeben. So im Perserreiche, dessen Satrapen ebenso eigene Politik verfolgen wie die Fürsten des ehemaligen deutschen Reiches, so im Sassanidenreiche, und so dem Wesen nach in all den früheren Reichsbildungen des alten Orients, deren Organisation überhaupt auf dem Lehnswesen beruhte.

---

Die beiden Kulturgebiete des vordern Orients, welche zu solchen durch ihre großen Flüsse, Euphrat und Nil, bestimmt sind, fordern zu einem Vergleich ihrer Bedeutung für den Orient heraus. Es bedarf keiner Ausführung, daß die Euphratkultur einen ausgedehnteren und tiefer gehenden Einfluß ausgeübt hat, als die des Nils, obgleich die Bedingungen, welche das Land als solches, in seiner Ertragfähigkeit bot, bei beiden wohl gleich sind, als Verkehrsstraße

der Nil eher leistungsfähiger ist als der Euphrat. Eine Kultur, welche sich über die erste Stufe des ackerbauenden Ansiedlers erhoben hat — und mit solchen haben wir es bei Beginn der uns bis jetzt erschließbaren Geschichte längst zu tun — hat aber weitergehende Bedürfnisse als die, welche auch ein von der Natur noch so verschwenderisch ausgestattetes Land bieten könnte. Diese zu befriedigen, muß sie durch den Handel, den Verkehr mit anderen Ländern suchen, und da das Kulturland naturgemäß zum Mittelpunkte der umgebenden weniger zivilisierten Länder wird, so wird es von diesen nicht nur seinen eigenen Bedarf decken, sondern gleichzeitig mit seinen eigenen Erzeugnissen auch die von den verschiedenen Seiten eingeführten Handelsgegenstände nach den entgegengesetzten wieder ausführen. Es wird also zum Vermittler des Handels mit den Erzeugnissen der Barbarenstaaten, die in seinem Gesichtskreis liegen; neben dem was der eigene Boden ihm bietet, wird der Handel und im Anschluß daran die Industrie, die Verarbeitung der Roherzeugnisse und deren Vertrieb, ihm zu einer zweiten Quelle des Wohlstandes.

Bis auf unsere Zeit hat die Betrachtung der Weltgeschichte, wie überhaupt unsere Bildung und Denkweise unter dem Banne der klassischen Weltanschauung gestanden. Erst die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat in der Heranziehung der Ethnologie unter dem unermüdlichen Wirken eines Bastian den Gesichtskreis über den ganzen Erdball ausgedehnt und wenigstens als Ziel die Umfassung des ganzen Menschengeschlechtes in einer Weltgeschichte erkannt. Noch stehen wir in den allerersten Anfängen einer solchen Betrachtungsweise, schon vermögen wir aber zu erkennen, daß alle die Anschauungen von gesondertem Dasein der Völker aufzugeben sind. Mögen auch die Wege und Mittel des Verkehrs zahlloser Völker, die für immer dem Dunkel oder Halbdunkel der Vorgeschichte angehören, im einzelnen nicht erkennbar sein — die Spuren davon sind in mancherlei gemeinsamen Errungenschaften durch scheinbar unüberwindliche Fernen getrennter Länder und Völker bereits erkennbar. Freilich hat die Mittelmeerkultur die führende Rolle gespielt, und man darf wohl jetzt die Zukunft so weit voraussagen, daß sie den ganzen Erdball beherrschen wird — in welcher Art immer sie ihrerseits durch eine solche Ausdehnung selbst beeinflußt werden mag! — aber als ein in sich hermetisch geschlossenes Ganze steht sie nicht mehr da, ebensowenig wie das alte Ägypten nach der gleich irrigen Vorstellung, welche sich auf die Angaben des klassischen Altertums gründete, außerhalb des Verkehrs des alten Orients gestanden hat.

Gerade die Geschichte des alten Orients zeigt uns immer mehr, wie dieselben bewegenden Kräfte, dieselben Ziele bereits in jenen ältesten Jahrtausenden die Geschichte der im Bereiche unserer Kultur liegenden Länder bestimmt haben, die wir in der besser erhellten Folgezeit klarer zu erkennen vermögen. Der Austausch der Schätze der östlichen und westlichen Hälften der Alten Welt — das ist deutlich am Schluß des Mittelalters als der Angelpunkt zu erkennen, um den sich die Weltgeschichte dreht, denn die neue Zeit bricht an mit der Freilegung neuer Wege für diesen Verkehr.

Bis zur Entdeckung des Seewegs nach Indien ist aber der Austausch der Schätze **Indiens** und **Ostasiens** auf den Weg über die östlichen Mittelmeerländer angewiesen gewesen, und der kürzeste und sicherste geht über das Euphrat-Tal. Darum zeigt die Euphratkultur höhere Entwicklungsformen als die des Nil-Tales und ist in ihrer Einwirkung auf die Mittelmeerländer mächtiger gewesen, weil ihr Land neben gleich reichem Erfolge der Bebauung des Bodens, für die Ansammlung der Schätze und Errungenschaften fremder Länder vorteilhaftere Bedingungen bot. In unmittelbarer Verbindung und Nachbarschaft mit den übrigen ertragsfähigen und selbst hochentwickelten Kulturländern Kleinasiens (Syrien, Palästina, Armenien, Kleinasien, Elam und Persien) ist das Euphrat-Tal in der Vermittlung des Verkehrs und der Verbreitung von Kulturerrungenschaften den auf allen Seiten völlig abgeschlossenen Ägypten weit überlegen. Nur wenn politische Verhältnisse den Weg durch den persischen Meerbusen und durch die Euphratländer nach den Häfen der phönizischen Küste unsicher oder unmöglich machten, dann nahm der Verkehr den mühsameren und gefahrvolleren Weg zu Lande über Südarabien oder zur See um Arabien herum nach Ägypten. Die Zeit der Kreuzzüge läßt im kleinen deutlich erkennen, was vorher in Jahrtausenden sich wiederholt hat. Auch die Blüte Ägyptens unter den Ptolemäern fällt mit einer solchen Verlegung des indischen Verkehrs zusammen, der wegen der Sperrung des Euphrat-Tales durch die Parther um Arabien herum geleitet werden mußte. Von großem Einflusse muß dieser Verkehr bereits für die älteste babylonische Zeit gewesen sein. Es entspricht der hohen Entwicklungsstufe der babylonischen Kultur gerade am Anfange des Beginns unserer jetzigen Geschichtskenntnis, daß uns ein unmittelbarer Schiffsverkehr Babyloniens mit Arabien — also auf dem persischen Meerbusen und dann mit selbstverständlicher weiterer Ausdehnung für die Zeit Gudeas von Lagash (S. 11) bezeugt ist. Dieser Verkehr ist

in assyrischer Zeit unterbrochen gewesen, denn damals und schon mindestens seit der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends besteht an den Flußmündungen und am persischen Meere ein besonderer Staat — das sogenannte Meerland — welcher Babylonien und Assyrien vom Meere abschloß. Ihn zu unterwerfen, hat stets viele Mühe gemacht und ist dauernd selten gelungen. Das ist den Assyrern vielleicht eine der am lautesten sprechenden Erscheinungen für die Beurteilung der Kulturverhältnisse der verschiedenen Abschnitte babylonischer Geschichte.

Alexander hat in richtiger Würdigung dieser Verhältnisse und in Verfolgung seiner Welteroberungspläne versucht, den Seeweg für Babylon durch Schiffbarmachung des Euphrat wieder frei zu legen, die Versumpfung des Unterlaufes machte das aber unmöglich. Er hat dann wenigstens den Weg durch den Tigris versucht, der Gegensatz zwischen Seleuciden und Ptolomäern hat sogar die Veranlassung zu einem Angriff der ägyptischen Flotte auf die seleucidischen Provinzen am persischen Meer nach Umsegelung Arabiens gegeben.

Also diese Verhältnisse, nicht Eigenarten der Begabung der Völker haben die Verschiedenheit der Kulturhöhe und ihres Einflusses bestimmt. Wenn die Euphratländer vorwiegend semitische Bevölkerung gehabt haben, so vermöchte man gerade in deren Eigenheiten nicht viel zu erkennen, was ihnen eine führende Stellung im Kulturleben zuwiese. Zum Überfluß hat Ägypten durch die „kanaanäische" Einwanderung oder Eroberung der Kulturländer eine starke Semitisierung der Bevölkerung erfahren, wie es dann noch einmal durch die islamische geschehen ist — es ist aber immer Ägypten geblieben.

---

Die ältesten geschichtlichen — d. h. geschriebenen — Quellen, welche wir aus Babylonien bis jetzt haben, fallen um 3000 v. Chr. Das Bild, welches sie uns von den politischen Zuständen geben, läßt in den ältesten von ihnen eine Zeit der Verwirrung und innerer Umwälzungen erkennen, welche, als Folge der großen Eroberung aufzufassen sein wird, die wir als die kanaanäische bezeichnen. Besonders in Südbabylonien können wir bis jetzt mehrere kleine Staaten erkennen, welche, im Besitze der alten Kulturmittelpunkte, mit einander im Kampfe liegen und uns das vorausgesetzte Bild einer gegenseitigen Unterwerfung mit fortwährend schwankendem Erfolge zeigen. Die Königreiche von Lagash, Uruk, Kish, Opis, die letzteren beiden in Nordbabylonien, treten in den bis jetzt bekannten Urkunden hervor. Vielleicht darf man in dem den Eroberungen der späten Assyrerzeit gleichkommenden Reiche eines Sargon von

Agade und Naram-Sin, welches seinen Sitz in Nordbabylonien gehabt, aber den Süden ebenfalls besessen hat, die letzte Zusammenfassung der vorkanaanäischen, von uns babylonisch-semitisch benannten Bevölkerungsschicht sehen, der ähnliche vorangegangen sein müssen. Ihr zeitliches Verhältnis zu den gedachten Bildungen von Kleinstaaten ist noch nicht bestimmbar, es kann sehr wohl nach deren Anfängen anzusetzen sein, sodaß diese also zeitweilig unter der Oberhoheit jener Könige gestanden hätten, wie es in gleicher Weise in der Assyrerzeit bei den chaldäischen Fürsten Babylons und der babylonischen Kleinstaaten begegnen wird. Bereits dieses Reich erstreckt seinen Einfluß bis an das mittelländische Meer und nach Arabien hinein, zeigt uns also die Verhältnisse späterer Jahrtausende, und bezeugt uns, da es ein Rest oder eine Wiederbelebung ehemaliger Herrlichkeit ist, gleiches für seine noch vom Dunkel der Vorzeit bedeckten Vorgänger.

Wenn so in Nordbabylonien die letzte Aufraffung der vorkanaanäischen Bevölkerung stattgefunden haben würde, so hätten auch damals, ganz wie in späteren Zeiten die neuen Einwanderer im Süden zuerst festen Boden gefaßt. Die Kämpfe der einzelnen Kleinstaaten oder Stadtkönigtümer unter einander endigen noch innerhalb der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends mit der Unterwerfung aller ihrer Fürsten unter die Oberherrschaft einer Dynastie, die ihren Sitz in der alten Stadt des Mondkultes, in Ur in Südbabylonien hat. Die Stadtkönige von Ur sind also die Sieger über alle ihre Rivalen geblieben und fassen Babylonien zu einem einheitlichen Reiche zusammen. Soweit wir bis jetzt sehen können, als erste Angehörige der kanaanäischen Einwanderung. Sie haben Süd- und Nordbabylonien besessen, und legen sich daher neben dem Titel ihres Stadtkönigtums den von „Königen von Sumer und Akkad“ bei — wohl in Beanspruchung und Wiederaufnahme von Rechten, die in der uns noch dunklen Vorzeit begründet sind. Ihre kurzen Inschriften geben keine Aufschlüsse über ihr politisches Verhältnis zu dem weiteren Kreis des babylonischen Kultureinflusses. Wie es am Mittelmeer damals — wo also die „Kanaanäer“ sich dort ebenfalls festgesetzt hatten, aussah, wissen wir nicht. Daß aber Babylonien im gleichen lebhaften friedlichen Verkehr mit diesen Ländern wie zu allen Zeiten stand, beweisen die Inschriften der Vasallenfürsten dieser Könige, die wir aus dem südbabylonischen Lagash haben, denn der Fürst Gudea berichtet in seinen ausführlichen Inschriften, wie er, gerade wie später die Assyrerkönige, das Holz zu seinen

Bauten aus den Gebirgen des Westens, anderes Material, Steine und Metalle, aus Arabien bezogen hat. Von den Einzelheiten abgesehen, haben also auch diese Zeiten das gleiche Bild nach dieser Seite hin gezeigt, wie es spätere erkennen lassen. Man muß aus bis jetzt freilich noch vereinzelten Nachrichten sogar schließen, daß in jenen Zeiten Babylonien zu dem später so unzugänglichen Arabien in enger Beziehung gestanden haben muß (S. 9). Die spätere Politik der letzten Assyrerzeit (S. 31), welche keine durchgreifenden Erfolge hatte, scheint unter der Nachwirkung uralter Überlieferungen gestanden zu haben. Hier muß man sich also ein Bild von der Zusammenfassung des vorderen Orients machen, wie es erst der Islam wieder gezeigt hat.

Diese „Dynastie von Ur", deren Angehörige wir also als die Oberherrn einer Anzahl von Lehnsfürstentümern ansehen müssen, welche den früheren Stadtkönigreichen entsprechen, hat sich ein paar Jahrhunderte behauptet, es scheint jedoch als ob diese Beständigkeit mehr eine Formsache gewesen ist, denn ihre späteren Glieder betonen in auffälliger Weise ihre Herrschaft über Nordbabylonien und führen auch Namen, die sie in Gegensatz zu den Begründern der Dynastie stellen. Es scheint also eine Umwälzung stattgefunden zu haben, welche nordbabylonische Fürsten zu Herren des Südens machte — also ganz wie unter dem erwähnten Naram-Sin — wobei Ur, der Sitz der Begründer, als Hauptstadt des Reiches beibehalten wurde.

Ein Lehnsstaat, der sich aus ehemals gleichberechtigten Fürstentümern zusammensetzt, wird stets den Anreiz für die einzelnen Fürsten bieten, die Oberherrschaft an sich zu reißen. Das ehemalige Deutsche Reich gibt eine genügende Parallele. Die Dynastie von Ur wird abgelöst durch eine andere, deren Glieder sich „König von Isin, König von Sumer und Akkad" nennen. Ihre Hauptstadt Isin ist noch nicht wieder freigelegt, sie wird im engeren Bereiche der alten Kultmetropole Nippur, der Stadt des Gottes Bel, gelegen haben, denn statt der Beziehungen zur Mondstadt Ur, werden von diesen Herrschern die zu Nippur betont. In ihren Namen tritt das Kanaanäertum bereits deutlich zu Tage (der eine führt einen mit dem des kanaanäischen Gottes Dagon zusammengesetzten Namen). Ihre Zeit wird nach 2500 oder 2400 zu setzen sein.

Am Ende des südbabylonischen Reiches von „Sumer und Akkad" steht eine Dynastie, die nur wenig Mitglieder gehabt zu haben scheint, und deren Zeit die Auflösung des Reiches bedeutet. Die Herrscher nennen sich „König von Larsa", nach der südbabylonischen Stadt des Sonnenkultes. In ihre letzten Zeiten fällt ein Vorstoß

Elams, den wir uns doch wohl als eine von Elam her erfolgende Einwanderung fremdartiger Volksmassen vorzustellen haben (I 1² S. 33). Der letzte König von Larsa, Rim-Sin, ist der Sohn eines elamitischen Fürsten Kudur-Mabuk. Diese haben also Babylonien unterworfen und damit den maßgebenden Einfluß bis an die phönizische Küste ausgeübt; als erste bis jetzt nachweisbare Vorgänger der Perserkönige. Freilich ist dabei zu beachten, daß die französischen Ausgrabungen in Susa jetzt Elam in diesen Zeiten einfach als eine babylonische Provinz gezeigt haben, die erst später, wohl unter der „zweiten Dynastie von Babylon“ (S. 14) eine selbständige Stellung und Entwicklung unter einer eigenartigen Bevölkerung (den „Elamitern“) erhielt.

Rim-Sin, der letzte König von Larsa, wird gestürzt durch den Vasallenkönig von Nordbabylonien, Hammurabi (um 2200). Während der ganzen Herrschaft der Dynastie von Larsa hat eine nordbabylonische, ebenfalls kanaanäische, Dynastie bestanden, deren Abhängigkeit vom Oberherrn in Larsa nicht viel mehr als Formsache gewesen zu sein scheint. Die Könige — fünf Vorgänger Hammurabis — scheinen sich namentlich auf die nordbabylonische Stadt des Sonnenkultes, Sippar, gestützt zu haben, bis durch Hammurabi Babylon zur Hauptstadt des nunmehr unter nordbabylonischer Herrschaft geeinigten Reiches gewählt wurde. Der Schwerpunkt der politischen Macht liegt von nun an in Nordbabylonien, der Süden ist nie wieder selbständig geworden, und seine Städte scheinen mehr und mehr an Bedeutung verloren zu haben. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die dazu beitrugen, sind noch unbekannt, diese Verschiebung der Machtverhältnisse fällt aber deutlich mit einem Zurückgehen der babylonischen Machtausdehnung zusammen. Denn das ist bereits klar, jetzt wo wir zum ersten Male etwas klarer den Gesamtbereich babylonischer Macht überblicken können, und wo der Mittelpunkt der Macht diejenige Stadt wird, welche es von da an geblieben ist, und nach der wir deshalb Land und Kultur benennen, ist der Höhepunkt babylonischer Kultur und Machtentwicklung längst überschritten. Die „Kanaanäer“, welche jetzt herrschen und nun rasch der Aufsaugung verfallen, haben zwar ebenfalls bis an die Küste des Mittelmeeres eine Oberhoheit ausgeübt, befestigt und verstärkt haben sie den babylonischen Einfluß aber nicht. Ihre Stammesgenossen, die gleichzeitig sich in den westlichen Ländern festsetzten, haben dort, im weniger zivilisierten Lande, ihre Eigenart besser bewahrt, und kanaanäisch-phönizisches Wesen entwickelt, das zwar

von Babylonien in der Kultur abhängig ist, aber doch eine selbständige Stellung, kulturell und auch politisch, einnimmt. Ebenso entwickeln sich in Arabien Staaten mit einer eigenen Kultur, die kleinasiatische, „hethitische" dringt in Syrien ein, Ägypten, selbst von der kanaanäischen Einwanderung betroffen und stark beeinflußt, beginnt nach deren Überwindung, im „Neuen Reich" seinen Einfluß in Kanaan und Syrien geltend zu machen, und spielt in der Folgezeit, während der babylonischen Kassitenherrschaft politisch eine Rolle, die auch in kultureller Beziehung nicht ohne Nachwirkungen geblieben sein kann. Wenn trotzdem dieser Einfluß nicht vermocht hat, dem Charakter der syrisch-palästinensischen Staaten und Kulturen seinen Stempel aufzudrücken, so beweist das den bestimmenden Einfluß der natürlichen Entwicklungsbedingungen (S. 9).

Das Ende dieser „ersten Dynastie von Babylon", die im ganzen elf Könige gehabt hat, und deren Herrschaft man sich schon als ein Gegenstück des alten Orients zu der Regierung der Ommajaden im Islam vorstellen kann, fällt bald nach 2000 v. Chr. Die Königslisten verzeichnen danach eine zweite Dynastie von ebenfalls elf Königen, von denen wir bis jetzt aber kaum etwas mehr als Namen und Regierungsdauer wissen. Es scheint sich um eine Eroberung zu handeln, die vom „Meerlande" (S. 10) ausging. Die Regierung dieser Dynastie — zwischen 1950 und 1650 — fällt mit einem Vordringen der hethitischen Völkergruppe im Westen des babylonischen Kulturbereichs zusammen, denn am Ende dieser Zeit können wir in Kanaan und Nordmesopotamien die Spuren dieser Einwanderung feststellen (I 1² S. 21). Babylonien wird während dieser Zeit auf sein eigentliches Gebiet beschränkt worden sein, Mesopotamien und Syrien waren seiner Herrschaft entrissen. Von nun an wird es immer mehr zurückgedrängt. Wie der Schwerpunkt aus Süd- nach Nordbabylonien sich verschoben hatte, so rückt er von nun an bald weiter nördlich. Der nächste Zeitabschnitt zeigt schon den Kampf um die Herrschaft mit den weiter flußaufwärts gelegenen Staaten, der mit der Führung Assyriens endet. Dabei handelt es sich aber vorwiegend um politische Kämpfe. Assyrien hat als kriegerische Macht über Babylonien gesiegt. Der Handel und die Industrie, sowie die babylonische Kultur und Wissenschaft haben dem Lande auch unter der Herrschaft der Assyrer stets seine angesehene Stellung gewahrt und als Besieglung der Weltherrschaft galt allezeit der Besitz von Babylon.

Die Zurückdrängung Babyloniens auf seine eigentlichen Grenzen

tritt uns in der Zeit der dritten Dynastie (etwa 1650—1100) deutlich entgegen. Diese Dynastie besteht abermals aus Fremden; Babylonien ist von den Kassiten (I 1² S. 31), einem von Osten über Medien oder Elam gekommenen Volke, besetzt worden. Was wir aus dieser Zeit wissen, beschränkt sich größtenteils auf die Nachrichten, welche den Kampf der kassitischen „Könige von Babylon" um Mesopotamien und damit den Weg zum Mittelmeere betreffen. Mesopotamien steht im Beginn dieser Zeit unter der Herrschaft der „hethitischen" Könige von Mitani oder stammverwandter Völker. Phönizien und Palästina gehört Ägypten seit der 18. Dynastie; nach Syrien, das schon vorher von Hethitern überschwemmt worden ist, dringt der Staat der Chatti, dessen Sitz in Kleinasien ist (I 1² S. 19), aufs neue erobernd vor, den Ägyptern die Oberherrschaft über die syrischen Vasallen hethitischer oder kanaanäischer Abkunft streitig machend. Auch Babylon sucht dabei im Trüben zu fischen, und so lautet die ständige Anklage der unter einander sich in den Haaren liegenden palästinensischen Fürsten beim Pharao, der Nachbar sei von den Königen von Kasch (Kassiten von Babylonien) oder Mitani bestochen, und die nördlicheren, syrischen, wissen ihr verdächtiges Verhalten damit zu entschuldigen, daß sie als getreue Vasallen das Land gegen die Einfälle des Chattikönigs zu verteidigen bemüht seien (I, 1² S. 22).

So sind hier im 15. Jahrhundert vier Großmächte auf dem Plane, die fünfte, deren Emporkommen von nun an die Geschichte des vordern Orients bestimmt, beginnt sich damals gerade aus den Anfängen eines Stadtkönigtums zu entwickeln. Assyriens erste Siege gegen die Mitanikönige fallen in die Zeit unmittelbar nach den Tel-Amarnabriefen, und bald hat es die Herrschaft über Mesopotamien errungen, um die es nun mit den Kassiten von Babylon kämpft.

Dieser Kampf hat manchen Wechsel gezeitigt, Assyrien ist nicht mit einemmale die herrschende Großmacht geworden und seine Geschichte zeigt einen wiederholten Sturz von schnell erstiegener Höhe, dem erst nach langem Darniederliegen ein neuer Aufschwung folgt. Trotzdem ist seit dem Auftreten der Kassiten Babyloniens Herrschaft über Mesopotamien und den Westen in politischer Hinsicht verloren. Zwar haben auch babylonische Herrscher noch durch Siegeszüge und Unterwerfung Mesopotamiens die alte Herrlichkeit bisweilen wieder errungen, aber im großen und ganzen wird Babylonien durch den neuen Rivalen immer mehr zurückgedrängt, bis es unter dessen Herrschaft gerät. Das ist ein weiterer Beweis für die Bedeutung, welche der Handel für Babylon hatte, denn ein starkes Assyrien bedeutet

den Verlust der Handelsstraße nach dem Mittelmeere, die durch Mesopotamien, besonders über Harran, und dann durch Syrien führt. Die mannigfachen Kämpfe zwischen Assyrien und den Kassitenkönigen in der Zeit von 1500 an abwärts haben ebenso viele Friedensschlüsse und Versuche gezeitigt die Streitfrage auf einem oder dem anderen Wege zu lösen. Besonders erwähnenswert ist davon der eine, der in einer Zeit guten Einvernehmens, unmittelbar nach der Tel-Amarnazeit, also noch im 14. Jahrhundert, gemacht wurde, weil in ihm der eigentliche Kern des Streites klar erkennbar wird. Kadashman-Charbe, König von Babylon, und Sohn einer Tochter des Assyrerkönigs Assuruballit (I 1² S. 17), mußte Mesopotamien dem Assyrer überlassen. Er suchte sich dadurch zu helfen, daß er eine Etappenstraße durch die Steppe direkt nach Phönizien anlegte. Der Versuch würde allerdings dem babylonischen Handel einen direkten Weg eröffnet haben, er konnte aber nur solange aufrecht erhalten werden, als die Straße vor den Nomaden der Steppe, damals den Suti (I 1² S. 11), gesichert werden konnte.

Das Vordringen von Aramäern, Suti und Chaldäern in dieser und der Folgezeit setzt Babylonien immer mehr in Nachteil gegenüber dem kräftig auftretenden Nebenbuhler am mittleren Tigris, und die inneren Kämpfe, welche seit etwa 1200 durch das stetige und immer wiederholte Eindringen der Nomaden verursacht wurden, ließen immer nur kurze Zeiten politischen Aufschwungs zu. Zum letzten Male hat wohl Nebukadnezar I. im 11. Jahrhundert, nachdem er die Angriffe Elams zurückgewiesen, die babylonischen Waffen durch Mesopotamien bis an das Mittelmeer geführt. Unmittelbar darauf, vielleicht noch bei seinen Lebzeiten wird Babylon in seine engeren Grenzen zurückgedrängt.

Mittlerweile scheinen schon die Chaldäer (I 1² S. 11/12), welche eigentlich von Süden her in das Kulturland eindrangen, sich festgesetzt zu haben, und Babylonien wird in der Zeit nach 1000 immer mehr zu einem Lande ohne politischen Einfluß, das neben seinen alten Kulturmetropolen in eine Anzahl von chaldäischen Kleinstaaten zerfällt, welche je nach ihrer Macht und den sonstigen politischen Verhältnissen dem König von Babylon oder dessen sogleich zu erwähnenden Schutzherren gehorchen, oder aber mit deren Hilfe selbst den Thron des Reiches und damit ein Übergewicht über ihre Stammesgenossen zu erlangen suchen.

Während der Zeit vom Hinübergreifen Assyriens über seine

engeren Grenzen im 13. bis zur dauernden Unterwerfung des Orients im 8. und 7. Jahrhundert ist es sein natürliches Ziel diese Herrschaft durch die Anerkennung seiner Überlegenheit über das reiche und als rechtmäßiger Sitz der Weltherrschaft angesehene Babylonien zu legitimieren. Nach einem einmaligen Versuche unter Tukulti-Ninib I. im 13. Jahrhundert, den Königsthron von Babylon unter assyrische Kontrolle zu stellen, hat man später, bis auf die letzten Zeiten, darauf verzichtet eine Personalunion herzustellen, und sich meistens begnügt das Selbstgefühl und die Ansprüche der Babylonier dadurch anzuerkennen, daß man eine Schutzhoheit über Babylon ausübte, daß der König von Babylon der Form nach selbständig blieb, in Wirklichkeit aber mit einer Assyrien genehmen Person, besetzt wurde. Es ist dasselbe Verfahren, das später im Islam begegnet, als der Kalif sein Ansehen nur durch die religiöse Idee behauptet, die schließlich den Mamelukensultanen Ägyptens, und bei dessen Eroberung den Türkensultanen die Möglichkeit gibt, das formale Recht der Herrschaft als Beschützer des Kalifatserben oder als dessen Beauftragte und Erben zu erwerben. Die Idee der von Rom zu verleihenden Kaiserkrone im Mittelalter ist eine entsprechende Erscheinung im westeuropäischen Kulturbereiche, die durch ihre Verquickung mit dem Christentum zugleich auf den Einfluß orientalischer Vorstellungen hinweist.

Babylonien gerät also seit dem Niedergang der Herrschaft der Kassiten, d. h. seit dem 14./13. Jahrhundert, von gelegentlicher Aufraffung abgesehen, politisch immer mehr unter den Einfluß der neu aufstrebenden Macht: Assyrien ist jedoch nicht der einzige Nachbar, der eine Zentralisation entwickelt, die ihm eine vorherrschende Stellung ermöglicht. Elam, soweit wir die Geschichte kennen, ebenfalls bereits ein geordneter Staat, und den frischen Völkerschüben vom Innern Asiens her ebenso ausgesetzt, wie Babylonien denen Arabiens (I 1² S. 33), greift auch nach Babylonien hinüber und hat ja bereits im 3. Jahrtausend diesem Herrscher gegeben (S. 13). Solange wir das Eingreifen der assyrischen Könige in Babylonien verfolgen können, also seit Tukulti-Ninib I., sehen wir als ständige Begleiterscheinung des Widerstandes gegen Assyrien, eine Anlehnung an Elam. In der Regel sind es — wenigstens in der spätern Zeit — die chaldäischen Kleinfürsten, welche mit elamitischer Hilfe den Thron von Babylon ersteigen, während die Assyrer das einheimische Babyloniertum zu beschützen behaupten. Selten und nur für kurze Zeit vermag ein kräftigerer Herrscher wie Nebukadnezar I. (S. 16) sich beider „Be-

schützer" zu erwehren und der Herrin der vorderasiatischen Welt ihre Ansprüche zu wahren.

Wir haben eine entsprechende Erscheinung in dem Rom des Mittelalters. Als Erbe der alten römischen Herrschaft verleiht der Papst die Kaiserkrone, und beherrscht vor allem geistig den Bereich der westlichen Kultur. Je weniger Babylons politische Macht seinem Ansehen als Sitz der Kultur und als Pflegstätte der geistigen Errungenschaften entsprach, um so mehr mußte das Schwergewicht bei der Rechtfertigung seiner Ansprüche auf diese Seite gelegt werden. Unter solchen Verhältnissen gedeiht ganz von selbst die Lehre, welche das geistige, das ist das im Sinne des alten Orients, göttliche religiöse Recht in den Vordergrund schiebt, gerade wie das Papsttum seine Ansprüche gegenüber der weltlichen Macht in dieser Weise begründet hat. Bei der Art unserer Quellen wissen wir noch wenig von solchen Bestrebungen, welche nicht im Sinne der politischen Macht gehalten sind. Königsinschriften erzählen von Kriegen oder Bauten; was wir aus Tempelarchiven haben, sind die offiziellen Liturgien oder, der andern Seite der Tätigkeit des Tempels als Banken entsprechend, geschäftliche Urkunden. Es sind also, was für das Mittelalter die Chroniken und die im Kult der Kirche gebräuchlichen Lehren und Lieder sind; von alle dem, was das Leben der Zeitalter im Widerstreit der Interessen und im Kampfe der Meinungen an Lehren und Schriften hervorbringt, haben wir keine oder nur mittelbare Kunde. Nur von Israel hat uns die spätere Entwicklung der Dinge solche Streitschriften erhalten, welche nicht bestimmt waren die offizielle Auffassung der Nachwelt zu überliefern, sondern im Sinne einer Partei auf das Volk wirken sollten. Bereits vermögen wir aber aus den Inschriften zu erkennen, daß einige solcher Aussprüche der Propheten auf ähnliche Reden und politische Paroleausgaben anspielen, die vom Hofe der Assyrerkönige ausgegangen waren. Selbstverständlich hat nicht nur Israel „Sprecher" erzeugt, sondern der ganze Orient hat auf diese Weise, durch den Mund von Rednern, zum Volke sprechen müssen.

Mittelbare Zeugnisse solcher politischen Lehren, welche in der Hauptsache auf die Weltauffassung des babylonischen Priestertums zurückgehen, liegen nur in der vom Christentum in seiner Jugendzeit so begünstigten Apokalypsen-Literatur vor, welche für uns mit der Prophetie Daniels beginnt. Immer mehr wird auch klar, daß die theokratische Entwicklung, welche Juda nimmt, mit Bestrebungen in Babylonien und im ganzen assyrischen Reiche Hand in Hand ge-

gangen ist. Die Verfassungsordnungen unter Hiskia und Josia fallen zusammen mit entsprechenden Erscheinungen in Assyrien und Babylonien, und seine Durchbildung im Sinne der Theokratie hat das Judentum ja im Exil, in Babylonien, im Verkehre und unter dem Einfluß babylonischer Wissenschaft und Lehren erhalten.

So hat Babylonien als Brennpunkt des vorderasiatischen Kulturlebens auch in den Zeiten politischer Ohnmacht doch stets einen tiefgehenden Einfluß auf den Entwicklungsgang auch des staatlichen Lebens Vorderasiens ausgeübt, ja in den letzten Zeiten des assyrischen Reichs, gerade in der Zeit von dessen unbedingter Herrschaft, werden wir sehen, wie die „babylonische Frage" als eine Frage des Gegensatzes zwischen einer national-assyrischen, sich auf ein Heer und reale Machtfaktoren stützenden Herrschaft, und der unter dem Zeichen des Handels und theokratischer Lehren stehenden, an die alte Überlieferung von Babylons Weltmachtstellung anknüpfenden und demgemäß in Babylon Rückhalt suchenden Partei den Gang der assyrischen Geschichte bestimmt. In dem Kampfe gegen Assyrien ist Babylonien auch politisch Sieger geblieben, aber nur, indem dessen eigene Machtmittel dort zur Wirkung kamen. Der Kampf zwischen Geist und Materie, zwischen Gewalt und Doktrin ist dadurch nicht entschieden worden, wie er es bis auf den heutigen Tag nicht ist. Er ist auch in das neubabylonische Reich mit hinübergenommen worden, dessen Geschichte wir aber erst betrachten können, wenn wir die assyrische überblicken.

---

Assyrien hat seinen Ruhm vorwiegend dadurch erhalten, daß es unter den Staatengebilden des vordern Orients die erste Rolle in einer Zeit gespielt hat, die wegen ihrer Bedeutung für die Schicksale Israels von der Geschichtsforschung nie ganz vergessen war. Selbst eine Zeit, der Hellas und Athen dunkle Begriffe geworden waren, konnte nicht die ihr heiligen Schriften lesen ohne in den Aussprüchen der Propheten von Assur und Ninive zu vernehmen. Was das klassische Altertum dazu gab, war freilich einzig dastehende Verdrängung der guten Nachrichten durch Fabeleien.

Im Überblick der Jahrtausende, nicht der Jahrhunderte, zu dem uns die babylonische Geschichte zwingt, steht die Frage aber nicht zwischen Staat und Staat, nicht zwischen Assur und Babel, sondern zwischen natürlich abgegrenzten Kulturbereichen, deren Kultur nicht nur einzelne Staaten, sondern ganze Völker und Rassen überdauert hat. So betrachtet ist Assyriens Geschichte die letzte Epoche, die

wir am besten kennen, und die uns daher einen tieferen Einblick in die damalige Welt bewegende Fragen gestattet, wir können aber nicht Assyrien gegenüber Babylonien in dem bisher gefaßten Sinne stellen. Assyrien ist nur etwa der Staat, welcher dem — von seiner politischen Höhe gesunkenen — Königreich Babylon vom 13. Jahrhundert an abwärts, gegenübergestellt werden kann, gegen das Kulturland Babylonien kann höchstens der Kulturkreis gehalten werden, den wir etwa als mesopotamischen, besser würde es heißen: syrischen, bezeichnen können.

Es liegt nach allem was wir über die Quelle von Babyloniens Kultur und Reichtum uns klar gemacht haben, auf der Hand, daß das Land am Unterlauf der Flüsse dem weiter aufwärts gelegenen und durch große Steppen von ihm getrennten überlegen sein mußte. Aber auch hier, im Lande „zwischen den Flüssen", das der Babylonier als Suri mit der Ausdehnung dieses Begriffes auch auf Nordsyrien bis nach Kleinasien hinein bezeichnete, ist eine der Ansiedlung günstigen Boden bietende Landschaft, wenngleich sie da wo die Bewässerung durch die hier hauptsächlich in Betracht kommenden Nebenflüsse (Belich und Chabur) nicht ausreicht, nur dem Nomaden eine Heimat bietet und so dem Ackerbauer eine unerwünschte Nachbarschaft aufdrängt.

Müssen wir also den Ausgang der Kultur am Unterlaufe von Euphrat und Tigris suchen, so ist doch in der Zeit, die wir kennen, also seit dem Ende des 4. Jahrtausends, auch Suri-Mesopotamien längst von dieser Kultur durchtränkt, es gehört zu ihr, nnd hat auch seinerseits sie im Sinne des eigenen Wesens weiter gebildet. Die mesopotamische Kultur gehört zwar zur babylonischen wie norddeutsche und süddeutsche auch schon vor dem alles einenden Verkehr der Neuzeit zusammengehört haben, sie hat aber auch ihre stark unterscheidenden Merkmale, und wenn Babylonien seine politische Macht hierhin wie bis nach Phönizien ausgedehnt hat, so müssen andererseits auch hier selbständige Staatswesen und Reiche entstanden sein, die im Wechselspiel politischer Macht auch einmal den südlichen Staaten überlegen waren, wie wir es in der letzten Zeit bei Assyrien im einzelnen verfolgen können.

Die Handelsstraße von Babylonien nach dem Mittelmeer führt über Mesopotamien, wo Harran der Knotenpunkt der weiteren Wege nach Armenien ist. Von hier aus gehen die Wege durch Syrien südwärts nach den phönizischen Häfen. Demgegenüber ist der kürzere Weg durch die Steppe wegen der Unsicherheit durch die Einfälle der

Beduinen für den großen Verkehr nicht gangbar gewesen; der Versuch einer Einrichtung von Stationen mit den nötigen Brunnenanlagen (S. 16) hatte eben durch die Beschaffung des kostbaren Wassers eine noch viel größere Anziehungskraft für den Beduinen. Auch muß der Handel den Weg durch die Kulturgegenden gehen, da er alles mitzunehmen sucht, was auf seinem Wege liegt. Der kurze und direkte Weg durch die Steppe hat nur Wert für den Schnellverkehr zwischen zwei wichtigen Punkten.

Die Bedeutung, die Mesopotamien so für den Handel hat, und seine Stellung als Bindeglied zwischen Babylonien und dem Westen, mußte naturgemäß ein Hinübergreifen über den Euphrat zur Folge haben, sobald sich eine stärkere politische Macht hier bildete. Soweit wir daher sehen können, hat das Land auf beiden Seiten des Euphrat in diesen Gegenden politisch meist zusammengehört, wie es auch der Babylonier durch seinen einheitlichen Namen Suri, dem also Syrien im weitesten Umfange entspricht, zum Ausdruck bringt.

Die Einwirkungen der von Arabien her eindringenden Völkerströmungen haben das heute gewöhnlich als Syrien bezeichnete Gebiet von Damaskus als südlichen Vorposten der Kultur bis nördlich nach Aleppo und darüber hinaus mehr betroffen und es demgemäß der Macht mesopotamischer Staaten eher entzogen. Wir können darum verfolgen, daß häufig diese nicht im stande sind, diesen bequemeren Weg nach den phönizischen Häfen zu behaupten und daher gezwungen werden mehr nördlich über den Taurus zu gehen, sodaß sie die Häfen der cilicischen Küste oder höchstens die nördlichsten phönizischen erreichen. Dieser Weg steht dann zugleich in Verbindung mit den nach Kleinasien hinein zu dem Chattireich führenden. Die Behauptung wenigstens dieser Verbindung ist aber eine Lebensfrage für einen selbständigen mesopotamischen Staat, der sonst sofort der Vasallenschaft Babylons verfallen mußte. Diese natürliche Zusammengehörigkeit der Gebiete von Suri ist denn auch aufrecht erhalten worden, und von den Zeiten an, wo wir die Ereignisse verfolgen können, finden wir, daß das mesopotamische Reich von Naharina, mit dem die Ägypter der 19. und 18. Dynastie zu tun haben, das nördliche Syrien und Mesopotamien umfaßt. Das gleiche gilt von dem Staate der Mitani (I, 1² S. 21, oben S. 15), welches nur die Bezeichnung des zur Tel-Amarnazeit herrschenden Volkes eben dieses Naharinareiches ist, und als das neu emporkommende Assyrien diese Mitani im 13. Jahrhundert unterwirft, da fällt ihm auch deren Besitzstand bis in den Taurus hinein ohne große Schwierig-

keiten zu. Noch im Mittelalter ist die Grafschaft Edessa der Kreuzfahrer ein entsprechendes Gebilde, das aus gleichen Daseinsbedingungen heraus entstanden ist, denn sein Zweck war das durch Überwiegen des religiösen Momentes bei der Durchführung der Kreuzzüge außer Acht gekommene eigentliche Ziel direkt zu erreichen: den Weg nach Indien durch Eroberung Bagdads d. h. des alten Babyloniens, zu erschließen. Balduin hatte am besten begriffen, wodurch man auch die Herrschaft über Jerusalem ohne weiteres erlangt hätte.

Über die Geschichte Mesopotamiens in älterer Zeit sind wir noch wenig unterrichtet, da noch keine Ausgrabungen veranstaltet worden sind, welche uns Quellen des Landes selbst geliefert hätten. Die Briefe des Mitanikönigs (I 1² S. 13) allein, welche uns der Boden Ägyptens bewahrt hat, könnten hier genannt werden. Nur aus den Zeiten der Berührungen mit anderen Staaten erfahren wir näheres. Die Angaben der Ägypter über Naharina sind dürftig, den Kampf des Mitanireiches mit Babylonien seit dem 15. Jahrhundert kennen wir bereits.

Zu eben der Zeit, wo Tuschratta von Mitani und Kadaschman-Bel, der Kassit von Babylon, (I 1² S. 12) mit Amenophis III. und IV. in diplomatischem Verkehr stehen, beginnt auch der Staat um sich zu greifen, der bald die erste Rolle, zunächst in „Suri", dann auch in Babylonien und im ganzen vordern Orient spielen sollte, Assyrien.

Auch in den flußaufwärts gelegenen Landschaften müssen wir uns die Entwicklung der politischen Verhältnisse entsprechend denen in Babylonien denken, wo wir sie bis jetzt besser verfolgen können. Auch dort müssen die verschiedenen Einwanderungen dieselben Erscheinungen hervorgerufen haben. In Betracht kommen dabei natürlich hauptsächlich die von Arabien und Kleinasien herkommenden semitischen und „hethitischen", weniger die von Osten her, weil diese von Babylonien aufgenommen wurden.

Auch hier sind die verschiedenen Bevölkerungsschichten auf einander gefolgt und haben ihren Niederschlag im Charakter der Bevölkerung, in Kult und Kultur hinterlassen. Auch hier sind aus den Einwanderern Ansiedler geworden, haben sich größere und kleinere Staaten gebildet, die einander unterwarfen und in größerem Reichsverbande standen, auch wohl von außen, namentlich Babylonien unterjocht wurden, um gelegentlich diesem das gleiche Schicksal zu bereiten, und haben sich die Reichsbildungen gelegentlich wieder in eine Anzahl von kleineren Staaten aufgelöst.

Wenn die „kanaanäische Einwanderung" das gesamte Kultur-

gebiet bis an das Mittelmeer unter die Herrschaft der ersten Dynastie von Babylon (S. 13) gebracht hatte, so folgt daraus, daß auch Mesopotamien, wie alle stromauf gelegenen Gebiete, in gleicher Weise von der neuen Bevölkerung besetzt worden waren. Zur Zeit des Beginns der Kassitendynastie, als Babylonien aus Mesopotamien durch die von Kleinasien her vorrückenden Hethiter (Mitani) verdrängt wird, hören wir zum ersten Male, daß die Stadt Assur (Ruinenstätte Kalah Shergat) auf dem rechten Tigrisufer, welche zwischen babylonischem und mesopotamischem Gebiet liegt, nicht mehr unter Vasallenfürsten — die also von den babylonischen Herrschern abhängig gewesen wären — steht, sondern augenscheinlich den Gegensatz der beiden Völkerströmungen benutzt hat, um zwischen beiden sich eine unabhängige Stellung zu sichern. Im 16. Jahrhundert werden zum ersten Male „Könige von Assur" erwähnt. Der Vorstoß der Mitani hat vielleicht in diesem Teile des Landes seine Grenzen gefunden, wenigstens können wir bis jetzt in Babylonien selbst noch keine entsprechenden Erscheinungen feststellen. Kanaanäisches Wesen hat Assur dagegen mehr noch als Babylonien seinen Stempel aufgedrückt, namentlich gilt das von der Landschaft, die durch die Ausdehnung des Stadtkönigtums auf das Gebiet am linken Tigrisufer zwischen dem untern und obern Zab (Adiabene mit der Hauptstadt Arbela) und dann oberhalb des letzteren, den Namen Land Assur erhalten hat. Bis zuletzt sind im Charakter seiner Bevölkerung und in seiner Religion diese Einflüsse deutlich erkennbar.

Zwischen der babylonisch-kassitischen und der mesopotamisch-mitanesischen Großmacht hat sich Assur geschickt behauptet. Unter den Tel-Amarnabriefen ist nur einer vom assyrischen König Assur-uballit erhalten, der beim Pharao dem mesopotamischen Nachbar gegenüber sich in günstiges Licht zu setzen sucht, und bewegliche Klagen über ungenügende Anerkennung seiner viel besseren Gesinnung führt. Es scheint sich dabei zugleich um die Anerkennung als Großmacht zu handeln, denn sein Urenkel Ramman-(Adad)-nirari I. weiß zu rühmen, daß es ihm gelungen sei diese durchzusetzen, nachdem er die Mitani besiegt hatte. Noch zu seiner Zeit hat Tuschratta von Mitani Ninive, erst viel später assyrische Hauptstadt, besessen und es ist wohl um deren Besitz gekämpft worden. Gegen Ende seiner Regierung muß Assuruballit beträchtliche Teile von Mesopotamien besetzt haben, vielleicht ist Tuschratta der letzte Mitanikönig gewesen, der sich hier behauptet hat.

Zu gleicher Zeit macht sich in Mesopotamien wie in Babylonien

das Vordringen der dritten semitischen Einwanderung, der aramäischen (I 1² S. 11) geltend. Die nächsten Assyrerkönige melden, wie sie die „aramäischen Beduinen“, die am rechten Euphrat-Ufer und zum Teil auch schon im inneren Mesopotamien herumschweiften, im Zaume gehalten hätten. Statt der Mitani oder sonstigen Hethiter und der früheren Kanaanäer erhält die Bevölkerung von nun an immer mehr aramäische Bestandteile, denn von einer solchen Völkerwoge werden wohl einzelne Bestandteile unterdrückt oder vernichtet, aufgehalten wird sie aber durch derartige Maßnahmen auf die Dauer nicht.

Verhältnisse wie sie uns die Tel-Amarnabriefe zeigen, im allgemeinen Kampfe der Klein- und Großstaaten gegen einander, haben stets den Boden für das schnelle Emporkommen eines zielbewußten, durch eine kräftige Betonung der Militärmacht getragenen Staates gebildet. So wächst auch Assyrien, das unter Assuruballit noch um seine Anerkennung als Großstaat ringen muß, schnell zur maßgebenden Macht in Vorderasien. Assuruballits Urenkel Ramman-nirari I. hat das was von der Mitaniherrschaft noch übrig war, beseitigt und zum mindesten ganz Mesopotamien besetzt. Die Zwischenzeit ist die der Versuche zu friedlicher Auseinandersetzung mit Babylonien (S. 16). Dessen Sohn und Nachfolger Salmanassar I. (um 1300) reißt dann schnell an sich, was überhaupt Mitani besessen hatte. Er dringt stromaufwärts in das Gebirgsland Vorarmeniens ein, indem er das Land mit assyrischen Kolonisten besetzt, und unterwirft sich auf dem rechten Euphratufer die einst zu Mitani gehörenden Gebiete von Melitene und dann südwärts bis zum Taurus. Ob er diesen überschritten hat, ist nicht bekannt, der Chattistaat, der ja schon zur Tel-Amarnazeit durch Cilicien nach Syrien vordringt, und den wir gleich nach Salmanassar im Besitze der Länder bis mindestens Hamath finden, wird seinem Vordringen hier wohl Einhalt geboten haben. Auf jeden Fall sehen wir ihn im Kampfe um den Weg nach dem Mittelmeere.

Sein Sohn und Nachfolger Tukulti-Ninib (um 1275) wendet sich — es ist die Zeit, wo die Volkskraft der Kassiten völlig gebrochen ist und diese mit der babylonischen Bevölkerung verschmolzen sind — gegen Babylonien und erobert Babylon, dessen König unter seiner Oberhoheit regiert. Eine solche Verbindung eines überwiegend Handel und Industrie treibenden Landes mit einem bis dahin vorwiegend erobernden Militärstaate ist aber gerade für die herrschende Klasse des letzteren mit Gefahren verbunden. Statt der Waffen und Kriegstüchtigkeit herrschen dort Geld und Geschäftsgewandtheit und

auf welcher Seite im Wettbewerb des inneren Volkslebens bei solchem Gegensatz der Sieg bleibt, ist nie zweifelhaft gewesen. Bereits Salmanassar hatte den Bedürfnissen des über die Grenzen seiner Landschaft hinausgewachsenen Staates Rechnung tragend die ungünstig gelegene Hauptstadt Assur mit dem weiter aufwärts am Tigris auf dem linken Ufer an der Mündung des oberen Zab gelegenen Kalchi (Kelach) vertauscht, um so eine auch für Mesopotamien geeignete Residenz zu haben. Sehr bald bricht daher — eine Erscheinung die sich nun immer wiederholen wird — in Assyrien eine Empörung der „Großen" d. h. des Adels, der in Assyrien mit Heerführern und Beamtenschaft gleichbedeutend ist, aus. Tukulti-Ninib wird umgebracht und sein Sohn auf den Thron gesetzt. In Babylon aber sucht und findet man „Hilfe" bei Elam, denn wir befinden uns von jetzt an in der Zeit der Kämpfe Assurs und Elams um die Herrschaft in Babylonien (S. 17).

Der Umsturz in Assyrien hat nicht nur den Verlust Babylons zur Folge gehabt, sondern wohl mit infolge der inneren Unruhen ist das von Tukulti-Ninib rasch zusammeneroberte noch schneller wieder verloren gegangen. Mesopotamien kommt noch einmal an Babylonien und steht im übrigen der Einwanderung der Aramäer offen, die sich nun ungehindert festsetzen können. In Syrien herrschen die Chatti und einigen sich mit Ägypten unter Ramses über den beiderseitigen Besitzstand (I 1² S. 22).

Im 12. Jahrhundert beginnt ein neuer Aufschwung Assyriens, der um 1100 unter Assur-risch-ischi und seinem Sohne Tiglat-Pileser wieder zur Erringung des Besitzstandes Salmanassars und Tukulti-Ninibs und darüber hinaus führt. Nachdem der erstere Mesopotamien und die Straße nach dem Westen Nebukadnezar I. von Babylon entrissen (S. 16) und die aramäischen Nomaden unterworfen hatte, besetzte er rasch wieder die rechtseuphratensischen Gebiete bis an den Taurus. Die Kraft des Chattistaates war jetzt ebenfalls durch neueinwandernde Völker (Kummuch, Kaski &c. I 1² S. 24) gebrochen worden, und so kann Tiglat-Pileser I. die Eroberungen auf dieser Seite bis zu dem ersehnten Ziele fortsetzen. Er ist bis an die phönizische Küste vorgedrungen, denn er rühmt sich in Arvad, dem nördlichsten der eigentlichen Phönizierstaaten, aufs Meer hinausgefahren zu sein. Während noch kein ganzes Jahrhundert vorher der Chetakönig mit Ramses II. sich in den Besitz Phöniziens geteilt hatte, empfängt jetzt Tiglat-Pileser in Arvad Geschenke eines Pharao, d. h. er wird von diesem als Lehnsherr des nördlichen Phöniziens

anerkannt (II 4² S. 18). Ebenso hat Tiglat-Pileser nach Norden Salmanassars Eroberungen aufgenommen und ist auf seinen Zügen mehrmals bis an den Vansee vorgedrungen. In der Nähe der Tigrisquellen hat er sein Bildnis einmeißeln lassen.

Gekrönt wurde sein Werk durch die Eroberung Babylons. Nunmehr besaß er das Gebiet vom persischen bis zum mittelländischen Meere — der Erfolg dieser Eroberung ist aber genau derselbe wie unter Tukulti-Ninib: unmittelbarer Zusammenbruch nach seinem Tode. Über die Ursachen erfahren wir zwar nichts, aber zweifellos haben wir sie wie im vorhergehenden Falle und bei den späteren Wiederholungen derselben Erscheinung auch in denselben Verhältnissen, der Unvereinbarkeit der Interessen der Reichsteile und der herrschenden Bevölkerungsklassen, zu suchen.

Dieselben Zustände haben dieselben Folgeerscheinungen: von neuem haben die aramäischen Nomaden gewonnenes Spiel und überschwemmen jetzt in ihren letzten Schüben während zweier Jahrhunderte Mesopotamien wie auch Babylonien, das somit Elam preisgegeben ist und daneben die Anfänge der Chaldäereinwanderung sieht. In Mesopotamien bilden sich allerhand aramäische Fürstentümer, in Syrien desgleichen; so das nördlich vom See von Antiochia gelegene von Patin, später im Süden Damaskus. In Nordsyrien entstehen „hethitische" Kleinstaaten, und selbst Palästina, von dem ebenfalls ohnmächtigen Ägypten preisgegeben, sieht die Anfänge des Reiches Israel in dieser Zeit der allgemeinen Ohnmacht der Kulturstaaten entstehen (zwischen 1100—950).

Um 900 beginnt Assyrien sich aufs neue zu erheben. Wieder ist der Gang der Eroberungen derselbe, wie er von der Natur vorgeschrieben ist. Nachdem Mesopotamien besetzt worden ist, macht Assurnasirpal (886—860) der Selbständigkeit der dortigen Vasallenstaaten, die jetzt bereits die aramäische Bevölkerung aufgenommen haben, ein Ende und bringt das Land zum größten Teil unter unmittelbare assyrische Verwaltung (als Provinz). Von nun an gilt es als fester Bestandteil Assyriens. Züge nach Armenien hinein sollen die Grenzen vor Einfällen der „Kutäer" (I 1² S. 27, Kutu, Gutu) sichern und das Verhältnis zu den einst von Salmanassar I. (S. 23) hier angelegten assyrischen Kolonien wird neu befestigt. Dann wird der Euphrat überschritten, die hethitischen Staaten des nördlichen Syrien (Kummuch, Melitene, Karchemisch) zur Anerkennung der Oberhoheit gezwungen, der aramäische Staat Patin, welcher den Weg nach der Küste verlegt, siegreich durchzogen und ebenfalls in

ein Vasallenverhältnis gebracht. Im nördlichen Phönizien, an der Südgrenze der Besitzungen von Patin, ist sogar eine assyrische Kolonie angelegt worden, welche ein vorgeschobener Posten des Assyrertums in unmittelbarer Nähe der Küste sein sollte. Die phönizischen Staaten, Arvad, Gebal, Sidon, Tyrus, verstanden sich zur Tributzahlung, und somit war im Westen das nächste Ziel erreicht. An der Unterwerfung Babyloniens hat Assurnasirpal nur der Tod gehindert, begonnen wurde das Werk schon durch Besetzung einiger festen Punkte jenseits der Landesgrenze, des untern Zab.

In Phönizien hatte Assurnasirpal aber durch Unterwerfung von Patin nur einen Weg nach dem Mittelmeere freigelegt, gesichert war er noch nicht. Das Gebiet südlich davon wird zu dieser Zeit als Königreich Hamath zusammengefaßt, und dieses stößt südlich wieder an das Königreich Damaskus, das damals unter seinem tatkräftigen König Bir-idri (Benhadad in der Bibel) die erste Rolle in Syrien spielte und ganz Syrien bis nach Cilicien hinein, Hamath eingeschlossen, sowie südlich das Hinterland Phöniziens bis südlich nach Juda und Edom unter seine Oberhoheit gebracht hatte. Die Kämpfe mit Ahab von Israel, von denen die Bibel berichtet, sind aus Versuchen Ahabs entstanden, diese Oberhoheit abzuwehren. Zum ersten Male begegnet uns also Damaskus als Herr von Syrien.

Das nächste Ziel einer solchen Macht mußte natürlich die Sicherung der phönizischen Häfen sein und damit war der unmittelbare Gegensatz gegen Assyrien gegeben. Der Kampf mit Damaskus ist daher die Aufgabe Assyriens an dieser Seite für die nächste Zeit. Mit dessen Niederwerfung mußte ihm das ganze südliche Syrien und Palästina bis zur Südgrenze zufallen.

Nachdem Assurnasirpals Nachfolger Salmanassar II. (859—825) daher die letzten Reste von Selbständigkeit der mesopotamischen Vasallenstaaten beseitigt hatte, war sein nächstes Ziel der Angriff auf Damaskus und dessen Vasallenstaaten, welche seinen Weg nach Phönizien von links (Hamath) und rechts (Cilicien und Taurusländer) bedrohten. Allein hier fanden die assyrischen Waffen zunächst einen unüberwindlichen Gegner. Trotz drei oder viermaligen Versuches ist Salmanassar immer wieder zurückgeschlagen worden, so lange Bir-idri lebte. Glücklicher war er in Babylonien. Ein Streit zwischen zwei Brüdern, die das Reich geteilt hatten, gab ihm die Möglichkeit demjenigen von beiden, der Babylon besaß, „zu Hilfe zu kommen", und damit die Schutzherrschaft über Babylonien wieder zu errichten (853). Nach mehrfachen Kämpfen in Nordsyrien und

Kleinasien war ihm das Glück auch in Damaskus günstiger. Der Tod Bir-idris brachte dort Hazael (etwa 843) auf den Thron, vielleicht infolge innerer Unruhen, denn alle die Vasallen Bir-idris benutzten die Gelegenheit um Damaskus aufzugeben und sich Assyrien anzuschließen. Darunter der ebenfalls um diese Zeit — wohl mit Unterstützung Assyriens — auf den Thron gekommene Usurpator Jehu von Israel. Im Jahre 842 erschien Salmanassar wieder in Phönizien, das ihm bis Tyrus hinab huldigte. Am Defilé an der Mündung des Nahr-el-Kelb (II 4² S. 12) nördlich von Beirut ließ er seine Statue neben denen einiger Vorgänger einmeißeln, dann zog er gegen Damaskus, hinter dessen Mauern Hazael aber erfolgreichen Widerstand leistete, sodaß das Endziel, die ungestörte Herrschaft über Phönizien, auch diesmal nicht erreicht wurde.

Trotzdem war die Macht von Damaskus gebrochen und Assyrien gab den Ton im Westen an. Es herrschte also wieder vom persischen bis zum mittelländischen Meere. Der uns bereits bekannte Erfolg für die innere Entwicklung des Reiches tritt auch jetzt, wie von nun an typisch, ein: das Ende von Salmanassars Regierung bildet ein Aufstand, der seinen Sitz im eigentlichen Stammlande hat, und dessen Folge der Verlust Babyloniens ist. Salmanassar war mittlerweile gestorben und erst sein Sohn Schamschi-Ramman(Adad) beseitigte den Bruder, der sich sechs Jahre als Gegenkönig behauptet hatte. Dann ging er aufs neue an die Eroberung Babyloniens, die sein Nachfolger Ramman(Adad)-nirari III. (810—782) durchsetzte. Diesem ist es gelungen, gegen seine assyrischen Getreuesten eine Babylonien freundliche Politik durchzusetzen. Er erzwang auch die Anerkennung seiner Oberhoheit von Damaskus und damit die des ganzen Westens bis nach Philistaea und Edom im Süden. So lenkt Assyrien allmählich in die Bahnen der babylonischen Politik, der Einfluß von Handel und Industrie, dabei aber auch der Hierarchie, machen sich siegreich geltend. Diese Politik hat sich im wesentlichen unter der Regierung der drei nächsten Könige behauptet (bis 745), wobei freilich sehr bald der Nachteil der friedlichen Entwicklung auf Kosten der eigentlichen Machtquelle Assyriens sich bemerklich macht. Im Norden entwickelt sich in dieser Zeit das Reich von Urartu (I 1² S. 28), daß Nordsyrien beherrscht, durch Kleinasien über den Taurus nach Cilicien vorzudringen sucht, und schließlich Mesopotamien selbst bedroht. Es ist ein Zeichen der ungebrochenen Volkskraft Assyriens, daß es sich gegen diesen Verlauf der Dinge mit voller Energie und durchgreifendem Erfolge noch einmal erhoben hat.

Im Jahre 745 ist die bis dahin regierende Dynastie gestürzt und in Tiglat-Pileser (III.) ein Mann auf den Thron gehoben worden, der seinen Anspruch nicht durch die Ableitung vom Königsgeschlecht begründet. Seine Regierung bedeutet ein rasches Erstarken des ganz heruntergekommenen Reiches, und die späteren Maßnahmen der Reaktion zeigen, auf welche Elemente er sich zu stützen gesucht hat. Babylonisch ist nicht nur der Handel und die Industrie, sondern auch die Hierarchie, die im Geschäftsleben aber die erste Rolle spielt, denn die Tempel sind die Banken. Durch die Verbindung mit Babylonien ist auch in Assyrien das Priestertum allmächtig geworden und durch seine Beherrschung des Geldwesens unterstützt, hat es den Grund und Boden zum großen Teile an sich gebracht, worunter natürlich Adel wie Bauernschaft zu leiden hatten. Tiglat-Pileser hat versucht, die übermäßigen Einkünfte der Tempel zu beschränken und sich wieder auf Assyriens alte Machtfaktoren zu stützen. Er hat schnell das alte Reichsgebiet wieder erobert und ganz Syrien nicht wieder lehnspflichtig gemacht, sondern unmittelbar assyrischer Provinzverwaltung unterstellt. Er hat auch Damaskus, das bis dahin ebenfalls nur lehnspflichtig gewesen war, die Selbständigkeit genommen und den größten Teil des israelitischen Gebietes eingezogen. Nach Norden hin hat er Urarthu aus Syrien vertrieben. Gegenüber Babylon betätigte er seine neue Politik, indem er nach Vertreibung der sich auf Elam stützenden Chaldäerfürsten sich selbst zum König von Babylon ausrufen ließ, ein unerhörter Vorgang, der dem babylonischen Anspruch zuwiderlief, wonach die babylonische Königswürde die erste sein mußte. Ein solches Verfahren ist natürlich nur der Ausdruck für eine Nichtachtung der babylonischen Eigentümlichkeiten. Jetzt sollte Assur auch wirtschaftlich Babylon beherrschen. Dieselbe Politik hat sein Sohn Salmanassar IV. (727—722) durchgeführt, dann aber lehnt sich Priestertum und Bürgertum gegen die Herrschaft von Heer und Volk auf. Abermals wird ein Usurpator auf den Thron gehoben: Sargon, der Stammvater der letzten assyrischen Dynastie.

Sargons erste Maßregel ist gewesen, die von seinen Vorgängern eingeschränkten Tempel- und Stadtvorrechte neu zu bestätigen. Die Umwälzung hatte in Babylon wieder einen sich auf Elam stützenden Chaldäerfürsten, Merodach-Baladan, auf den Thron gebracht. Als Sargon ihn vertreibt, läßt er sich zwar auch zum König von Babylon krönen — aber mit Berücksichtigung der vorgeschriebenen Formen, d. h. unter Anerkennung der hierarchischen Interessen.

Nach außen bedeutet Sargons Regierung vielleicht den Höhepunkt assyrischer Macht. Urarthus Macht wurde gebrochen, der Westen bis nach Philistaea und Edom hin unterworfen (im Jahre 722 Einziehung von Samaria), im Osten Elam in seine Grenzen zurückgewiesen, die Angriffe Midas, des Phrygiers (I, 1² S. 25), auf Cilicien abgewehrt. Von Norden her droht aber jetzt die Gefahr der einwandernden Indogermanen (Kimmerier), welche dem Vordringen Assyriens nach diesen Gegenden hin ein Ziel setzt. So steht unter Sargons Regierung Assyrien mächtiger denn je da, die Stütze dieser Macht ist aber — ein Söldnerheer, das aus der Beute bezahlt werden muß, denn die reiche Priesterschaft steuert nichts zu den Lasten des Staates bei.

Von nun an bietet die assyrische Geschichte mit jedem Thronwechsel einen Wechsel des Einflusses von Adel und Heer, als Vertreter einer national-assyrischen Partei einerseits, und der Priesterschaft und Städte Babyloniens andrerseits. Sanherib, Sargons Sohn, wird von der Militärpartei gestützt. Seine Regierung ist wenig glücklich, namentlich infolge der ständigen Unruhen in Babylonien, das abwechselnd verloren und gewonnen wird, bis Sanherib versucht, ein Ende mit Gewalt herbeizuführen und die Hauptstadt der vorderasiatischen Welt dem Erdboden gleich macht. Im Westen ist er aber dabei stets gehindert, die Aufstände — darunter der Judas unter Hiskia — niederzuwerfen, denn diese gingen Hand in Hand mit den babylonischen Unruhen. Nach Norden hin ist viel verloren worden, denn hier dehnen sich die Kimmerier immer mehr aus und die Grenzstaaten gegen Kleinasien hin (Tabal I 1² S. 25) gehen dem assyrischen Einfluß verloren.

Sanherib wurde (681) von einem seiner Söhne ermordet. Dieser scheint von der assyrischen Partei angestiftet gewesen zu sein, denn die babylonische war trotz der Zerstörung Babylons noch mächtig genug um durchzusetzen, daß der Sohn einer Babylonierin, Assarhaddon zum Thronfolger ernannt worden war. Es gelang diesem auch schnell von Babylonien aus den Bruder zu verdrängen.

Seine erste Verfügung war der Befehl zum Wiederaufbau Babylons, und im Sinne der babylonischen Partei hat er die Regierung mit Erfolg geführt. Wenn er aber dabei der Priesterschaft ihre Vorrechte zugestehen mußte, so zeigt sich, daß er sich als König eines Handelsstaates fühlt. Er verzichtet ganz auf Armenien und Kleinasien, das doch verloren war, und nimmt die schon von Sanherib zuletzt begonnenen Versuche, Ägypten zu unterwerfen, mit Erfolg

auf. Wenn er dabei zugleich Unternehmungen gegen die arabischen Handelsstaaten ins Werk setzte, so ist das bewußte Streben zu erkennen, die Babylonien durch die fortwährenden Unruhen und durch die Versumpfung der Flußmündungen verloren gegangenen Vorteile des indischen Handels sich zu sichern. Denn dieser mußte um so mehr den Weg über und um Arabien nehmen (S. 9), je unsicherer der durch Babylonien wurde. Diese weitblickende Politik, welche vielleicht an alte Überlieferungen anknüpfte (S. 12), hat aber keine dauernden Früchte getragen. Was Assyrien nach Ägypten lockte, gereichte diesem selbst zur Macht, und Söldner mieten — Griechen und Mittelmeervölker mit ihrer ungeheuren Ausdehnungskraft machen sich jetzt bemerklich — konnte auch der Pharao. Dazu kam, daß die assyrische Partei sich wieder regte und den Plänen des Königs entgegenarbeitete. Sie zwang ihn, seinen Sohn Assurbanipal zum Mitregenten und späteren König anzunehmen (668), dem Sohne, den er zum Nachfolger ausersehen hatte, Shamash-shum-ukin, konnte er nur den Thron von Babylon retten.

Als er noch im selben Jahre starb, war zwischen den beiden Brüdern, die zugleich Vertreter der beiden herrschenden Parteien waren, von Anfang an die Bedingung zum Kriege gegeben. Eine Zeit lang ging alles gut, dann brach der Aufstand Babyloniens aus, das zugleich alle Nachbarn ins Land zu rufen und alle Provinzen aufzuhetzen suchte. Die assyrischen Söldner blieben Sieger; als beendet konnte aber der Kampf erst gelten, nachdem in mehreren Kriegen Elam, die stärkste Hilfe Babyloniens, vernichtet war. Assurbanipal ließ sich (648) zum König von Babylon krönen, und blieb es bis zu seinem Tode (626). Assyriens Macht war trotzdem durch diese Ereignisse gebrochen. Ägypten war ihm schon vorher verloren gegangen, und begann im Bunde mit kleinasiatischen Griechen und Lydien seine Lage am Mittelmeere auszunutzen.

Mit Assurbanipals Tode beginnt ein schneller Zusammenbruch. Babylonien machte sich unter einer chaldäischen Dynastie gleichzeitig selbständig und begann im Bündnis mit dem neuerstandenen medischen Reiche eine auf den Sturz Assyriens hinzielende Politik. Im Jahre 606 eroberte der Meder Kyaxares Ninive und teilte sich in den Besitzstand mit Babylonien. Letzteres erhielt den größeren Teil der Provinzen, sodaß das neubabylonische Reich als eine Fortsetzung des assyrischen erscheint. Das ist es in seiner Blütezeit auch gewesen, denn diese fällt zusammen mit der Regierung Nebukadnezars (603—565). Dieser tritt genau in assyrische Fußtapfen,

indem er sich auf ein Söldnerheer stützt. Er hat damit noch einmal die Vorherrschaft im vordern Orient behauptet. Palästina hat er niedergehalten, Jerusalem zerstört, aber Ägypten hat ihm widerstanden. Nach seinem Tode geht es rasch abwärts. Priester- und Heerespartei wechseln jedesmal mit den kurze Zeit regierenden Herrschern, bis es unter dem letzten König Nabunaid zum Aufstand des Heeres kommt, das sich der Person des Königs bemächtigt. Die hierarchische Partei läßt sich dafür mit Kyros ein und nimmt diesen, als das Heer ohne große Mühe geschlagen worden ist, mit offenen Armen in der Hauptstadt auf. Kyros hat seine Versprechungen gehalten, auch er hat sich schnell babylonisiert, aber das gerade hat seiner Dynastie den Thron gekostet, indem das nationale Persertum sich gegen das babylonische Wesen auflehnte. Das ist die Bedeutung des Unternehmens der sieben Adelshäupter, welches Darius, den Organisator des persischen Reiches, auf den Thron brachte.

---

## Inhalt.



---

Die

# Toten und ihre Reiche

## im Glauben

## der alten Ägypter

von

Dr. Alfred Wiedemann
Professor an der Universität Bonn

Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1910

# Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Der Gedanke, der die Denker und vielfach auch die breite Masse des Volkes im Altertume wie in der Neuzeit am lebhaftesten beschäftigte, wenn sie sich ein Gesamtbild der Welt und des Verlaufes und Zweckes des menschlichen Lebens zu entwerfen versuchten, ist stets der gewesen: woher kommt das All und seine Lebewesen und wohin führt deren ganze Entwicklung. Wie sich in dieser Beziehung die Babylonier das Ende, Hölle und Paradies, gedacht haben, das hat A. Jeremias in einem früheren Hefte des „Alten Orient“ in übersichtlicher Weise dargelegt. An dieser Stelle sollen die Anschauungen besprochen werden, welche sich im Altertume im Niltale über den Ausgang der Dinge, vor allem über den Tod des Menschen und die jenseitige Welt, in die der Ägypter einst einzugehen hoffte oder fürchtete, entwickelt haben.

Hierbei muß zunächst betont werden, daß sich in den ägyptischen Texten bisher keinerlei Andeutung über das Vorhandensein einer Weltuntergangsmythe gefunden hat. Ob eine solche tatsächlich nicht bestand und man es sich an den Ufern des Niles überhaupt nicht auszudenken vermochte, daß diese beste aller Welten einst nicht mehr sein werde, oder ob dieses Fehlen von Angaben nur auf Zufall beruht, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Der Gedanke, daß man logischer Weise an einen Weltuntergang gedacht haben müsse, da man einen Beginn, eine Weltschöpfung, annahm, trifft für Ägypten nicht zu, dessen Volk bei seinen religiösen Spekulationen Logik, Genauigkeit und ähnliche Forderungen neuerer Zeiten stets verschmäht hat. Aber wenn man sich demnach einen Weltuntergang nicht ausgemalt zu haben scheint, so hat man doch eine Reihe von Mythen besessen, welche von freilich regelmäßig nicht zur Durchführung gelangten Versuchen der Götter berichteten, Teile der Erde oder ihrer Bewohner, vor allem der Menschen, auszurotten; Berichte, die demnach in den Vorstellungskreis der sogenannten Sündflutlegenden fallen würden.

Zunächst ist hier eine Stelle zu erwähnen, welche sich in einem um 1200 v. Chr. aufgezeichneten Lobgesange an eine die ganze

Welt umfassende und beherrschende Gottheit findet. Sie spielt auf eine Überflutung der Erde mit den Worten an: „Dein (des Gottes) Überschwemmungs-Wasser erhebt sich bis zum Himmel, das brüllende Wasser Deines Mundes ist in den Wolken. Deine Schakale sind auf den Bergen (d. h. die Schakale, welche nach einer besonders im neuen Reiche auftretenden Ansicht die Sonnenbarke und damit den Sonnengott selbst ziehn, haben sich auf die Berge zurückgezogen). Das Wasser des Gottes Horus bedeckt die großen Räume aller Länder, das Überschwemmungswasser bedeckt den Umkreis aller Bezirke des Himmels und des Meeres. Ein Gebiet der Überschwemmung wären (noch jetzt) die Länder, wenn sie nicht unter Deinem Einflusse wären. Die Wasser bewegen sich (jetzt) auf dem Wege, den Du angibst; nicht überschreiten sie, was Du ihnen anwiesest, was Du ihnen (als Bahn) eröffnetest".

Die Flut, die die Bäume bedeckte und den Sonnengott auf die Berge trieb, die aber dann von der Gottheit eingedämmt wurde, kam nach dem Texte, ebenso wie nach ägyptischer Ansicht die Nilüberschwemmung, von unten hinaufgestiegen. Eine ähnliche Vorstellung hegte eine Quelle der öfters ägyptische Gewährsmänner anführenden Platonischen Schrift Timaeus; sie benutzt dieselbe, um eine Überschwemmung der ganzen Welt und Vernichtung ihrer Kultur für Ägypten zu leugnen. Nach ihr gingen bei derartigen umfassenden Fluten in anderen Ländern die Städte zugrunde; nur Hirten blieben übrig. In Ägypten dagegen fließe weder dann noch sonst Wasser von oben herab auf die Felder, im Gegenteile pflege es von unten herauf zu kommen, und daher bleibe in Ägypten die Erinnerung an die alten Dinge bewahrt.

Eine Flutvorstellung ergab sich den Bewohnern des Niltales ohne weiteres aus dem häufigen Vorkommen versteinerter Muscheln in dem Wüstenstreifen am Rande des Fruchtlandes und auf den ägyptischen Bergen. Auch den Griechen ist diese Tatsache aufgefallen und Herodot hat sich von ihr ausgehend eine Theorie von der Entstehung Ägyptens gebildet. Er erklärt es für eine Anschwemmung in einem ehemaligen Meerbusen, der sich langsam durch Schlammniederschläge ausgefüllt habe. Diese Ansicht trifft sachlich zu, wenn auch der griechische Schriftsteller den Zeitraum, in dem sich der Prozeß vollzog, viel zu kurz, auf 10—20000 Jahre, veranschlagte.

Die Worte, welche bei Plato den oben erwähnten Sätzen unmittelbar vorangehen, sind öfters in wenig glücklicher Weise

herangezogen worden, um das Vorhandensein der Sage von einem Weltbrande in Ägypten zu belegen. Der in ihnen angeführte Priester aus der unterägyptischen Stadt Sais bemerkt, infolge der Abweichung der die Erde umkreisenden Himmelskörper trete in langen Zwischenräumen eine Zerstörung des auf Erden Befindlichen durch Feuer ein, dann schütze der Nil die Ägypter, indem er sich ergieße. Es wird demnach hier die schädigende Wirkung eines derartigen Weltbrandes für das Niltal nicht behauptet, sondern geradezu abgeleugnet. Nicht besser steht es um einige ägyptische Stellen, welche man für die gleiche Sage hat verwerten wollen. In ihnen ist die Rede von einem Brande, der den Gott Horus, den Sohn der Isis, bedrohte und den Isis durch Wasser, das sie herbeibrachte, zu löschen wußte. Hier wollte man an einen Weltbrand denken, zu dessen Beendigung die Göttin das Wasser steigen ließ. Allein in der Erzählung ist nirgends die Rede von einer brennenden Welt, sondern nur vom Brande der Stelle, an der sich Horus aufhielt, also wohl der Hütte im Delta, in welcher ihn Isis verbarg, während sie die Leiche des Osiris suchte und in der er auch sonst zahlreiche Fährnisse zu überstehen hatte. Auch die Art, in der Isis das Wasser herbeibrachte, wäre für die Löschung eines Weltbrandes mindestens eigentümlich. Sie sagt nämlich selbst in der ältesten uns erhaltenen Fassung der Stelle in dem um 1800 v. Chr. zusammengestellten Papyrus Ebers: „Wasser ist in meiner Öffnung, ein Nil ist zwischen meinen Beinen, ich komme um das Feuer zu löschen," so daß sie auf eine höchst naive Weise dem Brande Einhalt zu tun sich bemühte.

Es läßt sich demnach aus den ägyptischen Texten für Anklänge an Sagen von einer Zerstörung der Welt, sei es durch Wasser, sei es durch Feuer, so gut wie nichts beibringen. Weit besser sind wir über eine Überlieferung unterrichtet, welche schildert, wie es einst die Gottheit versuchte, das sündhafte Menschengeschlecht zu vertilgen. Diese Mythe ist in zwei Abschriften erhalten, welche in den Gräbern der Könige Seti I und Ramses III, also in der Zeit um 1350 und um 1200 v. Chr. aufgezeichnet worden sind. Außerdem liegen mehrfache Anspielungen auf die Legende vor, so daß sie, wenigstens seit dem 2. Jahrtausend v. Chr., eine größere Verbreitung besessen haben muß. In wie weit sie bereits früher vorhanden war, wird nicht überliefert, da aber fast das gesamte mythologische Wissen dieser Zeit alten Quellen entlehnt ist, so ist dies auch für die fragliche Sage wahrscheinlich.

Wie die meisten ägyptischen Mythen, so knüpft sich auch dieser Bericht an die Gestalt des Sonnengottes Râ-Harmachis, der als der erste Götter-König Ägyptens galt und den die Sagen völlig menschenähnlich auffassen. Sie lassen ihn wie den Menschen altern und schildern ihn mit Vorliebe als einen Greis, dessen schwach werdenden Händen die Zügel der Regierung mehr und mehr entgleiten und dem sich nun Götter und Menschen zu widersetzen wagen; bald versuchen sie, ihn vom Throne zu stoßen, bald sind sie wenigstens bestrebt, seine Herrschermacht zu schmälern.

Die hier zu betrachtende Sage beginnt dementsprechend mit den Worten: Râ ist der Gott, der sich selbst erschuf. Er war der König über Götter und Menschen. Die Menschen pflegten Rat gegen seine Majestät und sprachen: „Siehe, die Majestät des Gottes Râ ist alt geworden, seine Knochen haben sich in Silber verwandelt, seine Glieder in Gold und sein Haar in Lapislazuli". Der Sonnengott hörte diese Reden und rief seine göttlichen Genossen zusammen, um zu überlegen, was man gegen diese Menschen, die ihr Dasein dem Auge, d. h. den Tränen, des Gottes verdankten und die sich jetzt gegen ihren Herrn und Schöpfer auflehnten, tun solle. Die Götter rieten ihm, sein Auge in Gestalt der Göttin Hathor-Sechet, welche als eine Verkörperung der Sonne und ihrer Strahlen in ihrer glühenden und verheerenden Kraft angesehen wurde, gegen die Aufrührer auszusenden. Dies geschah. Die Göttin trat hervor und tötete die Menschheit auf der Erde. Mehrere Nächte lang watete sie im Blute von Heracleopolis magna in Mittelägypten an bis nach Heliopolis, der altheiligsten Stadt des Niltales, wo die Götter zu Ratsversammlungen zusammen zu kommen pflegten. Wenn das Menschengeschlecht der völligen Vernichtung entging, so hatte es dies nur dem glücklichen Umstande zu danken, daß der Gott sehr bald seinen Befehl bereute. Er schickte Boten nach Elephantine und ließ von dort Früchte holen, denen man eine berauschende und einschläfernde Wirkung zuschrieb. Diese wurden in Heliopolis zermalmt und zugleich Korn für Bier zerquetscht, dann beides gemischt und 7000 Krüge Bier hergestellt. Dieses Bier ward während der Nacht über die Felder ausgegossen, die von dem Blute der von Sechet getöteten Menschen bedeckt waren. „Und die Göttin Sechet kam am Morgen; sie fand die Felder überschwemmt, sie freute sich darüber, sie trank davon, ihr Herz war froh, sie ging umher betrunken und erkannte die Menschen nicht mehr." Die Menschen waren gerettet, und zur Erinnerung

an dieses freudige Ereignis wurde ein Fest eingerichtet, bei dem man sich zu Ehren der Sechet in Bier berauschte, ein Fest, das bis in die hellenistische Zeit hinein gefeiert worden ist. Der Gott Râ war aber nicht gewillt über die undankbaren Menschen weiter zu herrschen. Als dies bekannt ward, ergriff diese ihrerseits Reue; sie bewaffneten sich mit Bogen und töteten alle die, welche sich der Gottheit widersetzt hatten. Da sprach die Majestät des Râ: „Eure Missetat ist Euch vergeben, die Tötung (die Ihr für mich vollzogt) gleicht aus die Tötung (die meine Feinde gegen mich vorhatten)". Trotz dieser verzeihenden Worte beharrte der alte Gott bei seinem Entschlusse, in eine von ihm neu geschaffene bessere Welt einzugehen; er ließ aber unserer Erde als Ersatz für seine Sonnenkraft, die ihr fortan nicht mehr Licht und Wärme spenden sollte, eine neue, junge Sonne zum Herrn und Könige zurück.

Die bisher besprochenen Angaben sind die einzigen, welche aus den ägyptischen Texten für Vorstellungen über einen bevorstehenden oder einst geplanten Untergang der Welt oder der Menschen vorliegen. Weit reicher ist das Material, welches für die ägyptischen Vorstellungen über das Ende der Einzelwesen, die die Welt bevölkern, erhalten geblieben ist und zwar sowohl der Menschen, die in erster Reihe in Betracht kommen, als dann weitergehend der Götter und der Tiere, welche beide dem Menschen vollkommen entsprechend aufgefaßt wurden. Daß unsere Zeit hier so gut unterrichtet ist, liegt einmal an der Art des im Niltale unzerstört Gebliebenen, das sich fast ausschließlich auf den Tod bezieht und aus Gräbern und Grabestempeln stammt; dann aber auch daran, daß die Gedanken der Ägypter sich viel und gern mit dem Tode beschäftigten, der für sie ebensowenig wie für den modernen Orientalen einen größeren Schrecken besaß. Ihnen war der Tod nicht das Ende; er bildete nur eine Unterbrechung des Lebens, die sich auf gewaltsame Weise vollzog, denn dem alten Ägypter gilt der Tod nicht als ein Ereignis, welches die naturgemäße Abnutzung des Körpers mit sich bringt. Jeder Todesfall beruht auf einer Art von Mord. Der Leib des Menschen ist während der Dauer seines ganzen Daseins ein Schlachtfeld, in dem gute und böse Dämonen miteinander streiten. Ergeht es ihm wohl, so haben erstere die Oberhand, erkrankt er, so ist es letzteren gelungen, die Oberherrschaft zu gewinnen. Sein Bestreben muß es daher sein, in diesem Kampfe die guten Geister zu unterstützen. Er tut dies durch Amulette, die er bei sich trägt und die die bösen Geister

vertreiben, oder durch Beschwörungen, die er gegen dieselben hersagt. Auch bei der Behandlung der Krankheiten, welche insgesamt Dämonen ihre Entstehung danken, sind diese Hilfsmittel maßgebend; die Arzeneien, die der Kranke nebenbei erhält, dienen nur zur Bekämpfung von Symptomen und gewinnen hierzu die Fähigkeit wesentlich dadurch, daß man bei ihrer Herstellung Beschwörungen murmelt. Die Heilung der wirklichen Ursache des Uebels erfolgt nicht durch irdische Mittel, sondern durch die Besiegung des Dämonen, der in den Menschen gefahren ist und so das Leiden verursacht hat. Ist es kräftigen Zaubersprüchen gelungen, ihn auszutreiben, dann findet die Krankheit ihr Ende.

Längere oder kürzere Zeit, je nach der Macht der gegeneinander streitenden Geister, dauerte der Kampf um den und in dem menschlichen Körper. Zuletzt gewann erfahrungsgemäß der böse Dämon eine Art Sieg. Einem der zahllosen männlichen und weiblichen Übel, männlichen und weiblichen Tode, wie der Ägypter sich ausdrückt, gelang es, die irdische menschliche Hülle zum Falle zu bringen. Aber dieser Tod des Körpers bildete nur eine Episode in dem Kampfe; derselbe dauerte über das Grab hinaus fort, und das Dasein der unsterblichen Teile des menschlichen Wesens konnte in völlig gleicher Weise bedroht werden, wie es die Fortdauer der sterblichen einst gewesen war. Ihnen konnten widrige Mächte einen zweiten Tod bereiten; es war daher ein immer und immer wieder erwachendes Bestreben der Ägypter für sich und für ihre ihnen im Tode vorangegangenen Vorfahren Mittel aufzufinden, um diesen im Jenseits drohenden Gefahren entgegentreten zu können. Dabei galt dort wie hier als die beste und eigentlich einzig aussichtsvolle Hilfe bei jeder irgendwie auftretenden Bedrohung die Kenntnis heilbringender magischer Formeln. Sammlungen solcher Sprüche bilden daher den wesentlichen Inhalt der ägyptischen religiösen Literatur, sie bedecken die Grab- und Sargwände und die Papyrusrollen, die man den Toten mit in die Gruft gab.

Derartig zusammengesetzten Texten ist selbstverständlich über die Vorstellungen von tatsächlichen Zuständen im Jenseits verhältnismäßig wenig zu entnehmen. Sie berichten genau, welchen Namen man anzugeben hatte, wenn man an das eine oder andere Tor des Totenreiches gelangte, wie die Ruderbank, das Steuer, das Segel der hier benutzten Boote hießen; wie die Dutzende von Namen und Titeln des Osiris lauteten; mit welchen Worten man die in den verschiedenen Räumen jenes geheimnisvollen Reiches hausenden

Dämonen begrüßen mußte; sie geben aber kein systematisch geordnetes Bild des Aussehens jener Welt. Unsere jetzige Kenntnis der ägyptischen Sprache macht es möglich, die einzelnen Formeln zu übersetzen, aber ein wirkliches Verstehen derselben ist damit häufig nicht gewonnen, um so weniger, als sie vielfach auf uns unbekannte Mythen anspielen. So lautet eine Formel gegen die Schlangen des Jenseits in einem Texte der Zeit um 3000 v. Chr.: „Es ringelt sich die Schlange; die Schlange ringelt sich um das Kalb; oh Nilpferd, das hervorging aus dem Gau der Erde. Du frassest, was aus Dir hervorging. Schlange, die Du niedersteigst, lege Dich, weiche zurück! Der Gott Henpesetet ist im Wasser, die Schlange ist umgeworfen, Du erblickst den Gott Râ". Wer hier unter dem Kalb, dem Nilpferd, der Schlange zu verstehen ist, bei welcher Begebenheit sie zusammentrafen, wird bisher nirgends überliefert. So geben uns denn die Sätze nur Worte, der Sinn entzieht sich unserer Erkenntnis. Und ähnlich geht es bei einer langen Reihe anderer derartiger Formeln, die, wie die zahlreichen Schreibfehler zeigen, welche die alten Abschreiber bei der Zusammenstellung ihrer Papyri begingen, nicht selten auch diesen nicht recht verständlich waren.

Zu diesen durch das ungenügende Material veranlaßten Schwierigkeiten bei einer Wiederherstellung der Jenseitsvorstellungen des Niltales kommt eine zweite: Der völlige Mangel an systematischem Denken, der den Ägypter beseelte und der ihn die widerspruchsvollsten Lehren ruhig nebeneinander niederschreiben und glauben ließ. Man hat im Niltale niemals den Versuch gemacht, die eigene Religion in eine lehrbuchartige Form einzukleiden, zu streichen, was den Hauptlehren widersprach, diese selbst einheitlich zu gestalten. In treuem Sinne bewahrte man alles das, was einst die Vorfahren geglaubt hatten, zusammen mit allem dem, was spätere Generationen hinzufügten, unbekümmert um die verschiedenen Denkrichtungen, die infolgedessen unvermittelt neben- und durcheinander liefen. In dieser religiösen Sammlung fanden alle die Lokalkulte Aufnahme, welche sich, aus gemeinsamer Grundlage hervorgehend, in den verschiedenen Stadt- und Dorftempeln oft sehr eigenartig selbständig entwickelt hatten. Daneben ließ man die alten Lehren in ihrer ursprünglichen Gestalt bestehen, welche einst im Kreise der verschiedenen ursemitischen, urlybischen und sonstigen Bestandteile, aus denen das ägyptische Volk in der Vorzeit herausgewachsen war, als wahr gegolten hatten. Und damit nicht genug.

Im Laufe der geschichtlichen Zeit wurden zahlreiche religiöse Gedankenkreise den Nachbarstämmen entlehnt und ohne jede Verarbeitung den ägyptischen hinzugefügt, so daß die semitischen Gestalten des Baal, der Astarte und ihrer Genossen eine gleichberechtigte Stellung neben den einheimisch-ägyptischen Göttern zu erringen vermochten.

Man hat früher angenommen, dieser Wirrwarr religiöser Vorstellungen trete erst in jüngeren Texten auf. Seit die Inschriften der Königs-Pyramiden der 5.—6. Dynastie, der Zeit nicht lange nach 3000 v. Chr., zugänglich geworden sind, weiß man, daß dieses Chaos so alt ist, wie die bisher verfolgbare ägyptische literarische Überlieferung überhaupt. Es ist naturgemäß allmählich entstanden; aber die Zeit dieses Werdens liegt jenseits der Grenze unserer Kenntnis des ägyptischen Volkes. Daher erscheint es einstweilen zwecklos, über dessen Verlauf Vermutungen aufzustellen, die jeder Spatenstich in Ägypten, jeder neu auftauchende Text erbarmungslos vernichten kann. Wer vorsichtig ist, begnügt sich bei dem heutigen Stande unseres Wissens damit, die einzelnen Lehren klarzustellen, ihre Veränderungen während der Dauer des Ägyptertums zu untersuchen, ihrer Bedeutung nachzugehen; die Frage nach ihrer Entstehung und ihrem Alter läßt man zunächst besser beiseite.

Unter den verschiedenartigen Jenseitsvorstellungen der Ägypter knüpft sich eine der wichtigsten an die Sonne und die Beobachtung ihrer Bewegung innerhalb je 24 Stunden. Der Lauf des Tagesgestirns vollzieht sich für den Ägypter in der gleichen Weise, wie seine eigene Fortbewegung, wenn er eine Reise durch seine Heimat unternahm: zu Schiffe. Sie findet statt auf dem himmlischen Ozean oder auf einem Nile, der geradeso wie der irdische Strom Ägypten, so seinerseits das Himmelsland in etwa gerader Richtung durchschneidet. Auf ihm wird die Sonnenbarke im allgemeinen von der Strömung fortgetrieben, so daß es nur einer Steuerung bedarf; Ruder und Segel kommen kaum in Betracht. Nur in Ausnahmefällen ist von einem Ziehen der Sonnenbarke die Rede, wozu dann Schakale zur Stelle zu sein haben. Man dachte dabei an die Art und Weise, in der im Niltale Schiffe stromauf befördert wurden, ersetzte nur die hienieden verwendeten Menschenkräfte in der höhern Welt durch göttlicher Natur teilhaftige Geschöpfe. Inmitten der Sonnenbarke erhebt sich eine kapellenartige Kajüte, in welcher der Sonnengott, der bei Tage als Mensch mit Sperberkopf aufzutreten pflegt, steht oder sitzt, während sich neben ihm auf

dem Schiffe ein Steuermann und verschiedene Götter als Hofstaat und Begleiter befinden. Zu seiner Tagesfahrt verwertet der Gott nach den meisten und besonders nach den ältern Angaben zwei Schiffe, eine Vormittags- und eine Nachmittagsbarke, steigt also um Mittag um. In späterer Zeit denkt man sich gelegentlich die Reise umständlicher. Da muß der Gott nach Ablauf jeder Stunde das alte Schiff verlassen und ein neues betreten. Die Fahrt erfordert 12 Stunden und zerlegt man dementsprechend die Zeit von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang in 12 gleiche Teile. Hieraus ergibt sich unmittelbar, daß für den Ägypter eine Stunde kein fester Zeitbegriff war wie in unserem Sprachgebrauche. Ihre Länge wechselte je nach der Jahreszeit; am größten war ihre Dauer im Hochsommer, am kleinsten im tiefsten Winter. Ganz entsprechend gestaltete sich die Länge der Nachtstunden. Man zerlegte die Zeit von Sonnenuntergang bis Aufgang wiederum in 12 gleiche Stunden, deren Länge demnach in umgekehrter Weise wechseln mußte wie die der Tagesstunden. Jeder Stunde stand eine besondere Göttin vor, die während ihr die Aufsicht führte und bisweilen den Sonnengott bei dem ihr unterstellten Teile der Fahrt begleitete.

Die Tagesfahrt endete im Westen. Dann beginnt die Nachtfahrt, welche die Sonnenbarke auf einem das Nachtreich durchfließenden Strome zum Aufgangspunkte im Osten zurückführte. Diese Reise des Sonnengottes erinnerte den Ägypter an den Gang des menschlichen Lebens. Der Gott wurde morgens geboren, alterte während seines Laufs, sank als Greis abends in die Nacht, um am nächsten Morgen zu neuem Leben zu erstehen. Solches Geborenwerden und Sterben des Sonnengottes erfolgte nach der verbreitetsten Anschauung jeden Tag von neuem. Daneben tritt eine zweite Meinung auf, derzufolge der Vorgang sich im Laufe eines Jahres vollzog: jeweils mit der Frühlingssonne erwachte der Gott zu neuem Leben, mit jeder Wintersonne starb er. Hier fiel demnach der langdauernde Todeszustand, den der Verlauf in 24 Stunden bedingte, fort, oder verminderte sich doch auf einen ganz kurzen Zeitabschnitt. Daneben scheinen weitere Vorstellungen bestanden zu haben, welche dem Leben des Gottes noch längere Zeitläufte, 365 und mehr Jahre zuschrieben und dabei wohl an astronomische Perioden dachten; doch sind die diesbezüglichen Angaben wenig klar und haben derartige Ansichten keinesfalls größere Verbreitung oder Volkstümlichkeit besessen.

Eingehende Schilderungen der Nachtfahrt der Sonne finden

sich in Texten des neuen Reiches, also nach 1700 v. Chr., doch zeigen mehrfach Andeutungen älterer Inschriften und bildliche Darstellungen, daß derartige Lehren weit früher entstanden, wenn sie auch erst im zweiten Jahrtausend in ausgearbeitete und in weiteren Kreisen des Volkes als wahr angenommene Systeme gebracht worden zu sein scheinen. Niedergelegt wurden diese in dem Buch vom Am-duat, d. h. „von dem, was ist in der Tiefe" und in dem Buche von den Toren, welche beide die Topographie der hier in Betracht kommenden Unterwelt vorführen wollen, dies aber in verschiedenartiger Weise versucht haben. Aufgezeichnet finden sie sich in Auszügen auf Papyris und Sarkophagen und mehr oder weniger vollständig in den thebanischen Königsgräbern meist gleichzeitig in einer kurzen Textausgabe und in einer ausgedehnteren illustrierten Rezension. Dabei erscheinen das Buch Am-duat und das Buch von den Toren trotz des Widersprechenden ihres Inhaltes, nicht selten ohne weiteres nebeneinander in dem gleichen Grabe, wiederum ein Zeichen, wie wenig der Ägypter logisch dachte, sobald religiöse Vorstellungen in Frage kamen.

Die Zeit der Hauptblüte dieser Lehren fällt zusammen mit derjenigen Periode der ägyptischen Geschichte, in welcher die Könige in Theben ihren Hauptsitz genommen hatten; sie scheinen sich wesentlich im Kreise der thebanischen Priesterschaft entwickelt zu haben, deren Mitgliedern und Verwandten man ihre Niederschrift mit in das Grab zu geben pflegte. Hieraus erklärt es sich, daß der Nachtsonnengott in ihnen als widderköpfiger Mann auftritt, denn der Widder galt als diejenige tierische Verkörperungsform, welche der in Theben als Hauptgott verehrte Amon anzunehmen liebte, wenn er auf diese Erde herniederstieg. Dabei trägt der Gott in den Unterwelt-Texten die nach den Seiten auslaufenden Widderhörner. Man hat lange Zeit geglaubt, nachweisen zu können, daß von den beiden mit ägyptischen Göttern in Verbindung gebrachten Widderarten die eine, deren Hörner seitlich sich entwickeln, dem Gotte Chnuphis von Elephantine geweiht gewesen sei, während dem Widder des Amon das rundlich um das Ohr liegende, durch die römischen Statuen des Jupiter Amon uns geläufige sogenannte Amonshorn zugehöre. Letzteres tragen bereits die Könige der 19. Dynastie gelegentlich, als Zeichen ihrer Abstammung von dem Gotte Amon, als Kopfschmuck und in gleichem Sinne ließen es später Alexander der Große und seine Nachfolger an ihren Bildnissen anbringen. Wäre die erwähnte Scheidung richtig, so würde

sie gegen einen Zusammenhang des Nachtsonnengottes mit dem thebanischen Amon sprechen; allein angesichts der Denkmäler hält diese Ansicht nicht stand. Amon wird sehr häufig, auch an Stellen, an denen von einer Verschmelzung seiner Gestalt mit der des Chnuphis keine Rede sein kann, mit den ausladenden Hörnern dargestellt. Meist scheinen lediglich künstlerische und praktische Gründe die Wahl des einen oder andern Hornes bei der Darstellung des Gottes veranlaßt zu haben; bei Statuen vermied man möglichst die ausladende, weniger Dauerhaftigkeit verheißende Form.

Als eine Art Einführung wurde über den Eingängen in die Königsgräber eine Sonnenscheibe eingemeißelt, in der die eben geschilderte widderköpfige Gottesgestalt steht, während sich hinter ihr ein großer Skarabaeus-Käfer befindet. Erstere ist der Gott der Nachtsonne, zu dessen Reich das Grab gehört und dessen Gebiete seine Inschriften schildern, während der Skarabaeus eine Gestaltung der neu zum Leben erwachenden Morgensonne und zugleich eine Versinnbildlichung der Neubelebung des Verstorbenen bildet.

In drei übereinander angebrachten Reihen geordnet, laufen bei den Darstellungen dieser Unterwelt die Reliefs längs der Wände; die mittlere Reihe stellt den Unterweltsfluß dar, auf dem sich die Sonnenbarke fortbewegt, durch die Strömung oder durch Zauberformeln getrieben, oder auch durch dem Gotte ergebene Geister gezogen. Darüber und darunter befinden sich Bilder der beiden Ufer des Flusses. Vor der Sonnenbarke und an diesen Ufern stehen, sitzen, liegen in bunter Folge die zahllosen Dämonen, welche diese Gefilde der Nacht bevölkern. Bald treten sie in menschlicher Gestalt auf, bald als Tiere, vor allem als Schlangen, die man in einem unterirdischen Gebiete in erster Reihe zu finden erwarten mußte, oder als Hundskopfaffen, denen man im Niltale eine Vorliebe für die Sonnenverehrung zuschrieb, oder endlich als Mischwesen aus Tier- und Menschenteilen, in oft sehr sonderbar anmutenden Verbindungen. Den Bildern der Dämonen werden ihre Namen beigefügt. Aus diesen geht hervor, daß nur wenige unter ihnen in Beziehung zu den großen Göttern des Landes stehen; die meisten sind Sondergötter, deren Namen ihre jeweilige Tätigkeit andeuten: die Schneidende, die Zerreißende, der Stecher, u. s. f. Ein Teil gilt als dem Sonnengotte befreundet, zahlreiche andere sind ihm feindlich gesinnt. An der Spitze der letzteren steht die große Apophisschlange, die Verkörperung der Mächte der Finsternis, die darnach trachtet, der Sonne den Weg zu verlegen und den

Untergang zu bereiten, die aber stets noch im letzten Augenblicke von den Sonnenfreunden besiegt, gefesselt, geschnitten, aber niemals endgültig getötet wird. Immer wieder erwacht sie zu neuem Leben und beginnt von neuem den Kampf gegen den Gott der Wärme und des Lichtes, einen Kampf, der nach ägyptischer Anschauung nimmermehr zu einem Siege der einen oder anderen Partei führen wird.

Die einzelnen Geister dieser Unterwelt hier zu schildern, würde zwecklos sein. Dieselben sind in den beiden genannten Büchern verschiedene und auch verschieden geordnet. Die Unterscheidung der Werke wird durch eine Äußerlichkeit erleichtert: in dem Buche Amduat wird jeder Stundenraum von dem nächsten durch eine Türe getrennt; im Buche der Tore wird die Türe durch eine monumentale Festungstoranlage ersetzt. Die einzelnen Dämonen bleiben, abgesehen von einigen Begleitern des Sonnengottes, stets in dem gleichen Raume und ebenso ergeht es nach dieser Jenseitslehre den verstorbenen Menschen. Diese schließen sich im Westen des Horizonts der Sonnenfahrt an und werden dann von dem Gotte im Jenseits zurückgelassen. Hier weist ihnen derselbe Felder zur Bestellung an, auf denen sie fortan als seine an Grund und Boden gefesselten Vasallen hausen, stets bereit, ihren Herrn gegen seine Feinde zu unterstützen, sobald ihn diese bei seiner Durchfahrt mit ihren Angriffen bedrohen. Ihr Los war im übrigen kein erfreuliches. Jubelnd begrüßten sie das Sonnenlicht, wenn der Gott ihnen erschien; aber bereits nach einer Stunde entschwand es ihnen, die Tür ihres Raumes schloß sich, 23 Stunden galt es in einem Dunkel zu verharren, welches höchstens durch feuerspeiende Schlangen oder die Flammenmeere erhellt ward, in denen gefangene Feinde des Sonnengottes Feuerqualen erduldeten. Beachtenswert ist es, daß hier Hoch und Niedrig, Untertanen und Könige das gleiche Los trifft. Nur wenige Sterbliche vermögen ihm zu entrinnen. Dies sind aber nicht etwa diejenigen, die auf dieser Erde tugendhaft lebten, sondern diejenigen, denen es gelungen war, in der Magie besonders große Kenntnisse zu erwerben, die freilich daneben auch vermieden hatten, geradezu als Feinde des Sonnengottes aufzutreten. Vermittelst ihrer Zauberkraft zwangen sie den Gott, sie auf seiner Fahrt nicht auszusetzen, sondern sie weiter in seiner Begleitung zu behalten und ewig in seiner Barke am Himmel kreisen zu lassen.

Die eben erwähnte Auffassung, daß im Jenseits Gute und Böse gleich gestellt sind, daß die Gottheit nach dem Tode dem, der ihren

Geboten im Diesseits gehorcht hat, keinerlei entsprechende Belohnung zu teil werden läßt, hat der alte Ägypter auch in den Zeiten der Blüte dieser Lehren gelegentlich als eine Ungerechtigkeit empfunden. Er hat daher in das Buch von den Toren eine Gerichtsszene eingefügt, und diese sich dem Bilde des osirianischen Totengerichtes, auf das später zurückzukommen sein wird, entsprechend ausgemalt. Zwischen der fünften und sechsten Nachtstunde befindet sich ein Saal, in dem Osiris, umgeben von den Göttern seines Kreises, auf seinem Throne sitzt. Vor ihm wird die Seele des Menschen gegen seine Taten abgewogen, während ein Hundskopfaffe, die tierische Verkörperung des Gottes der Weisheit Thoth, ein Schwein, den Vertreter des Gottes des Bösen Set, mit einem Stocke aus der Halle hinaustreibt und damit aus der Gemeinschaft der Guten verstößt. In dem folgenden Raume sieht man die gerecht Gesprochenen das Feld bebauen, während die Bösen an Pfähle gebunden ihrer Bestrafung harren, zu deren Behuf sie späterhin in Wasser- und Feuerseen geschleudert werden sollen.

Beachtenswert ist es bei dieser Szene, wie wenig dieselbe in den Zusammenhang des übrigen Textes hineingearbeitet worden ist. Man hat sie als Ganzes eingeschoben, um eine Gedankenlücke auszufüllen, ohne daß man sich der Mühe unterzogen hätte, diejenigen Teile des Werkes umzuarbeiten, welche auf der Voraussetzung des Fehlens eines Totengerichtes beruhten. Am bezeichnendsten für diesen Umstand ist es, daß die Einschiebung nicht am Anfange des Textes erfolgte, sondern weit später, während doch logischer Weise das Gericht hätte stattfinden müssen, ehe der Gott sich anschickte, von den Toten begleitet, seinen Weg durch die Unterwelt anzutreten. Die Ägypter haben denn auch niemals versucht auszuführen, wie sich denn eigentlich der gemeinsame Zug der Seelen der Guten und Bösen bis zu dieser Halle tatsächlich vollzogen hat.

Eine ähnlich melancholische Auffassung des Daseins nach dem Tode, wie die besprochenen Texte, zeigt eine Reihe von Ermahnungen zum Lebensgenuß. Dieselben finden sich seit der Zeit um 2500 v. Chr. in den ägyptischen Texten in vielfach wechselnder Ausdrucksweise, in den Grundgedanken aber stets unverändert. Vor allem bilden sie die Gesänge, durch welche bei Beerdigungen die Hinterbliebenen zum Nichttrauern aufgefordert wurden. So legt eine Inschrift der verstorbenen Frau folgende Rede an ihren überlebenden Gatten in den Mund: „Oh mein Genosse, mein Gemahl! Höre nicht auf zu trinken und zu essen, betrunken zu sein, der Liebe der

Frauen zu genießen, Feste zu feiern. Folge Deinen Wünschen bei Nacht und bei Tage. Gönne der Sorge keinen Raum in Deinem Herzen. Denn das Westland (eines der Totenreiche) ist ein Land des Schlafes und der Finsternis, ein Wohnort, in dem die bleiben, die darinnen sind. Sie schlafen in ihrer Mumiengestalt, sie erwachen nimmermehr, um ihre Genossen zu sehen, sie erkennen weder ihre Väter noch ihre Mütter, ihr Herz sorgt sich nicht um ihre Weiber und Kinder. Auf Erden genießt jeder das Wasser des Lebens, aber ich leide Durst. Wasser kommt zu dem, der auf Erden weilt, ich aber dürste nach dem Wasser, das bei mir ist. Seit ich in dieses Tal kam, weiß ich nicht, wo ich bin. Ich schmachte nach dem Wasser, das bei mir fließt. Ich sehne mich nach dem Luftzuge am Ufer des Flusses, damit er mein Herz in seinem Kummer labe. Denn der Name des Gottes, der hier herrscht, lautet „Vollkommener Tod“. Wenn er ruft, dann kommen alle Menschen, zitternd vor Furcht zu ihm. Er macht keinen Unterschied zwischen Göttern und Menschen, vor ihm sind die Großen den Kleinen gleich. Er erweist keine Gunst dem, der ihn liebt; er reißt das Kind dahin von seiner Mutter, und den alten Mann in gleicher Weise. Niemand kommt um ihn zu verehren, denn er ist nicht gütig gegen den, der ihn verehrt, er achtet nicht auf den, der ihm Opfergaben darbringt“.

Die bisher besprochenen Vorstellungskreise suchten den Aufenthalt der Toten in einem unter der Erde gelegenen Reiche. Eine Reihe weiterer vermuten ihn über der Erde, im Himmel. Wie man dorthin gelangte, um in der Sonnenbarke, oder zwischen den Sternen, oder in dem Gefilde der Seligen Einlaß zu finden, darüber herrschten widersprechende Meinungen. Nach der einen begab sich die Seele des Sterbenden an den westlichen Horizont, an die meist bei Abydos gesuchte Stelle, an der die Sonne durch einen engen Felsspalt in die Tiefe sank, und kletterte hier auf deren Barke. Wir haben gesehen, daß es dem Toten mit Hilfe der Magie glücken konnte, mit der Sonne durch das ganze Unterweltsreich zu gelangen, am Morgen stieg er verjüngt mit ihr an den Himmel empor. Andere nahmen an, es gebe eine Leiter, mittelst deren man zum Himmel hinaufklettern könne; eine bestimmte Zauberformel ermöglichte es dem Verstorbenen, diese zu betreten. Eine dritte Vorstellung knüpft an die Leichenverbrennung an: mit dem Rauche der Flamme steigt die Seele zum Himmel auf. Letzterer Gedanke ist in Ägypten ein uralter; er wird in

historischer Zeit jedoch nur selten erwähnt, denn die Leichenverbrennung war bei dem Beginne der geschichtlichen Zeit bereits ungebräuchlich geworden und kam nur ausnahmsweise für Könige in Anwendung. Vergessen wurde sie aber nicht, sie erscheint noch im zweiten Jahrtausend v. Chr. bei dem Opfer, welches die Beerdigung vornehmer Persönlichkeiten begleitete und bei dem man Menschen den Flammen überlieferte, um sie als Diener dem Verewigten nachzusenden. Die Hoffnung durch Verbrennung dem Toten etwas zukommen lassen zu können, hat ferner stetig in dem Brandopfer fortgelebt, obwohl dieses im Gegensatze stand zu der im Niltale üblicheren Niederlegung der Gaben im Grabe, welche ein wenigstens zeitweises Weilen des Toten an dieser Stelle voraussetzen mußte.

Weit öfters als dieses Weges in das Jenseits wird einer anderen Vorstellung gedacht, derzufolge die Seele in Vogelgestalt zum Himmel emporfliegt. Gelegentlich tritt sie hierbei als Sperber auf und besonders die Seele der Könige war derart gebildet; gewöhnlich aber hat sie die Gestalt des sog. Ba-Vogels, eines Vogels mit Menschenkopf und gelegentlich mit menschlichen Armen, der in den meisten Fällen männlichen Geschlechtes war. Eigentümlicherweise denkt sich nämlich der Ägypter den Verstorbenen, auch wenn er sein irdisches Leben als Frau verbracht hatte, im Jenseits als Mann, bezeichnet ihn daher als Osiris und gibt ihm einen männlichen Seelenvogel. Nur selten in älterer Zeit, etwas häufiger in der spätern, behält die verstorbene Frau ihr Geschlecht, wird als unsterbliche Tote nicht Osiris, sondern Hathor genannt und erscheint als Seelenvogel mit weiblicher Kopfhaube, ohne Bart und bisweilen mit weiblicher Brust.

Wie und auf welcher Grundlage der Seele im Himmel, im Kreise der Götter, eine bestimmte Stellung angewiesen ward, welches ihr Verhältnis zu den Göttern und den früher und später gleichfalls hierhin gelangenden Seelen war, schildern die Texte im allgemeinen nicht. Nur die Pyramideninschriften sind für die Seele des Herrschers etwas eingehender und zeigen, daß sich der König im Wettstreite mit den älteren Göttern die Stellung erringen mußte, die er, entsprechend seinem einstigen irdischen Range, beanspruchte. Es erging hierbei dem toten Pharao nicht anders, wie einst dem verstorbenen Gotte Osiris, als dieser König des Totenreiches werden sollte. Die älteren Götter, die früher hier geherrscht hatten, widersetzten sich dem neuen Fürsten und mußten

gewaltsam unterworfen werden, ehe das Reich des Osiris beginnen konnte.

Wie sich die Ankunft eines verstorbenen Herrschers im Jenseits abspielte, das schildert eine solche Pyramide mit den Worten: „Der Himmel weint, die Sterne beben, die Wächter der Götter zittern und ihre Diener entfliehen, wenn sie den König als Geist sich erheben sehen, als einen Gott, der von seinen Vätern lebt und sich seiner Mütter bemächtigt. Seine Diener haben die Götter mit der Wurfleine gefangen, haben sie gut befunden und herbeigeschleppt, haben sie gebunden, ihnen die Kehle durchschnitten und ihre Eingeweide herausgenommen, haben sie zerteilt und in heißen Kesseln gekocht. Und der König verzehrt ihre Kraft und ißt ihre Seelen. Die großen Götter bilden sein Frühstück, die mittleren bilden sein Mittagessen, die kleinen bilden sein Abendessen, die alten Götter und Göttinnen benutzt er als Heizmaterial. Der König verzehrt alles, was ihm in den Weg kommt. Gierig verschlingt er alles und seine Zauberkraft wird größer als alle Zauberkraft. Er wird ein Erbe der Macht größer als alle Erben, er wird der Herr des Himmels, denn er aß alle Kronen nnd alle Armbänder, er aß die Weisheit jedes Gottes, u. s. f.“

Durch Besiegung und Verzehrung der Götter und ihrer Machtzeichen und Schmucksachen wird demnach der Pharao Herr des Himmels. Die Vorstellung, daß der Mensch auf derart rein materiellem Wege geistige Eigenschaften sich zu eigen zu machen vermöge, ist eine weit verbreitete. Das Essen des Herzens und des Hirns des besiegten Feindes oder des kräftigen Tieres und ähnliche Sitten finden sich zu solchem Zwecke bei einer langen Reihe der verschiedensten Völker. Für Ägypten läßt sich der Gedankengang auch anderweitig durch zahlreiche Belege erhärten. Wer wahrhaftig werden will, verzehrt die durch ein kleines Bild der Wahrheitsgöttin vertretene Wahrheit. Leben und Macht gibt der Gott, indem er die Hieroglyphenzeichen und damit die Begriffe Leben und Macht von dem Begnadeten durch die Nase einatmen läßt. Unsterblichkeit kann man gewinnen, indem man an der Brust einer Göttin saugt und mit ihrer Milch die ihr innewohnende Eigenschaft der Unsterblichkeit in sich aufnimmt. Auf entsprechende Weise wird in dem Pyramidentexte der König durch das Göttermahl allumfassender Gott, ohne daß dadurch die Götter aufhörten zu sein. Wie der einzelne die Wahrheit essen kann und sie doch fortdauert und andern zur Verfügung steht, so bleiben

auch die Götter trotz dieses Verschlungenwerdens als selbständige Wesen fortbestehen.

Auf welche Weise der Gott gewordene König seine Macht sicherte, um nicht dem nächsten, mit der gleichen magischen Kraft ausgerüsteten, verstorbenen Pharao seinerseits zur Beute zu fallen, darüber fehlt jede Andeutung. Vermutlich hat man sich über solche Fragen weiter keine Gedanken gemacht und sich damit begnügt, sich das eigene Fortleben möglichst erfreulich auszudenken, ohne dabei gleiche Seligkeitsansprüche künftiger Generationen in Rechnung zu ziehen.

Unter der Erde und über der Erde hat demnach der Ägypter ein Totenreich gesucht; auch auf der Erde hat seiner Ansicht nach ein solches bestanden. Den Verlauf der damit verbundenen, auf Erden sich vollziehenden Auferstehung hat er sich wiederum in der verschiedensten Weise vorgestellt. Eine Reihe von Anschauungen entlehnte er dem Pflanzenleben. Aus der Leiche oder einem ihrer Teile, wie dem Blutstropfen, der von dem Sterbenden verspritzt ward, entsproßte ein Baum, der dessen neue Form zu bilden berufen war; bald befand sich dann der Sitz des Lebens in der Blüte, bald im ganzen Holze, so daß, wenn der Baum gefällt ward, ein abgesplittertes Stück genügte, um das Leben weiter fortzupflanzen. Ein derartiger Baum, der dem nach dem Tode fortlebenden Wesen entspricht, ist in der spätern Zeit, als die Mythen ihre ursprüngliche Kraft verloren, zu dem durch die griechischen Schriftsteller bekannten Baume geworden, der den Sarg und die Leiche des Osiris umschloß. Andere Berichte lassen aus der Leiche nicht einen Baum, sondern Korn hervorsprießen. So war nach einer weit verbreiteten Ansicht Osiris zu neuem Leben erwacht und sein Beispiel wirkte in gewissem Sinne ansteckend. Man stellte gelegentlich neben dem Sarge des Toten ein Bett auf, dem man ein Saatfeld in Gestalt des Osiris hatte entsprossen lassen, und hoffte, daß der Tote dem Beispiele des Gottes folgen werde. Dabei ist für den Ägypter der geschichtlichen Zeit dieses Sprossen nicht ein Gleichnis; die Texte erklären ausdrücklich, Osiris sei das aus seiner Mumie hervorgegangene Korn. — In ähnlicher Gedankenverbindung wird das Bild einer stylisierten Wasserpflanze ein Amulett, das die Auferstehung sichert, und tragen die sich ewig verjüngenden Göttinnen eine solche Pflanze als Szepter in der Hand.

Eine andere Reihe von Berichten schildert die Auferstehung als

ein neu zum Leben Erstehen des in die Gruft gesenkten irdischen Körpers, hebt in ausführlicher Weise hervor, wie der Tote wieder den Mund öffne, wie er essen und trinken könne, wie er die Arme und Beine zu bewegen vermöge, wie seine Zeugungskraft erwache. Diese Gedankengänge faßt man am besten als die „Osirianische Unsterblichkeitslehre“ zusammen. Denn, so verschiedenartig sie auch im einzelnen sein mögen, sie haben das Eine gemeinsam, daß sie als Vorbild, als erstes Wesen, welchem eine derartige Auferstehung zu teil ward, den Gott Osiris nennen.

Osiris, der Sohn des Gottes der Erde und der Göttin des Himmels, war der erste König, der in völlig menschlicher Weise über Ägypten herrschte. Seine göttliche Natur erwies er in dieser Stellung durch seine Güte und die Wohltaten, die er spendete. Es gelang ihm aber nicht, aller Herzen zu gewinnen. Sein eigener Bruder Set stellte ihm nach; unterstützt von mehreren Mitverschworenen umgarnte er Osiris und ermordete ihn. Nach einer später gern geglaubten Mythe ward die Leiche in einen Sarg gelegt, dieser in den Nil gestoßen, und erst nach langen Irrfahrten von der treuen Gattin und Schwester des Osiris, der Göttin Isis, wieder aufgefunden. Älter scheint die Vorstellung, die Mörder hätten die Leiche in Stücke geschnitten, diese im ganzen Lande zerstreut und Isis habe lange umherziehen müssen, bis sie die Stücke alle oder doch zum größten Teile auffand. Als ihr dies gelungen war, vereinte sie dieselben und baute die Leiche des Osiris wieder auf, um sie als Ganzes zu begraben. Andere leugneten, daß letztere einheitliche Bestattung erfolgt sei, sie ließen jeden Teil an der Stelle, an der er gefunden ward, in je einem der von den Griechen als Serapeen bezeichneten Tempel des Landes seine letzte Ruhestätte finden. In einem solchen Heiligtume fanden die jeweiligen Überbleibsel des Gottes, in Letopolis beispielsweise der Hals, in Athribis das Herz, in Abydos der Kopf, eine besondere Verehrung. Trotzdem hielt man ruhig in den gleichen Tempeln, in schroffem logischen Widerspruche gegen diese Glaubenslehren, auch an der Mythe von dem als Ganzes bestatteten Osiris fest und feierte dementsprechende Erinnerungstage.

Die Zerschneidungsmythe wurde in der ältesten Zeit des Ägyptertumes besonders betont; mit ihr stand die damals übliche Zerstückelung der menschlichen Leiche in engem Zusammenhang. Man zerlegte die letztere in mehr oder weniger zahlreiche Teile und hielt vor allem die Enthauptung des Toten für äußerst wichtig.

Die Stücke setzte man innerhalb des Fruchtlandes, wohl in der Nähe der Wohnung des Toten, bei. Nach einiger Zeit, wenn die Fleischteile verwest waren, grub man die Leichenreste wieder aus, sammelte und reinigte die Knochen und beerdigte sie am Rande des Niltales im Wüstensande in einer endgültigen Gruft. — Bereits zur Zeit der Pyramidenerbauer wurde die Zerstückelung seltener vollzogen, aber bis in späte Zeiten hinein wurde sie niemals völlig vergessen. Religiöse Formeln bezogen sich noch Jahrtausende später darauf, daß dem Toten sein abgehauener Kopf im Jenseits zurückerstattet werden solle. Gelegentlich ist der Brauch tatsächlich auch in jungen Perioden geübt worden. Leichen blieben erhalten, die zunächst enthauptet worden sind; dann aber hat man die Körperreste einbalsamiert, den Kopf vermittelst eines Stabes an dem Rumpfe befestigt und das Ganze mit Mumienbinden umwickelt. Ähnlich verfuhr man gelegentlich in der Pyramidenzeit mit dem ganzen Körper. Man ließ ihn verwesen, sammelte hierauf die einzelnen Knochen, umhüllte jeden für sich mit Leinewandbinden und legte endlich diese Päckchen derart nebeneinander, daß ihre Lage den jeweiligen Knochen am menschlichen Skelette entsprach.

Bei dieser Zerlegung und Wiederzusammenfügung der Leiche waltete kaum einzig und allein der Wunsch ob, durch solche Vornahmen dem Toten den Weg in das Jenseits zu erleichtern; man wollte ihm gleichzeitig die Rückkehr in das Diesseits erschweren. Wie die meisten Völker unserer Erde, so haben auch die alten Ägypter vielfach die Verstorbenen, welche der Freuden des irdischen Daseins entbehren mußten, für bösartige Wesen gehalten, welche neiderfüllt die Hinterbliebenen zu quälen und zu beunruhigen trachteten. Je sorgsamer man die Begräbnisgebräuche vollzog, um so eher konnte man hoffen, die abgeschiedenen Seelen milder zu stimmen; sie völlig zu befriedigen, war schwer, wo nicht unmöglich. So lag es denn nahe, zu demselben Hülfsmittel zu greifen, welches noch in unserer Zeit in zahlreichen Ländern gegen diejenigen Toten, welche man als Vampyre ansieht, Verwendung findet. Man schneidet derartigen Leichen den Kopf ab, um ihnen das Umgehen auf Erden zu verwehren. Wo der menschliche Leib als die einzig mögliche Verkörperungsform des Toten gilt, kann ein solcher Ausweg als unfehlbar gelten. Nicht so im Niltale, in dem der Tote, um auf Erden zu erscheinen, nicht stets in seinen Leichnam zurückzukehren brauchte, sondern auch andere Gestalten beseelen konnte. Eine solche Wahl lag nahe, wenn er die Verletzung seines Körpers

bemerkte und sie an ihren Verübern zu rächen gedachte. Um diese Gefahr zu verringern, wird man den Leib nach der Verstümmelung wieder zusammengesetzt haben. Kam der Tote in sein Grab, um zu prüfen, ob hier alles in Ordnung sei, und erschien ihm bei äußerlichem Zusehen die Leiche in tadellosem Zustande, so war er befriedigt. Gedachte er aber in irgend einer unglücklichen Laune sie zu beseelen, so fiel der Körper auseinander oder verlor doch das Haupt, ein Auftreten in der altgewohnten Gestalt war unmöglich. Derartige Gedankengänge setzen freilich bei den Verstorbenen einen erheblichen Mangel an Scharfblick voraus. Allein, das ist wiederum eine jener Vorstellungen, welche fast allen Völkern gemeinsam ist. Tod und Teufel und die Wesen, die in ihren Kreis gehören, gelten gemeinhin als leicht zu täuschen. Dafür gewährt nicht nur der alte und neue Orient zahllose Beweise in seinen Sagen und Erzählungen, auch unsere Volksmärchen liefern reiches und verschiedenartiges diesbezügliches Material.

Gelegentlich spielt somit die Sage von der Zerstückelung des Osiris als Vorbild einer entsprechenden Behandlung der menschlichen Leiche eine Rolle. Dies geschieht jedoch verschwindend selten im Vergleiche zu den geradezu zahllosen Fällen, in denen berichtet wird, Osiris sei als Ganzes bestattet worden. Seine Anverwandten waren es dann, die diese Beerdigungspflicht erfüllt hatten und dadurch allen Menschen zeigten, was zu tun sich bei ähnlichem Trauerfalle gezieme. Isis sang, unterstützt von ihrer Schwester Nephthys, dem Bruder die Klagegesänge und trug Zauberformeln vor, die den Toten gegen alle Anfechtungen des Jenseits feien sollten. Der schakalköpfige Anubis, der stets bereit steht, ähnlich wie bei den Griechen der Seelenführer Hermes, den Verstorbenen in das Schattenreich zu geleiten, begnügte sich bei Osiris nicht mit dieser Führerschaft, er unterzog sich selbst der Mühe der Bestattung. Horus, der Sohn des Gottes, rächte den Tod des Vaters an dem Mörder Set und errang in langem, wechselreichem Kampfe die ihm gebührende Nachfolge auf dem Throne Ägyptens. Was aber dieser Tateneifer der Hinterbliebenen vor allem erreichte, das war, daß Osiris die Kraft gewann, in seiner alten Gestalt fortzuleben, die Dämonen des Jenseits zu überwinden und sich in dessen Bereiche ein neues Königtum zu begründen, in dem er, wie einst hier über die Lebenden, so dort über die Toten als ein gütiger und gerechter Fürst herrschen konnte.

Diese Fassung der Mythe galt dem Ägypter der geschichtlichen Zeit im allgemeinen als das Vorbild seiner eigenen Zukunft. Wie Osiris mußte er sterben, aber wie dieser auferstanden war, so erhoffte er gleiches für sich, damit er im Jenseits in seiner irdischen Gestalt und, nach gewöhnlicher Annahme, auch in seiner irdischen Stellung, als treuer Vasall seines Gottes und Königs Osiris ewig fortzuleben vermöge.

Als wesentliches Erfordernis zur Erringung dieser Fortdauer des Ichs gilt in diesen Vorstellungskreisen die Einbalsamierung des Toten, jene umständliche Leichenbehandlung, welche seit alters als eine der auffallendsten Sitten der Ägypter gegolten hat, und deren Endzweck es war, die in dem heißen Klima des Landes ungemein schnell eintretende Verwesung zu verhindern. Man verfuhr dabei in einer sehr einfachen und technisch recht rohen Weise. Zunächst behandelte man den Körper mit Natron und entzog ihm auf diesem Wege die Feuchtigkeit, dann übergoß man ihn mit Asphalt und tötete damit die Fäulniskeime. So bewundernswert es ist, daß es gelang, auf solche Weise die Leichen widerstandsfähig genug zu machen, um sie durch die Jahrtausende hindurch bis auf unsere Zeit zu erhalten, so muß man doch betonen, daß die Mumie von dem Leibe, den der Ägypter bei Lebzeiten besessen hatte, nur ein sehr entferntes Bild gewährt. Es war unmöglich, die inneren weichen Teile vor dem Untergange zu retten. Lunge, Herz, Magen, alle Eingeweide mußten vor Beginn der Behandlung ebenso gut entfernt werden, wie das der Zersetzung am leichtesten verfallende Gehirn. Infolge der hierbei notwendigen Verstümmelung des Körpers sank der ganze Unterleib ein, und ward der Knochen zwischen Nase oder Mund und Hirnhöhle zerstört, um auf diesem Wege das Gehirn herausziehen zu können. Die dann folgende Ausdörrung durch Natron und Asphalt vernichtete die Fetteile, so daß zuletzt tatsächlich nur die Knochen und die schwarz oder doch dunkelbraun verbrannte Haut zurückblieben. Nur bei besonders sorgsam behandelten Mumien vornehmer Leute, vor allem bei Königen und Königinnen, sind die Gesichtszüge kenntlich geblieben, die Leichen des gewöhnlichen Volkes bieten zumeist einen abschreckenden Anblick dar.

Die Leiche pflegte man sorgsam in den Sarg zu betten, der Mund ward geschlossen, die Arme über der Brust gekreuzt oder längs des Körpers herabgelegt, der Tote ruhte ausgestreckt auf dem Rücken. Nur die älteren Perioden des Ägyptertumes bieten Aus-

nahmen von dieser Regel dar. In der der Pyramidenzeit vorangehenden Nagada-Periode, in welcher die Mumifizierung noch ungebräuchlich war, gab man den als Skelette auf uns gekommenen Leichen mit Vorliebe eine gekrümmte Haltung. Die Knie sind an die Brust heraufgezogen, die Arme ruhen etwa auf ihnen aufgestützt, die Hände liegen vor dem Gesicht. In dieser Stellung, in der das Kind seinen Eintritt in die Welt erwartet, und die man noch später gern der der Auferstehung harrenden Seele gab, sollte der Tote im Grabe ruhen. Etwas später und bis in die Zeit um 2000 v. Chr. hinab, bettete man nicht selten die Leiche auf die linke Seite, oder wendete doch, wenn sie auf dem Rücken lag, ihr Gesicht dorthin. Man nahm dann an, der Tote könne in dieser Richtung, die nach Westen in das Totenreich führte, aus dem Sarge herausblicken und heraustreten. Um diese Möglichkeit noch schärfer zum Ausdrucke zu bringen, wurden an dieser Stelle außen am Sarge zwei große Augen in Malerei oder Relief gewissermaßen als Ausluglöcher des Toten angebracht. Und innen im Sarge und häufig auch an der entsprechenden Stelle der Grabeswand diente das Bild einer Tür dem gleichen Zwecke. Damit die Pforte aber ausschließlich zum Ausgange des Toten diene, und nicht etwa von einem Feinde benutzt werde, um in das Grab und in den Sarg einzudringen, versahen vorsichtige Leute das Türbild mit einem sorgsam zugeschobenen Riegel.

Auffallend ist es, daß in der langen Reihe von Texten, welche der Schilderung der Unterweltsschicksale der Toten gewidmet sind, in all den Angaben über Gebräuche, welche am Grabe zu vollziehen waren, in den Anspielungen auf die Geschicke des Osiris, nie der Bedeutung gedacht wird, die man in geschichtlicher Zeit der Erhaltung der Leiche zuschrieb. Der Umstand, daß man, wie bereits bemerkt, annahm, gelegentlich könne die Seele in die Leiche zurückkehren, um in dieser Hülle auf Erden umzugehen, genügt nicht, um die Vornahme einer so kostspieligen und langwierigen Einbalsamierung zu erklären. Und dies um so weniger, als die Seele für eine irdische Erscheinung nicht auf die Leiche angewiesen war, sie vielmehr zahlreiche andere Gestalten annehmen konnte, welche ihr ohne jede Belastung der Hinterbliebenen zur Verfügung standen. Es deutet dieses Fehlen von Erwähnungen darauf hin, daß ursprünglich die Bedeutung der Leiche eine weit größere war als später, und daß man die Bemühungen um ihre Erhaltung noch in einer Zeit fortsetzte, in welcher sie eigentlich nicht mehr unbedingt

erforderlich erschien. Es wäre dies ein neues Beispiel für die vielfach im Niltale zu beobachtende Gewohnheit, uralte Gebräuche fortbestehen zu lassen, auch wenn seit Jahrhunderten ihre Grundbedeutung vergessen oder doch wesentlich abgeschwächt worden war.

Anderweitige Andeutungen treten den eben dargelegten Gesichtspunkten zur Seite, um zu beweisen, daß es im alten Ägypten eine Zeit gab, in welcher man glaubte, das Unsterbliche im Menschen werde stets mit dem Körper verbunden bleiben, auch nachdem das für irdische Augen erkennbare Leben erloschen war. Die Fortdauer der unsterblichen Teile war an die Erhaltung des Körpers gebunden. Dementsprechend wurde der Sarg die Behausung des Abgeschiedenen, aus der er, wie eben ausgeführt, gelegentlich herausblicken oder heraustreten konnte, um sich im Grabe zu ergehen. Das Grab selbst, „das ewige Haus" suchte man möglichst groß und wohnlich zu gestalten, und alles darin aufzustellen, was man bei Lebzeiten als Bedürfnis empfunden hatte. So standen und lagen hier Möbel und Geräte zur beliebigen Benutzung, Waffen, um sich gegen Feinde zu verteidigen, Schriftstücke mit Zauberformeln oder auch unterhaltenden Inhaltes, um sich von Zeit zu Zeit die Langeweile zu vertreiben, männliche und weibliche Gefährten um die Einsamkeit des Grabes zu beleben, Speise und Trank. Besonders letztere erschienen jederzeit unentbehrlich, denn Hunger und Durst empfand der Tote so gut wie der Gott und der irdische Mensch. Wurden sie ihm nicht durch Opfergaben gestillt, dann mußte er sich aus dem Grabe hinausschleichen und suchen irgendwie Eßbares zu rauben. Gelang ihm dies nicht, so stürzte er sich zuletzt verzweifelt auf die schmutzigsten Abfälle, aß Kot und trank Urin, um seine grimme Not zu lindern. Wie groß die Besorgnis vor solchem Geschicke war, das zeigen bereits Formeln der Pyramidentexte, denen zufolge sich vor allem der König gegen eine solche Zwangslage durch seine Zauberkraft schützen zu können hoffte. Die Nahrungsbeschaffung für den Verewigten bildet den wesentlichsten Inhalt des ägyptischen Totenkultes, wie sich dementsprechend die Verehrung der Götter vor allem darin zeigt, daß man Sorge trägt, daß diese höheren Wesen keinen Mangel an Speise und Trank erdulden.

Anfangs brachte man die den Bewohnern des Jenseits zugedachten Gaben in ihrer tatsächlichen Gestalt dar und opferte wirkliche Ochsen und Gänse, Brote und Früchte, tötete auch bisweilen bei der Bestattung unter Beobachtung eines sehr umständlichen

Zeremoniells für den Verstorbenen bestimmte Diener. Nur darin erlitt die irdische Form der Gaben gelegentlich eine Veränderung, daß man sie einbalsamierte, um sie auf diesem Wege ebenso unvergänglich zu machen, wie den Körper des Toten. Geradeso wie dessen Mumie, ungeachtet der Behandlung, der sie unterzogen worden war, ihre irdische Verwendbarkeit nicht verloren hatte, so glaubte man, werde eine derartige Einbalsamierung der Fleischspeisen ihrer Genußfähigkeit keinerlei Eintrag tun.

Das Darbringen wirklicher Gaben verursachte erhebliche Kosten, und so trat bald der Gedanke auf, sie durch bildliche Opfer zu ersetzen. Man legte kleine Ochsen und Gänse, Brote und Libationsvasen aus Stein oder gebranntem Ton in das Grab, oder stellte in ihm Opfertische auf, die an der Oberseite in Relief eine reiche Auswahl der verschiedenartigsten eßbaren Gegenstände abgebildet zeigten. Vermöge magischer Formeln sollte es dem Toten gelingen, solche Stücke in ihre Vorbilder zu verwandeln, um diese dann zur Verfügung zu haben. Damit ward noch ein weiterer Vorteil gewonnen, derartige Gaben waren unvergänglich, die Verwesung konnte ihnen keinen Schaden bringen. Vor allem aber konnte man nunmehr das Menschenopfer entbehren, welches der fortschreitenden Gesittung mehr und mehr widersprach. Nur sehr selten ward es in geschichtlicher Zeit noch dargebracht. In der Regel legte man in der klassischen Zeit des Ägyptertumes dem Toten kleine Statuetten, die sogenannten Uschebti, „Antworter", in das Grab, die aus Holz, Stein oder glasierter Kieselerde gefertigt, jetzt unsere Museen füllen. Sie waren dazu bestimmt, von dem Toten durch eine Zauberformel zum Leben erweckt zu werden, um für ihn Ackerbau zu treiben, und gab man ihnen daher ländliche Werkzeuge, Hacken und Körbe, in die Hand. Neben diesen männlichen Dienern, die oft zu Hunderten ein und demselben Toten dargebracht wurden, finden sich, wenn auch seltener, weibliche, die im Jenseits seinen Harem zu bilden berufen waren. In alter Zeit stellte man statt solcher schematischer Figuren die Bildnisse bestimmter Arbeiter, in Holz oder Stein in oft sehr kunstvoller Weise ausgeführt, in das Grab, Schreiber, Schlächter, Bäckerinnen, Bierbrauer, Gabenträger, Matrosen u. s. f.

In die Reihe dieser bildlichen Opfer gehörten, neben solchen plastischen Gaben, auch die eingemeißelten und gemalten Darstellungen, welche die Grabkammern schmückten. In ihnen rollt sich jetzt das ganze Leben des alten Ägypters vor unsern Augen

auf: der Ackerbau vom Säen an bis zur Ernte, das Bereiten des Brotes, das Schlachten und Braten der Ochsen, das Füttern und Zubereiten der Gänse, das Brauen des Bieres, das Keltern des Weines, die Herstellung der verschiedenen Geräte. Dann folgen Vorführungen aus den frohen Tagen des Lebens: die Jagd in den Sumpfniederungen des Niltales auf Vögel, Fische und Nilpferde, Ballspiele, Tänze, Turnübungen, das Darbringen der Erträgnisse der Ernte u. a. m. Dies sind aber nicht nur Darstellungen aus dem einstigen Leben des Bestatteten, der als Zuschauer in den Reliefs abgebildet erscheint, bestimmt, bei den Hinterbliebenen das Gedächtnis an sein irdisches Walten wach zu erhalten. Diese Bildwerke in dem Grabe verfolgen einen höheren Zweck. Vermittelst magischer Formeln vermochte ihnen der Tote Leben zu verleihen, so daß das Bild zur Wirklichkeit erstand. Dann sproßte das Korn auf dem Felde, das Feuer brannte, die Diener arbeiteten, und der Verewigte saß dabei und erfreute sich der regen Tätigkeit, die sich zu seinem Nutzen und Frommen vor seinen Augen abspielte. Was an Nahrungsmitteln hier entstand, war für seinen Tisch bestimmt, die Arbeit seiner Diener schützte ihn vor jeglichem Mangel, die dargestellten Szenen ließen ihn die Freuden der Jagd stets von neuem in Wahrheit und in vollen Zügen genießen.

Das Totenopfer in bildlicher Form war weit bequemer als das in wirklicher Gestalt, es verlangte jedoch immerhin noch einen gewissen Aufwand. Hatte man sich aber einmal an den Gedanken gewöhnt, daß es möglich sei, durch eine magische Formel aus den Bildern Gegenstände heraus zu zaubern, so war es von hier aus nur ein Schritt zu der Ansicht, daß man durch noch kräftigere Zaubersprüche auch ohne solches Mittelglied die gewünschten Dinge aus dem Nichts werde erstehen lassen können. Diesen Schritt haben die Ägypter bereits frühe getan. Das Hersagen einer bestimmten Weiheformel sollte genügen, um dem Verewigten ohne weiteres das Totenopfer zu verschaffen: „Eine Königliche Opfergabe sei dargebracht dem Gotte Osiris, damit er gebe tausend Ochsen, tausend Gänse, tausend Brote der Person des verewigten N. N.“ ist die in den einzelnen Worten vielfach wechselnde, im Grunde aber stets gleich bleibende Fassung, in der die Formel in unzähligen Wiederholungen die ägyptischen Leichensteine bedeckt. Sie steht dabei entweder allein oder begleitet von einer längeren Anrufung an die Vorübergehenden, sie möchten doch die Formel zugunsten des Verstorbenen aussprechen, was ihnen weder Arbeit

noch Kosten bereiten würde, ihnen im Gegenteil Nutzen bringen könne. — Im Namen des Königs erfolgte solche Widmung, denn der Pharao galt im Niltale ständig als der berufene Mittler zwischen der Gottheit und seinem Volke. War er doch selbst göttlichen Ursprunges und hervorgegangen aus der Verbindung eines Gottes, meist des Sonnengottes Râ, mit einer sterblichen Frau, der Königinmutter. Als solcher war er sicher, williges Gehör bei seinen Blutsverwandten, den höheren Mächten zu finden. Infolgedessen hatte der Herrscher am Anfange der Entwicklung des Volkes alle gottesdienstlichen Handlungen, unter denen das Totenopfer eine der wichtigsten war, selbst vollzogen. Als der Staat wuchs und praktische Gründe ihm eine so vielseitige Betätigung verboten, da erfolgten die Gebete und Opfer wenigstens in seinem Namen, um den Göttern gegenüber die alte Sitte und Verpflichtung zu wahren und ausdrücklich zu betonen.

Die Gabe wendete sich nicht ohne weiteres an den Toten, sondern an den Gott, der dieselbe dem eigentlichen Empfänger übermitteln sollte. Diese Ausdrucksweise erscheint irdischen Vorstellungskreisen angepaßt. Hier im Niltale dankt jeder Bürger seine Stellung, seinen Besitz, seine Nahrung der Güte des Königs, der ihm sein Eigentum oder doch die Möglichkeit zu dessen Erwerb verliehen hat. Selbst der Vornehmste gilt jederzeit als ein Lehnsträger Pharaos, wenn er sich auch im Einzelfalle noch so sehr jeder Einmischung in seine Privatangelegenheiten oder seine Tätigkeit zu widersetzen bestrebt ist. Wie derart die Verhältnisse im Diesseits theoretisch aufgefaßt wurden, so dachte man sich dieselben im Jenseits entwickelt. Hier war der Götterkönig unumschränkter Herr aller seiner Untertanen, vor allem der Toten. Wer letztern etwas zukommen lassen wollte, ging am sichersten, wenn er sich an den Gott wendete und ihn beschwor, von seinem Überflusse dem einzelnen Toten das ihm Bestimmte zufließen zu lassen. Auf doppeltem Wege konnte dies der Gott erfüllen, entweder ohne weiteres in Gestalt eines Geschenkes oder aber in feierlicherer Weise vermittelst eines Dekretes, welches er unter Bezugnahme auf seine königliche Stellung in einer staatsrechtlich genau vorgeschriebenen Fassung für den Toten erließ. In zahlreichen Gräbern, besonders der jüngeren Perioden, haben sich solche Dekrete auf Papyrus oder auf Stelen aufgezeichnet erhalten. Die Hinterbliebenen haben sie fertig abgefaßt dem Toten mitgegeben in der Hoffnung, der Gott werde ihren Inhalt sich zu eigen machen und seine Durchführung

durch ihm untergebene Götter und Dämonen niederen Ranges veranlassen.

Eigenartig wirkt in diesen Formeln die Großmut der Hinterbliebenen. So lange man die Opfer wirklich darbringen mußte, und auch noch, als es in bildlicher Gestalt geschah, hatte man sich mit wenigem, mit einem Ochsen, einigen Broten begnügt. In dem Augenblicke, in dem es nur auf Worte ankam, sprach man dem Toten die Gaben gleich zu Tausenden zu, die Mühewaltung ward dadurch nicht größer, die Befriedigung des Jenseitsbewohners dagegen eine um so sicherere. Wichtig war es nur, daß man bei der Aussprache der Formel den Namen desjenigen, für den die Gabe bestimmt war, genau bezeichnete, um zu verhindern, daß andere, weniger begünstigte Wesen sich der Geschenke bemächtigten und sie dem rechtmäßigen Eigentümer vorenthielten. Man fügt daher dessen eigenem Namen den Namen seiner Mutter bei, denn dem Ägypter galt theoretisch stets die Abstammung von der Mutter als die sicherere und wichtigere. Ihre Erwähnung erfolgt daher in religiösen Formeln auch noch in den Zeiten, in denen längst im praktischen Leben auf die Abstammung vom Vater das größere Gewicht gelegt wurde.

Die besprochenen Gaben wurden im Grabe niedergelegt und angebracht, die Formeln in ihm oder an seinem Eingange gesprochen; man nahm an, daß der Tote hier persönlich weile, in seiner Leiche seinen bleibenden Aufenthalt genommen habe. Die Sitte blieb in alter Weise bestehen, auch als die Vorstellung, die mit ihr einst verknüpft gewesen war, sich abschwächte, und man dem Toten ein weiteres Aufenthaltsgebiet zuschrieb, als es die eng begrenzten Grabesräume darboten. Immer und immer wieder strebte man nicht nur darnach, die Grab-Behausung möglichst angenehm und bequem auszustatten, man behandelte auch die Mumie als wäre sie eigentlich die unsterbliche Persönlichkeit. Zu ihr legte man, an sie band man alle die Amulette, die den Weg in das Jenseits erleichterten, ihr gab man die Formelsammlungen mit, deren Inhalt man dort aussprechen sollte, sie rüstete man in jeder Beziehung für die Reise zu den Göttern aus. Und doch war nicht sie es, die dieselbe antreten sollte, sondern ein anderes, ihr zwar äußerlich völlig gleiches, aber doch persönlich von ihr verschiedenes Wesen, welches der Ägypter als den Osiris des Toten bezeichnet. Das Widerspruchsvolle, das in der geschilderten Auffassung liegt, hat der Ägypter nie zu lösen versucht, das Verhältnis des Osiris zur

Mumie ist eine Tatsache, die wir auf Grund der Texte als gegeben hinnehmen müssen, so eigenartig auch der Glaube an zwei gleiche und doch verschiedene Gestaltungen eines und desselben Ichs erscheinen mag. Die Entstehung des Widerspruches erklärt sich daraus, daß anfangs die Mumie als dauernde Hülle des unsterblichen Ichs galt, daß später aber dieses Ich durch den Osiris gebildet ward, ohne daß man gewagt hätte, mit der veränderten Auffassung des unsterblichen Wesens nun auch die alten, durch die neuen Lehren eigentlich gegenstandslos gewordenen Gebräuche aufzugeben.

Die Reise des Osiris des Toten vom Grabe bis zum Herrschersitze des Gottes Osiris bildet einen großen Teil des Inhaltes der religiösen Schriften des mittleren und neuen Reiches, der Zeit von 2500 v. Chr. an abwärts. Vor allem der bekannteste und verbreitetste derartige Text, das sog. Totenbuch, ist ihr gewidmet. Es enthält die Formeln, vermittelst deren der Tote die verschiedenen Hindernisse, welche sich ihm im Verlaufe seiner Wanderung entgegenstellen, zu überwinden vermag. Vor allem finden sich in ihm die Namen der in der Unterwelt vorhandenen Dämonen und Gegenstände verzeichnet, deren Kenntnis für den Toten in erster Linie erforderlich war, denn für den Ägypter bildet der Name nicht etwa nur eine zufällige Benennung eines Dinges, sondern einen wesentlichen Bestandteil desselben. Wer den Namen eines Gottes oder Dämons kennt und richtig auszusprechen weiß, dem muß der Träger des Namens zu willen sein. Als es einer alten Legende zufolge der Göttin Isis gelungen war, durch schlaue List den Sonnengott zu zwingen, ihr seinen wahren Namen zuzuflüstern, da hatte sie damit die Macht des Götterkönigs erlangt und war die höchste Göttin geworden. Wer diesem Glauben entsprechend in der Unterwelt einen Dämon bei Namen rief, dem konnte derselbe keinen Schaden zufügen; wer ein Tor richtig nannte, dem mußte dasselbe seine Flügel öffnen; wer das richtige Wort wußte, dem war das Ding zu eigen.

Auffallenderweise hat es der Ägypter nicht für notwendig erachtet, den Weg, der vom Grabe zur ewigen Heimat führte, kartenmäßig im Einzelnen festzustellen, wäre es auch nur in der wenig genauen Art gewesen, in der er sich die Unterwelt im Buche von dem „was ist in der Tiefe“ oder in dem Buche von den Toren klar zu legen suchte. Nicht einmal die Reihenfolge, in der die einzelnen Räume durchschritten werden mußten, stand fest. Es

besteht dementsprechend keinerlei feste Ordnung in der Aneinanderreihung der einzelnen jeweils in Betracht kommenden Abschnitte des Totenbuches. Nur an dem einen wird festgehalten, daß der Weg sich auf der Erde hinzieht. Bald schreitet der Tote zu Fuß dahin, bald fährt er im Boote, immer aber geht die Reise in ähnlicher Weise vor sich, wie es etwa in dem Delta geschehen wäre. Die Tiere, die ihn bedrohen, sind irdische, Schlangen und Krokodile. Was er ersehnt, ist Speise und Trank, welch' letzteren ihm eine Göttin nicht lange nach dem Antritt des Zuges aus einem Baume heraus reicht, ähnlich wie sich dem Wanderer in der Wüste bei Bäumen das erquickende Wasser darbietet. Die Richtung der Reise geht nach Westen, dahin, wo die Sonne untergeht und wo sich hinter unwirtlichen Wüsten das Geheimnis des Landes der Seligen verbirgt. Wenn gelegentlich auch in diesen Schilderungen neben dem als Reich des Osiris genannten Westen als Aufenthaltsort der Toten der Norden oder der Himmel in der Gegend des großen Bären auftritt, so handelt es sich dabei um ein Hineintragen ursprünglich abweichender Vorstellungen, die das Totenreich in der sonnenlosen, kalten Zone suchten, in die Osirislehre. In letzterer ist das Westland gleichbedeutend mit Totenheimat und diesem Glauben zuliebe bestattete man die Abgeschiedenen im Westen des Niltales am Rande der Wüste, durch die sie ihre Straße nehmen sollten.

Die einzelnen Ereignisse auf der Fahrt, über die die Ansichten nicht nur in verschiedenen Perioden, sondern auch in der gleichen Zeit geschwankt haben, zu schildern, würde hier zu weit führen. Ihr Ende fand sie in der Halle der doppelten Wahrheit, in welcher Osiris, unterstützt von 42 Beisassen, als Richter thronte. Der schakalköpfige Anubis führte den Verstorbenen in den Saal ein, der Tote sprach ein längeres Gebet, in dem er 42 Vergehen aufführte, die er nicht begangen habe. Er habe nichts schlechtes gegen die Menschen vollbracht, seine Mitmenschen nicht bedrückt, nichts Böses getan, nichts verübt, was die Götter verabscheuen, den Sklaven nicht durch seinen Herrn schädigen lassen, Niemanden zum Hungern oder Weinen gebracht, weder selbst gemordet noch einen Mord befohlen, die Opferbrote weder verdorben noch vermindert, die Bekleidungen und Binden der Toten nicht geraubt, keinerlei unsittliche Handlung begangen, u. a. m.

War dies geschehen, so wurde die Richtigkeit seiner Behauptungen dadurch erprobt, daß Thoth, der Herr der göttlichen

Worte, und Horus, der Sohn des Osiris, das Herz des Verstorbenen gegen die Wahrheit abwogen. Auf Grund des Ergebnisses dieser Handlung erfolgte der Urteilsspruch über den Toten. Wie es dem ungerecht Befundenen erging, darüber läßt sich das Totenbuch nicht weiter aus. Es spricht von seiner Bestrafung, Vernichtung, von der drohenden Fresserin des Westlandes und ähnlichem, geht dabei aber nirgends in das Einzelne. Da man hoffte, daß der Inhaber der Totenbuchtexte einem derartigen Schicksale entgehen werde, so unterlies man diesbezügliche Schilderungen und beschrieb nur das Geschick, welches man für ihn ersehnte, den Aufenthalt im Reiche der Gerechten, der selig Gesprochenen, in den Gefilden Aalu oder Aaru.

Dieses Totenreich war gestaltet wie unsere Erde und ähnelte am meisten dem Delta, an das auch sein Name erinnerte, denn Aalu sind auf sumpfigem Boden sprossende Gewächse. Ein Nil floß in ihm, der sich in zahlreiche Arme spaltete und Inseln bildete, auf denen Tote und Götter hausten. Hier aßen und tranken die Verewigten, kämpften mit ihren Feinden, gingen auf die Jagd, erfreuten sich am Brettspiel, das sie mit ihren Genossen oder im Notfalle auch mit ihrer eigenen Seele spielten, opferten den Göttern, fuhren auf den Kanälen umher. Ihre Hauptbeschäftigung war der Ackerbau, dessen Verlauf die Bilder der Gefilde Aalu genau darstellen. Zuerst wird die Erde mit dem Pfluge aufgerissen, dann wird gesät, das Korn, das weit über Manneshöhe emporschießt, mit der Sichel geschnitten, Rinder treten die Körner aus, diese werden von den Hülsen gesondert, zum Schlusse dem Gotte des Niles, dem man in erster Reihe den Segen der Ernte verdankt, geopfert.

Diese Lehre, welche verhältnismäßig einfach gestaltet ist und welche sich das Leben nach dem Tode ungefähr ebenso denkt, wie es das Leben auf Erden gewesen war, ist zweifelsohne eine der ältesten Jenseitsvorstellungen, die das ägyptische Volk sich gebildet hatte. Sie findet sich in ähnlicher Weise bei den allerverschiedensten Völkern wieder. Ihr zufolge behält der Mensch auch seine irdische Stellung bei. Wer hier in Ägypten herrschte, blieb ewig Herrscher, wer hier diente, ewig Diener. Allmählich hat sich aber auch in diesen Anschauungskreis der Wunsch Eingang verschafft, dem Toten ein besseres Los zu bereiten, als es sein irdisches gewesen war. Magische Formeln sollten ihm dieses erringen, sollten ihm die Möglichkeit gewähren, auf jeden Fall in den Gefilden Aalu ein

glückliches, freies Leben zu führen, bedient von den Uschebti-Statuetten, die man ihm mitgegeben hatte. Und wenn es ihm dort nicht mehr gefiel, dann konnte er auf die Erde zurückkehren und die Stätten besuchen, die ihm einst lieb und wert gewesen waren, in seinem Grabe Aufenthalt nehmen und hier Opfer in Empfang nehmen oder sich sonst ergehen. Oder er konnte sich in einen Reiher, eine Schwalbe, eine Schlange, ein Krokodil, einen Gott verwandeln, alle Gestalten annehmen, die er wollte.

Diese Möglichkeit der Verkörperung in verschiedenen Leibern ist in Ägypten nicht eine Seelenwanderung, wie in Indien, sie ist nicht dazu bestimmt, eine allmähliche Läuterung der Seele des Menschen zu erzielen. Sie ist im Niltale kein Zwang, sondern ein Vorrecht, das dem selig befundenen, zaubererfahrenen Toten zu teil wird, das ihm die größtmögliche Beweglichkeit, die größtdenkbare Macht verschaffen soll, das den Verewigten mit einer die Welt durchdringenden Kraft ausstattet, ihn gelegentlich in Allem und Jedem sein läßt, ohne daß er darum im All aufginge und seine Individualität einbüßte

Neben der Vorstellung von dem Toten, der persönlich nach Westen zog, läuft im Totenbuche und in den verwandten Texten seit den ältesten Zeiten eine andere, weit verwickeltere und ihr widersprechende unausgeglichen nebenher Ihr zufolge war das Unsterbliche im Menschen nicht einheitlich, sondern aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt. Diese einzelnen Teile, deren Zahl in den ägyptischen Anschauungen sehr häufig gewechselt hat, hatten sich im Körper vereint aufgehalten; im Augenblicke des Todes verließen sie denselben und suchten jeder für sich den Weg in das Jenseits zu finden. Man hat diese Lehre der eben dargelegten von den Gefilden Aalu dadurch angegliedert, daß man sich die Teile nach der Gerichtsszene im Toten wieder vereinigen ließ, so daß nunmehr der irdische Mensch in Fleisch, Blut und Seele wieder erstand, um fortan für alle Ewigkeit als Ganzes in den Gefilden der Seligen zu weilen. Im allgemeinen aber behandeln die Texte die einzelnen Seelenteile als selbständige Wesen, und diese haben für die ägyptische Auffassung des Jenseits eine derart umfassende Bedeutung besessen, daß an dieser Stelle wenigstens der wichtigsten unter ihnen in Kürze gedacht werden muß.

Der bekannteste Seelenteil ist der Ka, eine Gestalt, die dem Menschen vollkommen gleicht, mit ihm geboren wird und bei ihm bleibt, bis er verscheidet. Nur bei dem Könige ist dies anders.

Seinem Ka wird ein gewisser Sonderbestand zugeschrieben, in den Reliefs steht er in Gestalt eines kleinen Mannes hinter dem Herrscher und es kommt vor, daß der König seinem eigenen Ka anbetend und opfernd naht und sich von ihm Wohlfahrt, Heil und Macht versprechen läßt. Ein entsprechendes Verhältnis bestand vermutlich bei den Göttern, die gleichfalls einen Ka besaßen, mit dem sie dahinschritten; hier ist beispielsweise der große Tempel zu Memphis nicht die Behausung des Gottes Ptah schlechthin, sondern wird als Burg des Ka des Ptah bezeichnet. — Im Augenblicke des Todes trennt sich der Ka von dem Menschen und wird nunmehr dessen eigentliches Ich. An ihn richten sich die Totengebete, denn er braucht Speise und Trank, er lebt im Jenseits, ohne daß es ihm benommen wäre, gelegentlich in das Grab zurückzukehren, der „in seinem Sarge lebende Ka“ zu werden und hier mit der Mumie vereint eine Zeitlang zu verweilen.

Entstanden ist der Glaube an dieses Doppeltsein des Menschen zweifelsohne durch das Traumbild. Man konnte bei Lebzeiten den Menschen im Schlafe vor sich sehen, auch wenn sein Urbild in der Ferne weilte, und gleiches Bild konnte sich nach dem Tode vor dem geistigen Auge der Hinterblieben zeigen. Andererseits ist es klar, daß der Ka sich in seinem Gedankeninhalte vielfach mit dem Osiris des Toten berührt, und es liegt daher die Vermutung nahe, daß in der üblichen ägyptischen Religionsform zwei Glaubenskreise zusammen gewachsen sind, deren einer den unsterblichen Doppelgänger als Osiris bezeichnete, während ihn der andere Ka benannte. Eine dritte Gestaltung, welche mit diesen beiden große Ähnlichkeit besessen zu haben scheint, spielt am Anfange des neuen Reiches, insbesondere in Theben, eine größere Rolle, es ist der Chu oder Achu „der Leuchtende“, oder der Chu aker „der vollkommen Leuchtende“ des Toten. Er wird gelegentlich göttlich verehrt, an andern Stellen wenden sich Totengebete an ihn, und wie man in Vermischung zweier ursprünglich gesonderter Begriffe bisweilen von dem Ka des Osiris des Verewigten spricht, so konnte man auch den Ka seines Chu anrufen.

Daß das Gedankenbild des Menschen auf den Glauben an den Ka einwirkte, bezw. ihn hervorrief, dafür spricht der Umstand, daß man den Ka zeitweise dem Namen gleichsetzte. Auch dieser, auf dessen Wichtigkeit bereits hinzuweisen war, ward häufig als ein unsterblicher Bestandteil des Menschen aufgefaßt und besaß eine selbständige Persönlichkeit. — Ein weiterer Seelenteil, der Ba,

hatte die Gestalt eines menschenköpfigen Vogels, der, wie wir sahen, auch allein die körperliche Gestalt der Seele bilden konnte. Ihn stellte man nicht selten dar, wie er die Mumie besucht, mit seinen menschlichen Armen streichelt oder zu ihr in das Grab hinabfliegt, um sie mit Speise und Trank zu erquicken.

Etwas seltener erscheinen in den Texten als selbständige Seelen des Toten der Sahu, der die Gestalt eines in Mumienbinden eingewickelten Menschen hat; der meist als großer Fächer abgebildete Chaibit, der Schatten, den der Mensch bei Lebzeiten geworfen hatte und der, wie der Schatten Peter Schlemihl's in Chamisso's Erzählung, eigene Wesenheit besaß; und der Sechem, die „ehrwürdige Gestalt“, eine mehr verklärte, aber doch dem Menschen gleichbleibende Verkörperung seiner äußeren Erscheinung. Diese drei Seelenteile ähneln dem Osiris und dementsprechend auch dem Ka so stark, daß sie wohl aus anderen parallel laufenden Glaubenskreisen in die Osirisreligion übernommen sein werden. Hierfür spricht es auch, daß sie zwar vielfach in den Texten auftreten, daß man aber nichts Genaueres von ihnen zu sagen, ihnen keine schärfer umgrenzte Bedeutung zu geben weiß.

Weit wichtiger als sie ist in den religiösen Texten das Ab, „das Herz“ des Menschen. Das Herz gilt dem Ägypter im allgemeinen als der Sitz des Lebens. Wollte demnach der Tote auferstehen und weiter leben, so mußte er sich in den Besitz des dazu unbedingt erforderlichen Organs setzen. Im Anschlusse an diese Vorstellung entwickelte man eine in sich abgeschlossene Lehre über die Wanderung des Herzens, das beim Tode den Menschen verlassen hatte, in das Jenseits, und über die Art, in welcher der Tote ihm dort begegnete und sich von neuem mit ihm zu vereinigen verstand. Die hierbei vorausgesetzte zeitweise Trennung des Lebensorgans von dem Körper verursachte dabei dem Ägypter eine große Schwierigkeit. Hatte ihn das Herz verlassen, so war dem Körper und damit auch der diesem gleichgedachten Gestalt des Osiris ein wirkliches Leben unmöglich gemacht. Um dieses Mißgeschick zu vermeiden, entschloß man sich dazu, der Mumie ein künstliches Herz zu geben, welches als Ersatz für das leibliche zu dienen hatte. Eine derartige Rolle spielen Rollkiesel von brauner Färbung, oder später kleine Modelle eines mit abstehenden Henkeln versehenen Gefäßes, oder auch große, unten abgeflachte Nachbildungen eines Skarabäus-Käfers, des Tieres, welches im Niltale stets das Werden und Sein zu versinnbildlichen berufen war. Den durch

magische Formeln beseelten Herzensvertreter legte man in der Mumie an die Stelle des wirklichen Organs, und hoffte auf solche Weise dem Körper die Lebensfähigkeit gesichert zu haben. Die erforderlichen Zauberworte verzeichnete man gelegentlich auf dem Herzensskarabäus selbst oder nahm sie auch in die religiösen Formelsammlungen zum Gebrauche für den Osiris auf.

Andere unbedeutendere Teile der Seele können hier übergangen werden. Das Besprochene genügt, um zu zeigen, wie zahlreiche, ursprünglich selbständige Lehren hier zusammenflossen, um allmählich das zu bilden, was in dem Totenbuche und den verwandten Texten als Unsterblichkeitslehre auftritt. Festhaltend an allem dem, was er von seinen Vätern ererbt hatte, besaß der alte Ägypter zwar eine Unzahl religiöser Vorstellungen, vermochte es aber nicht, aus diesen eine einheitliche Religion zu entwickeln. Daß es ihm möglich war, die verschiedenen Lehren gleichzeitig zu glauben, anzunehmen, er werde nach dem Tode in dem im allgemeinen dunkeln Reiche der Unterwelt weilen, mit der Sonne am Himmel kreisen, in den Gefilden der Seligen das Feld bestellen, seine Seele werde als Vogel zum Himmel auffliegen, als Ganzes in menschlicher Gestalt zu Fuß nach Westen ziehen, sich in ihre verschiedenen Bestandteile auflösen, um sich erst später neu zu vereinen, das muß dem modernen Menschen wie ein Rätsel erscheinen. Die Forschung kann hier nur die Tatsache feststellen, daß diese Vorstellungen gleichzeitig vorhanden waren und als gleichberechtigt galten. Sie muß dies tun auf die Gefahr hin, daß dadurch die von den Schriftstellern des Altertumes hoch gepriesene Weisheit der Ägypter auf diesem spekulativ-religiösen Gebiete in einem wenig günstigen Lichte erscheint. Ihre eigenen Aufzeichnungen zeigen, daß ihr Jenseitsglaube ein höchst eigenartiges Gemisch philosophischer Ideen und der ursprünglichsten Gedankengänge noch unentwickelter Naturvölker bildete und daß er diesen Zustand während des Jahrtausende umspannenden Verlaufes der ägyptischen Geschichte nicht zu überwinden vermocht hat.

---



---

# Biblische und babylonische Urgeschichte

von

Dr. Heinrich Zimmern
ord. Professor an der Universität Leipzig

Dritte mehrfach veränderte Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

# Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

## Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 3.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also: AO. V 2 S. . . bez. AO. I 1² S. . .

Seit jeher haben gerade die biblischen Erzählungen über die Urzeit ein besonderes Interesse hervorgerufen, namentlich auch, insofern die sogenannte biblische Urgeschichte der Gegenstand vieler und heftiger Kontroversen geworden ist, die um das Thema „Bibel und Naturwissenschaft" geführt wurden. Gegenwärtig freilich wogt dieser Streit lange nicht mehr mit der gleichen Heftigkeit, wie noch vor einigen Jahrzehnten. Ja, man kann sogar sagen, daß er in den Kreisen der strengwissenschaftlichen Forschung überhaupt nicht mehr besteht. Der Grund für diese auffällige Erscheinung liegt darin, daß man erkannt hat, daß die Gegenüberstellung „Bibel und Naturwissenschaft" von vornherein verkehrt war, daß vielmehr die biblischen Aussagen speziell über die Weltschöpfung überhaupt nicht vor das Forum der exakten naturwissenschaftlichen Forschung gehören, und daß anderseits gewisse wirkliche oder vermeintliche Resultate der Naturforschung über den letzten Ursprung der Dinge mit wirklichen religiösen Interessen nicht kollidieren.

Für diesen Umschwung in den Anschauungen war von wesentlichem Einfluß, daß die unhistorische Vorstellung über die Entstehung der biblischen Bücher, wie sie früher auch in wissenschaftlichen Kreisen weit verbreitet war, im Laufe der letzten Jahrzehnte endgültig gefallen ist. Denn an Stelle der früher vorherrschenden mechanischen Inspirationstheorie ist jetzt fast überall eine mehr historische Auffassung über das Zustandekommen der biblischen Schriften getreten.

Das ist natürlich auch für die Auffassung der urgeschichtlichen Erzählungen der Bibel von entscheidender Bedeutung geworden. Hatte man früher sich die Sache so vorgestellt, daß wir in den ersten Kapiteln der Bibel eine auf göttliche Offenbarung zurückgehende Niederschrift Moses' über die Anfänge der Welt und der Menschheit vor uns haben, so wissen wir jetzt vielmehr, daß diese den Eingang eines großen Sammelwerkes bilden, das sich, wie so häufig im Altertum, nur an den Namen eines berühmten Mannes der Vorzeit, in diesem Falle an den des Moses, knüpfte, in Wirklichkeit aber aus sehr verschiedenartigen, älteren und jüngeren

Quellenschriften entstanden und erst in der Zeit nach dem babylonischen Exil in diejenige endgültige Form gebracht worden ist, in der es jetzt vorliegt.

Damit haben sich nun für die sogenannte biblische Urgeschichte ganz neue Probleme ergeben, Probleme, die für die ältere Auffassung überhaupt gar nicht bestehen konnten. Ich meine Fragen wie diese: Wie sind diese biblischen Erzählungen über die Urzeit zu verstehen? Haben wir, wenigstens bei der Erzählung von der Sintflut, irgendwelche Spuren einer Erinnerung an vorgefallene Ereignisse anzunehmen? Oder liegt auch bei der Sintflut, wie jedenfalls bei der Schöpfung und beim Paradies, vielmehr ein wundervoller Mythus, aber ohne geschichtlichen Kern, vor? Ferner: Wie sind diese Mythen entstanden? Welches ist ihr letzter Sinn? Haben wir sie in relativ ursprünglicher Form vor uns, oder erst in späteren Umformungen und Ausgestaltungen? Endlich: Sind diese Mythen über die Urzeit in Israel einheimisch? Oder sind sie erst von auswärts zu den Israeliten gekommen? Und woher in diesem Falle?

Diese Fragen können schon vielfach aus dem Alten Testament allein bis zu einem gewissen Grade beantwortet werden; und dies ist auch bereits von seiten der alttestamentlichen Forschung in weitem Umfange geschehen. Doch haben uns die letzten Jahrzehnte noch ein weiteres, außerhalb des Alten Testamentes liegendes, äußerst wichtiges Hülfsmittel zur Beantwortung dieser Fragen an die Hand gegeben: Als eines der Resultate der Ausgrabungen in Babylonien und Assyrien ist zur biblischen die babylonische Urgeschichte hinzugetreten. In der in den Ruinen von Ninive zum Vorschein gekommenen Tontafelbibliothek des letzten bedeutenden Assyrerkönigs Assurbanipal, des Sardanapal der Griechen, aus dem 7. Jahrhundert v. Chr., fand sich nämlich neben anderen zahlreichen in Keilschrift geschriebenen Resten der babylonisch-assyrischen Literatur auch eine größere Anzahl von Tafeln, welche den Schöpfungs- und Sintflutmythus der Babylonier enthalten. Dazu ist neuerdings durch den in Tell el-Amarna in Ägypten gemachten Fund von babylonischen Tontafeln ein schon aus dem 15. vorchristlichen Jahrhundert stammender, jetzt in den Königlichen Museen zu Berlin befindlicher Keilschrifttext getreten, der einen mit der biblischen Paradieseserzählung verwandten Inhalt hat. Und ebenso ist vor wenigen Jahren in der Nähe von Babylon selbst eine Keilschrifttafel gefunden worden, die bereits aus der Zeit um 2100 v. Chr. stammt und ebenfalls schon den babylonischen Sintflutmythus betrifft.

Ist nun schon die Tatsache an und für sich für das Verständnis der biblischen urgeschichtlichen Erzählungen von Bedeutung, daß wir hier mit Hilfe der Ausgrabungen parallele Darstellungen neu gewonnen haben, die aus einem den Israeliten benachbarten Lande stammen, so kommt noch hinzu, das dieses Land gerade Babylonien ist: Babylonien, das, wie wir jetzt immer klarer sehen, von den ältesten Zeiten der beginnenden Geschichte bis zu den Perserkönigen und noch weiterhin nicht allein politisch, sondern vor allem auch kulturell den allergrößten Einfluß auf die Entwickelung des gesamten Vorderasien ausgeübt hat; dessen Hauptstadt Babylon Jahrtausende hindurch das Zentrum für Handel und Industrie des vorderen Orients bildete, zugleich aber auch den Mittelpunkt für Kunst, Wissenschaft und Literatur. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es zwar schon von vornherein wahrscheinlich, daß nicht in dem kleinen, relativ unbedeutenden Land Israel, sondern in der großen Zentrale Babylon die Gedanken zuerst zum Ausdruck gekommen sind, mit denen man den Ursprung der Welt und der Menschheit zu ergründen suchte. Doch wollen wir diese Frage nach der Herkunft der biblischen Urgeschichte nicht etwa hier von vornherein auf Grund solcher blos allgemeiner Erwägungen entscheiden, sondern uns erst das beiderseitige in Betracht kommende Material genauer ansehen, ehe wir ein endgiltiges Urteil fällen.

Hierbei darf ja die biblische Urgeschichte, speziell die

## Schöpfung,

die uns zunächst beschäftigen soll, im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Immerhin möchte es sich empfehlen, wenigstens die Hauptpunkte, auf die es hier ankommt, in kurzen Worten zu rekapitulieren und dabei zugleich auch auf die Eigenart der Quellenschriften aufmerksam zu machen, denen der betreffende Bericht angehört. Da haben wir zunächst im ersten Kapitel des sog. ersten Buches Mose oder der Genesis den bekannten Schöpfungsbericht vor uns, der in feierlich einfachen und von einer erhabenen Gottesvorstellung durchdrungenen Worten die Erschaffung von Himmel und Erde durch das allmächtige Schöpferwort Gottes schildert, allerdings auch in Worten, die vielfach mehr auf priesterliche Gelehrsamkeit und abstraktes Denken als auf unmittelbares frisches Empfinden der Volksseele hinweisen. Wir hören hier zuerst von dem Zustande des Chaos, in dem sich das All befindet, ehe der Schöpfergott Ordnung schafft. Charakteristisch ist für diesen Anfangszustand der Welt, daß

dieser Finsternis und Wasser als seine Haupterscheinungsformen aufweist. Tehom nennt der Hebräer an dieser Stelle und anderwärts diesen Urozean, mit einem Ausdrucke, der uns auch im babylonischen Schöpfungsmythus in der Form Tiamat sofort wieder begegnen wird. — In dieses finstere Chaos bringt der Schöpfergott am ersten Schöpfungstage zuvörderst Licht. — Darnach scheidet er das Urwasser, das eine einzige Masse bildet, in zwei Hälften, die fortan durch die Himmelsfeste getrennt werden. Wie das gemeint ist, können wir nur dann richtig verstehen, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß im Altertum die Vorstellung weit verbreitet war, wie hier auf Erden unter dem Himmel, so gäbe es auch oberhalb des Himmelsgewölbes, das man sich als wirklich festes Gewölbe dachte, einen Ozean, den Himmelsozean. Diese beiden Ozeane, der irdische, die Wasser unterhalb der Feste, und der himmlische, die Wasser oberhalb der Feste, werden nach dem Berichte Gen. 1 von Gott am zweiten Schöpfungstage voneinander getrennt, und damit wird der sichtbare Himmel geschaffen. — Am dritten Tage erfolgt die Schöpfung der Erde und zwar dadurch, daß die Erde aus den Wassern emportaucht und sich auf den Befehl Gottes alsbald mit Pflanzenwuchs bekleidet. — Der vierte Tag bringt die Schöpfung der Himmelskörper, Sonne, Mond und Sterne. Dabei ist beachtenswert, wie mit besonderem Nachdruck von der Herrschaft der Sonne und des Mondes gesprochen wird. Es weist dies zurück auf eine Weltanschauung, für welche Sonne und Mond mehr waren als bloße Leuchten am Himmel; mit andern Worten, auf Kreise, in denen die Verehrung der Himmelskörper eine große Rolle spielte, in denen die Religion in erster Linie Astral-Religion war. — Der fünfte Tag bringt die Erschaffung der Fische und Vögel; der sechste endlich die der Landtiere und als krönenden Abschluß die Schöpfung des Menschen. — Die ganze Schöpfertätigkeit Gottes ist eingefaßt in den Zeitraum der siebentägigen Woche, in der Gott, ganz wie der Mensch, sechs Tage arbeitet, um dann am siebenten, dem Sabbattage, von seiner Arbeit auszuruhen.

Dieser Schöpfungsbericht in Gen. 1 rührt in der Form, in der er uns jetzt vorliegt, erst aus sehr später Zeit her. Denn er gehört derjenigen Quelle des „die fünf Bücher Mose" umfassenden großen Sammelwerkes an, die erst in oder nach dem babylonischen Exil, also frühestens im 6. vorchristlichen Jahrhundert, in gelehrten jüdischen Priesterkreisen zur Niederschrift gekommen ist. Daher der im allgemeinen streng monotheistische, den Anschauungen der späteren

Zeit entsprechende Zug, der durch das ganze Kapitel geht. Daher auch die etwas nüchterne, den gelehrten Verfasser verratende Art, wie in peinlicher, fast ans Pedantische streifender Weise die einzelnen Kategorien der Pflanzen und Lebewesen unterschieden werden: jegliches nach seiner Art, ein Ausdruck, der sich gegen zehnmal im Kapitel wiederholt. Dazu die rein prosaische Form, in der das Ganze abgefaßt ist. So schreibt nicht der Volksmann, der in der Blütezeit des Volkslebens dem frischen Hauche der Volksseele in poetischer Form Ausdruck zu verleihen versteht. So schreibt vielmehr der Gelehrte einer Epigonenzeit, der in seiner Studierstube ängstlich bemüht ist, seinen Gegenstand ja auch nach allen Seiten hin gründlich und erschöpfend zu behandeln.

Und doch, wie viele uralte Züge weist trotz alledem dieses späte schriftstellerische Erzeugnis noch auf: Das Chaos, das Tohu-wa-Bohu, mit der Finsternis auf der Tiefe, der Tehom; der Geist Gottes schwebend, oder wie es wörtlich heißt, brütend auf dem Wasser; die Himmelsfeste mit dem Himmelsozean darüber, und dem irdischen Ozean darunter; die Herrschaft der Himmelskörper; die Vorstellung von andern göttlichen Wesen neben dem Schöpfergotte, wenn dieser spricht: „Lasset uns Menschen machen nach unserm Bilde"; sowie die auch in der Form dichterisch gehaltene Ausdrucksweise bei der Menschenschöpfung:

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn".

Solche Züge sind gewiß nicht das Eigentum des gelehrten priesterlichen Verfassers in der Exilszeit; sie gehören vielmehr sicherlich der guten alten israelitischen Volkstradition an, in der demnach eine ähnliche Erzählung, wie diese in Gen. 1, über den Hergang der Weltschöpfung in Umlauf gewesen sein muß, aber selbstverständlich in weit urwüchsigerer Form, als Gen. 1 sie jetzt zeigt.

Sehen wir zu, ob es gelingt, aus anderen Stellen des Alten Testaments, an denen von der Weltschöpfung die Rede ist, diese ältere israelische Rezension des Schöpfungsberichtes von Gen. 1 bis zu einem gewissen Grade zu rekonstruieren. Es kommt hier vor allem eine Reihe von Stellen der poetischen Bücher des Alten Testaments in Betracht, an denen von einem Kampfe Jahves mit einem mythischen Wesen, einer Personifikation des Urmeeres, die Rede ist. Der Name dieses Wesens wechselt; bald tritt es auf als Rahab, bald als Leviathan, oder als Drache, Schlange, auch einfach als das Meer, speziell als das persönlich gedachte Urmeer, die Tehom. Ebenso variieren die einzelnen Züge dieser mythologischen

Vorstellung. Dagegen geht der eine Hauptgedanke überall mehr oder weniger hindurch, daß Gott, Jahve, im Uranfange einen Kampf mit einem feindlichen Wesen zu bestehen hatte, das die personifizierte Urflut darstellt, und daß auf diesen Kampf die Schöpfung von Himmel und Erde durch Jahve erfolgt sei. Einige der hauptsächlichsten hierfür in Betracht kommenden Stellen seien zunächst angeführt.

In Psalm 89 besingt der Dichter die Schöpfertätigkeit Jahves mit den Worten:

Du bleibst Herrscher, wenn das Meer sich empört,
wenn seine Wogen tosen, du beschwichtigst sie.
Du hast geschändet wie ein Aas Rahab,
mit starkem Arm deine Feinde zerstreut.
Dein ist der Himmel, dein die Erde,
die Welt und was sie füllt, du hast sie gegründet.
Nord und Süd, du hast sie geschaffen.

Also Überwältigung Rahabs und Schöpfung von Himmel und Erde durch Jahve in unmittelbarer Verbindung. Und zwar geht die Bewältigung Rahabs der Schöpfung von Himmel und Erde voraus. Denn zuerst ist von der Erlegung Rahabs die Rede; darauf folgt erst der Hinweis auf die Schöpfung. In dem Kampfe gegen Jahve scheinen Rahab Helfershelfer zur Seite gestanden zu haben. Denn neben Rahab selbst ist die Rede von Feinden, die Jahve mit starkem Arm zerstreut hat. Jedoch nur zerstreut, nicht getötet. Die Helfershelfer werden anscheinend glimpflicher behandelt, als Rahab selbst; sie werden nur in die Flucht geschlagen, während Rahab selbst getötet wird.

Im Buche Jesajas, Kap. 51, wird zur Befreiung Israels eine Machttat Jahves herbeigewünscht, wie in den Tagen der Vorzeit:

Auf, auf, wappne dich mit Kraft, Arm Jahves!
Auf, wie in den Tagen der Vorzeit, den Geschlechtern der Urzeit!
Bist du's nicht, der Rahab zerschmetterte, den Drachen schändete,
bist du's nicht, der das Meer austrocknete, die Wasser der großen Tehom,
der Meerestiefen zum Wege machte, daß hindurchzogen die Erlösten?

Hier denkt zwar, wie die letzten Worte zeigen, der Dichter sicher auch an den Durchzug durchs rote Meer beim Auszug aus Ägypten. Aber ebenso sicher ist, daß wir damit allein nicht auskommen, um den Wortlaut der Stelle ganz zu verstehen. Vielmehr liegt die Sache so, daß die Zerschmetterung Rahabs und die Schändung des Drachen, von der hier die Rede ist, ursprünglich wiederum von dem Kampfe Jahves mit Rahab vor der Weltschöpfung gemeint und erst sekundär auf den Durchzug der Israeliten durchs rote Meer übertragen ist.

Hierher gehört ferner die Stelle aus Hiob, Kap. 26, wo es von Gott heißt:

Mit seiner Macht hat er das Meer beruhigt,
mit seinem Verstande Rahab zerschmettert ....
Seine Hand schändete die gewundene Schlange.

und aus Hiob, Kap. 9, wo der Dichter von gewaltigen Wesen, Helfern Rahabs, spricht, die sich einst unter dem Zorne Gottes krümmten.

Die Rolle, die an den genannten Stellen Rahab spielt, nimmt an andern Leviathan ein. So in Psalm 74:

Du, Jahve, bist doch mein König von jeher,
der Heilstaten tut mitten auf Erden!
Du hast gespalten machtvoll das Meer;
hast zerbrochen die Häupter der Drachen im Wasser.
Du hast zerschlagen die Häupter Leviathans;
gabst ihn zum Fraß, zur Speise den Schakalen ....
Dein ist der Tag, und dein die Nacht;
du hast befestigt Mond und Sonne.
Du hast eingesetzt alle Gewalten der Erde;
Sommer und Winter, du hast sie gebildet.

Also wiederum die gleiche Verbindung der Drachentötung mit der Weltschöpfung.

Diese und eine Reihe weiterer Stellen des Alten Testaments lehren unzweideutig, daß in Israel die Erzählung von der Weltschöpfung sehr lebendig auch in der Form bekannt war, daß der eigentlichen Schöpfung ein Kampf Jahves mit dem als Drache vorgestellten personifizierten Urmeer, der Tehom, vorausging. Und zwar ist diese Form, Schöpfung mit vorausgehendem Drachenkampf, selbstverständlich die ursprünglichere, weil urwüchsigere, mögen auch die Stellen, an denen sie begegnet, literarisch zum Teil recht jung sein. Hier, in diesen Anspielungen der poetischen Bücher, haben wir noch in dichterischer Form die frischen Farben eines mythologischen Bildes: Jahve zieht aus zum Kampf gegen den Drachen und dessen Helfershelfer, zerschmettert mit dem Schwert in seiner Hand das Haupt des Drachen, nach einer Variante des Mythus sogar die Häupter des Drachen, der demnach offenbar auch als mehrköpfig vorgestellt wurde. Während der Drache selbst von Jahve zerschmettert wird, fallen seine Helfer vor Furcht Jahve zu Füßen. Mit der Tötung des Drachen, der Spaltung der Urflut, der Tehom, beginnt Jahve seine Tätigkeit als Schöpfer der Welt. Wir sind darum berechtigt, für das israelitische Altertum geradezu von einem Jahve-Tehom-Mythus, wie wir die Sache der Kürze halber nennen können, vor und in Verbindung mit der Weltschöpfung zu reden.

Von alledem lesen wir in Gen. 1 nichts Ausdrückliches mehr. In den priesterlichen Kreisen, aus denen Gen. 1 in seiner jetzigen Gestalt hervorgegangen ist, konnte man die ausdrückliche Wiedergabe einer so krassen mythologischen Vorstellung, wie sie in dem Kampf Jahves mit der Tehom vorliegt, nicht mehr ertragen. Dazu waren die religiösen Anschauungen in dieser Zeit und in diesen Kreisen eben doch schon zu sehr geläutert. Insofern können wir auch mit Recht sagen, daß Gen. 1 hinsichtlich seines religiösen Wertes eine ungleich höhere Stufe einnimmt, als jene anderen Stellen des Alten Testaments, an denen von der Weltschöpfung in der Form des Jahve-Tehom-Mythus die Rede ist. Aber rein historisch betrachtet ist für uns diese letztere Form in mancher Hinsicht wertvoller, weil sie uns die ursprünglichere israelitische Vorstellung zeigt. Denn in Wirklichkeit liegt die Sache so: Gen. 1 hat jenen altisraelitischen Jahve-Tehom-Mythus zur Grundlage. Darum auch die mancherlei recht altertümlichen Züge, die wir trotz des im übrigen recht späten Gewandes in Gen. 1 bemerken konnten. Es bietet uns aber den alten Mythus in einer Form, in der alle diejenigen Punkte nach Möglichkeit ausgeschieden sind, die sich mit der reineren Gottesvorstellung dieser späteren Zeit nicht mehr vertrugen. So mußte vor allem gleich zu Eingang der Kampf Jahves mit der drachengestaltigen Tehom unterdrückt werden. Vollständig ist diese Unterdrückung aber doch nicht gelungen. In der Nennung der Tehom und in dem Bericht von der Trennung der oberen und unteren Wasser durch die Himmelsfeste hat sich eine zwar leise, aber doch noch sicher genug zu erkennende Spur des ursprünglichen Tatbestandes erhalten.

Richten wir nun, nachdem wir den biblischen Schöpfungsbericht von Gen. 1 in seiner jüngeren und seiner älteren Gestalt an uns haben vorüberziehen lassen, unseren Blick auf den babylonischen Schöpfungsmythus. Schon vor der Wiederentdeckung des babylonischen Altertums durch die Ausgrabungen des letzten halben Jahrhunderts wußten wir durch Nachrichten bei griechischen Schriftstellern von einem eigentümlichen Schöpfungsberichte der Babylonier. Die betreffenden Angaben, wie sie sich namentlich bei dem Kirchenvater Eusebius finden, gehen zurück auf das Werk eines babylonischen Priesters Berosus, der um das Jahr 280 v. Chr. in griechischer Sprache drei Bücher über sein Heimatsland Babylonien schrieb, die später leider verloren gegangen sind, so daß wir nur das davon besitzen, was sich in gelegentlichen Auszügen bei Eusebius, Jose-

phus u. a. daraus findet. Der Babylonier Berosus erzählt also nach Eusebius:

Es gab eine Zeit, in der das All Finsternis und Wasser war. Darin entstanden wunderbare Wesen von eigenartiger Gestalt. Denn da gab es Menschen mit zwei Flügeln, einige auch mit vier Flügeln und zwei Gesichtern u. s. w. (Folgt eine weitere ausführliche Schilderung der Chaoswesen). Über sie alle aber herrschte ein Weib mit Namen Thamte, d. h. Meer. Bei diesem Zustande des Alls erschien Bel, spaltete das Weib mitten entzwei, machte aus der einen Hälfte von ihr die Erde, aus der andern den Himmel und vertilgte die Lebewesen, die bei ihr waren .... Als nun Bel das fruchtbringende Land unbewohnt sah, befahl er, einem der Götter den Kopf abzuschlagen, das herabfließende Blut mit Erde zu vermischen und so Menschen und Tiere zu bilden. Es schuf aber Bel auch die Sterne, Sonne und Mond und die fünf Planeten.

Dieser in kurzem Auszuge erhaltene Bericht des Berosus hat seine volle Bestätigung gefunden durch das bereits oben erwähnte keilschriftliche babylonische Schöpfungsepos aus der Tontafelbibliothek Assurbanipals. Zwar klaffen in dem uns zur Zeit vorliegenden Texte dieses auf 7 Tafeln mit je etwa 140 Zeilen geschriebenen Epos noch einige erhebliche Lücken; immerhin liegt auch jetzt schon der Zusammenhang des Ganzen klar zu Tage. Die Form ist, wie es für einen derartigen Mythus nicht anders zu erwarten steht, die poetische, der Stil des Epos.

Das babylonische Schöpfungsepos beginnt:

Einst, als droben der Himmel nicht benannt war,
brunten die Erde keinen Namen trug,
als noch Apsu, der uranfängliche, ihr Erzeuger,
Mummu-Tiamat, ihrer Aller Mutter,
ihre Wasser in eins zusammenmischten ....:
Da entstanden (die ersten Götter).

Mit andern Worten: Im Uranfange, vor der Erschaffung von Himmel und Erde, war nur die Urflut vorhanden, die personifiziert als männliches (Apsu) und weibliches Wesen gedacht wurde. Letzteres führt den Namen Tiamat, derselbe Name wie die biblische Tehom, nur in der speziell babylonischen Form des Wortes. Es ist nun weiterhin von der Entstehung der Götter die Rede. In diese neuentstandene Götterwelt kommt aber alsbald ein Riß, dadurch hervorgerufen, daß Apsu und Tiamat, unzufrieden mit dem neuen Zustand der Dinge, sich gegen die oberen Götter empören. Apsu wird zwar bald unschädlich gemacht. Dagegen gelingt es Tiamat, einen Teil der Götter auf ihre Seite zu ziehen. Auch erschafft sie eigens ungeheuerliche Wesen, die ihr als Helfer im Kampfe dienen sollten. Diese Auflehnung Tiamats erfordert Rache von seiten der

oberen Götterwelt. Aber keiner der Götter wagt es, den Kampf gegen Tiamat aufzunehmen, bis endlich Marduk sich dazu erbietet, unter der Bedingung, daß ihm nach der Besiegung Tiamats die Königsherrschaft über das Weltall zu Teil werde. Dieser Gott Marduk ist der Merodach der Bibel, der Stadtgott von Babylon, der als Beinamen den Titel Bel, der Herr, führte, darum diesen Namen Bel geradezu auch als Eigennamen erhielt. So nennt ihn Berosus durchweg Bel. So ist er uns auch aus dem Alten Testament bekannt, speziell aus der apokryphen Schrift des Alten Testaments, die den Namen führt: Vom Bel zu Babel. In feierlicher Götterversammlung wird Marduk die von ihm verlangte Königsherrschaft mit den Worten zugesichert:

Marduk, du seist geehrt unter den großen Göttern;
dein Los ist ohnegleichen, dein Name ist Himmelsgott.
Von Stund an sei giltig dein Geheiß,
erhöhen und erniedrigen liege in deiner Hand!
Fest stehe dein Wort, unverbrüchlich sei dein Gebot,
keiner der Götter beschreite deinen Bezirk!
O Marduk, da du unser Rächer sein willst,
so verleihen wir dir das Königtum über das ganze All.
Sitzest du im Rat, so stehe dein Wort obenan,
deine Waffe sei siegreich, sie treffe den Feind!
O Herr, wer auf dich traut, dessen Leben schone;
aber der Gott, der Böses plant, gieß aus dessen Leben!

Marduk gibt darauf durch eine Wunderwirkung seines Wortes im Kleinen den Beweis, daß er imstande sein wird, dereinst auch Großes zu vollbringen, nämlich Himmel und Erde zu schaffen. Ein Kleid wird in ihre Mitte gelegt, das auf Marduks Wort vergeht und wieder entsteht. Die Worte des Epos lauten hier, mit einer Anrede der Götter an Marduk beginnend:

„Vergehen und Werden — befiehl es und es geschehe!
Auf das Auftun deines Mundes vergehe das Kleid,
befiehl ihm wiederum, so sei das Kleid wieder da!"
Da befahl er mit seinem Munde, und das Kleid verging,
wiederum befahl er ihm, und das Kleid war wieder da.
Da solches Machtwort sahen die Götter, seine Väter,
huldigten sie ihm freudig: „Marduk sei König!"
Schenkten ihm Szepter, Thron und Schößling,
gaben ihm eine Waffe ohnegleichen den Feind zu schlagen:
„Wohlan! Der Tiamat schneide ab das Leben!"

Darauf wird weiter ausführlich erzählt, wie Marduk sich mit Bogen und Köcher, Schwert und Netz ausrüstet und auf seinem von feurigen Rossen gezogenen Streitwagen der Tiamat zum Kampfe

entgegenfährt. Sobald sie zusammengetroffen, hält Marduk der Tiamat noch einmal vor, was sie Böses begangen, und fordert sie dann zum Kampfe heraus mit den Worten:

Stelle dich, ich und du wollen miteinander kämpfen!

Marduk bleibt Sieger im Kampfe, er durchbohrt mit seiner Waffe der Tiamat den Leib, macht ihr den Garaus, wirft ihren Leichnam hin und stellt sich darauf. Dann wendet er sich gegen ihre Helfershelfer, überwindet auch diese und setzt sie gefangen. Darauf kehrt er zum Leichnam der Tiamat zurück, zerschlägt ihn in zwei Teile:

Aus ihrer einen Hälfte machte er das Himmelsdach,
schob Riegel vor, stellte Wächter hin,
ihre Wasser nicht hinauszulassen befahl er ihnen.

Die obere Hälfte der Tiamat bildet also von nun an das Himmelsgewölbe, und ihre Wasser werden durch Riegel von weiterem Vordringen zurückgehalten; genau so, wie in Gen. 1 der erste Schritt zur Erschaffung von Himmel und Erde darin besteht, daß die oberen Wasser von den unteren durch die Himmelsfeste geschieden werden. Dieser Passus des keilschriftlichen Schöpfungsepos ist natürlich zugleich die Originalstelle zu der oben erwähnten Schilderung des Berosus von dem Weibe Thamte, das Bel mitten entzwei gespalten und aus deren einer Hälfte er die Erde, aus der anderen den Himmel gemacht habe.

Es folgt nun im babylonischen Schöpfungsepos zunächst in ausführlicher Schilderung die Erschaffung der Himmelskörper mit genauer Angabe der Bestimmung der einzelnen Gestirne, entsprechend der parallelen Angabe über die Herrschaft von Sonne und Mond in Gen. 1. — Von da ab stehen wir leider bis jetzt noch vor einer erheblichen Lücke in dem keilschriftlichen Schöpfungsepos. Indessen dürfen wir, gestützt auf einzelne kleine Fragmente, auf den Bericht des Berosus und auf die Angaben in dem Schlußhymnus des Epos, der die einzelnen Schöpferakte Marduks rekapituliert, mit Sicherheit aussagen, daß diese Lücke die Erzählung von der Erschaffung des Festlandes, der Pflanzen, der Tiere und der Menschen enthalten haben muß. Wo die erhaltenen Fragmente wieder einsetzen, ist eben davon die Rede, wie Marduk seinen Willen kundtut, den Menschen zu erschaffen. Der Akt der Menschenschöpfung selbst, der auch im babylonischen Epos den krönenden Abschluß der Schöpfertätigkeit Marduks gebildet haben muß, fehlt dagegen einstweilen noch. Der Schluß des Epos läuft, wie schon erwähnt, in einen Hymnus auf

Marduk aus, der die einzelnen Schöpfertaten Marduks, die Erschaffung des Himmels, der Erde und speziell auch der Menschen, nochmals rühmend erwähnt und Marduk als den obersten aller Götter preist.

Nachdem wir so auch den babylonischen Schöpfungsbericht seinem Hauptinhalte nach kennen gelernt haben, sind wir in der Lage, diesen nun direkt mit dem biblischen Schöpfungsberichte vergleichen zu können. Dabei müssen wir natürlich in erster Linie die ältere Form der Rezension von Gen. 1 im Auge behalten, Schöpfung mit vorausgehendem Drachenkampf, wie wir sie ja bereits auf Grund ausschließlich alttestamentlicher Angaben rekonstruieren konnten. Und selbst abgesehen davon bietet sich schon bei einer Vergleichung des babylonischen Mythus direkt mit Gen. 1 in seiner jetzigen Form noch genug an überraschender Übereinstimmung, um zu erkennen, daß es sich bei der biblischen und der babylonischen Rezension im Grunde um denselben Mythus handelt. Nach beiden Traditionen war in der Urzeit alles Wasser. Die Meerestiefe wird personifiziert durch ein furchtbares Wesen; der babylonische Name des Ungetüms ist Tiamat; ihm entspricht im Hebräischen Tehom, der technische Ausdruck für das Urmeer, durch seinen artikellosen Gebrauch, wie ein Eigenname, noch darauf hinweisend, daß es sich ursprünglich auch in der israelitischen Tradition um eine mythische Gestalt handelt. Beide Mythen stellen sich das Ungetüm drachenartig vor; in beiden finden sich auch Varianten, wonach das Ungetüm mehrere Köpfe hatte. So kennt die babylonische Überlieferung speziell auch eine siebenköpfige Schlange an Stelle der einköpfigen, eine Vorstellung, die sich später in den apokalyptischen Bildern der Offenbarung Johannis wiederfindet. Neben dem Hauptungetüm erscheinen in beiden Mythen andere, seine Helfershelfer. Diesen Mächten der Tiefe stehen im babylonischen Mythus die Götter der Oberwelt gegenüber, unter ihnen Marduk, der schließliche Bezwinger der Tiamat. Auch in der israelitischen Tradition erscheinen in diesem Zusammenhang neben Jahve gelegentlich andere göttliche Wesen, natürlich hier aber hinter Jahve völlig zurücktretend. Die babylonischen Chaoswesen nun haben sich gegen die oberen Götter empört und beanspruchen die Weltherrschaft für sich. Auch im biblischen Drachenkampf ist diese übermütige frevelhafte Empörung ein ständiger Zug. Im babynischen Mythus tritt darauf Marduk, im biblischen Jahve mit Waffen gerüstet dem Feinde entgegen. Marduk tötet Tiamat, wie Jahve Rahab-Tehom. Die Helfershelfer der Tiamat werden von

Marduk glimpflicher behandelt, ebenso wie die Helfer Rahabs von Jahve. Mit dem Leichnam des Ungetüms wird aber im babylonischen Mythus, wie im biblischen, alsbald etwas ganz eigenartiges vorgenommen. Dort wird Tiamat in zwei Hälften gespalten und aus diesen das Himmelsgewölbe und die Erde gebildet. Ebenso leitet in Gen. 1 die Trennung der oberen und unteren Wasser durch die Himmelsfeste die Schöpfung von Himmel und Erde ein. In beiden Mythen steht so die Überwindung des vorweltlichen Ungetüms in allerengster Verbindung mit der Schöpfung der jetzigen sichtbaren Welt. Hier wie dort endlich bildet das Erscheinen des Lichtes den Anfang der neuen Ordnung der Dinge. Denn wenn auch im babylonischen Epos die Erschaffung des Lichtes nicht als besonderer Schöpfungsakt namhaft gemacht ist, so ist anderseits gerade Marduk die Lichtgottheit in ganz eminentem Sinne. Darum ist Marduks Kampf mit Tiamat im Grunde ein Kampf zwischen Licht und Finsternis, wie denn auch Berosus den Kampf zwischen Bel und Thamte als einen Kampf zwischen Licht und Finsternis erklärt. — Kein zu großes Gewicht ist vielleicht auf die, soweit wir bis jetzt sehen können, ebenfalls weitgehende Übereinstimmung in der Reihenfolge der einzelnen Schöpfungsakte im babylonischen und biblischen Berichte zu legen. Denn eine Reihenfolge wie Himmel, Himmelskörper, Erde, Pflanzen, Tiere, Menschen ist am Ende durch die Natur der Sache ziemlich an die Hand gegeben. Freilich stehen in Gen. 1 die Himmelskörper an einer eigentümlichen Stelle, nämlich erst nach den Pflanzen; während im babylonischen Epos die Himmelskörper, wie das auch näher liegt, gleich in Verbindung mit dem Himmel geschaffen werden. Es ist sehr wohl möglich, daß hier im biblischen Berichte aus irgend welchen Gründen erst sekundär eine Verschiebung eingetreten ist. Was jedoch nicht so ganz selbstverständlich ist, ist der Punkt, daß in beiden Rezensionen, der babylonischen wie der biblischen, der Himmel vor der Erde geschaffen wird, da an und für sich auch das Umgekehrte ebensowohl denkbar wäre. — Von einem Sechstagewerke des Schöpfergottes lesen wir übrigens in der babylonischen Rezension nichts; und es ist dies auch gar nicht zu erwarten, da die Einfügung der Schöpfertätigkeit Gottes in den Rahmen des Sechstagewerkes in Gen. 1 anerkanntermaßen nichts Ursprüngliches ist. — Noch sei an die Übereinstimmung erinnert, daß in beiden Rezensionen die Angabe über die Bestimmung der Himmelskörper besonders eingehend ist; ferner daran, daß in beiden das wunderwirkende Wort des Schöpfergottes eine hervorragende Rolle spielt.

Im Hinblick auf diese weitgehende Übereinstimmung des babylonischen und des biblischen Schöpfungsberichtes von Gen. 1 in Verbindung mit dem Jahve-Tehom-Mythus, der als Grundlage von Gen. 1 vorauszusetzen ist, können wir nun gar nicht anders, als eine tatsächliche historische Verwandtschaft zwischen diesen beiden Traditionen anzunehmen. Mit der Ansicht etwa, daß die Israeliten und die Babylonier auf Grund gemeinsamer kosmologischer Anschauungen unabhängig zu einer Vorstellung, wie Gen. 1 und babylonisches Schöpfungsepos, von der Erschaffung der Welt gelangt seien, kommt man nicht aus, zumal wenn man berücksichtigt, daß speziell die Israeliten auch noch eine zweite, in Gen. 2 vorliegende, abweichende Anschauung über die Entstehung der Welt kannten, wo nicht vom Urwasser als uranfänglichem Prinzip die Rede ist, sondern im Gegenteil von dürrem, trockenem Lande, über das dann erst das Wasser als das befruchtende Element kommt.

Nachdem sich uns auf diese Weise als Resultat ein tatsächlicher historischer Zusammenhang zwischen dem babylonischen Schöpfungsepos und Gen. 1 ergeben hat, erhebt sich jetzt die Frage, wie dieses Verwandtschaftsverhältnis aufzufassen ist. An und für sich wären hier drei verschiedene Möglichkeiten denkbar. Erstens könnten die Babylonier ihren Bericht von den Israeliten entlehnt haben; zweitens könnten beide Berichte auf einen gemeinsamen ursemitischen Mythus zurückgehen; endlich liegt die Möglichkeit vor, daß die Israeliten den Bericht von den Babyloniern übernommen haben.

Der erste Fall, daß die Babylonier ihren Schöpfungsbericht von den Israeliten entlehnt hätten, scheidet von vornherein aus. Es genügt, darüber zu sagen, daß dies kulturhistorisch und religionsgeschichtlich einfach undenkbar ist. Die zweite Möglichkeit, daß das babylonische Schöpfungsepos und Gen. 1 auf einen gemeinsamen ursemitischen Weltschöpfungsmythus zurückgingen, wäre schon eher in ernsthafte Erwägung zu ziehen. Läßt sich doch die Möglichkeit eines gewissen gemeinsamen Mythenbestandes für die semitische Urzeit nicht ohne weiteres abweisen. Daß jedoch auch diese Möglichkeit fortfällt, daß es sich vielmehr im vorliegenden Falle für die Israeliten um einen erst zu einer bestimmten Zeit von den Babyloniern entlehnten Mythus handelt, mit anderen Worten, daß dieser Mythus in Babylonien heimisch, in Israel Lehnmythus ist, folgt daraus, daß gewisse Züge des Mythus aus den Anschauungen des Volkes Israel heraus unerklärbar sind, während sie in den Anschauungen der Babylonier ihre befriedigendste Erklärung finden. So läßt sich

vom spezifisch israelitischen Standpunkte aus nicht verstehen, warum gerade das Urmeer am Anfang der Dinge allein vorhanden gewesen sein sollte, wie überhaupt die hervorragende Rolle, die das Meer und seine Personifikation als Tehom, Rahab, Leviathan, Meerdrache in dem Jahve-Tehom-Mythus spielt, auf israelitischem Boden recht fremdartig berührt. Der ganze Jahve-Tehom-Mythus, der Kampf des Lichtgottes mit dem personifizierten Urmeer, trägt durchaus keine palästinensische Lokalfärbung an sich und so auch nicht sein Nachklang in Gen. 1. Dazu kommt weiter, daß man vom israelitischen Standpunkt aus es nicht erklären kann, warum sich das Volk Israel die Frage: „Wie ist einst dieser sichtbare Himmel und diese sichtbare Erde entstanden?" gerade mit dem Berichte Gen. 1 beantwortet haben sollte. Denn nach allen Analogien müssen wir notwendig erwarten, daß man die Bilder für einen derartigen Mythus, soll er einheimisch sein, aus der lebendigen Anschauung entnahm. Dagegen läßt sich das Bild, unter dem man sich die Schöpfung von Himmel und Erde vorstellte, vom spezifisch babylonischen Standpunkt aus, und nur von diesem, aufs beste verstehen, woraus folgt, daß das Bild und damit der Mythus in Babylonien heimisch, in Israel entlehnt ist. Denn für den Babylonier liegt die Sache einfach so. Er sagte sich: Die Welt muß einst in gleicher Weise erstmals entstanden sein, wie sie jetzt noch in jedem Jahr und an jedem Tag entsteht. Wie in jedem Frühling der Frühlingsgott Marduk das vom Winterregen her überschwemmte, dem Meere, der Tiamat, gleichende Land neu hervortreten läßt, so ist auch im allerersten Frühling, am allerersten Neujahr, nach einem Kampf zwischen Marduk und Tiamat die Welt zustande gekommen. Oder, denn Marduk ist zugleich auch der Gott des Morgenlichts: Wie die Sonne an jedem Morgen das Weltmeer, die Tiamat, durchschreitet und aus dem Chaos der Nacht zuerst den Himmel, dann die Erde hervortreten läßt, so ist auch am ersten Schöpfungsmorgen Himmel und Erde erstmals entstanden. Man mache den Versuch, das Bild in ähnlicher Weise vom israelitischen Standpunkt aus begreifen zu wollen, und man wird erkennen, daß dieser Versuch mißlingt. Das Bild verlangt eben als Entstehungsort ein Alluvialland, wie es Babylonien, aber nicht Palästina oder die syrisch-arabische Wüste ist, und es verlangt weiter einen speziellen Frühlings- oder Morgengott, wie es Marduk, aber nicht Jahve ist.

Wir haben bisher bloß auf Grund des Schöpfungsberichtes an sich den Nachweis zu führen gesucht, daß Gen. 1 seinem In-

halt nach nicht ursprünglich israelitisch, sondern babylonischer Herkunft ist. Eine weitere starke Stütze erhält dieser Nachweis dadurch, daß Gen. 1 in diesem Falle nicht etwa als einzige Entlehnung aus Babylonien vereinzelt dastände, was ja zwar möglich, aber immerhin etwas merkwürdig wäre. Vielmehr haben wir innerhalb der sogenannten biblischen Urgeschichte noch andere Stücke, deren Stoffe ebenfalls durch Entlehnung aus Babylonien zu den Israeliten gekommen sein müssen. Dahin gehört vor allem der Sintflutbericht, dessen Herkunft aus Babylonien noch viel offener zu Tage liegt, als diejenige von Gen. 1. Aber auch in dem, was wir über das Paradies, über die Urväter hören, liegen, wie wir im einzelnen noch genauer sehen werden, mehrfach Entlehnungen aus der babylonischen Mythologie vor.

So haben wir also in Gen. 1 nur ein Glied einer größeren Reihe von übernommenen Stoffen, und es erhebt sich nun noch die Frage, wann eine solche Entlehnung wohl stattgefunden hat, wie wir uns überhaupt den Vorgang einer derartigen Mythenübertragung von den Babyloniern zu den Israeliten historisch vorzustellen haben. Diese Frage läßt sich, wie nach dem Gesagten leicht begreiflich ist, kaum einseitig für ein Stück wie Gen. 1 allein entscheiden, es muß dies vielmehr im Zusammenhang mit den übrigen urgeschichtlichen Stoffen, wie vor allem der Sintflut, geschehen. Nur soviel sei schon hier speziell im Hinblick auf Gen. 1 ausgesprochen, daß es ganz unmöglich ist, anzunehmen, die Israeliten hätten etwa erst in der Zeit des babylonischen Exils diesen Chaos- und Schöpfungsmythus von den Babyloniern aufgenommen. Ausschließlich vom literargeschichtlichen Gesichtspunkt aus betrachtet wäre dies ja insofern möglich, als sowohl Gen. 1, als auch die Stellen des Alten Testaments, an denen vom Jahve-Tehom-Mythus die Rede ist, alle erst aus dieser späten Zeit des Exils stammen. Dagegen ist es von religionsgeschichtlichen Erwägungen aus ganz undenkbar, daß die Juden des Exils mit ihrer stark ausgeprägten Jahve-Religion von ihren heidnischen Unterdrückern einen derartigen Mythus über die Weltschöpfung frischweg übernommen und an den Anfang ihrer heiligen Schriften gestellt haben sollten. Aber auch selbst die spätere Königszeit, wie etwa die Zeit des assyrerfreundlichen und mit ausländischem Wesen liebäugelnden Königs Ahas, ist bereits viel zu spät, um annehmen zu können, daß damals die Israeliten einen Stoff, wie den babylonischen Schöpfungsbericht, sich angeeignet hätten. Dazu ist eben doch Gen. 1, wie der Jahve-Tehom-Mythus,

bereits viel zu sehr spezifisch israelitisch gefärbt, viel zu eigenartig verschieden von seinem babylonischen Vorbild. Wir müssen vielmehr für diesen Mythus eine lange Entwickelung auf israelitischem bez. palästinensischem Boden selbst annehmen, um zu verstehen, wie er diejenige Form erhalten konnte, in der er uns jetzt vorliegt. Wir werden unten noch genauer sehen, daß alles dafür spricht, daß wir für die Schöpfungsgeschichte in Gen. 1, wie für die anderen Mythen aus der Urzeit, in eine Zeit zurückgreifen müssen, die noch vor der Zeit der Einwanderung der Israeliten in Palästina liegt, um begreifen zu können, wie jene babylonischen Mythen bei den Israeliten überhaupt Eingang finden konnten.

## Paradies.

Eine ganz andere Situation umfängt uns, wenn wir von Gen. 1 zu dem zweiten biblischen Schöpfungsberichte in Gen. 2—3 übergehen. Hier braust nicht die wilde Meeresflut im Uranfang und muß erst gebändigt werden, damit die Welt entstehen könne; hier bildet vielmehr ödes Wüstenland den Anfang alles Seins, und hier ist es eine Flut befruchtenden Wassers, die über das Wüstenland kommt und so es erst ermöglicht, daß Vegetation entstehen kann. Hier begegnet uns auch nicht die strenge erhabene Auffassung des Schöpfergottes von Gen. 1, der allein durch sein allmächtiges Schöpferwort die Dinge ins Dasein ruft, hier finden wir vielmehr Jahve, wie hier der Schöpfergott genannt wird, recht eigentlich bei der anstrengenden Arbeit des Schaffens. Jahve bildet den Menschen aus einem Erdenkloß, wie der Töpfer aus einem Stück Lehmerde seine Figuren formt. Dann bläst er ihm den Lebensodem in seine Nase. Er pflanzt darauf einen Garten in Eden und setzt den Menschen darein; läßt allerlei Bäume darin aufwachsen, vor allem den Lebensbaum und den Erkenntnisbaum. In diesem Garten fließt der Paradiesesstrom, der sich alsdann in vier Arme teilt. Ich brauche ja nicht ausführlich den weiteren Inhalt der beiden Kapitel vorzuführen, da er ja einem jeden von Jugend auf geläufig ist, sondern will nur noch die Hauptpunkte kurz skizzieren: Das Verbot Jahves, vom Baum zu essen, die Schöpfung der Tiere und schließlich die Erschaffung des Weibes aus der Rippe des Menschen. Dann die wundervoll geschilderte Szene unter dem Baume, die Schlange als Verführerin, die Übertretung des göttlichen Verbotes zuerst durch das Weib, dann auch durch den Mann, die Furcht und Flucht der beiden vor Jahve, der in der Abendkühle im Garten wandelt,

das Rufen Jahves nach dem Menschen: „Wo bist du?“, die Entschuldigungsversuche des Menschen und seines Weibes gegenüber Jahve, die Verfluchung der Schlange, sowie des Naturlebens des Weibes und der Arbeit des Mannes; endlich die Vertreibung der beiden aus dem Paradiesesgarten, vor dessen Eingang fortan Cherube lagern, um den Weg zum Baum des Lebens zu bewachen. Hier atmet jede Zeile echte, wundervolle Volkspoesie. Wir haben hier eines der schönsten Stücke der älteren hebräischen Literatur vor uns, gleichzeitig eine Erzählung, die in so wundersam feinsinniger und von tiefem religiösem Gefühl durchzogener Weise eine Antwort auf die Frage zu geben sucht: Wie ist das Leid in die Menschheit gekommen? Woher kommt all die Mühsal des Lebens und der Tod? Man müßte gefühllos sein für wirkliche Poesie, wenn man die Schönheit und innere Wahrheit dieses Mythus nicht empfinden könnte. Denn einen solchen haben wir selbstverständlich vor uns, nicht etwa wirkliche Geschichte.

Der Grund, warum diese Erzählung vom Paradies in Gen. 2—3 auch schon äußerlich im Stil sehr stark von Gen. 1 absticht, liegt darin, daß wir hier ein Stück aus der älteren Quelle des großen Sammelwerkes der „fünf Bücher Mose“ vor uns haben, ein Stück des sog. Jahvisten, wie man diese Quelle gewöhnlich nennt wegen des durchgängigen Gebrauchs des Gottesnamens Jahve in ihr, im Gegensatz zur Anwendung des Wortes Elohim für Gott in anderen Quellenschriften, namentlich auch in der priesterlichen Schrift, der Gen. 1 angehört. Diese sog. jahvistische Schrift stammt nun aber aus der Blütezeit des israelitischen Volkslebens, aus der Königszeit des 8. oder 7. Jahrhunderts v. Chr., und hat uns in viel treuerer und urwüchsigerer Form die alten hebräischen Volkssagen, speziell auch über die Urzeit, aufbewahrt, als jene erst im Exil entstandene priesterliche Schrift. Daher kommt es auch, daß uns in Gen. 2—3 weit mehr die frischen, ursprünglichen Farben eines mythologischen Gemäldes entgegentreten, als in Gen. 1, wo alles schon viel abgeblaßter ist. Aus demselben Grunde ist es auch leicht verständlich, warum der Uranfang in Gen. 2 ganz anders gedacht wird, als in Gen. 1, nämlich als wasserlose Wüste, nicht als wogendes Urmeer. Es handelt sich hier eben um zwei ursprünglich verschiedene mythologische Traditionen, die in Israel unausgeglichen nebeneinander hergingen, und von denen die eine in einer Stromlandschaft, die andere in einem Wüstengebiet ihren Ausgangspunkt hat. In jeder der beiden Quellenschriften ist je eine dieser beiden Traditionen vertreten.

Um zum besseren Verständnis der Paradieses-Erzählung und ihrer Parallele im Babylonischen, wie wir sie alsbald kennen lernen werden, zu gelangen, ist es aber notwendig, zuvor einige spätere Bestandteile als solche zu erkennen, die sich an den Grundstock von Gen. 2—3 angesetzt haben. Dazu gehört vor allem die spezielle Ausführung über die Lage des Paradieses. Die ursprüngliche Erzählung weiß, wie noch deutlich durchblickt, nur im allgemeinen von einem Paradiesesstrom, vielleicht noch mit dem weiteren Gedanken, daß sich dieser eine Hauptstrom beim Austritt aus dem Paradiese in vier Arme teilte. Das genügte der späteren Zeit nicht. Man war daher bemüht, die Lage des Paradieses genauer zu bestimmen und die vier Ströme geographisch festzulegen. Das kommt zum Ausdruck in dem späteren Zusatze, der die vier Ströme als Pison, Gihon, Hiddekel und Phrath bezeichnet, von denen die beiden letzteren, Hiddekel und Phrath, der Tigris und Euphrat sind, der Gihon der Nil, und der Pison vielleicht der persische Meerbusen, den man im Altertum mehrfach auch als breiten Strom aufgefaßt hat. Bei dieser Anschauung dachte man sich die Lage des Paradieses hoch im Norden an den dem Erzähler unbekannten Quellen des Euphrat, Tigris, persischen Meerbusens (?) und Nils, von denen man nach einer für das Altertum nicht unerhörten, aber geographisch natürlich ganz unmöglichen Vorstellung glaubte, daß sie von derselben Quelle, einem Hauptstrome, sich abzweigten. Man ersieht hieraus übrigens auch, daß es ein völlig vergebliches Bemühen ist und bleiben wird, die Lage des Paradieses auf Grund dieser Angaben etwa geographisch genau nachweisen zu wollen. Vielmehr gehört es im Gegenteil gerade zum Wesen des Paradieses, daß es nicht genau bestimmt werden kann: es liegt seiner Natur nach in einer für den Menschen unerreichbaren Ferne. Das ist sogar auch der Fall bei dem späteren gelehrten Glossator unseres Kapitels, der höchstens zu wissen glaubt, daß die vier Ströme, die vom Paradiesesstrom ausgehen, eben die ihm bekannten Ströme Euphrat, Tigris, Pison und Gihon sind, dem aber das Quellgebiet selbst dieser Ströme, die Stelle, an die er das Paradies verlegt, ein unbekanntes Land ist. Wir können vielmehr aus anderen Stellen der Bibel noch entnehmen, daß in der ursprünglicheren Form dieses Mythus das Paradies überhaupt gar nicht auf Erden liegt, sondern, so parador dies zunächst auch klingen mag, — im Himmel, bez. am Himmel, wobei speziell zu dem in mehrere Arme sich teilenden Paradiesesstrome die Milchstraße das Vorbild abgegeben haben wird.

Ezechiel 47 lesen wir von der Quelle, die vom Tempel in Jerusalem ausgeht und zum großen Strome wird, der nach dem toten Meere zu abfließt. Von diesem Strome heißt es: „Alles, zu dem der Fluß kommt, wird leben". Zu beiden Seiten dieses Stromes stehen allerlei Bäume mit eßbaren Früchten. „Deren Laub soll nicht welken und deren Früchte sollen kein Ende nehmen. Alle Monate sollen sie frische Früchte tragen. Und ihre Früchte werden als Speise dienen und ihr Laub als Heilmittel." Schon aus dem ganzen Zusammenhang, in dem diese merkwürdige Schilderung bei Ezechiel auftritt, läßt sich vermuten, daß hier nicht von einem wirklichen Fluße die Rede ist, der vom irdischen Jerusalem ausgeht, vielmehr von einem himmlischen Strom von Lebenswasser, der vom himmlischen Jerusalem seinen Ausgang nimmt. — Was hier bei Ezechiel vielleicht noch zweifelhaft sein könnte, das lesen wir Apok. Joh. 22 mit klaren Worten:

Und er zeigte mir einen Strom von Lebenswasser, glänzend wie Krystall, hervorkommend aus dem Throne Gottes und des Lammes mitten in seiner (nämlich des vorher genannten himmlischen Jerusalems) Gasse; hüben und drüben am Strom den Baum des Lebens, zwölfmal Frucht bringend, jeden Monat seine Frucht gebend; und die Blätter des Baumes sind zur Heilung der Nationen.

Wir haben hier Schilderungen des Paradieses vor uns, ganz entsprechend der sonstigen Anschauung im späteren Judentum und darnach auch im Neuen Testamente, wonach das Paradies sich im Himmel befindet. In diesem himmlischen Paradiese steht der Lebensbaum und fließt das Lebenswasser. — Namentlich die eine Tatsache ist hierbei noch besonders beachtenswert, daß diese späteren Vorstellungen vom Paradiese außer dem Baum des Lebens auch noch ausdrücklich von einem Strom mit Lebenswasser wissen. Hier hat die spätere Anschauung gewiß das Ursprünglichere. Denn in der Paradiesesschilderung Gen. 2 ist nur im allgemeinen von einem Strom die Rede, der dazu dient, den Garten zu bewässern. Das ist aber, wie wir schon aus dem Zusammenhange an und für sich schließen können, sicher ursprünglich der Strom mit Lebenswasser, der zu dem Lebensbaum als notwendiges Parallelglied gehört. Und auch in dem Punkte wird der späteren Vorstellung die größere Ursprünglichkeit zugeschrieben werden müssen, daß der eigentliche Ort des Paradieses, die Wohnung der Gottheit mit der Lebensspeise und dem Lebenswasser in ihrem Bereiche, im Himmel zu suchen ist.

Aus dem Babylonischen ist uns nun im Laufe der letzten Jahre ein interessanter, auch schon in Heft 3 des ersten Jahrgangs dieser

Sammlung besprochener Mythus bekannt geworden, von dem das Hauptstück (vgl. oben S. 4) bereits im 15. Jahrhundert v. Chr. niedergeschrieben ist:

Adapa, allem Anschein nach der erste Mensch in der babylonischen Mythologie, erscheint als der Sohn des Meergottes Ea. Dieser hat ihn erschaffen, hat ihm hohe Weisheit verliehen, ewiges Leben ihm aber nicht verliehen. Adapas Aufenthaltsort ist im Heiligtum des Ea, in Eridu, an der Mündung des Euphrat und Tigris. Da liegt er den priesterlichen Funktionen für den Tempel Eas ob; da betreibt er auch die Fischerei auf dem Meere, um für das Heiligtum den Bedarf an Fischen zu liefern. Wie er so eines Tages wieder einmal auf dem Meere fährt, erhebt sich bei spiegelglatter See plötzlich der Südwind und bringt sein Schiff zum kentern, so daß er ins Meer versinkt. Aus Rache zerbricht Adapa dem Südwind die Flügel, so daß dieser sieben Tage lang nicht mehr über die Erde wehen konnte. Davon hört der Himmelsgott Anu, schickt seinen Boten zur Erde hinab, um Adapa zur Rechenschaft vor seinen Thron im Himmel zu fordern. Ea unterrichtet nun den Adapa zuvor über das, was ihm droben im Himmel von Anu bevorstehen würde: „Wenn du vor Anu hintrittst, wird man dir Speise des Todes hinhalten — iß sie nicht! Wasser des Todes wird man dir hinhalten — trink es nicht!" Der Bote Anus langt an, läßt Adapa mit sich zum Himmel aufsteigen, durch das Tor des Himmels eintreten. Als Adapa vor Anu erscheint, erfüllt sich alles genau, wie Ea es ihm vorausgesagt, nur mit dem Unterschied, daß Anu ihm nicht Todesspeise und Todeswasser reichen läßt, sondern vielmehr Lebensspeise und Lebenswasser. Aber dem Befehle Eas gehorsam, schlägt Adapa das ihm dargereichte Brot und Wasser aus und verscherzt sich damit die Erlangung ewigen Lebens. „Speise des Lebens", so spricht Anu, „holt ihm, daß er sie esse!" Da holte man ihm Speise des Lebens, aber er aß sie nicht. Wasser des Lebens holte man ihm, aber er trank es nicht. Da blickte ihn Anu staunend an: „O Adapa, warum hast Du nicht gegessen, nicht getrunken? So wirst du auch nicht leben!" Darauf befahl er: „Nehmt ihn und bringt ihn zu seiner Erde zurück!"

Es wäre natürlich verfehlt, diesen babylonischen Mythus von Adapa für das direkte Vorbild der biblischen Paradieseserzählung erklären zu wollen; aber eine Reihe von sehr verwandten Zügen ist doch vorhanden, die es wahrscheinlich machen, daß der babylonische Adapa-Mythus für die Ausbildung der Paradiesesgeschichte in Gen. 2—3

doch von einem gewissen Einfluß gewesen ist. So haben wir in diesem babylonischen Mythus die Lebensspeise und das Lebenswasser im Himmel beim Throne des Himmelsgottes Anu, genau wie wir fanden, daß für die ältere Form der biblischen Paradieseserzählung Lebensstrom und Lebensbaum im Himmel beim Throne Gottes anzunehmen sind. — Ferner haben wir hier im babylonischen Mythus einen ganz ähnlichen Gegensatz in dem, was Ea über die dem Adapa gereichte Lebensspeise und das Lebenswasser sagt: „Todesspeise und Todeswasser wird man dir reichen," und in dem, was Jahve und anderseits die Schlange über die Folge des Essens vom Baum sagen: „Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben", und dagegen: „Ihr werdet mit Nichten des Todes sterben". — Endlich haben wir in beiden Mythen den gleichen Gedanken: Zur völligen Gottgleichheit fehlt dem Menschen, nachdem er einmal Erkenntnis erlangt hat, nur noch die Unsterblichkeit. Schluß von Gen. 3: „Siehe der Mensch ist geworden wie einer von uns (übrigens auch wieder ein Rest der älteren polytheistischen Grundlage), indem er weiß, was gut und böse ist; nun aber, daß er nicht etwa seine Hand ausstrecke und auch vom Baum des Lebens nehme, und esse und ewiglich lebe!" Entsprechend reflektiert der Himmelsgott Anu: Ea hat dem Menschen Adapa des Himmels und der Erde Innerstes offenbart (d. h. hat ihm die höchste Weisheit verliehen); wir aber, was könnten wir noch hinzutun (nämlich um die Gabe Eas, nachdem der Mensch sie nun einmal erhalten hat, noch zu übertrumpfen)? Antwort: Speise des Lebens. Da Adapa diese ausschlägt, verscherzt er sich damit aber auch die Unsterblichkeit, und wir dürfen wohl hinzufügen, wie für sich, so auch für alle seine Nachkommen.

Wie Lebensspeise und Lebenswasser als Paradiesesgaben einen ursprünglich babylonischen Gedanken enthalten, so begegnen wir auch noch in einigen anderen Punkten solchen ursprünglich babylonischen Vorstellungen in der biblischen Paradieseserzählung. Dahin gehört zunächst die Menschenschöpfung aus Erde. Auch der babylonische Schöpfergott bildet die Menschen aus Erde, gleich dem Töpfer, der seine Figuren aus Lehmerde formt. — Ferner stammt die Rolle, die die Schlange als Verführerin und als Feindin Gottes in Gen. 3 spielt, wohl sicher im letzten Grunde aus der babylonischen Mythologie, in der ja bei der Schöpfung der Gegensatz zwischen dem Schöpfergotte und der drachen-, wie auch schlangengestaltig gedachten Tiamat eine so hervorragende Stelle einnimmt. Daß freilich

die vielbesprochene Darstellung auf einem altbabylonischen Siegelzylinder, in der der auf solchen Siegeln häufig abgebildete heilige Baum der Babylonier erscheint, rechts und links vom Baume eine männliche und weibliche Figur, die Hand nach dem Baume ausstreckend, und hinter dem Weibe eine Schlange sich ringelnd, einen der biblischen Paradieseserzählung ähnlichen babylonischen Mythus voraussetzte, ist bis jetzt wenigstens nicht zu erweisen. Denn ein Keilschrifttext, der uns einen zu dieser bildlichen Darstellung gehörigen Mythus erzählte, wonach etwa auch im Babylonischen die Schlange die Rolle der Verführerin unter dem heiligen Baume beim ersten Menschenpaare gespielt hätte, ist bis jetzt noch nicht zum Vorschein gekommen.

Bei aller Ähnlichkeit zeigt nun aber doch wieder die große Verschiedenheit, die anderseits zwischen dem babylonischen Adapa-Mythus, wie den übrigen genannten babylonischen Vorstellungen, und der biblischen Paradieseserzählung besteht, wie eigenartig das israelitische Volk solche aus dem Polytheismus übernommenen älteren Traditionen ausgestaltet hat, wie viel tiefsinniger und ernster es die dabei zugrundeliegenden sittlichen Probleme aufgefaßt hat, und wie viel würdiger und erhabener das Verhältnis Gottes zum Menschen hier gedacht ist. Wir haben hier eben einen alten Mythus vor uns, der bereits durchdrungen ist von demselben Geiste des ethischen Monotheismus, wie er durch einen Hosea, einen Jesaja in Israel vertreten wird. Schon allein darum werden wir auch hier wieder nicht annehmen dürfen, daß die babylonischen Vorstellungen, denen wir in der Paradiesesgeschichte begegnen, etwa erst in relativ später Zeit zu den Israeliten gedrungen sind, sondern auch hier wird, wie bei Gen. 1 und dem Jahve-Tehom-Mythus, zu sagen sein, daß diese Vorstellungen schon in ältester Zeit von Babylonien nach Palästina gekommen, dort von den Israeliten vorgefunden und in eigenartiger Weise von ihnen weiterentwickelt worden sind.

## Urväter.

An die Erzählung vom Paradies reiht sich in der biblischen Urkunde die bekannte Geschichte von Kain und Abel. Doch soll über diese hier nicht eingehender gehandelt werden, und zwar deshalb nicht, weil diese Erzählung ursprünglich mit der vorsintflutlichen Urzeit gar nichts zu tun hat, darum auch nicht zu dem gemeinsamen Bestande von babylonisch-israelitischen Urzeitmythen gehört, sondern spezifisch palästinensischen Ursprungs ist.

Dagegen kommen für die gemeinsame babylonische und biblische Urgeschichte die beiden Reihen von Vätern in Betracht, die die Bibel in der Zeit zwischen Schöpfung und Sintflut kennt. Das ist einmal die Reihe von zehn Urvätern mit den langen bis weit in die 900 aufsteigenden Lebensaltern in Gen. 5, eine Reihe, die mit Adam beginnt, auf diesen Seth, dann Enos, Kenan, Mahalalel, Jared folgen läßt, als siebenten den Henoch aufzählt und diesen nicht eines natürlichen Todes sterben, sondern nach einem Leben von 365 Jahren zu Gott entrückt werden läßt. Es folgen noch Methusalah mit seinem hohen Alter von 969 Jahren und Lamech, sowie endlich als letzter, zehnter, Noah, der Held der Sintflut. — Dieses 5. Kapitel mit seiner zehngliedrigen Reihe von Urvätern zeichnet sich ebenso sehr durch einen trockenen Schematismus in den peinlich genauen Zahlenangaben aus, wie ihm anderseits jegliche Frische einer urwüchsigen Volkserzählung abgeht. Das ganze Kapitel verläuft, abgesehen von der eigenartigen Notiz über Henoch, einfach nach dem zehnmal sich wiederholenden monotonen Schema: „Der und der Urvater war so und so viele Jahre alt, als ihm sein erster Sohn geboren wurde. Darnach lebte er noch so und so viele Jahre, in denen ihm noch weitere Söhne und Töchter geboren wurden. Die ganze Lebensdauer betrug so und so viele Jahre; sodann starb er". Gewiß keine Musterleistung in der Wiedergabe einer urwüchsigen Volkssage. Wir haben eben wieder den gelehrten priesterlichen Schriftsteller aus der Zeit des babylonischen Exils vor uns.

Ganz anders ist der Eindruck, wenn wir von hier kommend die unmittelbar vorhergehende zweite Hälfte des 4. Kapitels der Genesis ansehen. Da lesen wir auch von solchen Urvätern, aber in ganz anderem Tone. Der eine erbaut die erste Stadt, der andere begründet die Viehzucht, wieder ein anderer ist der Erfinder der Musikinstrumente, ein weiterer der Begründer der Schmiedekunst. Hier haben wir echte urwüchsige Volkssage. Es ist eben wieder dieselbe schöne alte Quelle, die zu uns redet, der auch ein solches Prachtstück, wie die Paradieseserzählung, angehört.

Man hat sich nun daran gewöhnt, diese sechs oder sieben Urväter in Gen. 4 (Kain, Henoch, Irad, Mehujael, Methusael, Lamech, zu denen man als ersten noch Adam hinzurechnen kann) als von den zehn im folgenden Kapitel genannten verschieden anzusehen, und womöglich noch die einen, die von Kain ausgehen, als die bösen, die gottlosen Urväter, deren Geschlecht in der Sintflut untergehen muß, die anderen, die von Seth ausgehen, im Gegensatz dazu als

die frommen Urväter zu bezeichnen. Ein ähnlicher Gedanke mag ja allerdings den späteren Veranstaltern dieses Sammelwerks der „fünf Bücher Mose“ vorgeschwebt haben. Aber die ursprüngliche Meinung der Sache ist das sicher nicht. Sondern ursprünglich handelt es sich um ein und dieselbe Reihe von Urvätern. Die Namen sind in zwei Fällen, bei Henoch und Lamech, vollständig gleich, bei den übrigen handelt es sich nur um geringfügige Varianten des gleichen Namens, nämlich Kain und Kenan (oder Kainan, wie wir den Namen in noch ursprünglicherer Form in der Genealogie Jesu in Luk. 3 lesen), Methusael und Methusalah, Irad und Jared, Mehujael und Mahalalel. Auch die Reihenfolge ist die gleiche, nur mit der einen Ausnahme, daß Henoch und Mahalalel in den beiden Listen ihre Stelle gegenseitig getauscht haben. Wir haben eben, wie so häufig im Alten Testament und sonst im Altertum, dieselbe alte Überlieferung in zwei verschiedenen Quellen als zwei Varianten vor uns. Dabei enthält nun Gen. 5 außerdem noch die Namen Seth und Enos am Anfang, sowie Noah am Ende, die in jener siebengliedrigen Liste in Gen. 4 fehlen. Ausschließlich vom alttestamentlichen Standpunkte aus läßt sich kaum mit Sicherheit entscheiden, welche von den beiden Urväterlisten die ursprünglichere ist. Da kommt uns aber das Babylonische wieder zu Hilfe, das uns lehrt, daß, trotz der mancherlei sehr altertümlichen Züge gerade in der siebengliedrigen Liste, hier doch einmal die zehngliedrige Liste der Priesterschrift in der Anzahl, in der Reihenfolge, wie auch teilweise in der Form der Namen das Ursprünglichere bietet. Denn auch die babylonische Tradition kennt, wie wir aus Berosus wissen, zehn solcher Urväter für die Zeit von der Schöpfung bis zur Flut, und auch bei diesen ist der letzte der Held der Sintflut, wie der biblische Noah. Charakteristischerweise erscheinen übrigens hier die Urväter, wie es für die babylonische Tradition nicht anders zu erwarten ist, als Urkönige. Auf die einzelnen Namen, die uns Berosus sämtlich überliefert hat, kommt es hier nicht an. Eine wirkliche Vergleichung der beiden Namenlisten kann auch nur bei einiger Kenntnis der babylonischen und hebräischen Sprache vorgenommen werden. Doch sei das ungefähre Verhältnis der beiderseitigen Namen zueinander wenigstens durch zwei Beispiele erläutert. Der dritte Urvater heißt in der Bibel Enos: das ist das hebräische Wort für „Mensch“; der dritte Urkönig im Babylonischen trägt den Namen Amelon: das ist das babylonische Wort für „Mensch“. Der vierte Urvater heißt in der Bibel Kenan, d. i. „Schmied“;

der vierte Urkönig im Babylonischen Ammenon, d. i. „Handwerker, Werkmeister". In dieser Weise entsprechen sich auch die übrigen Namen mehr oder weniger deutlich, jedenfalls in dem Grade, daß es klar ist, daß die biblische Liste mit der babylonischen im Grunde identisch ist. Das lehren auch noch einige weitere charakteristische Züge der beiden Listen.

Von dem siebenten Urvater, Henoch, haben wir die merkwürdige Notiz: „Nach der Geburt seines Sohnes Methusalah wandelte er in Gemeinschaft mit Gott 300 Jahre. Und seine ganze Lebensdauer betrug 365 Jahre. Und weil Henoch in Gemeinschaft mit Gott gewandelt hatte, so verschwand er einst; denn Gott hatte ihn entrückt". An diese Gestalt des Henoch hat sich in späterer Zeit ein reichhaltiger Sagenkranz angeschlossen. Dem späteren Judentum ist Henoch eine Lieblingsfigur. Er gilt ihm als frommer Seher und Prophet, der durch Bußpredigt auf das bevorstehende Strafgericht vorbereitet hat. So auch im Neuen Testament, im Judasbrief, wo eine solche Weissagung Henochs wörtlich zitiert wird. Zugleich aber gilt Henoch als ein Weiser der Vorzeit, der vermöge seines Umgangs mit Gott Inhaber alles höheren Wissens über die Geheimnisse im Himmel und auf Erden ist, darum auch als der Erfinder der Astrologie, Astronomie, Rechenkunst, der Schrift und aller damit im Zusammenhang stehenden Künste und Wissenschaften. Ja, wir besitzen ein ganzes in spätjüdischen Kreisen etwa 50 Jahre vor Christi Geburt entstandenes pseudepigraphisches Buch, das sog. Buch Henoch, aus dem auch jenes Zitat im Judasbriefe stammt, worin dieser Patriarch der Vorzeit in der Form einer großen Apokalypse seine Einblicke in die Geheimnisse der himmlischen und irdischen Welt enthüllt und Offenbarungen über die bevorstehende Endzeit gibt.

Woher diese ganze Figur des weisen und mit Gott in Gemeinschaft lebenden Henoch mit seinen 365 Lebensjahren stammt, das ist jetzt auch durch das Babylonische klar geworden. Denn gerade auch von ihrem siebenten Urkönig Evedoranchos, wie sein Name in griechischer Form bei Berosus, oder Enmeduranki, wie er im Babylonischen selbst lautet, haben die Babylonier mancherlei zu erzählen. Er war einst König von Sippar, der Stadt des Sonnengottes Schamasch. Dieser berief ihn in seine Gemeinschaft und belehrte ihn über die Geheimnisse Himmels und der Erden, vor allem über die Kunst, die Zeichen, die am Himmel und auf Erden geschehen, zu deuten. Dieser Enmeduranki ist so bei den Babyloniern der Stammvater der Wahrsagepriester geworden, die sich mit allerlei

Arten von Vorhersagen der Zukunft zu befassen hatten, mit der Beschau der Eingeweide der Opfertiere, um hieraus die Zukunft zu prophezeien, mit Traumdeutung, Vogelschau, vor allem auch mit Astrologie, Beobachtung von Vorgängen am Himmel, von jeweiligen Konstellationen der Gestirne, um daraus die Zukunft herauszulesen. Genau so gilt aber auch Henoch, wie wir sahen, in der späteren jüdischen Anschauung als der Begründer und Stammvater der Astrologie, wie überhaupt alles Wissens im Himmel und auf Erden. Auch die 365 Lebensjahre Henochs erklären sich jetzt sehr einfach. Wie Enmeduranki im Dienste des Sonnengottes steht, so erhält auch Henoch die Zahl der Tage des Sonnenjahres, 365, als Zahl seiner Lebensjahre.

Endlich besteht noch in einem Punkte eine wichtige Übereinstimmung zwischen den zehn babylonischen Urkönigen und den zehn biblischen Urvätern. Beiden werden unnatürlich lange Lebensdauern zugeschrieben, im Babylonischen noch in viel höherem Maße, wie in der Bibel. Dort beträgt die gesamte Regierungszeit dieser zehn Könige von der Schöpfung bis zur Sintflut nach Berosus sogar 432 000 Jahre, so daß auf jeden der zehn Könige im Durchschnitt 43 200 Regierungsjahre entfallen.

Im Hinblick auf diese vielen Übereinstimmungspunkte müssen wir wiederum sagen, daß jedenfalls ein inniger Zusammenhang zwischen den biblischen zehn Urvätern und den zehn Urkönigen der Babylonier besteht. Und auch hier kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, auf welcher Seite die Priorität zu suchen ist, nämlich auf Seiten der Babylonier. Das lehrt schon eine Gestalt wie die des Enmeduranki-Henoch, die in der Bibel recht fremdartig dasteht, im Babylonischen ganz einheimisch ist. Anderseits muß diese Tradition auch schon wieder lange im israelitischen Volke gelebt haben, da sie hier sogar in zwei verschiedenen, stark von einander abweichenden Varianten, der von den zehn und der von den sieben Urvätern, ihre Ausprägung erhalten hat.

Es bleibt noch eine wichtige Frage im Anschluß an die Urväter zu erörtern. Woher die langen Lebensdauern?! Auch hier hat man ja früher aus apologetischen Motiven gar viel heißes Bemühen aufgewendet, um den Nachweis zu führen, daß für diese frühen Zeiten, in denen die Menschen unter noch viel einfacheren Lebensbedingungen gelebt hätten, so hohe Lebensalter, wie sie die Bibel angibt, recht wohl denkbar wären. Davon kann aber natürlich im Ernste nicht die Rede sein; und wir brauchen uns gar

nicht erst von der Naturwissenschaft belehren zu lassen, daß es physiologisch unmöglich sei, daß ein Mensch ein Alter von über 900 Jahren je hätte erreichen können. Vielmehr wissen wir aus dem ganzen Zusammenhang, in dem diese Tradition von den langlebigen Urvätern auftritt, daß wir uns hier nicht im Reich der Geschichte, sondern der Mythologie befinden. Die Frage kann also nur so lauten: Woher kommen diese großen Zahlen und was haben sie zu bedeuten? Nun, wir wissen aus dem Altertum und speziell auch aus dem orientalischen Altertum zur Genüge, daß daselbst Spekulationen über die Dauer der Welt eine große Rolle gespielt haben. Man redete von einem Weltjahr, nahm an, daß, wie das gewöhnliche Sonnenjahr in vier Jahreszeiten verläuft, so auch die Welt im Großen ihren Frühling, Sommer, Herbst und Winter habe. In diesem großen Weltjahr nimmt nun aber die Sintflut eine ganz besondere Stelle ein. Sie gehört der Natur der Sache nach in den Winter der Welt, in die Zeit der kürzesten Tage, die finstere und für jene Gegenden, wie Babylonien, regenreichste Zeit des Jahres; während anderseits die Schöpfung der Welt naturgemäß im Frühling des Weltjahres stattfand, zumal bei einem Volke, wie den Babyloniern, das seinem Frühlingsgotte Marduk die Schöpfung der Welt zuschrieb und das sein Neujahrsfest im Frühling feierte. Welche Zeit repräsentieren nun im großen Weltjahre die neun Urväter bezw. Urkönige von der Schöpfung bis zum zehnten Urvater, unter dem die Flut hereinbricht? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein, wenn man bedenkt, daß vom Frühlingsanfang, am 21. März, bis zum kürzesten Tage, am 21. Dezember, gerade neun Monate verlaufen. Mit anderen Worten, die neun vorsintflutlichen Urväter sind die Repräsentanten der neun ersten Monate des Weltjahres, und der zehnte, unter dem die Flut hereinbricht, ist der Repräsentant des zehnten Weltmonats. In dem babylonischen Zahlensystem des Berosus ist es noch ziemlich deutlich, daß die zehn Urkönige in der Tat auch mit ihren Regierungsjahren zehn Monate des Weltjahres repräsentieren; in den biblischen Zahlen ist dies dagegen jetzt verwischt, doch handelte es sich auch hier ursprünglich wohl sicher um dieselbe Vorstellung. Übrigens ist der Grund davon, daß die biblischen Zahlen für die Lebensdauer der Urväter viel niedriger sind, als die babylonischen, eben darin zu suchen, daß das dieser biblischen Berechnung zu Grunde liegende Weltjahr viel kleiner ist, als das babylonische.

## Sintflut.

Bei der letzten der urgeschichtlichen Sagen, die wir in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen wollen, der Sintflut, liegt der innige Zusammenhang zwischen der biblischen und der babylonischen Tradition am offensten zu Tage. Wir können darum hier füglich auch einmal den umgekehrten Weg einschlagen, indem wir nämlich sogleich die babylonische Sintflutsage ins Auge fassen, um dann erst an zweiter Stelle auf den Vergleich mit der biblischen Sintfluterzählung einzugehen.

Schon vor der Wiederentdeckung des babylonischen Altertums durch die Ausgrabungen war uns ein babylonischer Sintflutbericht längst bekannt und zwar wieder aus den Fragmenten des griechisch schreibenden babylonischen Priesters Berosus aus der Zeit kurz nach Alexander dem Großen. Der Bericht des Berosus lautet in der Hauptsache:

Kronos erschien dem zehnten vorsintflutlichen Könige, Xisuthros, im Schlaf und offenbarte ihm, daß am 15. des Monats Daesius die Menschen durch eine Flut umkommen würden; er befahl ihm darum, ein Fahrzeug zu zimmern, dieses mit seinen Verwandten und nächsten Freunden zu besteigen, auch Nahrung sowie Vögel und vierfüßige Tiere mit hinein zu nehmen. Xisuthros gehorchte, zimmerte das Fahrzeug 5 (Variante 15) Stadien lang, 2 Stadien breit und bestieg es mit Weib, Kindern und den nächsten Freunden.... Als die Flut nachließ, entließ er einige seiner Vögel, um zu erproben, ob sie wohl aus dem Wasser emportauchendes Land finden würden; da diese weder Nahrung, noch einen Ort, wo sie sich hätten niederlassen können, fanden, kamen sie wieder zum Schiffe zurück. Nach einigen Tagen entließ Xisuthros die Vögel wiederum, diese aber kamen mit lehmbeschmutzten Füßen wieder zum Schiffe zurück. Als er sie darauf zum dritten Male entließ, kamen sie nicht wieder zum Schiffe zurück. Da dachte sich Xisuthros, daß der Erdboden wieder zum Vorschein gekommen sein müsse. Darauf nahm er einen Teil der Fugen des Schiffes auseinander, und als er sah, daß das Schiff an einem Berge aufgelaufen sei, stieg er mit Weib, Tochter und Steuermann aus, küßte die Erde, errichtete einen Altar, opferte den Göttern und wurde dann samt den mit ihm Ausgestiegenen entrückt. Da er und die Seinen nicht wiederkamen, stiegen die im Schiffe Zurückgebliebenen auch aus und riefen nach ihm. Er selbst kam ihnen zwar nicht mehr vor Augen. Dagegen hörten sie eine Stimme aus der Luft, die ihnen befahl, gottesfürchtig zu sein; denn jener dürfe um seiner Frömmigkeit willen jetzt bei den Göttern wohnen, ebenso sein Weib, seine Tochter und der Steuermann. Auch wurde ihnen gesagt, sie sollten wieder nach Babylon gehen; das Land, worin sie sich jetzt befänden, sei ein Teil Armeniens. Da brachten auch sie den Göttern Opfer dar und wanderten zu Fuß nach Babylon.

Bei der frappanten Ähnlichkeit, die dieser babylonische Sintflutbericht des Berosus namentlich bei der Notiz von der Aussendung der Vögel mit dem biblischen Berichte zeigt, mußte man früher so-

gar mit der Möglichkeit rechnen, daß hier bei dem erst um 280 v. Chr. schreibenden Berosus Beeinflussung durch jüdische Gelehrsamkeit vorliege. Davon kann jetzt freilich keine Rede mehr sein, nachdem wir durch die Ausgrabungen den keilschriftlichen Originalbericht selbst wieder erhalten haben, worin sich die gleiche, fast wörtliche, Übereinstimmung mit der biblischen Erzählung bei der Vogelaussendungsepisode findet.

Dieser keilschriftliche Sintflutbericht stammt ebenso, wie der oben besprochene Schöpfungsbericht, aus der Tontafelbibliothek des Königs Assurbanipal in Ninive, woselbst er bei den englischen Ausgrabungen im Jahre 1854 gefunden, allerdings dann erst im Jahre 1872 als solcher erkannt wurde. Jetzt werden die betreffenden Tontafeln im Britischen Museum aufbewahrt. Der Hauptinhalt dieses keilschriftlichen Sintflutberichtes ist folgender:

Die Götter, unter ihnen an erster Stelle Bel, beschließen, über die Menschen wegen ihrer Sünden ein Strafgericht zu verhängen, das in der Vernichtung der Menschen durch eine große Flut bestehen sollte. Einer aber unter den Göttern, Ea, ersieht einen unter den Menschen aus, um ihn zu retten, den Utnapischtim (Namensbedeutung: „Er fand das Leben") aus der Stadt Schurippak, auch Atrachasis „der sehr Weise" genannt, d. i. der Xisuthros des Berosus. Er läßt ihn durch einen Traum den Ratschluß der Götter erkennen, befiehlt ihm, zu seiner Rettung ein Schiff zu bauen und lebende Wesen aller Art mit hineinzunehmen:

Du Mann aus Schurippak, baue ein Schiff!
Verlaß den Besitz, suche das Leben,
laß die Habe fahren, und rette das Leben!
Bring Lebenssamen aller Art in das Schiff!
Das Schiff, das du jetzt bauen sollst,
wohlberechnet seien seine Maße!

Utnapischtim befolgt diesen Befehl Eas, baut das Schiff nach den vorgeschriebenen Maßen, versieht es mit zahlreichen Zellen, verpicht es mit Erdpech und bringt seine Familie und Verwandtschaft, ferner Tiere aller Art hinein. Kurz vor Beginn der Flut, deren Anfang ihm durch ein besonderes göttliches Zeichen mitgeteilt wird, tritt er selbst in das Schiff ein und verschließt das Tor, während der Steuermann die Lenkung des Schiffes übernimmt. Darauf bricht die Sintflut herein, die als eine Entfesselung aller elementaren Mächte, vor allem als eine gewaltige Sturmflut, verbunden mit dichter Finsternis, geschildert wird. Das ganze Land wird infolge der immer höher steigenden Wasser zum Meere, worin die Menschen

als Leichen umherschwimmen. Sechs Tage und Nächte wütet die Flut. Am siebenten Tage tritt Ruhe ein und die Flut hört auf. Utnapischtim öffnet ein Luftloch und sieht „das angerichtete Verderben.

Er kniet nieder, sitzt weinend da,
über seine Wangen fließen seine Tränen.

Da taucht Land auf; das Schiff treibt diesem zu und wird an einem Berge Nißir festgehalten. Sechs Tage lang hält der Berg Nißir das Schiff fest. Als der siebente Tag herankam, so erzählt Utnapischtim weiter,

Da ließ ich eine Taube hinaus und ließ sie los,
es flog die Taube hin und her,
da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie zurück.
Da ließ ich eine Schwalbe hinaus und ließ sie los,
es flog die Schwalbe hin und her,
da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie wieder zurück.
Da ließ ich einen Raben hinaus und ließ ihn los,
es flog der Rabe, sah das Wasser abnehmen,
fraß, watete, krächzte, kehrte aber nicht zurück.

Da läßt Utnapischtim alles, was sich im Schiff befindet, hinaus und bringt ein Opfer dar, dessen süßen Geruch die Götter wohlgefällig einatmen. Bel, der eigentliche Veranstalter der Sintflut, ist zuerst erzürnt, da er den Utnapischtim und die Seinen gerettet sieht. Aber auf Vorstellungen Eas hin, der ihm anrät, nicht wieder durch eine Sintflut und einen damit verbundenen allgemeinen Untergang die Sünden der Menschen zu bestrafen, sondern statt dessen Hungersnot, Pest und wilde Tiere als Züchtigungsmittel über die Frevler zu bringen, söhnt sich Bel schließlich mit der Rettung des Utnapischtim aus; ja er verleiht sogar diesem und seinem Weibe göttliche Natur und entrückt sie in die Ferne, an „die Mündung der Ströme", zu einem Leben der Unsterblichkeit.

Dieser keilschriftlichen babylonischen Sintflutsage steht nun der bekannte biblische Sintflutbericht in Gen. 6—9 gegenüber, der ja wieder im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden darf. Doch ist es für ein richtiges Verständnis der biblischen Sintfluterzählung vor allem notwendig, die Tatsache scharf ins Auge zu fassen, daß wir hier keine einheitliche Erzählung vor uns haben, sondern einen aus zwei verschiedenen Quellen vielfach allerdings ganz geschickt zusammengearbeiteten Bericht. Und zwar sind dies wieder die beiden gleichen Quellenschriften des priesterlichen Schriftstellers aus der Zeit des Exils und des sog. Jahvisten aus der Königszeit, denen wir

schon früher bei der Schöpfung, beim Paradies und bei den Urvätern begegnet waren. Wie in diesen früheren Fällen, so unterscheiden sich auch hier bei der Sintflut die beiden Erzähler, der jahvistische und der priesterliche, nicht bloß durch den Gebrauch der beiden verschiedenen Gottesnamen Jahve und Elohim, wonach sich die Scheidung der beiden Quellen auch schon rein mechanisch bis zu einem gewissen Grade vornehmen läßt; sondern auch abgesehen hiervon ist der Stil der beiden Quellenschriften ein sehr verschiedener, der des Jahvisten mehr volkstümlich und urwüchsig, der des priesterlichen Verfassers wieder der peinlich genaue Gelehrtenstil, der in vielen Punkten deutlich den späteren Schriftsteller verrät. Doch ist zu bemerken, daß anderseits diese priesterliche Quelle gerade hier in der Sintflutgeschichte auch eine Reihe recht altertümlicher Züge bewahrt hat.

Es würde nun freilich viel zu weit führen, wollte ich hier die beiden Rezensionen, die jahvistische und die priesterliche, in ihrer Ähnlichkeit und ihrer Verschiedenheit vollständig behandeln. Ich muß mich vielmehr darauf beschränken, nur einige wesentliche und speziell gerade für den Vergleich mit der babylonischen Sage wichtige Punkte namhaft zu machen, in denen der jahvistische und der priesterliche Bericht charakteristisch von einander abweichen.

Da kommt vor allem die Zeitdauer der Flut in Betracht. Nach dem Jahvisten währt die eigentliche Flut 40 Tage und Nächte, während derer unaufhörlich Regen auf die Erde niederströmt. Es bedarf alsdann noch eines Zeitraumes von dreimal sieben Tagen, in denen die Vögel ausgeschickt werden, bis sich die Wasser wieder soweit verlaufen haben, daß Noah die Arche verlassen kann. Anders beim priesterlichen Erzähler. Nach diesem dauert die Sintflut von ihrem Beginn bis zur völligen Abtrocknung der Erde 365 Tage, d. h. gerade ein volles Sonnenjahr, wovon 150 Tage auf das Zunehmen der Wasser kommen. — Ferner hat speziell die jahvistische Quelle, und nur diese, die charakteristische Erzählung von der Vogelaussendung, die sich so besonders eng mit dem keilschriftlichen Berichte berührt. Ebenso hat dieselbe Quelle Noahs Opfer beim Verlassen der Arche und Jahves Riechen des Opferduftes, entsprechend dem gleichen Zuge der babylonischen Sage. Aber auch die priesterliche Quelle, die uns übrigens vollständiger vorliegt, hat Züge, die sich besonders nahe mit der babylonischen Tradition berühren, so z. B. bei dem Bau der Arche die Angabe, daß die Arche von außen und innen mit Erdpech verpicht wurde, wobei gerade auch dasselbe Wort

für Erdpech gebraucht wird, wie im babylonischen Bericht. Auch sonst hat der priesterliche Erzähler eine Reihe recht altertümlicher Züge, so z. B. den Regenbogen als Friedenszeichen nach der Sintflut.

Daß nun diese beiden biblischen Sintflutberichte und die babylonische Sintflutsage aufs engste miteinander verwandt sind, ist klar und bedarf nicht erst eines eingehenden Beweises. Es frägt sich bloß wieder, wie wir uns das Verwandtschaftsverhältnis zu denken haben. Auch hier kommen rein theoretisch die drei Möglichkeiten in Betracht, erstens, daß die Babylonier die Sage von den Israeliten entlehnt haben könnten, sodann, daß es sich um eine gemeinsame Tradition der Babylonier und Israeliten handelte, endlich, daß die Sage bei den Babyloniern einheimisch, bei den Israeliten von jenen erst entlehnt wäre.

Der erste Fall, daß die Sintflutsage bei den Israeliten originell, bei den Babyloniern von diesen entlehnt wäre, scheidet wieder, wie entsprechend bei der Schöpfungsgeschichte, aus kultur- und religionsgeschichtlichen Erwägungen von vornherein aus. Es genügt hierfür einfach darauf hinzuweisen, daß die babylonische Sintflutsage bereits als Literaturprodukt eines in der Kultur sehr hochstehenden und die Kultur des ganzen vorderen Orients beherrschenden Volkes zu einer Zeit vorliegt, wo die Israeliten noch als unkultiviertes Nomadenvolk in der syrisch-arabischen Wüste umherzogen. Übrigens haben wir die babylonische Sintflutsage jetzt nicht mehr ausschließlich in den späteren assyrischen Abschriften aus der Bibliothek Assurbanipals im 7. Jahrhundert v. Chr. vor uns; sondern vor einigen Jahren ist, wie schon oben S. 4 bemerkt wurde, auch eine Tontafel gefunden worden, die laut Unterschrift und nach dem ganzen Charakter ihrer Schrift bereits aus der Zeit um 2100 v. Chr. stammt und gleichfalls schon von dem Sintfluthelden Atrachasis handelt.

Dagegen könnte ja an und für sich wieder die Möglichkeit in Betracht kommen, daß hier bei der Sintflutsage eine gemeinsame Tradition vorläge, die wir einerseits in der spezifisch israelitischen, anderseits in der spezifisch babylonischen Ausgestaltung vor uns hätten. Ist doch, so pflegt man hier gern geltend zu machen, die Sintflutsage auch sonst vielfach verbreitet und könnte darum sehr wohl eine vielen Völkern gemeinsame Tradition darstellen, an der eben auch die Israeliten und Babylonier, ein jedes von beiden in seiner Weise, partizipiert hätten. Solchen etwas sehr allgemein gehaltenen Schlußfolgerungen gegenüber ist es aber doch notwendig,

im Auge zu behalten, daß eben nur die biblische und die babylonische Sage eine so enge Berührung miteinander aufweisen — z. B. bei der Vogelaussendungsepisode, aber auch sonst —, daß eine historische Zusammengehörigkeit unmittelbar in die Augen springt. Wir müssen uns daher darüber klar sein, daß die nächste Frage nicht die sein kann, wie sich die israelitische und die babylonische Sintflutsage zu den übrigen Sintflutsagen verhalten, sondern vielmehr die, in welchem Verhältnis speziell eben diese beiden, die babylonische und die israelitische Sage, zueinander stehen. Da kommt aber eine ganze Reihe von Punkten in Betracht, die darauf hinweisen, daß die Sintflutsage im Volke Israel nicht einheimisch, vielmehr erst von den Babyloniern entlehnt ist.

Zunächst läßt sich bei einer kritischen Betrachtung der biblischen Urgeschichte feststellen, daß ein Strom der israelitischen Tradition, und zwar gerade der altertümlichste und am meisten spezifisch palästinensisch gefärbte, von einer Sintflut überhaupt nichts weiß, sondern sich die Entwickelung der Menschheit von der Schöpfung an kontinuierlich verlaufend vorstellt, ohne eine solche radikale Unterbrechung, wie sie die Flut darstellt. Diese Überlieferung kennt auch einen Noah; aber Noah ist für diese Traditionsschicht nicht der Held der Sintflut, sondern vielmehr der Begründer des Weinbaus, ähnlich wie dieselbe Überlieferung anderwärts von einem ersten Städtebauer, ersten Schmied, ersten Musikanten, ersten Hirten u. s. w. zu erzählen weiß. Wenn so die älteste israelitische Tradition, die wir verfolgen können, überhaupt nichts von einer Sintflut weiß, so wird es schon dadurch allein äußerst unwahrscheinlich, daß die Sintflutsage bei den Israeliten ursprünglich zu Hause war.

Ferner macht der babylonische Bericht, was die Zeitdauer der Flut betrifft, einen natürlicheren, ursprünglicheren Eindruck, als die beiden biblischen. Nach der babylonischen Sage dauert die eigentliche Sintflut nur sieben Tage. Weitere sieben Tage, während derer das Schiff auf dem Berge Nißir aufsitzt, bedarf es dann noch, bis sich die Wasser allmählich wieder verlaufen. Dagegen kennt bereits der jahvistische Bericht der Genesis 40 Tage Regen und weitere dreimal sieben Tage bis zum Austritt aus der Arche; ganz zu geschweigen von den auf einer bestimmten Theorie beruhenden 365 Tagen, die der priesterliche Schriftsteller für die Dauer der Flut in Anrechnung bringt. — Und so ließen sich noch manche weitere Punkte anführen, in denen die babylonische Sage offenbar die größere Ursprünglichkeit gegenüber der biblischen aufweist. Vor

allem aber führt das ganze Lokalkolorit der Sage auf das untere Babylonien als ihre Heimat. Denn, mag in der Sintflutsage ein historischer Kern enthalten sein oder nicht, jedenfalls ist die äußere Form der Sage nur von einer solchen geographischen Lage aus verständlich, wie sie von den in Betracht kommenden Ländern allein die Alluvialgegend des unteren Euphrat-Tigris-Landes bietet. So spricht also in der Tat alles dafür, daß die Sage in Babylonien einheimisch, in Israel von dorther erst entlehnt ist.

Welches ist nun wohl der Ursprung dieser babylonischen Sintflutsage? Haben wir hier, wenn natürlich auch mit entsprechender Ausschmückung, die dunkle Kunde von einem wirklich historischen Ereignis vor uns? Die Möglichkeit wird ja allerdings zuzugeben sein, daß die speziellen Farben in der Ausmalung dieser babylonischen Sage hergenommen sein könnten von verheerenden Überschwemmungen, wie solche das Tiefland Babylonien manchmal betroffen haben, vielleicht einmal in besonders starkem Maße.

Aber der letzte Ursprung der Sage ist, nach allem, was wir sonst über Sagen- und Mythenbildung, speziell auch bei den Babyloniern, wissen, sicher nicht in dieser Richtung zu suchen. Vielmehr gilt da etwas ähnliches, wie beim Paradies, daß nämlich die Sintflut im letzten Grunde nicht auf der Erde, sondern im Himmel zu Hause ist. Der Sintflut-Heros, der im Schiff oder in der Arche dahinfährt, ist ursprünglich ein Gestirngott, und zwar entweder der Sonnen- oder vielleicht noch besser der Mondgott, der in seiner Barke über den Himmelsozean fährt. Daß diese ursprünglich himmlische Fahrt eines Himmelsgottes später von einem menschlichen Heros und irdischem Gewässer verstanden wurde, entspricht ganz den sonstigen Gepflogenheiten der Sagenentwickelung; ja wir haben in dem Zug der babylonischen Sage, wonach der Sintflut-Heros am Schlusse zu den Göttern entrückt wird, noch eine deutliche Erinnerung daran, daß es sich bei diesem ursprünglich um eine göttliche Figur handelt. Ähnlich liegt die Sache bei Deukalion in der griechischen und bei Manu in der indischen Flutsage.

Nicht so ganz durchsichtig bei diesem ursprünglichen Himmelsmythus ist dagegen noch, wie es gekommen ist, daß die Sintflut auch zur Sündflut wurde, zu einem Strafgericht über die verderbte Menschheit. Es wäre möglich, daß hier ein zweites Sagenmotiv, das Strafgericht, das ursprünglich mit dem mythischen Bilde der Fahrt des Himmelsgottes nichts zu tun hat, das aber mit diesem die Flut gemeinsam hat, um dieses gemeinsamen Zuges willen

hinzugekommen wäre. So sind weit verbreitet die Sagen, die den Ursprung von Seen oder das Versinken von Städten aus dem Zorn der Götter über ruchlose Menschen herleiten. Aus dem klassischen Altertum gehört hierher die bekannte Erzählung von Philemon und Baucis. Aus der biblischen Tradition ist zu erinnern an die Sage vom Untergang Sodoms und Gomorrahs. Dadurch daß nun in der griechischen, wie in der babylonisch-israelitischen Sage dieses zweite Motiv mit dem ersten von der Fahrt des Himmelsgottes, veranlaßt durch die in beiden vorkommende Flut, kombiniert worden wäre, ergab sich möglicherweise die neue, kompliziertere Form der Sage, bei der die Sintflut zugleich eine Sündflut ist.

Es bleibt nun noch die Frage übrig, zu welcher Zeit wohl die Israeliten die Sintflutsage von den Babyloniern übernommen haben. Auch hier ist es wieder nicht geraten, diese Frage isoliert für die Sintflutsage zu beantworten. Vielmehr, nachdem wir nun gesehen haben, wie bei der Schöpfung, bei der Paradiesesgeschichte, bei der Tradition von den Urvätern und bei der Sintflut jedesmal babylonische Stoffe zu Grunde liegen, die von den Israeliten erst entlehnt worden sind, so ist es methodisch das einzig richtige Verfahren, diese sämtlichen urgeschichtlichen Sagen als einen zusammenhängenden Traditionsstoff zu betrachten, mit dem die Israeliten zu einer bestimmten Zeit bekannt geworden sind. Es wurde oben nun schon wiederholt hervorgehoben, daß wir diese Zeit aus verschiedenen Gründen relativ recht früh ansetzen müssen, weil sich bereits in den ältesten oder wenigstens in recht alten Stücken des Alten Testaments Bekanntschaft mit diesen babylonischen urgeschichtlichen Stoffen zeigt und weil wir eine lange Entwickelungszeit dieser Sagen in Israel selbst annehmen müssen, bis sie die vom Babylonischen doch recht verschiedene und vom Geiste des Monotheismus durchdrungene Form erhielten, in der sie jetzt vorliegen.

Noch bis vor fünfzehn Jahren wären wir nun nicht imstande gewesen, eine befriedigende Antwort auf die Frage nach der Zeit und der Art und Weise zu geben, in der die Israeliten in den Besitz dieser urgeschichtlichen babylonischen Sagen gekommen sind. Das ist anders geworden, seitdem im Jahre 1888 der überraschende Tontafelfund von Tell el-Amarna gemacht wurde, über den in Heft 2 des ersten Jahrgangs dieser Sammlung ausführlich berichtet ist. Nicht sowohl aber der Inhalt der hier zum Vorschein gekommenen Briefe ist für unsere Frage von Wichtigkeit, als viel-

mehr die Tatsache an sich, daß in dieser frühen Zeit, um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, ein solcher reger internationaler Verkehr zwischen Babylonien und dem Westen, speziell Palästina und Ägypten, stattfand; und ferner, daß bei diesem Verkehr gerade die babylonische Schrift und Sprache eine Rolle spielte. Babylonische mythologische Texte wurden damals aber geradezu als Übungsstücke benutzt, die dem Ägypter und Palästinenser zur Erlernung des Babylonischen dienten. Natürlich mußte dabei gleichzeitig auch manches von dem Inhalte dieser Sprachübungstexte in das Bewußtsein der Lernenden übergehen. Und nun will es der Zufall, daß speziell einer dieser mythologischen Texte aus dem Tell el-Amarna-Fund jener Adapa-Mythus ist, der der biblischen Paradiesesgeschichte so nahe steht!

Wenn irgend eine Zeit, so ist also gerade diese Periode in der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends diejenige, in der wir am ehesten ein Einströmen babylonischer Mythen, speziell der urgeschichtlichen Mythen, nach Palästina erwarten können. Und diese Periode fällt auch früh genug, um Zeit zu lassen für die lange Entwickelung, die diese Mythen erst auf palästinensischem Boden selbst durchgemacht haben müssen, bevor sie diejenige Gestalt erhielten, in der sie uns jetzt in der hebräischen Literatur entgegentreten. Damit hängt aber weiter zusammen, daß die Israeliten diese Mythen aller Wahrscheinlichkeit nach erst von den Kanaanäern übernommen haben. Denn damals waren ja die Israeliten selbst noch nicht im Lande oder fingen eben erst an, sich festzusetzen.

* * *

Es könnte manchem Leser der vorstehenden Ausführungen vielleicht beklagenswert erscheinen, daß der Gang der Wissenschaft dazu zwingt, Ansichten fallen zu lassen, die manchem lieb geworden sind und durch jahrtausendelange Tradition geheiligt erscheinen. Demgegenüber darf aber anderseits auch darauf hingewiesen werden, daß bei einem Stoffe, wie der biblischen Urgeschichte, gerade durch die Erkenntnis der babylonischen Grundlage und ihrer israelitischen Ausgestaltung erst recht deutlich hervortritt, eine wie unvergleichlich hohe Stufe das religiöse Bewußtsein in Israel gegenüber allen anderen Völkern des Altertums, speziell auch den Babyloniern, erreicht hat.

---

# Inhalt.



# Literatur.

Nöldeke, Der Mythus von der Sündfluth: Im neuen Reich 1872 I S. 247—259. — Smith, Chaldäische Genesis 1876. — Budde, Die biblische Urgeschichte 1883. — Jensen, Die Kosmologie der Babylonier 1890. — Gunkel, Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit 1895. — Usener, Die Sintfluthsagen 1899. — Jensen, Assyrisch-babylon. Mythen und Epen 1900 (Keilinschr. Biblioth. VI 1). — Gunkel, Genesis, 2. Aufl. 1902 (Handkomm. zum A. T. I 1). — Zimmern in Schrader, Die Keilinschriften und das Alte Testament, 3. Aufl. 1903, S. 488 ff. — King, The Seven Tablets of Creation 1902. — Böklen, Die Sintflutsage: Archiv für Religionswissenschaft VI (1903), S. 1 ff.

# Die Phönizier

Von

Wilhelm Freiherr v. Landau
Dr. phil.

Zweite durchgesehene Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

# Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 4.

Vor der Wiedererschließung der Denkmäler und Urkunden der uralten Kulturvölker am Nil und Euphrat hat unsere Kenntnis und Anschauung von dem, was man Altertum zu nennen pflegt, völlig unter dem Einfluß der griechischen und römischen Geschichtschreibung gestanden, vervollständigt, aber kaum verbessert durch die Heranziehung der biblischen Nachrichten, welche in dem, was über den Gesichtskreis des für das materielle Kulturleben Vorderasiens bedeutungslosen Volkes Israel hinauslag, selbst mehr der Aufklärung bedürftig waren, als sie solche brachten. Unsere Vorstellung von der alten Geschichte, d. h. von der Entwickelung der Völker und Staaten, welche in ununterbrochener unmittelbarer Beziehung zu dem Kulturkreis des Mittelalters und damit unserem eigenen stehen, hat durch die Erschließung jener Zeugen eines noch immer fabelhaft erscheinenden Altertums einen Umschwung erfahren, wie die geographischen Anschauungen durch die Entdeckungsfahrten des 15. und 16. Jahrhunderts. Was man von der Bedeutung Babyloniens und Assyriens vorher wußte, darf man im Vergleich mit der wichtigen Rolle dieser Länder einfach als nichts bezeichnen, und die Vorstellung über Ägypten, das den Kulturvölkern des Mittelmeeres näher gelegen war, war vielleicht lebhafter, aber darum nicht richtiger. Eine richtige Schätzung ihrer Bedeutung ist erst durch das Verständnis der Denkmäler der Länder selbst ermöglicht worden und damit wird mehr und mehr dem Dunkel entrissen, was zwei Jahrtausende lang der Vergessenheit angehört hatte. Gegenüber dem dritten Kulturkreis,[1] dem hettitischen, stehen wir auch jetzt fast noch nicht besser da. Waren so die wirklichen Vertreter der asiatischen Kultur durch die auf die Anschauung der klassischen Völker gegründete Vorstellung mehr als stiefmütterlich behandelt, so ist ein anderes Volk des Orients auf Grund derselben

1) Vgl. Winckler, die Völker Vorderasiens (Der alte Orient I, 1) S. 10. — Messerschmidt, die Hettiter (Der alte Orient IV, 1).

Nachrichtengattung eher zu gut, als zu schlecht weggekommen: die Phönizier.

Das hat seinen einfachen Grund in der Lage ihres Landes und der Zeit ihrer Blüte. Sie sind die Vermittler des Handels und Verkehrs der europäischen Mittelmeerländer in der Zeit vom Erwachen Griechenlands bis tief in die hellenistische Periode hinein gewesen, und darum dem Griechen und dem ihm folgenden Römer in vieler Beziehung als Vertreter der altorientalischen Kultur überhaupt erschienen. Als im 8. und 7. vorchristlichen Jahrhundert das Griechentum seine Eroberung der Küstenländer des Mittelmeeres begann, als seine Schiffe anfingen, die See zu beherrschen, da fand man im Besitze dessen, was man zu erreichen suchte, die Phönizier und ihre Kolonien. Von allem, was in deren Rücken lag, von den Ursprüngen der Kultur, welche jene mächtig gemacht hatte und sie trug, erfuhren höchstens auserwählte Geister, welche im Drang nach Wissen bis zur babylonischen Quelle vorgedrungen waren, wie es beispielsweise für Pythagoras bezeugt wird. Was man aus den verstreuten Angaben des klassischen Altertums herauslas, wurde dann in natürlicher Überschätzung, welche durch die Unkenntnis des wahren alten Orients verstärkt wurde, übertrieben und so entwickelte sich eine Anschauung, welche die Bedeutung der Phönizier weit überschätzte und solange überschätzen mußte, als die Vergangenheit der großen und herrschenden Kulturvölker das Dunkel deckte. Das Bild, welches das über den alten Orient neu aufgehende Licht uns enthüllt, ist daher ein wesentlich anderes, als es der im Umlauf befindlichen Vorstellung entspricht. Vielleicht weniger wunderbar und weniger leicht zu überblicken, dafür aber — wahrer.

Schon eine Betrachtung des Landes, welches die Phönizier das ihrige nennen, zeigt, daß es nicht Sitz einer selbständigen Kultur sein und nicht aus eigener Kraft die Meere beherrschen kann. Von Norden nach Süden in einer Ausdehnung von etwa 50 Meilen ist das eigentliche Phönizien nicht vielmehr als ein Küstenstrich, der im Rücken vom Libanon begrenzt wird, dessen Fuß sich in geringster Entfernung von der Küste hinzieht, selten mehr als etwa eine halbe Stunde zurückweicht, und sich oft bis an sie herantretend jäh erhebt. Daß dieser schmale Strich keine welterobernde Kultur entwickeln kann und daß sein wenig umfangreiches gebirgiges Hinterland ihm nicht die Menschenmenge zu einer Herrschaft über das Mittelmeer zu liefern vermochte, liegt auf der Hand und würde auch dann einleuchten, wenn nicht manche neu erschlossene Quelle uns das meerbeherrschende

Tyrus und Sidon in einer Rolle zeigten, wie sie diesen kleinen Verhältnissen eher entspricht.

In der großen semitischen Völkerfamilie, deren Auftreten zum größten Teile die Geschichte des vorderen Orients ausfüllt, gehören die Phönizier derjenigen Gruppe an, die aus der Völkerkammer Arabien hervorgebrochen sind, um die vorderasiatischen Kulturländer zu überschwemmen.[1] Wenn diese große Einwanderung als eine genaue Parallelerscheinung der in vollem Lichte der Geschichte liegenden arabischen, wie sie uns in den Eroberungen des Islams entgegentritt, die verschiedenen Teile ihrer Völkermassen zugleich nach den Euphratländern, nach Syrien, Palästina und in das Niltal (Ende des mittleren Reiches), und sogar über das Meer an die nordafrikanischen Küsten gesandt hat, so bilden die Phönizier davon nur einen geringen Teil, einen nicht viel größeren, als das Volk Israel und so manche Gruppe derselben Einwanderung, deren Namen uns verloren gegangen ist. Selbst das Land Kanaan, in dem sie ihren Sitz haben, gehört ihnen nicht allein, und mit andern verwandten Völkern bilden sie daher innerhalb des großen Völkerzweiges eine besondere Gruppe, deren Geschichte wir erst kennen lernen, nachdem sie auf kanaanäischem Boden sich festgesetzt haben.

Innerhalb dieser Gruppe, so weit wir von ihr etwas wissen, müssen die Phönizier die ersten Einwanderer gewesen sein, denn da die Einwanderung aus dem Innern des Landes erfolgte, wir auch im Laufe der Geschichte sehen, daß die stammverwandten Völker, darunter die Israeliten, von dort aus vordrangen, so müssen die Küstenbewohner vor den in ihrem Rücken sitzenden eingezogen sein, indem sie ihre Wohnsitze unter dem Drucke der nachdrängenden stammverwandten Masse eroberten. Es erklärt sich aus der Natur der Dinge, daß weder sie selbst daran dachten, das Hinterland zu erobern, wo einzelne Völker in ihren Bergen Schutz ihrer Selbständigkeit fanden, noch daß umgekehrt diese den Küstenstrich an sich zu reißen vermochten, nachdem einmal Stillstand in die große Bewegung gekommen war. Die reichen Hafenstädte, im Besitze einer überlegenen Kultur und von deren Machtmitteln, konnten dem rückständigen Bewohner des Hinterlandes einen Widerstand entgegensetzen, gegen den rohe Kraft allein nichts vermochte. Haben sie ja doch sogar den Heeren der Assyrer und Babylonier, denen der ganze vordere Orient unterlegen war, erfolgreich widerstanden.

1) Vgl. Der alte Orient I, 1 S. 12.

Damit entsteht die Frage nach dem Ursprung dieser kulturellen Überlegenheit, die Frage, ob die Hauptsitze der Phönizier, von denen aus sie das Küstenland beherrschten und den Verkehr zur See an sich rissen, erst phönizische Gründungen sind oder ob diese bei ihrer Einwanderung bereits die Städte mit ihrer Kultur und als Vermittler eines Verkehrs vorfanden, ob also die Phönizier die ersten Bewohner gewesen sind, welche dort eine Kultur entwickelten oder ob sie bereits Vorhandenes sich aneigneten.

Wenn wir die Hochflut der Einwanderung, welche sie in ihre Wohnsitze führte, in das dritte Jahrtausend verlegen, in eine Zeit, wo die Reiche am Euphrat und Nil bereits eine Geschichte hinter sich hatten, deren Anfänge wir noch nicht zu erkennen und abzuschätzen vermögen, so ist es von vornherein undenkbar, daß das Land zwischen beiden von ihrer Kultur unberührt geblieben wäre. Große Kulturstaaten können nicht so dicht bei einander bestehen, ohne auf ihre Nachbarländer hinüberzugreifen und selbst mit einander in freundliche und feindliche Berührung zu kommen. So weit wir daher die Geschichte überhaupt verfolgen können, ist Syrien und Palästina von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten den Angriffen der Reiche am Euphrat- und Nilgebiete ausgesetzt gewesen und sie haben mit kurzen Ausnahmen unter deren politischem, stets aber unter ihrem kulturellen Einfluß gestanden. Was aber von der Mitte des 3. Jahrtausends an, wo in Babylonien die den Phöniziern stammverwandte Einwanderung zur Herrschaft kam, wie zur Zeit der Pharaonen der 18. und 19. Dynastie, dann unter einem Scheschonk in Ägypten, der Assyrerkönige des 9. und 8. Jahrhunderts, unter Nebukadnezar, in der hellenistischen Zeit, in den Kämpfen zwischen Ptolemäern und Seleuciden, durch die ganze Zeit des Islam hindurch bis auf die Unternehmungen Mehemet Alis gegen die hohe Pforte im vorigen Jahrhundert, der Fall gewesen ist, das müssen wir von vornherein auch für diejenige Vorzeit voraussetzen, wo bereits Staaten mit hoher Kultur am Nil und Euphrat blühten und Verkehr miteinander unterhielten. Auch damals müssen Schiffe von den Häfen der phönizischen Küste nach Ägypten hinüber gegangen sein, gerade wie es uns im 2. Jahrtausend die Amarnabriefe bezeugen.

Also auch in vorphönizischer Zeit müssen die Städte, welche durch ihre Bedeutung als Hafen- und Handelsplätze ihren Bewohnern eine bevorzugte Stellung gegenüber der Bevölkerung des Hinterlandes verliehen, bereits ihre Rolle gespielt haben. Wie die ein-

wandernden Israeliten bereits ein kultiviertes Land mit einer höher entwickelten Bevölkerung, welche in festen Städten wohnte, vorfanden, so auch die Phönizier bei der Eroberung ihres Landes. Diese Annahme allein gibt uns die Erklärung der Rolle, welche sie in der Folgezeit im Mittelländischen Meere gespielt haben. Es ist völlig undenkbar, daß die Ansiedlungen, welche an der nordafrikanischen und vielleicht auch an der spanischen Küste als Kolonien der Phönizier gelten, wie man stets angenommen hat, bloße Handelsfaktoreien von Tyrus und Sidon gewesen seien. Aus solchen Anfängen entwickelt sich keine Kolonie, welche einer großen Bevölkerung Aufnahme bietet und sich schließlich zu einem eigenen Volk auswächst, wie es die Punier gewesen sind. Man hat wenigstens richtig darauf hingewiesen, daß aus den Handelsniederlassungen von Portugiesen, Holländern, auch der Engländer in Indien, kein Volk hervorgeht, welches im neuen Lande eine eigene Entwicklung durchmacht und durch Verwachsen mit dem Boden eine besondere Eigenart ausbildet. Nur durch eine Auswanderung, eine Eroberung der neuen Heimat mit Schwert und Pflug, wie uns das Beispiel der nordamerikanischen Kolonisation zeigt, kann ein großes Volk ein Land für sich in Besitz nehmen und dort eine neue Heimat finden. Auf demselben Boden bietet uns daher die islamische Eroberung eine Erscheinung, nach welcher wir die sogenannten phönizischen Kolonien auch zu beurteilen haben.

Nun ist aber wieder völlig unmöglich, daß das kleine Phönizien mit seinem bereits geschilderten geringen Umfang und einer dementsprechend wenig zahlreichen Bevölkerung die Menschenmassen hervorgebracht und abgestoßen hätte, welche an der nordafrikanischen Küste die Ansiedlungen hätte gründen und behaupten können, die als punische oder karthagische eine die des Mutterlandes überragende Bedeutung gewonnen haben. In diesem Punkte unterscheidet sich die islamische Parallele, denn die muhammedanische Eroberung Nordafrikas und Spaniens hatte als Rückhalt die Herrschaft über den größten Teil des vorderen Orients und bildete ein Abflußrohr für die Völkermassen des weiten Arabien. Und doch kann nicht daran gezweifelt werden, daß die afrikanischen Kolonien in einem engen Verhältnis zu den Phöniziern gestanden haben. Das beweisen Sprache und Überlieferung mit völliger Sicherheit und das wird von den Karthagern noch bis in die vollkommen im Lichte der Geschichte liegenden Zeiten dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie alljährlich nach Tyrus einen Tribut zahlen, als Geschenk für die

Gottheit ihres Mutterlandes. Sie selbst fühlten sich also als Kolonie der Phönizier und eine Entstehung dieses Brauches ohne tatsächliche, geschichtliche Grundlagen wäre undenkbar. Aus dieser Schwierigkeit führt uns nur die Annahme heraus, daß die erobernden, aus dem Hinterlande an die Küste vordringenden Phönizier dort bereits ältere Kultursitze vorfanden, welche Verbindungen über das Meer hinüber unterhielten. Von diesen aus, und im Besitz von Hilfsmitteln, konnte die noch in Fluß befindliche Einwanderung ihre Massen auch über das Meer hinüberführen, sodaß also die Besetzung Phöniziens und Nordafrikas sich im wesentlichen als eine große Völkerbewegung darstellt, wobei wir leider noch keinen Einblick in deren Verhältnis zu der gleichzeitigen Besetzung Ägyptens und der Euphratländer durch die Masse derselben großen Einwanderung haben.

Die Ansiedlung der Punier an der westlichen Küste des Mittelmeeres erscheint uns also als eine Teilerscheinung der großen Einwanderung, welche die Phönizier selbst in ihr Land geführt hat, nicht als eine durch den Handelsverkehr herbeigeführte Ausbreitung der längst ansässigen und als Volk im späteren Sinne entwickelten Phönizier. Soweit die Massen der gleichen großen Wanderung nach Ägypten und Babylonien geführt wurden, unterlagen sie dem Entwicklungsgesetze der großen Kulturen, sie gingen in der dortigen Bevölkerung auf, indem sie dieser neue Kräfte zuführten; in Phönizien wie in Nordafrika hat sich die Eigenart der dorthin eingewanderten Teile dieser Gruppe der Semiten verhältnismäßig am reinsten erhalten und weiter entwickelt. Wenn aber in den beiden den vordern Orient beherrschenden Reichen diese Eroberer bald zu Ägyptern oder Babyloniern wurden, also von einem bestimmenden Einfluß der Rasse in ihrer Eigenart auf die Weltgeschichte für die Dauer nicht gesprochen werden kann, so tritt von den beiden Schauplätzen, wo diese Eigenart sich selbständig entwickelt, das sogenannte Mutterland hinter den angeblichen Kolonien zurück, wenn wir ihre Bedeutung für den Gang der Weltgeschichte festzustellen suchen. Nicht die Phönizier haben bestimmend in deren Verlauf eingegriffen, wohl aber die Karthager, als Beherrscher des westlichen Mittelmeerbeckens und als das Staatswesen, welches mit Rom um die dortige Herrschaft gekämpft hat. Karthago mußte beseitigt werden, ehe Rom seine Weltherrschaft erringen konnte.

Es war also nicht der stärkste und nicht der bedeutungsvollste Teil derjenigen semitischen Völkergruppe, deren Auftreten das dritte vorchristliche Jahrtausend sah, welcher in Phönizien sitzen geblieben

ist, und dessen Schicksale auf dem Boden dieses Landes uns die wieder zugänglich werdenden Quellen des alten Orients richtiger erkennen lassen, als die verdunkelte Überlieferung des klassischen Altertums es ermöglicht hatte. Immerhin sind die Phönizier als zeitweise Beherrscher des östlichen Mittelmeerbeckens von Bedeutung für das in die Geschichte eintretende Griechenland gewesen, und zweifellos wird von den von der Zukunft zu erwartenden Aufschlüssen über die Geschichte Phöniziens auch noch manches Licht auf die Zeiten fallen, welche vor den Anfängen der griechischen Geschichtsschreibung liegen. Wie die größere Bedeutung der westlichen Punier in dem Kampfe mit dem zur Weltherrschaft ausholenden Rom zum Ausdruck kommt, so die verhältnismäßig geringere der Phönizier in dem entsprechenden Kampfe, welchen sie mit dem sich ausdehnenden Griechentum um die Beherrschung ihres Interessengebiets auszufechten hatten. Von den Einzelheiten und Gestaltungen dieses Kampfes wissen wir nichts; zu Zusammenstößen nach der Art der punischen Kriege Roms ist es dabei kaum gekommen. In den Zeiten, wo dieser Kampf noch unentschieden war, gab es keine hellenische Großmacht und auf Seiten Phöniziens erhielt er ein anderes Aussehen dadurch, daß dieses dauernd unter die Oberhoheit der großen vorderasiatischen Reiche Assyriens, Neubabyloniens und Persiens kam. Gegen das nach außen als einheitliche Macht auftretende Griechenland kämpften die Phönizier nur noch als Untertanen Persiens.

---

Phönizien nennen wir das Land und Phönizier das Volk nach dem Sprachgebrauch des klassischen Altertums in geschichtlicher Zeit. Der Ursprung des Namens ist dunkel und die auf denselben Ursprung zurückgehende Benennung der nordafrikanischen Stammverwandten als Punier ist auch nicht geeignet, uns eine Erklärung zu geben. Es wäre nicht undenkbar, daß eine Bezeichnung zu Grunde liegt, welche in die Zeiten hinaufreicht, wo die Phönizier derjenigen geschichtlichen Zeit, welche wir sogleich bestimmen werden, noch nicht ihre Organisation erhalten hatten. Eine Erklärung als das Palmenland, weil phoinix griechisch die Dattelpalme bezeichnet, ist schon aus dem einfachen Grunde hinfällig, daß in Phönizien die Dattelpalme nicht gedeiht; es könnte sich dabei höchstens um eine künstliche Etymologie handeln.

Seinen Ursprung in der Bezeichnung einer vorgeschichtlichen, oder doch wenigstens uns noch unbekannten Zeit muß der Name

aber, wenn wir ihn nicht als rein griechische Bezeichnung ansehen wollen, schon deshalb haben, weil mit der Zeit, wo unsere Quellen fließen, die einheimische, auch von den Hellenen angewandte Bezeichnung nicht Phönizier oder etwas ähnliches, sondern Sidonier ist. Im achten Jahrhundert nennt die Ilias die den Handel des Mittelmeers beherrschenden Phönizier Sidonier und diejenigen Könige von Sidon und Tyrus, welche mehr als eine Herrschaft über ihre eigene Stadt beanspruchten, nannten sich in dieser Eigenschaft König der Sidonier. Auch das Alte Testament spricht von Sidoniern, wenn es die Phönizier als Gesamtheit meint. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß alle diese Angaben der Zeit angehören, wo Tyrus und Sidon tatsächlich zu einem Reiche vereinigt waren, und dieser Ansatz zu einer größeren Staatenbildung nach außen als überwiegende Vertretung der Phönizier gelten konnte. Deshalb unterscheidet das Alte Testament neben den Sidoniern noch die Gebaliter und Arvaditer, also die beiden nördlichen Staaten Phöniziens, als besondere Völker. Dieser Unterschied kann auch nicht nur in dem politischen Sonderdasein der zwei oder vielmehr drei Teile begründet gewesen sein, denn auch sprachliche, dialektische Verschiedenheiten, die übrigens selbstverständlich sein würden und auch bei einer politischen Einheit hätten vorkommen müssen, geben eine Unterscheidung in Nord- (Arvad und Gebal) und Südphönizien (Sidon und Tyrus oder Sidonier) an die Hand.

Die wichtigsten Hafenstädte der Küste bilden ursprünglich, wie natürlich, ebenso viele selbständige kleine Staatswesen für sich. Mit ihrer Aufzählung erhalten wir also diejenigen Küstenpunkte, welche einmal eine selbständige Rolle in der phönizischen Geschichte gespielt haben und von denen nur wenige später zurückgedrängt worden sind, um zum Teil zeitweilig auch wieder emporzukommen, wenn die Verhältnisse ihren Nachbarn und Unterdrückern weniger günstig waren.

Die nördlichste dieser Hafenstädte ist Arvad, auf einer Insel gelegen, jetzt Ruad. Es wird am wenigsten genannt. Wir erfahren nichts von der Bedeutung seiner Religion und daraus folgt auch, daß es im Einklang mit seiner nördlichen Lage den übrigen Phöniziern ferner gestanden haben muß. In seinem Bereich und größtenteils wohl ihm untertan, werden einige kleine Städte genannt, namentlich das noch weiter nördlich gelegene Gabala und südlich Zimmera (Simyra) und Arka im Hinterland.

Weiter südwärts an der Küste treffen wir auf Tripolis. Aus der späteren Zeit wird berichtet, es sei ein Bundesort der Phönizier

gewesen und habe seinen Namen davon gehabt, daß es als solcher in drei Quartiere der drei Bundesstaaten Tyrus, Sidon und Arvad zerfallen sei. Ob das nicht eine aus dem Namen selbst erst erschlossene Angabe ist, muß dahin gestellt bleiben; in vorhellenistischer Zeit erfahren wir nichts von dieser Dreistadt, können auch nicht feststellen, ob etwa einer der uns sonst bekannten und noch nicht untergebrachten phönizischen Städtenamen sich damit deckt. Einen solchen haben wir in dem in den Amarna-Briefen häufig genannten Sumur, das auch in der assyrischen Zeit als Simirra begegnet und von den Assyrern zum Vororte der in Nord-Phönizien eingerichteten assyrischen Provinz gemacht wurde. Man wäre versucht, hierin das spätere Tripolis wiederzufinden, doch erscheint dessen Lage zu weit nördlich dafür.

Die nächste Küstenstadt ist Botrys, deutlich schon zum Interessengebiet von Gebal gehörig, in vorhellenistischer Zeit ebenfalls noch nicht nachweisbar, wenn es nicht seinerseits das eben erwähnte Sumur ist und dann seinen späteren Namen einer der zahlreichen hellenistischen Umtaufungen verdankt. Danach kommen wir zur Hauptstadt des zweiten Staates oder Stammes, Gebal, dem Byblos der Griechen. In ägyptischer Zeit, in den Inschriften der Pharaonen der 18. und 19. Dynastie, in den Tel-Amarna-Briefen, in den Angaben der Bibel und den Nachrichten der Assyrerkönige, und von da an ununterbrochen begegnet es als eine Stadt, welche an Bedeutung Tyrus und Sidon nicht nachgestanden hat. Als solche hat sie ihre Selbständigkeit auch dann behauptet, als diese beiden unter einer Herrschaft standen und als einmal die Ansätze zu einem sidonischen oder phönizischen Reiche gemacht wurden. Entsprechend seiner Macht und Selbständigkeit ist es denn auch der Sitz eines Kultes, welcher fast berühmter ist, als der der Gottheiten von Tyrus und Sidon, und in dessen Tempel man den Anspruch erhob, den ältesten Göttersitz zu besitzen. Es ist der Tempel der Baalat-Gebal, der Herrin von Gebal, einer Erscheinungsform der Aschtoret oder Astarte, welche als Prinzip der befruchteten und fruchtbringenden Frühjahrsnatur das Gegenstück bildet zu ihrem männlichen Gegenbilde, dem Tammuz oder Adonis, der die befruchtete Natur zu neuem Leben erweckenden Frühlingssonne. Der eine Stunde südlich von Gebal aus einer tiefen romantischen Gebirgsschlucht strömende Fluß ist ihm geheiligt und führt seinen Namen Adonis (jetzt Nahr Ibrahim). Im Frühjahr bei der Schneeschmelze färbt sich der Fluß durch den eisenhaltigen Boden seines Geländes rot und hierin erblickt

der Mythus das Blut des getöteten Adonis. Höher hinauf zum Flußlauf befand sich auf dem Gebirge ein Heiligtum des Gottes und an der Quelle, die aus einer Gebirgshöhle als fertiger Fluß hervorbricht, ein weiterer berühmter Tempel des Astarte-Adoniskultus (beim heutigen Afka).

Eine natürliche Landesgrenze bildet das Vorgebirge, welches am Südufer des 2 Stunden weiter südlich mündenden „Hundsflusses" (Nahr-el-Kelb, Lykos der Alten) in das Meer hineinragt. Auf einer in den Felsen gehauenen Straße mußte dieses überwunden werden und bildet somit einen leicht zu behauptenden Posten, der zu allen Zeiten eine Rolle als Verteidigungspunkt erfüllt hat. Wer diesen besetzt hatte, dem lag der Küstenweg südwärts nach Sidon und Tyrus, sowie nach Norden offen und der beherrschte damit zugleich die Straßen, die von dort aus nach Damaskus führen.

An diesem Paß, welcher das Tor für die beiden Hälften Phöniziens bildete, hat daher Ramses II. sein Bild mit Inschrift dreimal in die Felsenwand meißeln lassen, und seinem Beispiele sind sechs Assyrerkönige gefolgt. Die Skulpturen sind jetzt fast ganz zerstört; bei der untersten ägyptischen hat es der Führer der französischen Armee im Jahre 1860 geschmackvoll gefunden, seinen Heldennamen über die Inschrift des alten Pharao meißeln zu lassen. Am besten ist die Darstellung der Inschrift Assarhaddons, des letzten der hier verewigten Assyrerkönige erhalten. Sie ist im Jahre 670 oder 669 v. Chr. eingemeißelt worden und enthält einen Bericht über die kurz vorher erfolgte Eroberung Ägyptens. Salmanassar II., dessen Darstellung nicht mehr erkennbar ist, hat hier ebenfalls bei seinem Zuge gegen Damaskus im Jahre 842 sich verewigen lassen und nennt uns den Namen des Vorgebirges: Baal-ras. Eine Denkschrift Nebukadnezars ist auf der andern Seite des Flusses, da wo wohl die alte Brücke gestanden haben mag, gefunden worden. Sie befindet sich jetzt unter dem Bogen einer Wasserleitung aus römischer Zeit und wird durch das durchsickernde Wasser immer mehr zerstört. Der römische Kaiser M. Aurelius Antoninus hat die Heerstraße dann etwas tiefer um den Felsen herumgeführt, wovon noch eine Inschrift zeugt, und dieser Weg hat bis vor kurzem dem Verkehr gedient, bis vor etwa 20 Jahren eine neue moderne Chaussee ohne Steigung um das Hindernis herumgelegt worden ist.

Eine Meile weiter südwärts liegt **Beirut**, in den Tel-Amarna-Briefen als selbständige Stadt unter eigenem König (Ammunir oder Amner) genannt; in der Assyrerzeit und später nie mehr erwähnt,

bis es erst unter der römischen Herrschaft wieder einen Aufschwung genommen hat; jetzt ist es die bedeutendste Hafenstadt der syrischen Küste.

Die nächste große Stadt ist Sidon. Wie Arvad und Tyrus ist es nach der Angabe des Assyrerkönigs Assarhaddon ebenfalls ursprünglich auf einer Insel gelegen gewesen, die aber wohl nur durch einen schmalen Wasserstreifen vom Lande getrennt war. Ihre Hauptgottheiten sind Aschtoret (Astarte) und Eschmun, den die Griechen mit ihrem Äskulap und Apollo gleichstellen. Die Bezeichnung der Phönizier als Sidonier beweist, daß Sidon als Vorort gegolten haben muß. Ihre Gottheiten erscheinen demgemäß auch als die obersten in der Kolonie Karthago. Durch die Zerstörung unter Assarhaddon muß die alte Kolonie gänzlich verwüstet worden sein, das wiedererstandene Sidon ist daher der alten Phönizierstadt gegenüber eine ganz neue Gründung mit wesentlich verschiedenartiger Bevölkerung gewesen.

Einen Tagemarsch davon liegt Sidons Rivalin Tyrus (Sor), auch auf einer Insel, welche durch Anschwemmung und das Zurücktreten des Meeres mit dem Festlande verwachsen ist. Als Grundstock dieser Anschwemmungen sieht man allgemein den von Alexander bei der Belagerung errichteten Damm an. Der Stadtgott von Tyrus ist Melkart. Was es mit der Bedeutung der Stadt als Vorort der Phönizier auf sich hat, werden wir beim Verlauf der Geschichte sehen. Auf dem Festlande lag der Insel gegenüber eine von der klassischen Überlieferung als Palaityrus (Alt-Tyrus) bezeichnete Stadt, deren phönizischer Name Usu gewesen ist. Während die Insel keine Quellen hat, sondern auf Cisternenwasser angewiesen ist,[1] hat man für gewöhnlich das Wasser von hier geholt, und bei Belagerungen von Tyrus war es daher das erste, entweder diesen Vorort zu besetzen, oder ihm das Wasser abzuschneiden.

In gleicher Entfernung von Sidon liegt Akko, in den Tel-Amarna-Briefen als Hafenort für den Verkehr mit Ägypten genannt, später aber zurücktretend und in assyrischer Zeit deutlich von Tyrus abhängig, bis es assyrische Provinzstadt wird. Erst in römischer Zeit und namentlich im Mittelalter hat es einen neuen Aufschwung genommen, der seiner Lage als Ausgangspunkt einer Straße über Dan und Paneas (Baal-Gad) nach Damaskus entspricht.

1) Eine ägyptische Reisebeschreibung nennt Tyrus den „Fels des Gestades, dem Wasser auf Schiffen zugeführt wird, und der reicher ist an Fischen als an Sand" (Erman, Ägypten II. S. 512).

Der Höhenzug des Karmel bildet eine Landesscheide, mit der wir das eigentliche Phönizien enden lassen können. Seit der Zeit, wo unsere Quellen sprechen, ist die weiter südlich wohnende Bevölkerung kaum noch als phönizisch anzusehen. Jedoch ist es zweifellos, daß in der Zeit vor dem Einfall der nichtsemitischen Philister und ehe Israel ein geeintes Volk bildete, also vor David, auch die Küste bis nach Gaza durch eine der phönizischen gleichartige Bevölkerung besetzt war. Im 15. Jahrhundert zeigen die Tel-Amarna-Briefe kaum einen Unterschied der Bevölkerung südlich und nördlich vom Karmel, und auch in hellenistischer Zeit haben Sidon und Tyrus sich in den Besitz der südlichen Küste geteilt.

Von den Städten, die einen phönizischen Charakter sich bewahrt haben, wenn sie auch wohl von Israeliten und Philistern beeinflußt wurden, ist zunächst zu nennen das wenig südlich von der Karmelspitze gelegene Dor und nicht weit davon der von der griechischen Überlieferung „Stratonsburg" (Stratonos pyrgos) genannte Hafen. Das ist aber nichts als eine Zurechtmachung des phönizischen Namens Migdal-Aschtoret (Aschtoret-Burg). Da Jaffa keinen brauchbaren Hafen hat, so ist es der einzige Hafen gewesen, der für Israel und Juda in Betracht kam, und Herodes hat ihn daher ausbauen lassen und unter dem Namen Caesarea zu hoher Blüte erhoben. Bereits früher scheint die Stadt aber für Israels Gebiet Bedeutung gehabt zu haben, denn im Jahre 609 oder 608 war der Pharao Necho bei seinem Zuge gegen Assyrien wohl hier gelandet und hier fand wahrscheinlich die Schlacht gegen Josia von Juda statt, nicht bei Megiddo, wie ein Schreibfehler der Bibel sagt.

Endlich führt noch Jaffa (Japo) einen Namen, der einen phönizischen Ursprung verrät, und bildet wohl die Südgrenze, bis zu der die historischen Phönizier je ihren Einfluß ausgeübt haben. Von da an beginnt das Gebiet der Philister, welche nach dem 14. Jahrhundert von der See her sich dort festgesetzt haben. Da der Hafen von Jaffa wegen der vorgelagerten Riffe sehr schwer und bei Sturm überhaupt nicht zugänglich ist, so konnte nur der Mangel eines andern weiter südlich gelegenen und nicht in den Händen der Philister befindlichen Hafens ihm zu seiner Bedeutung für Juda und Israel verhelfen.

---

Zu einer Zusammenfassung der Phönizier in einem einheitlichen Staatswesen ist es nie gekommen. Wir sahen bereits, daß der Unterschied zwischen Nord- und Südphönizien in dem Alten Testament

als der von verschiedenen Völkern gilt, und auch innerhalb der Nordgruppe werden die beiden Hauptstaaten Arvad und Gebal als verschiedene Völker angesehen, ja sogar die Binnenstädte Arka, Sumur, Sianna gelten als selbständige Staaten. Was es mit der engeren Zusammenfassung der Südgruppen auf sich hat, werden wir noch sehen. Da auch diese nur vorübergehend bestanden hat, so haben die Phönizier nie einen unter einheitlicher Leitung irgend welcher Art stehenden Staat oder Staatenbund gehabt. Erst mit ihrer Unterwerfung unter fremde Oberhoheit beginnen sie als ein Zusammengehöriges zu erscheinen und der Begriff der Phönizier als staatliches Ganzes ist eigentlich erst ein Ergebnis ihrer Unterwerfung durch die Perser, zu deren Mittelmeerflotte sie einen bedeutenden Teil stellen mußten.

Eine einheitliche Betrachtung der Entwicklung ihrer politischen Geschichte ist daher nicht möglich. Arvad, Gebal, Sidon und Tyrus sind selbständige Staatswesen geblieben und haben stets ihre eigene Politik verfolgen können, da sie diese Selbständigkeit ohne Ausnahme wenigstens für ihre innere Verwaltung zu behaupten wußten. Freilich ist diese Politik durch ihre Lebensbedingungen gegeben und je einheitlicher diese waren, um so einfacher mußte sich auch ihr Verhalten nach außen gestalten. Die Bedeutung von allen vier Staaten und ihren Anhängseln beruht in ihrer Eigenschaft als Hafenplätze für das Hinterland im weitesten Sinne, also bis nach Babylonien, im Verkehr mit den übrigen Ländern des Mittelmeers. Sie waren also ohne Ausnahme und ausschließlich Handelsplätze und die Politik von solchen mußten sie verfolgen. Eine selbständige Politik ist aber die Folge einer eigenen Kultur, welche das betreffende Land in Gegensatz zu seinen Nachbarn stellt. Die kleinen phönizischen Handelsstaaten besaßen diese nicht, ihre Existenz beruhte auf ihrer vermittelnden Tätigkeit zwischen der Kulturwelt Vorderasiens und den Ländern des Mittelmeers. Sie waren daher vor allem auf einen friedlichen Verkehr angewiesen und mußten suchen, eine feindliche Stellung gegenüber den herrschenden Staaten des vorderen Orients zu vermeiden. Eine Feindschaft mit diesen verstopfte ihre Lebensquellen und daher war für sie das Tributzahlen von zwei Übeln das kleinere. Auch war für die handeltreibenden reichen Städte die Aufbringung der Schatzungen leichter, als für ackerbautreibende Völker, und was für letztere Aussaugung war, bedeutete für sie wohl nicht viel mehr, als in Kauf zu nehmende Handlungsunkosten.

So finden wir die phönizischen Staaten verhältnismäßig selten im Widerstand gegen die herrschenden Mächte des Orients, und nur als Sidon und Tyrus eine größere Ausdehnung durch Eroberung von Kolonien gewonnen hatten, ist es zu größeren Kämpfen gekommen. In den beiden nördlichen Staaten hören wir kaum etwas von ernstem Widerstand gegen die Großmächte. Je näher sie der herrschenden Gewalt gelegen waren, um so weniger tritt überhaupt die Versuchung auf, sich in Gegensatz zu dieser zu setzen. Arvad und Gebal, als die zuerst den assyrischen Angriffen ausgesetzten, haben sich daher stets ohne Widerstand gefügt. Nur Sidon und Tyrus konnten eine zeitlang daran denken, sich Assyrien gegenüber zu behaupten und einen Rückhalt bei den Seestaaten zu suchen (S. 25).

Unsere ältesten Nachrichten über Phönizien haben wir schon aus der Mitte des zweiten Jahrtausends, wo das Land während der Dauer der 18. und 19. ägyptischen Dynastie tatsächlich oder doch der Form nach unter ägyptischer Herrschaft steht. Von Widerstand der phönizischen Städte melden die Kriegsnachrichten der Pharaonen nichts und die einzelnen Städte wären wohl zufrieden gewesen, ihrem Herrn, dem Pharao zu zinsen, wenn ihnen dieser nur die Vorzüge seiner Herrschaft auch in der Gestalt geordneter und gesicherter Zustände hätte zu teil werden lassen. Allein daran hat es nur allzu sehr gefehlt, und das Bild, welches uns die Amarna-Briefe für die Zustände im übrigen Palästina liefern (vgl. Jahrg. I, S. 56—65) gilt auch für den phönizischen Staat. Auch dort fürchtet jeder den Nachbar und ist dessen Angriffen ausgesetzt, ohne daß der Oberherr mit fester Hand durchgriffe. Auch die phönizischen Fürsten sind prozessierende Helden von Bachschischs Gnaden.

Wichtig ist, daß in den Amarna-Briefen noch kein Ansatz zur Bildung eines über den Bereich der einzelnen größeren Städte hinausgreifenden Staatswesens zu erkennen ist. Gebal, Beirut, Sidon, Tyrus, Akko stehen unter eigenen Fürsten und sind von einander unabhängig. Von einem Fürsten von Arvad vernehmen wir nichts. Diese nördlichste Stadt ist schon in den Händen eines Eroberers, dessen Auftreten im nördlichen Phönizien den Gang der Ereignisse bestimmt. Seine Eroberungen bedeuten ein Vordringen der Bewohner des Hinterlandes gegen die Küste, welche sich bereits im festen Besitz einer älteren Bevölkerungsschicht befindet. Es ist also eine gleiche Bewegung, wie ein paar Jahrhunderte später die der Israeliten gegen die Bewohner Kanaans. Aziri heißt dieser Fürst, der als Amoriter bezeichnet wird, und wir können in den einzelnen

Schreiben sein Vordringen von Arvad aus nach Süden verfolgen (Jahrg. I, S. 56—58). Dort sitzt in Gebal sein Nachbar Rib-Addi, der ein Schreiben um das andere an den Pharao und an seine Fürsprecher losläßt, um Hülfe und Recht in seiner Sache flehend, ohne daß vom Hofe aus Maßregeln ergriffen würden; schließlich muß er, aus Gebal vertrieben, Zuflucht bei seinem südlichen Nachbar Ammunir von Beirut suchen. Allerdings finden wir später auch seinen Gegner Aziri am Hofe, wohin er nach vielen teilweise an die tollsten Operettenstreiche erinnernden Winkelzügen sich ad causam dicendam hat begeben müssen. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt, aber ein Brief eines der Anhänger zu Hause ist uns erhalten, der ihn tröstet, sich die Sache „nicht zu Herzen zu nehmen". Reineke konnte also noch mit dem Hals in der Schlinge auf die wundertätige Wirkung von Bachschisch und „Verbindungen" hoffen.

In Sidon sitzt der König Zimrida, von dem nur ein kurzes Schreiben vorliegt. Er scheint zur Partei Aziris geneigt zu haben, was als natürliche Folge der Nachbarschaft mit dem Azirigegner Ammunir erscheint. Sein südlicher Nachbar Abimilki von Tyrus sucht bei Hofe durch eifrige Denunziationen sich als getreuen Vasallen zu erweisen (Jahrg. I, S. 61), was ihn aber nicht davor bewahrt, von Zimrida belagert und auf einer Insel eingeschlossen zu werden, sodaß er „kein Wasser zum Trinken und kein Holz zum Heizen hat", da auf dem Festland Usu (S. 13) in den Händen des Gegners ist. Das Ganze zeigt uns die angeblichen Beherrscher und Kolonisatoren des Mittelmeeres in der Rolle von großen Gutsbesitzern, aber nicht von Fürsten meerbeherrschender Handelsstaaten, und die dort ausgefochtenen Heldenkämpfe erinnern an den Wasunger Krieg der europäischen Mächte Gotha und Meiningen, aber nicht an die Kämpfe Karthagos mit Rom. Zeigen nun diese Briefe die ägyptische Herrschaft unter Amenophis III. und IV. bereits in recht ungünstigem Lichte, so wissen wir, daß in den Wirren nach dem Tode Amenophis' IV. Palästina sich selbst überlassen blieb. Das benutzte der Gegner, von dessen bevorstehendem Einfall bereits in diesem Schreiben stetig gewarnt wird, um seine Eroberung tatsächlich auszudehnen. Die Cheta oder Chatti sind im 14. und 13. Jahrhundert südwärts mindestens bis zur Höhe des Hermon vorgedrungen, haben also das Hinterland Phöniziens besetzt. Wir haben uns zu denken, wie die Schreiben, welche bis dahin nach Theben in die Residenz Chuenatens gewandert waren, mit ihrem Jammer und ihren Klagen

nunmehr an den Hof des Chetakönigs in Kleinasien gerichtet wurden, der jetzt der Lehnsherr war. Durch die Kriege Ramses' II. und den Vertrag mit dem Chetakönig Chetasar wurde dem weiteren Vordringen der Cheta ein Ziel gesetzt; die phönizische Küste würde dadurch also dem Interessengebiet der Cheta zugerechnet worden sein, denn die Grenzlinie des ägyptischen Hoheitsgebietes bildete in dieser Zeit der Karmel.

Die Chetaherrschaft ist in Vorderasien, nachdem sie durch die Einwanderung stammverwandter Völker im eigenen Lande gestürzt worden war, von der assyrischen abgelöst worden. Im 13. und 12. Jahrhundert dringt Assyrien zum erstenmale in Syrien ein und legt seine Hand auf die Landschaften bis an den Taurus. Nach kurzem Rückgang beginnt unter Tiglat-Pileser I. im 11. Jahrhundert ein neuer Aufschwung und jetzt gelingt es, das ersehnte Ziel zu erreichen und einen Weg nach dem Mittelmeer offen zu legen. Von Tiglat-Pileser wird berichtet, daß er in Arvad auf das Meer hinaus gefahren sei. Die nördlichste Phönizierstadt muß also seine Oberhoheit anerkannt haben und die neue Großmacht, welche damit in die Berechnungen der Mittelmeervölker eintrat, wurde zugleich von Ägypten aus anerkannt, indem der damalige Pharao dem Assyrer seine Geschenke entrichtete. Der Mangel an Einzelheiten in der Angabe Tiglat-Pilesers macht es uns unmöglich, den ersehnten Einblick in die Verhältnisse des syrischen Mittelmeerbeckens zu tun. Jedoch spricht immerhin die Tatsache, daß Ägypten den Nachfolger der Chetaherrschaft anerkennt und daß das in einer Hafenstadt Phöniziens geschieht, eine beredte Sprache. Ägypten hat damit seinen Verzicht auf die Herrschaft über Phönizien ausdrücklich erneuert und der Assyrerkönig trat für Ägypten in die Rechtsnachfolge der Chatti ein und wurde als Erbe der Ansprüche auch auf Gebal, Sidon und Tyrus anerkannt, sobald und so lange er es vermochte, diese Ansprüche zu verwirklichen. Damit haperte es zunächst, denn schon mit Tiglat-Pilesers Tod trat ein neuer Rückgang der assyrischen Rechte ein und es hat etwa zwei Jahrhunderte gedauert, bis die Großmacht am Tigris ihre Heere wieder an die phönizische Küste entsenden konnte.

Da auch Ägypten um diese Zeit ohnmächtig war, so hatten die mittlerweile zur Ruhe gekommenen Völker des kanaanäischen Zweiges Zeit, sich ungestört zu entwickeln. Das 10. und 11. Jahrhundert zeigen daher die Ansätze zu eigner Staatenbildung in Syrien und Palästina. Es bildet sich das israelitische Reich und

das von Damaskus. Auch die Phönizier blieben sich selbst überlassen und auch von ihnen ist damals der erste Ansatz zur Bildung eines größeren Staates gemacht worden. Bekannt ist als der Zeitgenosse Salomos Hiram. Er und sein Vater Abibaal scheinen die Urheber einer phönizischen Eroberungspolitik gewesen zu sein, welche zum erstenmale vom Mutterlande aus über das Meer hinübergriff. Sie sind Könige von Tyrus, aber sie nennen sich „König der Sidonier“ und haben offenbar die ganze südphönizische Küste beherrscht. Nach einer Angabe, die uns der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus erhalten hat, ist es Hiram gewesen, der Kition auf Cypern gegründet hat. Das will nach der Ausdrucksweise des alten Orients besagen, daß er die Stadt und die Landschaft erobert und sie zu einer Provinz seines Staates gemacht hat. Sie heißt von da an bei den Tyrern offiziell Kart-chadast „Neustadt“, gerade so wie das afrikanische Karthago. Cypern war also von Tyrus aus teilweise erobert worden, wir dürfen deshalb annehmen, daß dieses die erste Eroberung durch einen phönizischen Staat gewesen ist. Ob ein Hinübergreifen nach ferneren Gegenden stattgefunden hat, kann bezweifelt werden. Wir dürfen sicher aus dem Stillschweigen unserer Quelle auf das Gegenteil schließen.

Diese Zeit des Aufschwungs von Tyrus, welches somit Sidon unterworfen hatte, hat zugleich eine Ausschmückung der Stadt mit Bauten von Tempeln und eine starke Befestigung gebracht. Es gibt sich hierin derselbe Aufschwung palästinensischen Volkstums zu erkennen, wie in den Bauten Salomos zu Jerusalem. Bringt ja doch auch die biblische Überlieferung Hiram und Salomo in Beziehung zu einander. Ursprünglich ist dabei freilich Salomo nicht als der gleichberechtigte Freund und „Bruder“, sondern als der Tribut zahlende Lehnsmann gedacht gewesen.[1] Das neuentstehende „Reich von Tyrus“ hatte also auch auf dem Festlande seine Macht auf die Nachbarn ausgedehnt.

Josephus, dem wir diese Angaben verdanken, hat aus derselben Quelle, dem Annalisten von Tyrus, Menander, einen kurzen Auszug mitgeteilt, welcher die Schicksale der Nachfolger Hirams berichtet. Danach hat nach diesem sein Sohn Baal-azar 7 oder 17 Jahre lang regiert (etwa 970—953) und darauf dessen Sohn Abd-Aschtoret 9 Jahre. Dieser wurde von den vier Söhnen seiner Amme ermordet. Wir erfahren nach der Manier orientalischer Chronikenschreiber nichts

1) Winckler, Geschichte Israels II, S. 262.

über die Ursachen und Zwecke dieser Aufstände. Die Brüder lösten sich in der Herrschaft ab, der letzte wurde durch einen Aufstand gestürzt, welcher Ithobal, den „Priester der Aschtoret“ auf den Thron brachte, der 32 Jahre, also um das Jahr 900 v. Chr. regiert haben soll. Aschtoret ist aber die Hauptgottheit von Sidon und beispielsweise nennt sich in der Ptolemäerzeit der König Tabnit (S. 30) von Sidon „Priester der Aschtoret“. Es ist daher möglich, daß wir einen Aufstand, der vom unterdrückten Sidon ausging, hier festzustellen haben und daß es Sidons Königsgeschlecht war, daß dadurch an die Spitze des Hiramreiches kam.

Ithobal ist ebenfalls aus der Bibel als Vater der Isebel, der Gattin Ahabs bekannt, und das Königshaus der Omriden hat gegen den Widerspruch einer mächtigen Partei in Israel seine Stärke im Anschluß an das phönizische Reich gesucht. Noch immer hat also dieses seine herrschende Stellung in Palästina behauptet. Wenn wir aber bald darauf Ahab (854 v. Chr.) als Lehnsmann von Damaskus finden, so macht sich damit der Einfluß derjenigen Macht geltend, welche nunmehr die erste Rolle in Syrien und Palästina spielt, bis bald darauf durch das Wiedervordringen Assyriens von neuem ein überlegener Großstaat auf dem Platze erscheint. Ithobals Nachfolger waren Baal-azar (6 Jahre), Metten (9 Jahre) und Pygmalion (47 Jahre etwa bis 800 v. Chr.); weiter herab reicht unsere Quelle nicht. Unter Pygmalion wird von der späteren Chronistik die „Gründung“ Karthagos angesetzt und mit einem Mythus ausgeschmückt, in welchem die Gottheit von Karthago, „Dido“, die Rolle der um den Gatten gebrachten Aschtoret spielt. Geschichtliches könnte daran wohl nur sein, daß Pygmalion den „Priester der Aschtoret“ — denn das soll der ermordete Gatte gewesen sein — beseitigt hätte, als dieser die Rolle eines Ithobal spielen wollte.

Ob diese innern Wirren ohne Schaden für das Reich Hirams verlaufen sind, darf man wohl bezweifeln und es ist anzunehmen, daß Sidon und Tyrus sich in dieser Zeit wieder getrennt haben. Wir haben nur noch ein paar kurze Erwähnungen bei Assyrerkönigen und diese nennen Tyrus und Sidon stets gesondert. So Salmanassar II. in den Jahren 842 und 839 (das war unter Pygmalions Regierung) und Adadnirari (Ramman-nirari) III. um 800, vielleicht schon nach Pygmalion.

Es lag im Interesse der Assyrer, die Bildung größerer, weil widerstandsfähigerer Staaten in ihrem Interessengebiete zu verhindern. Es ist möglich, daß wir daher die Trennung dieser beiden Städte,

oder wie der Assyrer gesagt haben würde, der Wiederherstellung der Unabhängigkeit der einen von beiden, auf eine Verfügung des neuen Oberherrn zurückzuführen haben. Auf jeden Fall steht soviel fest, daß der Ansatz zu einer größern Staatenbildung, wie ihn das Reich Hirams dargestellt hatte, wieder beseitigt worden war. Wie sein Entstehen nur durch das Fernbleiben der Großmächte, in erster Linie jetzt Assyrien, vom palästinensischen Schauplatze möglich gewesen war, so wurde ihm durch Assyriens Wiedererscheinen ein Ende gemacht.

Demgemäß ist es nur natürlich, daß das ehemalige Zurücktreten Assyriens in der Zeit zwischen 780 und 745 auch eine selbständige Entwicklung der Phönizier ermöglichte. Es war Tyrus gewesen, das im vorhergehenden Zeitraume im allgemeinen über Sidon geherrscht hatte, trotz dessen Ansehens als älterer Vorort. Sobald der assyrische Druck nachließ, ist es augenscheinlich wieder Tyrus gewesen, das die führende Stellung an sich riß. Als Tiglat-Pileser III., der Begründer des neuassyrischen Reiches, im Jahre 738 wieder anfing in die palästinensischen Verhältnisse einzugreifen, nennt er nur einen König von Tyrus, Sidon erwähnt er nicht. Es ist wohl anzunehmen, daß wieder der König von Tyrus als „König der Sidonier“ über beide Städte herrschte. Damals war Hiram II. König; derselbe, von dem vielleicht die einzige phönizische Inschrift aus älterer Zeit herrührt, die wir überhaupt haben. Es sind die Bruchstücke der Inschriften von zwei Bronzeschalen, welche auf Cypern gefunden worden waren und von dem Statthalter „Hirams“, Königs der Sidonier in Kart-chadast (Kition auf Cypern, vgl. S. 19) dem Gotte „Baal des Libanon“ geweiht worden sind. Hirams Nachfolger war Metten II., der ihm etwa 730 gefolgt sein dürfte. Er machte einen Versuch, die Tributzahlungen an Assyrien einzustellen, allein ein prompt eintreffendes assyrisches Heer führte ihn schnell zu seiner Vasallenpflicht zurück (729 v. Chr.).

Im Norden haben Arvad und Gebal sich in dieser Zeit wohl ruhig verhalten. Wir erfahren aber gelegentlich der Eroberungen Tiglat-Pilesers, daß dort im Hinterlande allerlei Veränderungen vor sich gegangen waren. 738 hat Tiglat-Pileser, als er den Amk, das Gebiet nördlich vom See von Antiochien, zur assyrischen Provinz machte, auch 18 Städte, welche zu Hamath gehört hatten, eingezogen und unter assyrische Verwaltung gestellt. Es gehörten dazu die Städte des Hinterlandes von Arvad, welche wir zum Teil schon aus den Tel-Amarna-Briefen kennen: Simirra, Arka, Sianna. Die neue Provinz, welche also nur die großen Hafenstädte ausnahm,

erhielt Simirra (S. 11) als Regierungssitz und ihr erster Statthalter scheint der Sohn Tiglat-Pilesers, der nachmalige König Salmanassar IV., geworden zu sein.

In Tyrus und Sidon kann Metten II. nicht lange regiert haben, denn bereits im Jahre 727 anläßlich des Thronwechsels in Assyrien hat ein neuer König sich unabhängig erklärt. Luli nennen ihn die assyrischen Inschriften, Elulaios heißt er bei Menander, von dem uns hier wieder Josephus ein weiteres Stück der tyrischen Annalen erhalten hat. Salmanassar soll gegen Tyrus gezogen sein, sich aber mit der Wiederherstellung des Tributes haben zufriedenstellen lassen.

Eine kurze Angabe in den Inschriften von Salmanassars Nachfolger Sargon, welche meldet, er habe Tyrus und Kue (Cilicien) Ruhe verschafft, wird wohl richtig auf Eingreifen Sargons in die Besitzverhältnisse auf Cypern gedeutet worden sein. Dort machten sich aber, wie in Cilicien, damals griechische Einwanderer, „Javan“, bemerklich. Im Einklang mit dieser Auffassung steht die Angabe Menanders, daß Elulaios Kition wieder unterworfen habe. Es wird ihm also von den Griechen wieder abgenommen worden sein, und er hat es durch Sargons Verfügung zurückerhalten. Denn dieser wird auch von den griechischen Stadtkönigen auf Cypern als Lehnsherr anerkannt.

Sargons Tod (705) gab das Zeichen zu erneuten Abfallsversuchen im Reiche. In Palästina unterscheidet sein Nachfolger Sanherib zwei Herde des Aufruhrs: Jerusalem, wo der junge Hiskia regierte, im Süden, und Tyrus im Norden. Wie beim vorigen Thronwechsel wollte auch diesmal Luli-Elulaios von der gefährdeten Lage Assyriens Nutzen ziehen, um die Unabhängigkeit des Hiramreiches wieder zu erlangen, gerade wie seinem Nachbar Hiskia die Überlieferungen des Davidreiches vorschwebten. Es gelang ihm, ganz Phönizien zum Abfall von Assyrien zu bewegen oder zu zwingen. Sanherib nennt als seine Bundesgenossen die Könige Menachem von Schams-moron, Abd-liat von Arvad und Ormelech von Gebal. Als wichtigste Städte seines eignen Reichs werden genannt: Groß-Sidon und Klein-Sidon, Bet-Zajit, Sarepta, Machalliba, Usu, (S. 13) Ekdippa und Akko. Alle diese besetzte Sanherib bei seinem Anrücken nach Niederwerfung des babylonischen Aufstandes (701) ohne Schwierigkeiten und damit waren die großen Pläne Lulis vernichtet. Freilich Tyrus widerstand damals wie vorher unter Salmanassar und später unter Assarhaddon und Nebukadnezar der Belagerung, wie wir von

Menander erfahren, während Sanherib diese Kleinigkeit lieber unerwähnt läßt. Luli selbst entkam nach Kition, wo er wohl eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr abwarten wollte. Er starb jedoch bald darauf (nach 700, vor 691), ob in Cypern oder in Tyrus wissen wir nicht.

In den eroberten Gebieten brachte Sanherib wieder die naturgemäße assyrische Politik der Zersplitterung der Staaten zur Anwendung, den Vorteil davon hatte Sidon: es wurde wieder unabhängig, um dafür unter unmittelbare assyrische Oberhoheit zu kommen — und erhielt das Tyrus abgenommene Gebiet. Tyrus selbst konnte Sanherib ja nicht gut verteilen, weil er es nicht hatte. Es gab also von da an wieder die beiden Königreiche Tyrus und Sidon. In letzterem setzte Sanherib Tuba'lu (Ithobal II.) ein. Arvad und Gebal hatten augenblicklich bei seinem Anmarsch Frieden gemacht. Sie waren es wohl auch gewesen, welche die Schiffe zur Belagerung von Tyrus hatten stellen müssen, von deren Unglück bei dieser Belagerung Menander berichtet. Daß die von den Griechen bedrängte tyrische Besitzung auf Cypern, Kart-chadast (Kition), nunmehr von Assyrien nicht mehr Tyrus zugesprochen wurde, ist selbstverständlich; 20 Jahre später nennt es Assarhaddon einen Tributstaat, der ebenso wie die übrigen (neun) cyprischen Staaten unter einem besondern König, nichtphönizischen Namens, steht.

Auch das „befreite“ Sidon war natürlich nur so lange frei als es keinen Abfall wagen durfte. Mit Sanheribs Tode und den sich daran anknüpfenden Unruhen in Assyrien, entstanden neue Hoffnungen bei den Vasallen, besonders da in Ägypten mit dem Eindringen des Kuschiten Taharka eine neue Macht aufgetreten war, welche geeignet schien, Assyrien die Wage zu halten. Zum Beginn von Assarhaddons Regierung (680) finden wir Sidon im Aufstande unter seinem Könige Abd-milkot, jedenfalls dem Nachfolger des von Sanherib eingesetzen Ithobal II. Er vermochte sich gegen die belagernden Assyrer nicht zu behaupten und entfloh, wie einst Luli, aus Sidon zu Schiffe zu seinem Bundesgenossen, dem Fürsten von Kuinda und Sizu in Cilicien. Sidon wurde vollständig zerstört. Assarhaddon erzählt, er habe die Insel (S. 13) völlig verwüstet, Mauer und Häuser ins Meer gestürzt, an einem anderen Ort (auf dem Festlande) eine neue Stadt erbaut und diese „Assarhaddons Burg“ genannt. Diese assyrische Stadt, der Sitz eines assyrischen Statthalters mit einer aus dem Reiche dorthin geführten Bevölkerung, ist dann das neue Sidon geworden, dem wir von da an begegnen.

In Justins Auszug aus Trogus Pompejus hat sich die Nachricht erhalten, Sidon sei einmal von einem „Könige der Askaloniter“ zerstört worden und die Einwohnerschaft habe sich nach Tyrus gerettet und dieses damals „gegründet“. Daß auf den letzten Teil der Angabe nichts zu geben ist, ist klar, und daß von Askalon aus nie ein solcher Schlag gegen Sidon geführt sein kann, nicht minder. Man hat daher einen Schreibfehler für „König der Assyrer“ angenommen und die Nachricht auf die Zerstörung durch Assarhaddon gedeutet. Es ist von vornherein anzunehmen, daß damals derjenige Teil der Einwohnerschaft, welcher sich retten konnte, nach dem ebenfalls von Assyrien abgefallenen Tyrus sich begeben hatte. Das ist aber sicher nicht geschehen, ohne daß man die Götter von Sidon, an deren Besitz nach altorientalischer Anschauung der Anspruch auf die Herrschaft hängt, mitnahm. Damals wären also die Götter der Bundesstadt, diejenigen, auf denen Sidons Ansprüche auf die führende Stellung beruhten, nach Tyrus überführt worden. Tyrus wäre damit von den geflüchteten Sidoniern selbst zur Erbin dieser Ansprüche gemacht worden. Während bisher seine Vorherrschaft nur auf seiner Macht beruht hatte, wurde es nunmehr auch rechtmäßig anerkannter Bundesvorort. Und das mußte es bleiben, so lange Sidon nicht wieder feierlich neu gegründet war und seine alten Götter zurückerhalten hatte. Denn die von den Assyrern gegründete Stadt hatte assyrische Götter und konnte nicht die Krönungsstadt der „Könige der Sidonier“ sein.

So hatte das von den Assyrern im Jahre 701 von der Vorherrschaft „befreite“ Sidon der Nebenbuhlerin selbst seine Rechte übertragen müssen. Tyrus, das dabei unabhängig geblieben war, scheint auch in der Zwischenzeit sich zu keiner Tributzahlung verstanden zu haben. Daß es nur auf die Gelegenheit wartete, um seine damals verloren gegangenen Besitzungen wieder zu erlangen, ist selbstverständlich. Im Einvernehmen mit Taharka ließ man es schließlich zum Kriege mit den Assyrern kommen. Als Assarhaddon 673 gegen Ägypten vorging, konnte er dessen Bundesgenossen in Phönizien nicht in seinem Rücken liegen lassen. Er ließ die Stadt durch Belagerungswälle einschließen und sperrte ihr Wasser und Zufuhr ab. Der schnelle Erfolg, den er in Ägypten hatte, wo Taharka sofort nach Nubien zurückgehen mußte, zwang den König Baal von Tyrus seinen Frieden zu machen (670/669). Die Siegesstelen, die Assarhaddon damals errichten ließ, und deren eine, aus Sendschirli (Sam'al) stammend, jetzt im Berliner Museum steht,

zeigen Taharka und Baal knieend und um Gnade flehend als Gefangene vor Assarhaddon. Das ist eine starke künstlerische Freiheit, denn Assarhaddon hat beide nie in seine Gewalt bekommen, und noch ehe seine Siegesdenkmäler aufgestellt waren, war Taharka nach Ägypten zurückgekommen und hatte Baal sich ihm wieder angeschlossen. Die assyrischen Belagerungswerke scheinen gar nicht erst geräumt worden zu sein.

Taharka vermochte sich in Ägypten nicht zu behaupten; er wurde sofort wieder verjagt und starb bald darauf. Baal blieb daher nichts weiter übrig, als wieder seine Unterwerfung anzumelden. Er verlor dabei endgültig alles, was er etwa noch auf dem Festlande besessen hatte. Usu und Akko erhielten assyrische Verwaltung, ihm blieb nur noch die Insel Tyrus. Es ist auffällig, daß er es vermocht hatte, Jahre hindurch sich zu behaupten und dann immer noch einen Rest seines Besitzes zu retten, während den Assyrern ganz Phönizien mit seiner Flotte zu Gebote stand und auch die cyprischen Staaten ihnen Heeresfolge leisten mußten. Es scheint, als ob er einen Rückhalt an den Seestaaten des östlichen Mittelmeeres gehabt hätte, denn dieser neue Machtfaktor griff damals bereits in die Politik der Küstenstaaten des Mittelmeeres ein.

Wie der Verlust von 701, so mußte die Besieglung der Ohnmacht, während doch die Selbständigkeit bestand, einen immerwährenden Anreiz zu Versuchen bilden, die alte Stellung wieder zu erobern, besonders, da die nördlichen Staaten infolge ihrer Gefügigkeit gegenüber Assyrien jetzt besser dastehen mußten. Der Aufstand Babyloniens unter Shamasch-schum-ukin (um 650) fand auch in Palästina einen Widerhall, aber Tyrus war doch zu ohnmächtig und Ägypten unter Psammetich konnte nicht über seine Grenzen hinausgehen. Ein bald darauf entstandener neuer Aufstand von Usu und Akko wurde deshalb schnell unterdrückt und brachte über diese beiden Städte ein ähnliches Los, wie es Sidon zuteil geworden war.

Da Tyrus naturgemäß seine Hoffnung auf Ägypten setzen mußte, mit dem es ja auch seine Handelsinteressen verbanden, so ist anzunehmen, daß es im Jahre 609, als Necho gegen das zusammenbrechende Assyrerreich auszog, diesen mit offenen Armen aufnahm. Allein dessen Herrlichkeit dauerte nicht lange und das neue babylonisch-chaldäische Reich, welches mit der Schlacht bei Karchemisch (605) die Erbschaft über die syrisch-palästinensischen Besitzungen Assyriens antrat, brachte keine andere Veränderung für die

Vasallenstaaten und Provinzen, als daß der Tribut nun nach Babylon, statt nach Ninive geschickt werden mußte. Ägypten hat auch seine Absichten auf Syrien nicht aufgegeben und wenn auch Necho nicht mehr zu einer Unternehmung kam, so hat doch er und sein Nachfolger Hophra zweifellos stets darauf hingearbeitet. Tyrus suchte daher nach wie vor seinen Rückhalt bei Ägypten, zumal dieses mittlerweile auch die Führerschaft über die Seestaaten des Mittelmeeres übernommen zu haben scheint. Sidon müssen wir uns, wie das Festland, als unter babylonischer Provinzverwaltung stehend denken, die beiden Nordstaaten Gebal und Arvad als getreue Vasallen des neuen Herrn.

Es ist möglich, daß bei dem Rückzuge Nechos im Jahre 605 bis 604, als Nebukadnezar schnell nachrückte, Tyrus einen Tribut gezahlt hat, ebenso kann man sich auch denken, daß der Babylonier die Unterwerfung dieses zähen Gegners auf eine günstigere Zeit verschob, bis er seine eigene Herrschaft gesichert hätte. Zum Ausbruch des Krieges kam es bald, als der neue Pharao Hophra (Apries) sich zu rühren begann und in Palästina wieder Anhalt zu finden suchte. Der judäische Aufstand unter Jojakim und Jojachin, der von Ägypten aus genährt wurde, fällt zusammen mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Nebukadnezar und Tyrus. Diesmal hat die Stadt dreizehn Jahre lang der Belagerung durch die Chaldäer widerstanden (598—585). Sie unterwarf sich wohl erst, als jede Aussicht auf Hilfe von Seiten Ägyptens und der Seestaaten aufgegeben werden mußte. Auch diese Unterwerfung, wie die vom Jahre 668, geschah in Gestalt eines freien Vertrages, und wenn Tyrus auch seine Hoffnungen auf Wiedererlangung des Verlorenen aufgeben mußte, so hatte es sich doch abermals seine eigene Verwaltung gerettet. Es war wie Gebal und Arvad ein Vasallenstaat. Ein ebenfalls durch Josephus uns erhaltenes Bruchstück des bereits genannten Menander gibt uns einige Mitteilungen über das Verhältnis von Tyrus zu seinem Lehnsherrn in der Folgezeit. Der König, unter dem die Belagerung stattfand, hieß Ithobal III. Nach diesem soll Baal II. regiert haben und dann fünf Richter, jeder ein paar Monate, zwischen ihnen ein König Balator. Es müssen also Unruhen in der Stadt gewesen sein oder doch wenigstens Streitigkeiten über die Thronfolge, welche wohl dadurch entstanden waren, daß die zunächst berechtigten Prinzen am Hofe in Babylon als Geißeln erzogen wurden, wie das früher in Ninive der Fall war und wie es in Rom ebenfalls geschehen ist. Von Neriglissar,

der damals regierte (560—556), erhielt man Meerbaal als König bestimmt. Dieser hat vier Jahre regiert und nach ihm wurde vom Hofe (vom letzten König von Babylon, Nabunaid) Hiram III. geschickt, der 20 Jahre regiert hat. In seinem 14. Jahre (539) wurde Babylon von Cyrus erobert und Tyrus wechselte damit seinen Oberherrn.

Cyrus scheint im Gegensatz zu der assyrisch-chaldäischen Politik den Unterworfenen möglichst ihre eigene Verwaltung gelassen zu haben und selbst dort, wo diese bereits aufgehoben war, aber das Verlangen danach noch bestand, sie wieder hergestellt zu haben. So hat er sofort die Erlaubnis gegeben, Jerusalem wieder aufzubauen und dort einen jüdischen Vasallenstaat neu zu begründen und so begegnen uns auch in der Perserzeit wieder Könige von Sidon, neben denen der anderen drei Phönizierstaaten, die ihre Selbständigkeit durch die assyrische und chaldäische Zeit hindurch gerettet hatten. Dieses Sidon ist aber, wie wohl zu beachten ist, nichts anderes als die assyrische Gründung Assarhaddons (vergl. S. 24). Wenn es jetzt wieder als phönizische Stadt bestehen sollte, so mußte es seine alten Götter zurückerhalten, gerade wie die Juden ihre Tempelgeräte zu dem neuerbauten Tempel erhielten. Das wieder erstandene Sidon mußte seinen Eschmun und seine Aschtoret haben. Wenn deren Statuen seinerzeit nach Tyrus gerettet worden waren, so mußte dieses sie herausgeben, wenn sie aber in die Hände Assarhaddons gefallen waren, so waren sie allerdings verloren. Auf jeden Fall konnte zu dieser Sachlage Tyrus bei der neuen Wendung der Dinge nur scheel sehen, denn es erhielt die alte Nebenbuhlerin um die führende Stellung wieder an die Seite gesetzt. Von jetzt an erhebt sich darum ein Streit zwischen den beiden, den wir uns mit allen Mitteln semitischer Spitzfindigkeit und theologischer Gelehrsamkeit geführt zu denken haben, um die Frage, wem die Hegemonie in Phönizien gebühre. Selbstverständlich verbargen sich hinter dieser scheinbaren Doktorfrage sehr gewichtige politische Interessen und Ansprüche.

Mit der Begründung des Perserreiches beginnt eine neue Epoche in der altorientalischen Geschichte. Die bisherigen Reiche, welchen die Phönizierstädte unterworfen gewesen waren, hatten ihre Grenze im Osten an den Mündungen des Euphrat und Tigris gehabt, das Perserreich hatte seinen Mittelpunkt in den östlichen Nachbarn Babyloniens und umfaßte die Länder bis nach Indien. Für den Handel muß das von höchster Bedeutung gewesen sein,

denn der indische Handel spielte eine maßgebende Rolle in der Weltgeschichte.[1] Wenngleich daher auch das Perserreich nicht denjenigen Vorteil von seinen Besitzungen zu ziehen vermochte, den ein straffes Regiment verwirklicht hätte, so muß doch der Handel, der durch die Euphratlandschaften ging und dessen Hafenplätze im Mittelmeere die phönizischen Städte waren, davon seinen Vorteil gehabt haben, der also auch Tyrus und Sidon zu gute kam. Der natürliche Gegensatz, in dem die Phönizier zu ihren jetzigen Konkurrenten im Mittelmeere, den Griechen, standen, mußte sie ebenfalls zu Freunden der persischen Herrschaft machen, denn deren Kampf gegen Griechenland kam auch ihnen zu gute. Sie haben daher ihre Flotte in den Kämpfen Persiens gegen Griechenland auch im eigenen Interesse gestellt.

Freilich sind die Handelsinteressen mannigfaltiger und verwickelter Art, und der kluge Kaufmann versteht auch mit den Konkurrenten in Eintracht zu leben, wenn er sein Interesse dabei findet. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts begegnet der König von Sidon Straton (d. i. Abd-Aschtoret) als Freund der Athener und eine sidonische Kolonie, von deren Vorhandensein mehrere Inschriften zeugen, blühte im Piräus.

Unter solchen Verhältnissen hatten die Phönizier keine Veranlassung, mit dem persischen Regiment unzufrieden zu sein und wir hören nichts von Aufständen. Erst als Ägypten seine Unabhängigkeit wieder längere Zeit behauptet hatte und gegen Artaxerxes Ochos sich zu neuem Vorgehen rüstete, gelang es ihm, auch in Sidon Gehör zu finden. Der König Tennes, Stratons Nachfolger, ließ sich zur Wiederaufnahme der Politik des 7. und 6. Jahrhunderts verleiten und hielt zu den auch von Athen unterstützten Ägyptern. Die Folge davon war die Zerstörung Sidons (351), welche selbstverständlich die Blüte der Stadt für lange Zeit hinaus vernichtete.

Ochos scheint aber die Stadt doch nicht völlig aufgehoben zu haben, denn schon nach noch nicht 20 Jahren erscheint sie beim Heranrücken Alexanders wieder als Platz von Bedeutung. Den Hauptvorteil von dem Schlage hat natürlich Tyrus gezogen, das so wieder die erste Rolle spielen konnte. Dem entspricht daher auch die Stellungnahme der beiden Städte zu den Eroberern; in den beiden nördlichen Staaten Arvad und Gebal öffnete Sidon dem

---

1) Vgl. Winckler, Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens (Der alte Orient II, 1, S. 9 u. 30).

neuen Herrn (333) nach der Schlacht bei Issos die Tore ohne Widerstand. Von Sidon wird dabei direkt der Haß gegen die Perser als Veranlassung bezeugt. Dieser Haß hat selbstverständlich noch tiefere Ursachen als die Erinnerung an das Unglück gehabt, denn ein so verhängnisvoll verlaufender Aufstand hatte ihm sicher schwere Benachteiligung in allen seinen politischen Rechten (S. 27) bringen müssen. Umgekehrt hatte Tyrus jetzt die erste Stelle in Phönizien und darum konnte es dem von Sidon aufgenommenen Alexander nicht mit gleich freudigen Erwartungen entgegensehen. Besaß doch Sidon das moralische göttliche Recht auf die Vormachtstellung und hatte die nötigen Zusicherungen von Alexander bereits erhalten. Die Forderung Alexanders ging denn auch dahin, Tyrus unter seine Verwaltung zu stellen, ihm also die eigene Verwaltung, die es bis dahin stets und unter so harten Kämpfen behauptet hatte, einzuschränken. Der Ausdruck dafür war nach orientalischer Anschauung die Vollziehung der Opfer im Tempel des Stadtgottes (Melkart), denn diese ist das Recht des Königs oder von dessen Oberherrn. Vergebens hatten die Assyrerkönige und Nebukadnezar Tyrus belagert, um ihre Anerkennung als Lehnsherrn durchzusetzen, die Stadt hatte stets ihre Stellung als ein in der innern Verwaltung unbeschränkter Bundesgenosse behauptet und die persische Herrschaft hatte ebenfalls diese bevorzugte Stellung anerkannt. Alexanders Forderung wurde abgeschlagen und Tyrus hielt also zunächst an seinem alten Oberherrn Darius fest. Es kam zu der siebenmonatlichen Belagerung, bei der dieses Mal die unbesiegte Inselstadt der größeren Belagerungskunst der Macedonier unterlag. Auch war der Herr Griechenlands ein gefährlicherer Gegner zur See, als die Assyrer und Babylonier, deren Flotte nur von den Nachbarstaaten der Tyrer gestellt wurde. Die Stadt wurde mit Gewalt genommen und dementsprechend behandelt. Die Gefangenen wurden in die Sklaverei verkauft, eine Aufhebung des wichtigsten Handelsplatzes konnte aber Alexander ebenso wenig beabsichtigen, wie 20 Jahre vorher Ochos bei Sidon. Es ist selbstverständlich, daß die neubesiedelte Stadt ihre verhältnismäßigen Vorrechte einbüßte, d. h. daß sie direkt der macedonischen Aufsicht unterstellt wurde. Ein König freilich und eine eigene innere Verwaltung mußte ihr schon gelassen werden.

Die Diadochenkämpfe mit ihrem bunten Hin und Her haben im Besitzstand gerade der phönizischen Küstenlandschaften einen vielfachen Wechsel herbeigeführt. Hier stritten namentlich Ptolemäus und Seleukos um die wichtigen Häfen. Im allgemeinen haben aber

gerade die phönizischen Staaten und besonders Tyrus und Sidon dadurch keinen großen Nachteil gehabt. Sie waren als Hafenstädte unentbehrlich und stellten zu den Flotten einen so starken Anteil, daß ihre Verdienste von den Oberherren durch Bewilligungen belohnt werden mußten. Die hervorragende Stellung als „Mutterstadt“ gebührte jetzt wieder von Rechtswegen Sidon und dieses scheint überhaupt Tyrus überflügelt zu haben. Unter dem ersten und zweiten Ptolemäer ist wieder, wie einst unter den Persern, der König von Sidon Führer der Flotte, und der damalige König Philokles wird in den Inschriften dieser Zeit Admiral der Ptolemäer genannt. Auch die Delier haben ihm Denkinschriften gesetzt, denn als Admiral und Vorsitzender des griechischen Inselbundes ist der oberste Kaufmann der reichen Handelsstadt ihnen in Geldgeschäften nützlich gewesen. Philokles ist ein griechischer Name, sein Träger ist wohl derselbe König, der sich in seinen eigenen Inschriften Tabnit, Sohn Eschmunazars nennt (S. 20). Sein Sarkophag mit seiner Mumie ist im Jahre 1887 wieder gefunden worden und beide befinden sich jetzt im Museum zu Konstantinopel. Er war der Vater des als Knaben verstorbenen Eschmunazar II., dessen Sarkophag mit Inschrift einen der wichtigsten Funde für die phönizische Epigraphik darstellt (gefunden 1855, jetzt im Louvre). Eine in mehreren Exemplaren im Jahre 1902 gefundene Inschrift eines Königs Bod-Aschtoret nennt diesen Enkel des Eschmunazar. Er dürfte danach von einem andern Sohn (oder einer Tochter) Eschmunazars I. stammen und nach dem Tode des im jugendlichen Alter verstorbenen Eschmunazar II. regiert haben.

Im 2. Jahrhundert haben die fortgesetzten Kämpfe zwischen Seleuciden und Ptolemäern den beiden Städten ebenfalls ihre hervorragende Stellung erhalten oder ihnen noch weitere Vorrechte gebracht. Tyrus beginnt ein paar mal und ebenso Sidon, nach einer eigenen Ära zu rechnen. Das bedeutet eine staatliche Selbständigkeit nur der Form, weniger der Sache nach. Das Befreien der Städte und damit die Einführung eigener Ären war damals epidemisch und gehörte zur diplomatischen Technik der Zeit.

Unter römischer Herrschaft hat sich das Verhältnis der Form nach wesentlich ebenso erhalten, nur daß bald alle Kriege und damit die Möglichkeit, Vorrechte zu erwerben und zu verlieren, aufhörten. Dafür mußte die größere Sicherheit der Zustände dem Handel größeren Vorteil bringen und die römische Herrschaft ist für die phönizischen Städte daher eine Zeit der Blüte gewesen. Mehrere von ihnen, die bisher unter den großen gestanden hatten, wurden

nun wieder selbständig. So trat Beirut gerade in der Römerzeit (S. 12) wieder als gleichberechtigt neben Sidon und Tyrus und kam als Hafen empor, ebenso hat Akko (S. 13) damals einen neuen Aufschwung genommen.

## Literatur.

Pietschmann, Geschichte der Phönizier. Berlin 1889.
Friedrich Jeremias, Tyrus bis zur Zeit Nebukadnezars. Leipzig 1891.
W. v. Landau, Beiträge zur Altertumskunde des Orients. I. Leipzig 1893.
Hugo Winckler, Altorientalische Forschungen. Erste Reihe S. 420—457. Zweite Reihe S. 65—70.

Zu S. 11: Sumur, s. Mitteilungen der VAG 1896 S. 203.
„ S. 21: Hiram II., s. v. Landau, Beiträge I.
„ S. 22: Salmanasser als Statthalter von Tyrus, s. Winckler, Forschgn., 2. Reihe S. 2.
„ S. 25: Tyrus und die Seestaaten, s. ebd. S. 289.
„ S. 30: Philokles, s. ebd. S. 295—301.

# Inhalt.

# Der
# Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

## Vorderasiatischen Gesellschaft

Dritter Jahrgang






Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1902

# Arabien vor dem Islam

Von

Dr. Otto Weber

Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1904

# Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also z. B.: AO. V, 3 S. . . bez. AO. I, 1² S. . .

Arabien ist die Völkerkammer der semitischen Rasse gewesen. Von dort aus hat sie ihren Weg genommen, um in unaufhaltsamem Vordringen alle Stätten zu überfluten, welche der Verlauf der Geschichte von Semiten bewohnt zeigt. Es muß eine unerhörte Lebenskraft an den Boden dieses eigenartigen Landes gebunden gewesen sein. Auch andere Rassen haben den Versuch gemacht, in Vorderasien sich zur Geltung zu bringen und hin und wieder einen Ansturm auf die alten Kulturzentren unternommen. Sie haben es nicht vermocht, sich dauernd zu behaupten und mehr als flüchtige, nur von politischem Einfluß getragene und mit ihm wieder schwindende Spuren ihres Wesens der semitischen Kultur aufzudrücken. Das arabische Volkstum hat sie in stets sich verjüngender Kraft immer wieder hinweggefegt und eifersüchtig darüber gewacht, daß kein rassefremdes Element das Erbe der semitischen Kultur auf die Dauer an sich reiße. So hat in steter, durch Jahrtausende sich hinziehender Ablösung der an ihrer eigenen Kultur absterbenden Völker durch junge, urwüchsige, lebenskräftige Elemente gleicher Rasse das Arabertum das gewaltige Land von der Südküste der arabischen Halbinsel bis zum Euphrat und Tigris und der Ostküste des mittelländischen Meeres bis zum heutigen Tag als eigenstes Herrschaftsgebiet behauptet.

Eine überlegene Kultur ist es, wie niemals bei großen Völkerverschiebungen, auch hier nicht gewesen, was dem erobernden Volk zur Herrschaft verholfen hat. Daß aber Araber nicht nur einmal die alte Kulturwelt sich unterworfen haben, um dann, wenn ihre Zeit um war, wieder einer anderen Rasse zu erliegen, daß es vielmehr immer wieder Araber waren, die sich im Besitz der einmal eroberten Kulturzentren ablösten, das lag in der Natur des Heimatlandes begründet.

Arabien war nie im Stande, große Menschenmassen dauernd zu tragen. Nur vereinzelte Partien, wo ständige Bewässerung vorhanden ist, haben feste Ansiedelungen ermöglicht. Die große Masse

des Landes ist und war jederzeit wasserarm und bot nur wandernden Beduinen und ihren Herden stets wechselnden Aufenthalt. An den festen Ansiedelungen hat sich schon frühzeitig eine Kultur entwickelt und sicher hat sich bereits in vorhistorischer Zeit und dann immer wieder im Mutterland im kleinen derselbe Vorgang abgespielt, den das Überströmen des semitischen Elements auf den ganzen vorderen Orient im großen darstellt: die fruchtbaren Landstriche haben den Überschuß ihrer Bevölkerung an die angrenzenden Weidetriften abgestoßen, umgekehrt aber haben die kühnen Söhne der Steppe die glücklicheren Bewohner der Kulturzentren nie allzulange ungestört im Besitz der reicheren, üppigeren, bequemeren Daseinsbedingungen gelassen. So war es ein stetes Kommen und Gehen, ein Geben und Nehmen, ein ununterbrochener Austausch kulturellen Besitzes und ursprünglicher Lebensfrische, ein wirklicher Kampf ums Dasein, der dem Kern des Volkes die Spannkraft wahrte, ihm die Kenntnis der Kultur vermittelte und damit aber auch die Begehrlichkeit nach ihren Früchten erweckte.

Derselbe Prozeß vollzog sich dann auch seit vorgeschichtlichen Zeiten auf dem Schauplatz der ganzen vorderasiatischen Geschichte.

Vielleicht schon im 5. Jahrtausend ist das älteste Kulturvolk, das uns wenigstens in seinen Wirkungen noch historisch erreichbar ist, die Sumerer, semitischen Einwanderern erlegen. Als die „altbabylonischen" Reiche alt und morsch geworden, bringt eine neue, aus Arabien einwandernde Schicht am Ausgang des 3. Jahrtausend dort eine vollständige Umgestaltung der Verhältnisse hervor. Um diese Zeit zeigt sich in Syrien und Palästina das kananäische Element, in Ägypten dringen die Hyksos ein und gleichzeitig beginnen dort semitische Einflüsse sich allenthalben geltend zu machen. Vom Anfang des 2. Jahrtausends ab dringen die Assyrer von Nordarabien her in Mesopotamien ein und es dauert nicht lange, so fangen nachrückende aramäische Nomadenhorden an, das babylonisch-assyrische Kulturland durch stets wiederholte Einfälle zu beunruhigen. Die Minäer wandern nach Süden, Phönizier und Hebräer schieben sich allmählich an die Ostküste des mittelländischen Meeres vor und bald beginnen die Chaldäer in Südbabylonien sich bemerklich zu machen. Fast tausend Jahre ist die Verteilung des vorderen Orients unter die semitischen Völker nicht wesentlich verschoben worden. Kleinere Umwälzungen haben naturgemäß immer wieder stattgefunden und auch von außen her sind mit der Zeit immer nachdrücklichere und erfolgreichere Vorstöße gemacht worden,

durch Perser und Meder, durch Römer und Griechen. Als aber das fremde Element drohte, dauernd sich hier und dort im vorderen Orient festzusetzen, hat sich Arabien wieder auf seine alte Mission besonnen. Von dort aus hat sich vom 7. Jahrhundert nach Christus an unter dem Zeichen des Islam eine Evolution des Semitismus vollzogen, die an sieghafter Gewalt des Ansturms und an Ausdehnung alle bisherigen weit übertroffen hat. Unter ihren Nachwirkungen steht noch heute die Völkerkarte Asiens und Nordafrikas. Auch das Geistesleben vieler Millionen von Menschen wird auf unabsehbare Zeiten unter ihrem Bann stehen.

---

Arabien hat also dem vorderen Orient die Bevölkerung gegeben, die wir in historischer Zeit dort finden. In all den verschiedenen Perioden dieser Entwicklung, die nicht etwa scharf abgegrenzt sind, sondern naturgemäß vorbereitend und nachwirkend in einander übergreifen, sind die arabischen Völker das naturfrische, urwüchsige Element, das durch seine Lebensbedürfnisse aus dem Mutterland getrieben den Kulturzentren zuströmt, dort in kürzer oder länger währendem Angleichungsprozeß die physische Übermacht gewinnt, der überlegenen Kultur aber sich beugt und in ursprünglicher Empfänglichkeit die reife Frucht langer Entwicklung aufnimmt und durch sie das aus der Heimat mitgebrachte Erbe an geistigem Besitz zu neuem, eigenartigem Leben befruchtet.

Dieser Prozeß hat sich in einer für alle späteren Zeiten ausschlaggebenden Weise nach der ersten arabischen Wanderung im Verlauf der langen, für uns historisch nicht mehr zu messenden Zeit des Ausgleichs des sumerischen und semitischen Elements in den Niederungen des Euphrat und Tigris vollzogen. Die Kultur der semitischen Babylonier hat sich allen Völkern des vorderen Orients mitgeteilt, und wenn in späterer Zeit durch neue Wanderungen und neue Verschiebungen der Völkermassen neue kulturelle Gegensätze auf einander stießen, so waren es die von derselben altbabylonischen Kultur durchsetzten Typen, die unter verschiedenen Lebensbedingungen eigenartige Gestaltung, Entwicklung oder Verkümmerung erfahren hatten, welche zu einer neuen Einheit verschmolzen.

So kann man die „semitische" Kultur nicht schlechthin als eine genuin semitische bezeichnen. Gleichwohl darf man das semitische Element in ihr nicht unterschätzen; denn es war stark genug, diese Kultur in die Form seiner Sprache zu gießen, und auch der un-

gehinderte Siegeszug der babylonischen Kultur wäre nicht möglich gewesen, wenn ihr nicht allenthalben gleichartiges Wesen empfänglich entgegengekommen wäre.

Andererseits darf man die semitische Kultur auch nicht schlechthin und für alle ihre zeitlichen und lokalen Erscheinungsformen als „altbabylonisch" bezeichnen. Für die Zeit vor der zweiten semitischen Wanderung trifft diese Bezeichnung zweifellos zu. So wenig man früher eine so gewaltige Expansion glaubhaft finden konnte, so wenig läßt sich jetzt die Tatsache bestreiten, daß schon in der ersten Hälfte des 3. vorchristlichen Jahrtausends und lange vorher der ganze vordere Orient unter dem beherrschenden Einfluß der altbabylonischen Welt gestanden hat. Wenn wir hören, daß um 3000 v. Chr. Gudea, der Vasallenkönig (Patesi) von Lagas (Sirgulla), aus weiter Ferne das Material zu seinen Bauten bezogen hat, daß er Cedern von Amanus, Steine, Alabaster, Bauholz aus Phönizien, Statuenmaterial aus Ostarabien (Magan), Kupfer und Gold aus Westarabien (Melucha) herbeigeschafft hat, wenn wir hören, daß auf der Bachreininsel (Dilmun), an der westlichen, arabischen Küste des persischen Golfes altbabylonische Denkmäler gefunden wurden, wenn wir sehen, daß all diese Unternehmungen allem Anschein nach in ungestörtem Frieden sich vollzogen, — da ist es nicht nur erlaubt, sondern geboten anzunehmen, daß damals und sicher auch schon viel früher die altbabylonische Kultur den ganzen Bereich der vorderasiatischen Länder beherrscht hat. Diese eigenartige Kultur hat in der Tat im Keim alles geschaffen, was uns als Merkmal des Semitismus erscheint.

Aber schon der Ausgang des 3. Jahrtausends gibt uns unanfechtbare inschriftliche Zeugnisse dafür, daß sich außerhalb Babyloniens semitisches Wesen eigenartig entwickelt hat. Die Invasion, welche in der babylonischen Chammurabidynastie politischen Ausdruck gefunden hat, ist der erste historische Beleg für den Satz, daß ursemitisches Wesen mit altbabylonischer Kultur befruchtet, unter verschiedenen Lebensbedingungen selbständige Züge angenommen hat. Was aber die Denkmäler der Chammurabiperiode ganz deutlich von ihrer sonstigen altbabylonischen Umgebung scheidet, das weist auf ein Land hin, wo ursemitisches Element in besonderer Stärke und Treue sich erhalten hat. Dieses Land ist aber kein anderes als Arabien.

In Arabien ist die Wiege aller semitischen Völker gestanden, von dort aus haben die ersten Semiten sich die erste Kulturwelt erobert, von dort aus sind Jahrtausende hindurch immer wieder frische

Elemente nachgerückt und haben den semitischen Stamm der an ihrer Kultur degenerierten Vorläufer ergänzt; noch heute ist Arabien das Land, das semitische Eigenart am reinsten erhalten hat.

Die auswandernden Araberstämme haben der von ihnen übernommenen Kultur immer den Stempel ihres Geistes aufgedrückt, ihre Sprache, ihre Götterwelt hat überall siegreichen Einzug gehalten, wenn auch eine Versöhnung mit der vorgefundenen in nicht allzulanger Entwicklung eine Verschmelzung beider Vorstellungsreihen zur Folge hatte.

Bis in das 3. Jahrtausend hinein ist Babylonien die ausschließlich herrschende Kulturmacht im vordern Orient. Bei der zweiten semitischen Wanderung aber zeigen sich bereits Erscheinungen, die sich scharf von dem altbabylonischen Typus abheben. All das Eigenartige aber, im Wortschatz, in der Göttervorstellung und der unter ihrem Einfluß stehenden Eigennamenbildung, dem treuesten Spiegel religiöser Denkweise, findet sich mehr oder minder bei allen Völkern, die seither aus Arabien gekommen sind, bei den Assyrern sowohl, wie bei den Kananäern, Phöniziern und Hebräern, nirgends aber in so reicher Ausprägung wie bei den Minäern.

Diese Beobachtung zwingt uns dazu, eine reinliche Scheidung zwischen ostsemitischer (babylonischer) und westsemitischer (arabisch-kananäischer) Kultur durchzuführen, sie zwingt nns anzunehmen, daß in der gemeinsamen Heimat dieser Westsemiten ein eigenartiger Typus sich ausgebildet und selbständig behauptet hat, sie läßt uns hoffen, daß wir gerade im minäischen Altertum der ursprünglichen Gestalt des semitischen Typus am nächsten kommen und von dort aus Klarheit auch über die Art der ältesten hebräischen Vorstellungen gewinnen.

Eine selbständige Kulturentwicklung setzt aber bestimmte politische Verhältnisse voraus: zunächst eine gewisse Abgeschlossenheit gegen starke politische wie kulturelle Beeinflussung von außen her. Babylonien, die einzige damals in Betracht kommende Macht, hatte im 3. Jahrtausend genug mit sich selbst zu tun, im Innern war es durch den Gegensatz von Nord und Süd in Atem gehalten, und an den Grenzen des alten Kulturlandes zeigten sich damals schon begehrliche Vettern und Nachbarn. Mit dieser Abgeschlossenheit war aber auch die andere Voraussetzung gegeben, die Möglichkeit straffeer politischer Konzentration; denn es kann eine Kultur nur da zu eigenartiger Entfaltung kommen, wo feste Staatenbildungen Traditionen schaffen und erhalten.

---

Unsere bisherige Kenntnis des ältesten Arabien, wie sie uns durch Bibel, Klassiker und arabische Nationalliteratur vermittelt war, wußte freilich nichts von der tatsächlichen Existenz dieser Voraussetzungen. Ihr war Arabien nur das endlos weite Tummelfeld weidender Herden und jagender Nomaden, die in möglichst harmlosem, urständigem Naturalismus ihr Dasein führten; und wenn sich hie und da Andeutungen von Staatenbildungen fanden, so trugen sie so offenkundig legendarischen Charakter oder wiesen in eine so späte Zeit und waren in so schattenhaften Umrissen gehalten, daß sie die Illusion nicht zu zerstören vermochten.

Die unerhörten Umwälzungen aber, welche das vergangene Jahrhundert auf dem Gebiet der altorientalischen Geschichtswissenschaft gebracht hat, haben uns auch Arabien in ganz neues Licht gerückt.

Freilich nur in bescheidenem Maße hat Arabien an dem Interesse für die alte Welt teil gehabt. Während in Babylonien England, Frankreich, Amerika und Deutschland in edlem Wettstreit sich mühen, dem Boden seine in Schutt und Asche versunkenen Schätze wieder zu entreißen, und weder Geld noch Mühe gescheut wird, diese Schätze nicht nur zu heben und zu bergen, sondern auch der Wissenschaft zugänglich zu machen, haben in Arabien nur vereinzelte kühne Männer mit bescheidenen Mitteln die Forschungen in Angriff genommen. Die politische Situation Arabiens wird ja freilich die Forschertätigkeit dort noch auf lange Zeit hinaus in engen Grenzen halten. Um so höher sind aber die Verdienste der wenigen begeisterten und opferfreudigen Männer zu schätzen, die sich weder durch Lebensgefahr noch durch Mühseligkeiten und Entbehrungen haben abhalten lassen, Arabien nach seinen alten Schätzen zu durchstreifen. Ihnen danken wir, daß heute Altarabien nicht mehr das in undurchdringliches Dunkel gehüllte Wunderland ist, aus dem uns die sagenumwobene Gestalt der Königin von Saba wie aus unerreichbarer Ferne, aus geheimnisvollem Dunst und Nebel grüßt, sondern daß wir anfangen, klar zu erkennen, daß Arabien eine Geschichte hinter sich hat, die weite Kreise gezogen, daß dort lange vor Muhammed eine Kultur geblüht hat, die befruchtend gewirkt hat auf Geisteskeime, die zu den edelsten und reinsten Blüten getrieben haben, welche die alte Welt als unverlierbaren Besitz, als eisernen Bestand des geistigen Eigentums der neuen Zeit vererbt hat.

---

So lange uns Originalquellen nicht zur Verfügung standen, dankten wir dem Alten Testament die ältesten Nachrichten über Arabien. Die wichtigsten und interessantesten derselben sind erst durch die Originalquellen verständlich geworden. Die übrigen, die immer schon und mit Recht auf Arabien gedeutet worden sind, schildern uns die Araber als Bewohner der Wüste, die in räuberischen Gelüsten die im Norden angrenzenden Staaten beunruhigen; die Sabäer speziell erscheinen, ohne daß genauere Angaben über die chronologischen Verhältnisse und ihre politische Organisation sich entnehmen ließen, als Kaufleute, die den Weihrauchhandel nach der Küste des mittelländischen Meeres vermitteln, die zu Haus in ihren Schatzkammern unermeßliche, sprichwörtlich gewordene Reichtümer aufgestapelt haben, deren Land vornehmlich alle edlen Spezereien in üppiger Fülle hervorbringt. Die Gestalt der Königin von Saba in der lieblichen Erzählung der Königsbücher gibt dafür einen anschaulichen Beleg, zeigt aber auch, wie weit der Erzähler von einer Kenntnis der tatsächlichen politischen Verhältnisse entfernt ist, wenn er überhaupt die Absicht hatte, ihnen gerecht zu werden.

Den Keilinschriften, die uns — aber erst seit kurzer Zeit — unter den sekundären Quellen die zuverlässigste Kunde geben, danken wir für das 8. und 7. Jahrhundert vereinzelte Nachrichten. Aus ihnen kann jedoch nur entnommen werden, daß damals im Norden Arabiens kleine Königreiche, d. i. politisch organisierte Stammbezirke, existierten, welche von den Assyrern zur Tributleistung gezwungen wurden. Da werden Könige und Statthalter von Mußur, Königinnen von Aribi erwähnt und zusammen mit ihnen ohne Titel „Itamara der Sabäer."

Die griechischen Autoren, bis vor kurzem neben der Bibel die wichtigste Quelle für die altorientalische Geschichte überhaupt, haben sich schon durch die Keilschriftforschung und Ägyptologie als nicht immer ganz verlässige Zeugen erwiesen. Für die Geschichte der uns hier interessierenden ältesten arabischen Zeit sind sie so gut wie wertlos, sie bieten nur vereinzelte Angaben besonders für die dem Beginn der neuen Zeitrechnung am nächsten liegenden Jahrhunderte, aber auch diese sind von Mißverständnissen nicht frei geblieben und oft nur in ganz allgemeinen Umrissen gehalten.

Merkwürdig ist, daß auch die arabische Nationalliteratur für die Aufhellung des Dunkels der vorislamischen Geschichte so gut wie wertlos ist. Was sie an historischen Notizen bietet, ist fast durchweg Legende, phantastische Konstruktion und beruht im besten Falle auf völligem Mißverständnis einzelner Inschriften. Zudem

hat der Islam dafür gesorgt, daß nicht allzuviel Kunde von der Zeit der „Unwissenheit" überliefert werde. Er hatte ein Interesse daran, mit den alten Göttern und der unter ihrem Schutze stehenden Vergangenheit gründlich aufzuräumen. Für die Identifizierung geographischer Angaben der Inschriften freilich ist sie von unschätzbarem Wert.

Was Bibel, Keilinschriften, Klassiker und arabische Autoren uns von der ältesten Geschichte Arabiens erzählen, reicht also nicht aus, uns auch nur annähernd ein Bild von den tatsächlichen Verhältnissen zu geben. Trotzdem wird es wertvolles Material, wenn andere Zeugen hinzukommen, die ohne Tendenz und unter dem frischen Eindruck der von ihnen bekundeten Tatsachen auftreten, und das sind Originaldenkmäler.

---

Im Jahre 1810 kamen zum ersten Mal südarabische Inschriften nach Europa. Dr. Seetzen sandte aus Mocha die Kopien von 5 freilich so gut wie wertlosen, ganz kurzen sabäischen Texten. 1834 und 1837 wurde durch Wellstedt neben kleineren Texten auch die berühmte aus dem Jahre 640 (d. i. 525 n. Chr.) datierte Inschrift von Chisn Ghurab bekannt. Weitere Texte wurden 1835 durch T. G. Hutton und 1838 durch Ch. J. Cruttenden der Wissenschaft zugänglich gemacht und 1844 erwarb der Arzt Dr. Mackell 5 neue sabäische Inschriften.

Das waren lauter vereinzelte Erwerbungen, meist Texte ganz geringen Umfangs und sehr fragmentarischen Charakters.

Im Jahre 1845 gelang es einem kühnen französischen Reisenden, dem Apotheker Thomas Joseph Arnaud, in Marib, Sana und Sirwach 56 Inschriftennummern zu kopieren. Von ungleich größerer Bedeutung aber war die Erwerbung von über 20 trefflich erhaltenen Bronzetafeln von Amran, welche dem englischen Oberst Choghlan im Jahre 1860 gelang. Diese Sammlung erst machte es möglich, das Wesen der damals allgemein so bezeichneten „himjarischen" Sprache genauer zu erkennen, und es dauerte nicht lange, so legte der junge württembergische Pfarrer Ernst Osiander durch seine für die damalige Zeit bewundernswerte Ausgabe aller bisher bekannten Texte den Grund zur sabäischen Philologie und Altertumskunde.

Nachdem dann noch durch M. A. Levy einige Inschriften bekannt geworden waren, war es Joseph Halevy, einem französischen Reisenden, vorbehalten, eine ganz neue Ära für die südarabische

Forschung heraufzuführen. Auf einer denkwürdigen Reise, die er von Paris aus gegen Ende des Jahres 1869 ins Werk setzte, gelang es ihm, fast 700 zum Teil umfangreiche südarabische Texte zu kopieren. Er reiste als armer Jerusalemer Jude verkleidet, weil er allein dadurch hoffen durfte, ohne allzugroße Gefahr für sein Leben seine Absichten zu verwirklichen. Und in der Tat hat er staunenswerte Erfolge erzielt. Er ist bis heute der einzige Europäer geblieben, dem es gelungen ist, nördlich bis Negran und dem obern Djôf, dem Gebiet des alten Minäerreiches, vorzudringen. Er berührte die alte Sabäerhauptstadt Marib, kam nach Sirwach, wenn es ihm auch nicht gelang, große Ausbeute von dort mitzubringen.

Verheißungsvoll begann im Jahre 1882 die Reise eines jüngeren Österreichers, Siegfried Langer, um schon nach einigen Monaten durch die Ermordung des allzukühnen Reisenden einen tragischen Ausgang zu finden. Neben geographischen Mitteilungen danken wir ihm die Abklatsche zu 12 wertvollen Inschriften.

Aber alles bis dahin Erreichte wurde übertroffen durch die von unerhörten Erfolgen gekrönten Reisen des gleichfalls österreichischen Forschers Eduard Glaser. Auf vier langen Expeditionen hat er die Zahl der bekannten Inschriften mehr als verdoppelt. Die erste Reise dauerte vom Oktober 1882 bis März 1884. Sie war nach Glasers eigener Auffassung mehr eine Rekognoszierungstour, sie hatte viel unter der ungünstigen politischen Situation in Arabien zu leiden. Trotzdem gelang es Glaser, von ihr etwa 250 Inschriftennummern mitzubringen.

Die zweite Reise (April 1885 bis Febuar 1886) führte Glaser in die Gegenden südöstlich und südlich von Sana bis Aden und hatte bedeutungsvolle topographische und archäologische Ergebnisse. Ihr danken wir vor allem die überaus wichtige, jetzt im britischen Museum befindliche Sammlung minäischer Inschriften, die — heute noch sehr dunkel und rätselhaft — uns besonders für die Kenntnis des südarabischen Kultus die wichtigsten Aufschlüsse versprechen. Die dritte Reise, die Glaser im Jahre 1887 bis 1888 unternahm, brachte wieder eine ganz außerordentlich reiche epigraphische Ausbeute.

Aus der alten Sabäerhauptstadt Marib brachte er fast 400 Inschriften, darunter zwei Dammbruchinschriften aus der Zeit kurz vor Muhammed von ganz ungewöhnlicher Ausdehnung. Vor allem aber dankt er dieser Reise die Perle seiner Sammlung, die leider noch immer nicht veröffentlichte, weit über tausend Worte fassende Sirwachinschrift. Diese stammt aus der ersten Periode des sabäischen

Reiches und bietet, wie ich aus eigener Anschauung weiß — ich gehöre zu den wenigen Glücklichen, denen Glaser eine Kopie derselben mitgeteilt hat — die wichtigsten Aufschlüsse über die politischen Verhältnisse von ganz Südarabien in dieser für die Entwicklung der südarabischen Geschichte bedeutungsvollsten Zeit.

Von ganz beispiellosem Erfolg war die vierte und vorläufig letzte Reise Glasers gekrönt (1892—1894). Ein neues eigenartiges System hat ihm dazu verholfen. Er hat verlässige Beduinen in der Kunst, Abklatsche abzunehmen, unterwiesen und diese Leute dann mit Blechbüchse, Papier und Bürste ausgerüstet nach allen Richtungen der Windrose ausgeschickt, während er selbst in Sana, der Hauptstadt des gegenwärtig türkischen Gebietes in Südarabien, blieb, und so eine stetige Kontrolle über die Zuverlässigkeit seiner Gehilfen ausüben konnte. So gelang es ihm, aus dem für Europäer völlig unzugänglichen — früher minäischen — Djôf von sämtlichen, oft recht unzuverlässigen, größeren Kopien Halevys unanfechtbare Originalabklatsche zu erhalten und aus einer Gegend, die noch kein Europäer, auch Halevy nicht betreten, südl. von Marib, etwa 100 katabanische Texte zu bekommen. Ungefähr 40 Inschriftensteine, gleichfalls eine Frucht dieser denkwürdigen vierten Reise, bilden heute eine Zierde des Wiener Hofmuseums.

Leider sind bis jetzt nur ganz vereinzelte Mitteilungen aus den reichen Materialien gerade dieser letzten Reise in die Öffentlichkeit gedrungen. Fast in ihrem ganzen Umfang schlummern sie noch heute in Glasers Kisten und Tagebüchern. Was ihre Veröffentlichung für die Entwicklung der südarabischen Wissenschaft, ja für die Kenntnis der Sprachen und Geschichte des gesamten vorderen Orients bedeutet, das lassen uns die vereinzelten Proben ahnen. Schon oft ist darauf hingewiesen worden, welche Ernte hier der Wissenschaft wartet. Es war bisher ohne Erfolg; es wird aber so lange darauf aufmerksam gemacht werden, bis die verhältnismäßig geringen Mittel aufgebracht sein werden, und so der Wissenschaft vom alten Orient auf einem ihrer wichtigsten Forschungsgebiete die Weiterarbeit möglich wird.

Daß die südarabische Altertumskunde zu den wichtigsten Disziplinen der ganzen Altertumswissenschaft gehört, ist in letzter Zeit oft und mit Nachdruck betont worden. Nur auf eines sei hingewiesen: Es ist allen Gelehrten, welche sich mit diesen Denkmälern eingehend beschäftigt haben, ausgemacht, daß wir für die ältesten Zeiten der Geschichte der Hebräer von ihnen dieselbe Klarheit er-

warten dürfen, welche die assyrischen Denkmäler für das 9. und 8. Jahrhundert gebracht haben. Wenn man sich das gegenwärtig hält, so ist es nur schwer zu verstehen, daß man sich seit Jahren dabei beruhigt, zu wissen, daß ganz außerordentlich reiche Materialien schon lange in Kisten und Tagebüchern vergraben liegen, ohne für die Wissenschaft irgendwie fruchtbar zu werden, daß man in der Erkenntnis der Wichtigkeit des sabäischen Altertums für teures Geld Expeditionen ausrüstet, die aus naheliegenden Gründen so gut wie resultatlos verlaufen, während ein Bruchteil der dafür schon aufgewendeten Summen hinreichen würde, der Wissenschaft unvergleichlich wertvolles Material zugänglich zu machen.

Obwohl wir also noch viel mehr haben könnten und sollten, haben wir doch jetzt schon ein ganz ansehnliches Material von Originaldenkmälern zur alten Geschichte Arabiens, so viel wenigstens, daß wir wissen, daß das vorislamische Arabien etwas ganz anderes gewesen ist, als man bisher vermutet hatte.

---

Die Inschriften, welche uns die Erkenntnis vermittelt haben, finden sich eingemeißelt auf Steinblöcken, auf Säulen, auf Sockeln von Götter-Statuen, die als Weihgeschenke im Tempel Aufstellung fanden. Auch die Tempelmauern selbst wurden gerne zur Anbringung von Denkschriften benutzt. Daneben haben sich eine ganze Reihe von Broncetafeln gefunden, die in getriebener Arbeit mit oft reichem bildlichem Schmuck ornamentalen oder auch figürlichen Charakters ausgestattet, Weihinschriften tragen; auch sie waren zur Aufstellung im Tempel bestimmt. Häufig sind bei diesen bildlichen Darstellungen Göttersymbole; namentlich der Stierkopf, das Symbol des Mondgottes, und Steinböcke kehren häufig wieder; Löwensphinxe, stilisierte Bäume, Rosetten, Weinreben sind beliebte Motive. Auch szenische Darstellungen kommen vor: Männer, die ihre Opfergaben auf den Altar legen, hinter dem ein Priester sitzt. Auch profane Szenen sind uns im Bild erhalten, Kameltreiber sind besonders häufig; profanen Charakters scheint auch das hübsche Bild einer Mutter mit 2 Kindern zu sein, wenn auch die Ornamentik durchaus mythologische Züge trägt.

Die Schrift der südarabischen Denkmäler zeigt viele Berührungen mit der der phönizischen und althebräischen Denkmäler, der sogenannten altkananäischen Schrift, die bis ins 9. vorchristliche Jahrhundert zurückverfolgt werden kann. Sie hat aber auch wieder

so charakteristische Eigenheiten, daß von einer Abstammung der einen von der andren nicht gesprochen werden kann. Vielmehr entspricht den tatsächlichen Verhältnissen nur die eine Annahme, daß beide Alphabete auf ein gemeinsames Mutteralphabet zurückgehen und sich getrennt und selbständig weiter entwickelt haben. Der letzte Ursprung der sogenannten westsemitischen Schrift, d. h. des kananäischen und südarabischen Alphabets, bezw. des beiden zu Grunde liegenden Mutteralphabets, ist eine vielumstrittene Frage und eine Frage von allgemeinstem Interesse, da es sich hierbei gleichzeitig auch um den Urtypus aller europäischen Alphabete handelt, die sämtlich eine direkte Abzweigung aus dem Phönizischen darstellen. Man hat die Wurzeln dieses westsemitischen Uralphabetes in den beiden Kulturzentren der alten Welt, in Babylonien und in Ägypten, der Heimat zweier selbständig entwickelter Bilderschriftsysteme, finden wollen, auch in der sog. „hethitischen" Schrift hat man seine Vorlage gesucht. Eine direkte Ableitung aus entsprechenden Hieroglyphen läßt sich nur auf großen Umwegen mit viel Phantasie und Fragezeichen bewerkstelligen und hat auch, so vielfach die Versuche wiederholt und modifiziert worden sind, bisher in keinem Fall viel überzeugte Anhänger gefunden.

Die Forschung ist nun auf ganz neuem Weg dem Problem näher getreten. Hommel und Winckler sind — von einander völlig unabhängig und fast gleichzeitig — von der Voraussetzung ausgegangen, daß das große Bilderbuch der alten Welt, der gestirnte Himmel, den ältesten Arabern wohl auch die Vorlage für ihre ersten Schreibversuche abgegeben habe. So verschieden im einzelnen die Resultate der beiden Forscher sind, in dem einen Punkt treffen beide zusammen, daß in der Tat die Namen der einzelnen Buchstabenzeichen und ihre Anordnung im Alphabet astronomischen Ursprungs ist und daß auch die Formen vielfach unter dem Einfluß der mythologischen Welt entstanden sind, die die alten Semiten sich am gestirnten Himmel lokalisierten. Der ursprüngliche Lautbestand dieses Alphabets setzt aber ein nichtsemitisches Volk als seine Erfinder voraus, denn alle charakteristischen, speziell semitischen Laute werden in ihm durch Differenzierung aus primären Zeichen ausgedrückt. Urkundlich wissen wir bis heute nur von westsemitischen Völkern, daß sie im Besitz einer Buchstabenschrift waren. Bei den Babyloniern und Assyrern können wir aber aus der Verwendung einzelner Silbenzeichen (und zwar ausschließlich solcher, die den Vokal vor dem Konsonanten haben, wie ab, ad, ag ꝛc.) wenigstens schließen,

daß sie auch bloßen Buchstabenwert hatten — und zwar schon zur Zeit Hammurabis (ca. 2200). Besonders ins Gewicht fällt dabei der schon früher von Winckler beobachtete Umstand, daß das Zeichen aḫ, iḫ, uḫ (für alle Vokalverbindungen nur ein Zeichen, also lediglich Buchstabe ḫ) auch in der ältesten Form identisch ist mit dem entsprechenden Hauchlautzeichen des westsemitischen Alphabets.

So ist ein Zusammenhang der babylonischen Keilschrift und den westsemitischen Alphabeten kaum mehr von der Hand zu weisen vielmehr scheint ein ursprünglich nichtsemitisches, dann aber von allen Semiten angenommenes Uralphabet vorausgesetzt werden zu müssen, das in verschiedenartigster Sonderentwicklung bei den Westsemiten in ausschließlichem Gebrauch war, in Babylonien aber als scriptura profana, vielleicht auch für das Beschreiben von Papyros oder Palmblättern neben der Bilderschrift existierte, und auch ihre Anwendung gelegentlich beeinflußte. Der Rätsel bleiben auch bei dieser Lösung die Menge; vor allem ist es schwer, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Babylonier und Assyrer, so viel wir bis heute wissen, nie, auch in Privatbriefen und im Geschäftsverkehr nicht, der so viel bequemeren Buchstabenschrift sich bedienten, wenn eine solche ihnen geläufig war.[1])

Wie dem auch sei, soviel scheint sicher, daß die Buchstabenschrift mindestens tief ins dritte Jahrtausend zurückreicht. Die Völker, die seit dieser Zeit aus der arabischen Völkerkammer ausgewandert sind, sind sicher von Anfang an im Besitz dieser Schrift gewesen. Soweit sie in den direkten Bannkreis der babylonischen Kultur getreten sind, haben sie, soweit wir es konstatieren können, sich des Gebrauchs der Buchstabenschrift durchaus zu gunsten der Keilschrift begeben. Die andern, Kananäer und Minäer, haben fern von einander unter wesentlich verschiedenen Lebensbedingungen die ursprünglich gleichartige Schrift zu der Stufe selbständiger Entwicklung gebracht, wie sie uns auf den Denkmälern vom Ausgang des 2. Jahrtausends ab als etwas längst Fertiges und Abgeschlossenes entgegentritt.

---

Die Sprache der südarabischen Denkmäler ist die arabische. Sie ist je nach den Reichen, denen die Denkmäler angehören,

1) Bei dieser Skizzierung der Geschichte des Alphabets fuße ich im wesentlichen auf den neuesten Untersuchungen F. Hommels, der demnächst im „Grundriß" (s. Lit.) diese Probleme eingehend erörtern wird.

dialektisch verschieden, und zwar unterscheiden wir 4 Hauptdialekte, den minäischen, sabäischen, hadhramautischen und katabanischen. Obwohl von den beiden letztgenannten Reichen uns zur Zeit nur sehr wenig Texte zugänglich sind, können wir doch dialektische Eigenheiten vornehmlich auf dem Gebiet der Grammatik nachweisen und im allgemeinen behaupten, daß beide näher dem minäischen Hauptdialekt als dem sabäischen verwandt sind. Der minäische und der sabäische Dialekt sind uns aus zahlreichen Denkmälern genauer bekannt. Sie weisen streng durchgeführte Unterschiede hinsichtlich der Grammatik auf und der Wortschatz geht trotz der natürlichen zahlreichen Übereinstimmungen vielfach getrennte Wege. Diese sprachlichen Verschiedenheiten finden ihre Erklärung in der Anerkennung des höheren Alters der minäischen Texte gegenüber den sabäischen. Weisen schon die grammatischen Eigentümlichkeiten des Minäischen in eine ältere Periode der lautlichen Ausgestaltung der semitischen Sprache, so erweist sich der Wortschatz des Sabäischen schon dadurch als der uns geläufigen klassischen arabischen Sprache näher stehend, daß ganz im Gegensatz zum Minäischen eine unverhältnismäßig große Masse des speziell ihm eigentümlichen Wortschatzes sich im klassischen Arabisch erhalten hat. Wie außer dem babylonisch-assyrischen ursprünglich alle semitischen Schriftsysteme, kennt auch das südarabische Alphabet noch keine Vokalbezeichnung, wodurch eine ins einzelne gehende Erkenntnis der Sprachformen wesentlich erschwert wird.

---

Was den **Inhalt** der südarabischen Inschriften anlangt, so handelt es sich meist um Weihinschriften, in denen der oder die Stifter, oft die ganze Familie des Stifters, den Göttern insgesamt oder einer bestimmten Gottheit zum Dank für empfangene Wohltaten, oder in der Erwartung göttlichen Beistandes Bauten weiht oder andere Gegenstände darbringt, die oft in direkter Beziehung zu der veranlassenden, empfangenen oder erwarteten Wohltat stehen.

So lautet z. B. die wichtigste der uns bekannten minäischen Inschriften (Glaser 1155 = Halevy 535) in wörtlicher Übersetzung wie folgt:

'Ammiṣaduḳ, Sohn des Ḥamī'aṭt von Jap'ân und Sa'ad, Sohn des Walig von Dafgan, die beiden Statthalter von Muṣran und die Minäer von Muṣran, die . . . . von Ägypten, — sie hatten einen Handelszug veranstaltet nach Miṣr (Agyten) 'A'asur (Edom) und 'Ibr naharan während Statthalter war . . . m, von Rida', dessen Statthalterschaft (der der beiden erstgenannten) voraufging — weihten und bauten und gaben in

Besitz dem 'Attar dû Kabadm die Warte Tan'am, an der Vorderseite schön ausgeschmückt mit Holz nnd behauenen (Steinen) vom Fundament bis zur Spitze nnd seine rückwärtige Schutzwehr (?) mit (gewöhnlichen) Steinen, alle Plattformen zwischen den beiden Türmen Zarban und Lib'an an den Mitteln der Ehrengeschenke nnd der Gaben, welche dargebracht hatte dem 'Attar dû Kabad die Ahl Sabrar. Und es zeigte sich erkenntlich und bewies seine Gnade 'Attar dû Kabad für die Geschenke und Darbietung des Baues der Plattform, indem sie und ihre Habe erettete 'Attar dû Kabad und Wadd und Nakruh und ihr Amir von den Angriffen, mit denen sie und ihren Besitz und ihre Kamele angriff Saba' nnd Hawilan auf der Karawanenstrasse zwischen Ma'an nnd Ragmat und aus dem Kriege, der stattfand zwischen dem Herrn des Südens nnd dem des Nordens nnd indem sie und ihre Habe erettete 'Attar dû Kabad und Wadd und Nakruh aus der Mitte Ägyptens heraus während des Streites, der bestand zwischen Madai nnd Misr und indem 'Attar dû Kabad sie und ihre Habe heil nnd wohlbehalten bewahrte bis zum Gebiet ihrer Stadt Karnawu.

Bei 'Attar dem Aufgehenden und bei 'Attar du Kabadm und bei Waddm und bei Nakruhm sind bei 'Attar du Jahrikm und bei der Herrin von Naškm und bei allen Göttern von Ma'in und Jatil und bei Abijadi'a Jati'u, dem Könige von Ma'in, und bei den Söhnen des Ma'dîkariba, des Sohnes des Iljapi'a und bei ihrem Stamm Ma'in nnd dem von Jatil und bei den beiden Statthaltern von Musran, dem 'Ammîsaduk und Sa'adm.

Und es stellten in Schntz 'Ammîsaduk und Sa'ad nnd die Minäer von Musran ihre Weisnngen und ihre Inschriften den Göttern von Ma'in und Jatil und dem König von Ma'in nnd den Minäern vor jedem, der zerstöre, oder entferne, oder [wegnehme] ihre Inschriften von ihrem Ort.

Und bei 'Ammîsami'a von Balih, dem Statthalter von Jatil.

Diese Inschrift gewährt uns neben den wichtigsten historischen Aufschlüssen einen Einblick in die vielgestaltige minäische Götterwelt. Von beidem soll weiter unten gehandelt werden (S. 18 ff. 28 ff.). Die Form des Textes ist die im Minäischen gewöhnliche. Am Anfang stehen die oft sehr zahlreichen Namen der Stifter, es folgt der Gegenstand der Weihung und die Taten der Götter, welche sie verursacht haben. Den Schluß bildet die Anrufung der Götter, des Königs und sonstiger einflußreicher Personen, in deren Schutz Weihung und Inschrift gestellt werden. Dieser Schluß bietet dann meist auch — in den älteren Texten leider immer ohne Zahlen — das Datum durch die Erwähnung des König und häufig auch des Statthalters, welcher für das betreffende Jahr Eponymus ist.

Zahlreiche minäische Texte enthalten detaillierte Angaben über Kultushandlungen, Kultusbauten und Kultusgegenstände. Leider bieten gerade diese Texte einer Erklärung noch heute unüberwindliche Schwierigkeiten. Was wir aber von ihnen verstehen, das zeigt

uns, daß der südarabische Kultus ganz frappante Berührungspunkte besonders mit der Ritualgesetzgebung des alten Bundes aufweist. Von besonderem Interesse sind die minäischen Hierodulenlisten und andere Personaldedikationen, in denen wir eine Parallele zu den männlichen und weiblichen Kadeschen des Alten Testaments zu erblicken haben. Sabäische Inschriften aus Harim, einer früher minäischen Stadt, zeigen enge Berührungen mit dem hebräischen Sittengesetz und den Reinigungsvorschriften bei Kultushandlungen, speziell nach dem congressus feminarum (vergl. Lev. 22, 4; 15, 18).

Während in den uns zugänglichen minäischen Inschriften Weihungen von Gebäuden überwiegen und die Danksagungen sich meist auf kriegerische und merkantile Unternehmungen beziehen, lassen uns die sabäischen Denkmäler mehr einen Blick in das gewöhnliche, alltägliche Leben des Privatmannes tun, der alle seine Anliegen seinem Gott vorbringt und in allem Gedeihen einen gnädigen Gott als Förderer erkennt und dankbar verehrt. So wird in zahlreichen Texten um die Gunst des Dienstherrn, um dessen Wohlergehen gebeten, sehr oft ist das Gedeihen der Feldfrucht Gegenstand der Bitte oder des Dankes. Auch in Krankheit und Genesung erkannte der fromme Sabäer die strafende oder lindernde Hand seines Gottes.

Ein interessantes Beispiel ist die Inschrift Derenbourg Nr. 11:

Jaṣbuḥ Arjam, Sohn des Mokaṣ$^{m}$ und Bausum und sein Weib Karibat, Tochter des ..... von Ṣirwaḥ, Dienstleute des Königs, weihten ihrer Herrin Umm'aṯtar entsprechend der Vierzahl ihrer Kinder vier Bilder von Gold zum Dank dafür, dass Umm'aṯtar ihnen geschenkt hatte einen Knaben und drei Töchter und dafür, dass alle diese Kinder am Leben blieben und dass ihr Herz sich erfreute an diesen Kindern. So möge anch weiterhin Umm'aṯtar ihren Dienern Jaṣbuḥ und Karibat gesunde Kinder schenken, dass es ihnen wohlergehe und ihren Kindsrn. Und es möge Umm'aṯtar sie beglücken mit immer grösserer Huld und vollkommener Bewahrung. Und es mögen gesegnet sein seine Kinder Ḫarif und Magd'ali und Rabibat und 'Ammi'ataḳ, die benê Mokaṣ$^{m}$, mit volkommenenen Feld- und Baumfrüchten in ihrem Landgut Naḫl Ḫrf und mit Fruchtbarkeit ihrer Kamele. Bei Umm'aṯtar.

---

Die südarabische Religion kennt ein reich ausgestattetes Pantheon. Minäer und Sabäer, Katabaner und Hadhramotiten haben ihre eigenen Göttersysteme. Ja nicht nur diese vier Hauptvölker, ungezählte kleine Territorien stehen unter dem speziellen Schutz eigener Gottheiten. Vereinzelte Götter sind allen südarabischen Völkern gemeinsam, wie der mit den verschiedensten Beinamen allerorten auftretende Gott

Athtar, andere sind dem Wesen und Begriff nach überall vertreten, haben aber überall wieder unter anderem Namen Verehrung gefunden.

Eine Entwirrung dieses Chaos ist heute nur in den Hauptzügen möglich. Bestimmte Reihen von Götteranrufungen kehren immer wieder, anders in Ma'in als in Saba, Hadhramot und Kataban, überall aber in genauer Entsprechung der aufeinander folgenden theifizierten Begriffe.

So lassen sich folgende Systeme aufstellen, wobei noch zu bemerken ist, daß die Schams, die Sonnengöttin, nur selten mit Namen genannt wird, sondern meist als Herrin irgend einer Stadt oder eines Heiligtums auftritt.

| Ma'in: | Saba: | Hadhramot: | Kataban: |
|---|---|---|---|
| Athtar | Athtar | Athtar | Athtar |
| Wadd | Haubas | Sin | Amm |
| Nakruch | Almâkuhu | Chol | Anbay |
| Schams | Schams | Schams | Schams |

Neben diesen Reihen finden sich aber noch zahlreiche andere Gottheiten, Spezialisierungen nach besonderer Wirksamkeit oder Kultstätte, wie vornehmlich bei Athtar und Schams, aber auch noch andere Götter, deren Zusammenhang mit dem Grundschema noch nicht klar ist, wie Motabnathian, Motabkabadh, Anba'al, Ummathtar, Ta'lab, Baschur, Chagrum, Kainan u. a.

Ein genealogisches System, das wie in der altbabylonischen und in der von dieser beeinflußten ägyptischen, griechischen, römischen Religion die einzelnen Götter in verwandtschaftliche Beziehung setzt und in mythologischen Göttergeschichten dichterischen Ausdruck findet, hat es sicher auch in der Religion der Südaraber gegeben. Texte wie das Weltschöpfungsepos, in denen die mythologische Vorstellung Gestalt gewonnen und festgehalten worden ist, haben wir zur Zeit leider für das südarabische Altertum noch nicht, wenn auch ihre Existenz vermutet werden muß. Denn mythologische Vorstellungen, Göttergenealogien, schimmern auch in den Götteraufzählungen durch, finden sich in den Beinamen der Götter angedeutet, ja es scheint, als ob wir in einem religiösen Text (Gl. 282) in der Schilderung einer Darstellung der Vermählungsfeier des Athtar einen direkten Beweis für das Vorhandensein einer Mythologie erkennen dürften.

Die ältesten Araber und damit die Semiten überhaupt hatten ein ausgeprägt siderisches Pantheon. Gott schuf aber die Sonne, daß sie den Tag regiere und den Mond, daß er die Nacht regiere. So spielt bei seßhaften, Ackerbau treibenden Völkern die Sonne die

Hauptrolle, bei denen aber, welchen die Nacht Spender und Förderer der Lebensbedingungen ist, bei wandernden Beduinen und Herdenbesitzern, muß der Mond als Urquell alles Seins und Werdens erscheinen. So ist bei ersteren immer die Sonne männlich gedacht und der Mond als seine Gemahlin oder Tochter aufgefaßt, bei den letzteren umgekehrt der Mond in ein übergeordnetes Verhältnis zu der weiblichen Sonne gestellt.

Der Mond ist für alle Semiten, denn sie waren alle einmal Nomadenvölker, ursprünglich die Hauptgottheit. In Babylonien hat freilich bald die Sonne, ihrer vitalen Bedeutung für das Land entsprechend, das Übergewicht im Kultus erhalten, ebenso wie späterhin bei den Kananäern und Hebräern. Bei den letzteren haben sich aber lange noch deutliche Spuren von dem früheren Mondkult erhalten. Das männliche Wort für Mond järach ist viel häufiger gebraucht als das überhaupt nur dreimal vorkommende weibliche Äquivalent lebanah, wie sich auch der ehemalige weibliche Gebrauch des Wortes schämäsch „Sonne" noch wahrnehmen läßt. Zudem denke man an das goldne Kalb, das Symbol des Mondgottes, in dessen Dienst die Kinder Israel am Sinai rückfällig geworden sind.

In Südarabien, das immer, auch in den Kulturstaaten, in lebendigstem Wechselverkehr mit den nomadisierenden Stämmen geblieben ist, hat sich der reine Mondkultus naturgemäß viel länger erhalten. In dem oben skizzierten Göttersystem vertritt Wadd bezw. die ihm entsprechenden Götter Haubas, Sin und Amm den Mond, Schams dagegen die Sonnengöttin. Die Götter der ersten und dritten Reihe sind gewissermaßen als Herolde und Boten der Hauptgestirne zu betrachten, die ihnen voraufgehend ihr Erscheinen ankündigen und ihnen nachfolgend ihre Befehle ausführen.

Dem Mondgott wird das Beiwort „Vater" oder „Oheim", d. i. väterlicher Freund, Beschützer, auch „Freund" schlechthin gegeben. Der minäische Name Wadd bedeutet „Freund", der katabanische Amm „Oheim" (u. zw. Vaterbruder). In Hadhramot führte er wie in Babylonien den Namen Sin, während der sabäische Name Haubas „Trockener", der Ebbe und Flut reguliert, den Mond nach einer natürlichen Wirkung bezeichnet.

Lassen schon die Beinamen des Mondgottes auf eine bemerkenswerte geistige Auffassung der Gottheit schließen, so tritt diese ganz besonders in der Art der Bildung der Personennamen hervor, die ein treues Abbild religiöser Denkweise zu bieten pflegt. Schon der Umstand, daß in den meisten Personennamen die Gottheit, deren

Sinnbild der Mond ist, schlechthin als ilu „Gott“ bezeichnet wird, und Zusammensetzungen mit anderen Gottesnamen zu den seltenen Ausnahmen gehören, läßt sich nur als eine Äußerung hochentwickelter religiöser Erkenntnis verstehen, die, wenn auch noch in formalem Polytheismus befangen, doch von der Ahnung einer ideellen Konzentration des göttlichen Wesens erfüllt ist.

Besonders charakteristisch ist aber, was von diesem Gott ausgesagt wird. So lauten südarabische Eigennamen:

Ili-dhara'a „mein Gott hat geschaffen“, Ili-kariba „mein Gott hat gesegnet“, Ili-azza „mein Gott ist mächtig“, Ili-padaja „mein Gott hat erlöst“, Ili-jadi'a „mein Gott ist wissend“, Ili-rapa'a „mein Gott hat geheilt“, Ili-sami'a „mein Gott hat erhört“, Ili-scharraha „mein Gott ließ gedeihen“.

Oft treten für ilu „Gott“ Umschreibungen ein, wie Abi-amara „mein Vater hat geboten“, Ammi-jadi'a „mein Oheim ist wissend (allwissend)“, Sumhu-kariba „sein Name hat gesegnet“, wobei zu erinnern ist, daß auch im Hebräischen die Umschreibung Jahves durch šem „der (heilige) Name“ šemo „sein (heiliger) Name“ sich häufig findet.

Diese wenigen, aus einer großen Anzahl nur beispielsweise herausgegriffenen Personennamen zeigen im Zusammenhalt mit dem S. 18 Bemerkten deutlich, wie rein und tief die religiöse Erkenntnis der Südaraber gewesen ist. Daß sich diese, oder formell wie inhaltlich ganz analog gebildete Namen bereits am Ende des dritten Jahrtausends in der arabischen Chammurabidynastie als ganz gewöhnliche vorfinden, beweist sie als uralt westsemitisches Gut, und daß auch die älteste Namenbildung der Hebräer von demselben Geist erfüllt ist, legt aufs neue die Bedeutung der südarabischen Forschung für die altisraelitische Religionsgeschichte klar.

Reich wie der geistige Gehalt des religiösen Bewußtseins ist auch der formale Ausdruck, den es im Kultus der Götter sich geschaffen hat. Allenthalben wird in minäischen und sabäischen Texten von Tempelbauten erzählt, bis in geringfügige Einzelheiten werden kunstvolle Kultusgegenstände wie die aus dem alten Testament bekannte mekônah beschrieben. Altäre werden errichtet zur Darbringung des schäläm des „Friedensopfers“, die Inschriften nennen Räucheraltäre und verschiedene Räucherspezies, die auf ihnen in maiorem dei gloriam angezündet werden. Von Opfervorhöfen ist die Rede, von dem mabsal, einem Heiligtum, in dem das Opferfleisch gekocht wird (vergl. Ezech. 14, 23). Rituelle Waschungen werden vorgeschrieben und strenge Strafe der Götter steht auf der

Außerachtlassung der Satzungen; in Mußri-Midian werden männliche und weibliche „Leviten" (lawi') als Priester und Priesterinnen erwähnt und zahlreiche Texte, deren wörtlicher Sinn uns heute noch verschlossen ist, versprechen uns genauere Kenntnis dieses reichen, so lebhaft an das mosaische Rituale erinnernden Kultus.

---

Bevor ich daran gehe, die Entwicklung der altarabischen Geschichte bis zu dem Auftreten des Islam zu skizzieren, muß ich vorausschicken, daß es sich dabei keineswegs um ein strikte beweisbares Bild handeln kann. Die zeitliche Ansetzung der beiden Hauptträger der südarabischen Kultur, des minäischen und sabäischen Reiches, steht noch heute nicht außerhalb der Diskussion. Wir besitzen auch schlechterdings keinen mathematischen Beweis für die eine oder andere Auffassung, denn die Datierung der Originaldenkmäler, beginnt erst um die Wende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, also erst am Ausgang des südarabischen Altertums und Berührungen mit den Nachrichten sekundärer Quellen, der Bibel, der Keilinschrifte uud der klassischen Literaturen sind zwar in Originaltexten vorhanden, aber immer so, daß eine Verknüpfnng in keinem Fall über jeden Zweifel erhaben ist.

So muß sich eine Skizzierung der altarabischen Geschichte darauf beschränken, die Nachrichten der originalen Denkmäler zu einem Bild zusammenzufügen und diese gegebene Größe dem Ganzen des altorientalischen Geschichtsverlaufes so einzufügen, daß in keinem Fall ein Widerspruch mit anderweitig überkommenen, glaubwürdigen Nachrichten sich ergibt, daß es auf dem Hintergrund der anderweitig gewonnenen Erkenntnis von den einzelnen Situationen und Bewegungen der alten Geschichte und im Zusammenhang mit ihnen nicht nur möglich, sondern auch natürlich erscheint.

Und in der Tat, so sehr die Pflicht der Gewissenhaftigkeit uns nötigt, zuzugeben, daß wir unanfechtbare Resultate heute noch nicht geben können, ebensosehr dürfen wir vertrauen, daß das Bild der südarabischen Geschichte, zu dem die originalen Quellen die Linien, die sekundären Nachrichten Farbe und Rahmen gegeben haben, tatsächlich dem wahren Sachverhalt entspricht.

---

Am Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends hat sich ein neuer Strom aus der Völkerkammer Arabiens über Vorderasien

ergossen. Während die Kananäer, Assyrer, Phönizier, Hebräer und Chaldäer nach Nordwesten bez. Norden zogen, müssen damals die Minäer und vielleicht mit ihnen gleichzeitig Katabaner und Hadhramotiten nach Süden sich gewendet haben, und an der Ostküste des persischen Golfes die Wüste umgehend, im Süden der arabischen Halbinsel eingewandert sein.

Wo die Denkmäler einsetzen, in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, ist die Situation in Südarabien etwa folgende:

In den fruchtbaren Niederungen des südarabischen Djôf blüht ein mächtiges Reich, dessen Herrscher sich Könige von Ma'in nennen. Die Hauptstadt ist Karnawu, bei Eratosthenes Karna, eine bedeutende Rolle spielen die Städte Jathil, Naschk, Neschan, Harim, Kamna. Im Süden und Osten des minäischen Reiches sind die Sitze der Katabanen und Hadhramotiten zu suchen, die gleichfalls Könige haben, und in lebhafter Berührung mit Ma'in stehen. Die wenigen katabanischen und hadhramotitischen Texte, die uns heute noch zugänglich sind, nötigen uns, dieser beiden Reiche nur vorübergehend zu gedenken. Wir wissen zu wenig von ihnen, um mehr als Vermutungen über die etwaige zeitliche und räumliche Ausdehnung ihrer politischen Macht aussprechen zu können. Die Erwähnung in minäischen Texten stellt ihre Gleichzeitigkeit mit dem minäischen Reiche außer Frage. Aber auch zur Zeit, als Ma'in längst aufgehört hatte, ein selbständiges Reich zu sein, spielen beide in der sabäischen Geschichte bis zur spätesten Zeit eine Rolle und auch den griechischen Historikern und Geographen sind sie wohlbekannt. Sie haben in vollem Umfange teilgenommen an der Blüte der südarabischen Kultur und hatten schon durch ihren großen Reichtum an Weihrauch und Myrrhe eine hervorragende Bedeutung für den südarabischen Handel.

Für die älteste Zeit aber darf heute noch das Reich von Ma'in das größte Interesse beanspruchen. Dieses erscheint als die politisch überragende Macht, als der vorzüglichste Träger der südarabischen Kultur, als der Vermittler des indischen und südarabischen Handels.

Die Djôfgegend, die politische Zentrale des minäischen Reiches, war aber auch wie geschaffen, einem jungen, frischen Volke, das aus der Heimat einen reichen Schatz an geistigem Besitz mitbrachte, ohne durch technische Kulturerrungenschaften die fröhlich strebende Ursprünglichkeit bereits eingebüßt zu haben, alle Bedingungen zu einem kraftvollen Wachstum in politischer und kultureller Hinsicht zu bieten.

Über die von den einwandernden Minäern etwa bereits vor-

gefundene Kultur und ihre Träger können wir auch nicht das Geringste vermuten. Südarabien hatte gewiß immer — als Mittelstation des indisch-ägyptischen bezw. Mittelmeerhandels — in regem Verkehr mit der Kulturwelt gestanden. Wie das aber in vorminäischer Zeit war, dafür fehlen uns alle Anhaltspunkte; Südarabien selbst redet erst in minäischer Zunge zu uns und die zeitlich vorausliegenden ägyptischen oder babylonischen Denkmäler schweigen vollständig darüber.

Da, wo die südarabische Geschichte für uns anfängt, tritt uns sofort ein fertiges, festgefügtes Staatswesen mit reifer Kultur entgegen — zweifellos die Frucht langer Entwicklung. Schon die Schrift der ältesten Denkmäler zeigt eine Vollendung, die nur das Resultat jahrhundertelanger Übung sein kann, und in politischer Hinsicht bietet sich nicht wie später bei Saba das Bild eines werdenden, um seine Existenz und Ausgestaltung ringenden Staates, sondern das einer fertigen Organisation, eines geschlossenen Systems, eines Handelsstaates, der sich auch den Exportweg gebahnt und durch militärische Stationen gesichert hat. Der politische Einfluß des minäischen Reiches erstreckt sich schon für die ersten uns erschlossenen Zeiten seiner Geschichte bis nach Gaza, dem Exportplatz für das mittelländische Meer. Im Nordwesten Arabiens, im Gebiet des biblischen Midian, war eine minäische Kolonie, Mußran, in ursächlichem Zusammenhang mit dem minäischen Mittelmeerhandel entstanden, die dann, politisch organisiert und durch Statthalter verwaltet, den kräftigen Stützpunkt für diese Handelsunternehmungen bildete.

Von der Existenz dieser minäischen Kolonie Mußran haben zum erstenmal die südarabischen Denkmäler Kunde gegeben. Damit war aber der Schlüssel zum richtigen Verständnis zahlreicher Stellen anderer Literaturen, vor allem der Bibel, gegeben, die jetzt mit einem Mal das nördliche Arabien in ein ganz neues Licht rückten und erwiesen, daß nordarabische Stammesgebiete mit oder ohne politische Organisation, seit alter Zeit in reger Beziehung zu Kanaanäern und besonders Hebräern gestanden haben.

Fünf Landschaften sind auf diesem Wege, durch das Zusammenwirken von biblischen, keilinschriftlichen und südarabischen Nachrichten neu entdeckt worden. Die erste ist Mußri, die minäische Provinz Mußran, in der Bibel in sehr vielen Fällen mit Mißraim-Ägypten verwechselt, und in seiner geographischen Lage etwa mit dem Land Midian sich deckend. Dann folgt Assur, das Stammland der

Assyrer, daher schon vielfach in der Bibel, überall aber von den Kommentatoren mit Assyrien verwechselt und im Zusammenhang mit Eber, dem südarabischen Ibr-naharan, dem keilinschriftlichen Kibri nari, die Gegend von Edom und seinen westlichen und nördlichen Grenzländern umfassend. Das vierte ist Jareb, das in der Bibel nur an zwei Stellen vorkommt (Hos. 5, 13 u. 10, 6), aber dort unverkennbar als Gebietsname aufgefaßt worden ist. Diese schon grammatisch einzig mögliche Auffassung hat freilich ungezählte Theologen- und Orientalistengeschlechter nicht hindern können, bis in allerjüngste Zeit aus dem „König von Jareb" einen in prophetische Symbolik gehüllten „König Streitbar" zu machen. Das Land Jareb dürfen wir wohl mit dem keilinschriftlich überlieferten Land Aribi identifizieren und als Stammland der Sabäer betrachten. Seiner geographischen Lage nach ist es im Osten von Assur und Mußri, am nordarabischen Djôf, dem Wadi Sirchan zu suchen Unter Kosch endlich hat man bisher an allen in Betracht kommenden Stellen Äthiopien verstanden, obwohl der geographische Zusammenhang, in dem es vorkommt, diese Identifikation an vielen Stellen schlechterdings ausschließt. An all diesen Stellen haben wir es mit einer arabischen Landschaft, die in Zentralarabien zu suchen ist, zu tun.

Diese neue Erkenntnis, zu der, das sei nochmals betont, südarabische Denkmäler den Schlüssel gegeben haben, schließt eine Umwälzung in der Auffassung der altisraelitischen Tradition und Geschichte in sich, deren Tragweite heute nur erst in den Umrissen erkannt oder auch nur geahnt werden kann. Die ältesten Erzählungen des Alten Testaments, die Patriarchengeschichten von Abraham, Isaak und Jakob, die Josephgeschichten, weisen in einzelnen Teilen nicht nach Ägypten, sondern nach Mußri. Von größter Bedeutung ist die Rolle, die Mußri-Midian in der Geschichte Mosis spielt. Der midianitische Oberpriester Jetro (dieser Name ist in dieser oder anderer Form auch im Minäischen bezeugt) paßt ganz in den Rahmen dessen, was wir von dem minäischen Kultus wissen. Die biblische Erzählung schreibt ihm einen hervorragenden Einfluß auf Moses zu. Moses weilt schon vor seiner Berufung lange Zeit in der Stille bei ihm, wird sein Schwiegersohn. Als dann Moses die Kinder Israel aus Ägypten geführt hatte und am Berge Gottes lagerte, kam Jetro zu ihm, und auf sein Anraten wird eine Neuorganisation der Rechtsprechung durchgeführt und die Institution der Richter geschaffen. Wenn man erwägt, daß minäische Denkmäler der Provinz Mußri die Priester als „Leviten" bezeichnen, daß

andererseits durch Mose das Priestertum an den Stamm Levi gebunden wurde; wenn man die Angaben über den minäischen Kultus vergleicht, die, so dunkel sie sind, doch die Existenz eines außerordentlich reich ausgebildeten Gottesdienstes beweisen, von dem einzelnes sogar dem Namen nach in der Mose zugeschriebenen israelitischen Kultusgesetzgebung sich wieder findet, so wird man zugeben müssen, daß hier ein Zusammenhang vorliegt, der allein hinreichen muß, der südarabischen Forschung ein nicht gewöhnliches Interesse zu sichern. Aber auch politisch ist die alte Geschichte Israels eng mit der der neugefundenen arabischen Landschaften verknüpft, so sehr, daß Anspielungen auf Mußri und Assur, an denen Königsbücher und Propheten reich sind, manchmal aus Unkenntnis, manchmal mit Bewußtsein, auf Ägypten und Assyrien, die mächtigen Nebenbuhler im Streben nach dem Besitz des Landes Kanaan, seine gefürchteten Erbfeinde, umgedeutet und übertragen werden konnten.

Originaldenkmäler haben sich weder in Kosch noch in Assur oder Jareb gefunden. Dagegen sind uns aus Mußri Inschriften erhalten, die durch Sprache, Schrift und Königsnamen ihre enge Zusammengehörigkeit mit dem alten Reich von Ma'in bezeugen. So sind wir für die alte Geschichte Nordarabiens mit Ausschluß von Mußri ausschließlich auf sekundäre und oft recht trübe Quellen angewiesen. Von seiner politischen Organisation, von seiner Kultur wissen wir nichts Positives. Die Natur des Landes ist festen Staatenbildungen nicht günstig, wir müssen annehmen, daß seine Bewohner Nomaden geblieben sind. Ihre Kultur hat zweifellos, soweit das bei nomadischen Stämmen möglich ist, wie die des ganzen ältesten Vorderasien unter den Wirkungen der altbabylonischen und späterhin der westsemitischen Kultur gestanden.

Weit besser ist es mit unserer Kenntnis der Geschichte Südarabiens bestellt. Hier hat sich dank den für eine Sonderentwicklung günstigeren Lebensbedingungen schon seit der Mitte des zweiten Jahrtausends unter dem Schutz starker politischer Organisationen eine eigenartige, hohe Kulturentwicklung vollzogen. Gewaltige Ruinenstätten, zahlreiche Inschriften, mancherlei Kunstwerke künden noch heute von der alten Herrlichkeit des minäischen und sabäischen Reiches.

Die älteste uns erreichbare Epoche der südarabischen Geschichte steht unter dem Zeichen des minäischen Reiches und seiner Könige. Für die Dauer desselben müssen wir einen Zeitraum von mindestens 700 Jahren annehmen. Die Zahl der überlieferten Könige läßt sich genau nicht bestimmen, doch steht fest, daß mindestens 25 Könige,

deren Namen wir kennen, über Ma'in geherrscht haben. Bedenkt man aber, daß manche unter diesen Königsnamen nur durch ein einziges oder ganz wenige Inschriftenfragmente, wie durch Zufall, uns erhalten sind, und weiter, daß die Ausbeutung der minäischen Ruinenstätten erst noch im Anfangsstadium sich befindet, daß man bisher nur auf der Oberfläche gesucht und gefunden, aber noch gar keinen Versuch machen konnte, dem Boden seine Schätze zu entreißen, so ist ohne weiteres klar, daß wir mit den angegebenen Zahlen als mit Minimaldaten rechnen müssen.

Das Ende des minäischen Reiches fällt mit dem Aufblühen des Sabäerreiches zusammen, sodaß die Zeit der Selbständigkeit des minäischen Reiches etwa vom 14. bis zum 7. Jahrhundert vor Christus angenommen werden darf.

Die uns erhaltenen minäischen Königsnamen lassen sich zum Teil in genealogischen Zusammenhang bringen. Von 20 Königen wissen wir genau, daß sie in größeren oder kleineren Gruppen, in denen der Sohn auf den Vater folgte, zusammen gehören. Nur drei Könige stehen vorläufig ganz außer allem genealogischen Zusammenhang, bei den andern läßt sich ein solcher mit hinreichender Sicherheit nicht nachweisen.

Sicher der älteren Zeit des minäischen Reiches gehören diejenigen Könige an, deren Inschriften uns die Zugehörigkeit der oben erwähnten nordarabischen Landschaft Mußri oder, wie sie in den minäischen Texten immer heißt, Mußran (mit Artikel), zu demselben bezeugt ist. Da aber gerade diese Könige nachweislich immer einem größeren genealogischen Zusammenhang angehören, so ist die Zugehörigkeit Mußrans zu Ma'in für mindestens 16 Könige, also für etwa 300 Jahre gesichert. Diese Beobachtung ist ein gewichtiges Zeugnis für die zeitliche Ansetzung des minäischen Reiches. Im achten Jahrhundert, von welcher Zeit ab die Assyrer unter Tiglat Pileser III., Sargon, Asarhaddon anfingen, den ganzen Norden Arabiens, vor allem Mußri, unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen, mußte nach der ganzen damaligen Situation diese Provinz längst aufgehört haben, in politischem Zusammenhange mit dem Mutterland zu stehen. So müssen wir die Zeit von spätestens dem zwölften bis zum neunten Jahrhundert für die Abhängigkeit Mußri's von Ma'in annehmen, und diese Zeit ist es gerade, in welcher sie am ehesten verständlich ist. Damals hatte der ägyptische Einfluß auf Nordwestarabien aufgehört und somit war das Feld frei für Ma'in, seinen Handelsunternehmungen von Süden nach Gaza und dem mittel-

ländischen Meer, nach Ägypten, Assur und Ibr-naharan einen politischen und militärischen Stützpunkt in der Provinz Mußri zu schaffen.

In diese Zeit der minäischen Geschichte gehört auch die historisch bedeutsamste minäische Inschrift Glaser 1155 (vgl. die Übers. auf S. 16 f.) und ihre Paralleltexte Gl. 1083 u. 1302. In ihr wird ein Ammißaduk als Kabir, d. i. Statthalter, von Mußran bezeichnet und von dem glücklichen Verlauf eines Handelszuges nach dem Gestade des mittelländischen Meeres berichtet. Es wird erzählt, daß die Minäer in Handelsbeziehungen standen mit Ägypten, Assur (Edom) und Ibr-naharan (S. 24 f.), in einem gleichzeitigen Text wird auch Gaza als Handelsstation erwähnt. Auf diesem Zug hatten sie kriegerische Abenteuer zu bestehen; auf der Karawanenstraße, zwischen Ragmat (an der Nordgrenze des minäischen Mutterlandes) nach Ma'ân (bei Petra in Nordwestarabien) wurden sie von den Heeren der Sabäer und Chawiläer überfallen, vermochten aber den Feind zurückzuschlagen. Innerhalb Ägyptens kamen sie zwischen zwei feindliche Lager, mitten hinein in die Streitigkeiten zwischen Madhai und Mißr, kamen aber unangefochten wieder aus Ägypten heraus und gelangten heil und wohlbehalten unter dem Schutz der Götter bis zum Gebiet ihrer Stadt Karnâwu.

Dieser Inschrift danken wir den Anstoß zu den wichtigsten Erkenntnissen für die älteste arabische Geschichte. Die oben erwähnten vier nordarabischen Landschaften sind erst durch ihre Angaben wieder in das richtige Licht gerückt worden. Die Existenz der minäischen Provinz Mußri hat durch sie eine gewichtige Bestätigung gefunden. Ein nicht zu unterschätzendes Zeugnis ist sie auch für die Anerkennung des höheren Alters des minäischen gegenüber dem sabäischen Reich. Sie erwähnt die Sabäer auf gleicher Stufe mit dem nordwestarabischen Nomadenstamm der Chawiläer, so daß eine Existenz des Reiches der Könige von Saba zur Zeit unserer Inschrift vollständig ausgeschlossen erscheint.

Alle uns bisher zugänglichen Texte, die Mußri und andere nordarabische Landschaften erwähnen, tragen das Datum des Königs Abijadi'a Jathi'u. Dieser scheint ein besonders mächtiger Herrscher gewesen zu sein. Nicht nur, daß wir von ihm eine ganz ungewöhnlich große Zahl von Inschriften haben, wir hören auch, daß er mit Kataban und Hadhramot Beziehungen gehabt hat. Vielleicht ist es auch sein Name, der in dem biblischen Abida, dem Sohne Midians (Gen. 25,4) zur genealogischen Figur geworden ist. Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir bedenken, daß die Kinder

Israel durch ein unter minäischem Einfluß stehendes Mußri-Midian aus Ägypten nach Kanaan gezogen sind, und in diesem Mußri ganze Partien ihrer ältesten Erinnerung lokalisiert haben.

Die minäischen Texte erzählen sonst leider nicht viel von äußeren Ereignissen, auch Nachbarvölker und ihre Beziehungen zu Ma'in werden selten erwähnt. Um so mehr ist in ihnen von religiösen, kultischen Angelegenheiten die Rede, von Weihungen und Schenkungen an die Götter.

Erst gegen Ende des Reiches lassen vereinzelte und indirekte Zeugnisse den schließlichen Verlauf seiner Geschichte erkennen. Von Mußri hören wir vom 16. König ab gar nichts mehr. Es scheint als Durchgangsstation des Handels selbst zu Macht und Blüte gekommen zu sein, die Herrschaft des weit entfernten Mutterlandes abgeworfen und sich selbständig gemacht zu haben. Die Situation, in der uns die Keilinschriften vom achten Jahrhundert ab das Land Mußri zeigen, fordert diese Annahme. Da ist keine Spur mehr von einem minäischen Mußri zu finden. Tiglat Pileser III. (745—727) setzt einen arabischen Scheich Idibi'il als Statthalter über Mußri, während das sonst Sache des minäischen Königs gewesen ist. Auch die Stellung des Statthalters scheint eine sehr unabhängige gewesen zu sein. Er revoltierte immer wieder gegen seinen Herrn, bald mit Hanno von Gaza, bald mit Hosea von Israel unter einer Decke spielend. Unter Sargon wird dann (721—705) ein „König von Mußri" namens Pir'u erwähnt, der gleichfalls gegen Assyrien konspiriert — er nimmt den flüchtigen Jamani von Asdod bei sich auf —, aber bald zur Unterwerfung gezwungen wird.

Der Abfall der entlegenen mußritischen Provinz bezeichnet aber nur den Anfang der nun rasch sich vollziehenden Auflösung des minäischen Reiches. Schon in der oben mitgeteilten Inschrift des Königs Abijadi'a Jathi'u, hat sich der Erbe der minäischen Macht und Herrlichkeit angekündigt: das Volk der Sabäer. Dort waren es noch Nomaden, die von der Plünderung der Karawanen lebten und in Aribi-Jareb am nordarabischen Djôf ihren Stammesmittelpunkt hatten. In einer späten minäischen Inschrift, die nach dem Könige Tub'ikariba datiert ist, sind sie schon Grenznachbarn des minäischen Reiches geworden. Schon damals, vielleicht um 700, muß das minäische Reich im Innersten morsch gewesen sein: die Inschriften und Weihungen werden auch in den Schutz der sabäischen Götter gestellt! Das läßt tief blicken und verrät einen sehr dringenden und begründeten Wunsch, die Götter der Sabäer freundlich und

gnädig gestimmt zu wissen. Auch andere Nachrichten zeigen uns, daß damals die Zerbröckelung des Reiches immer weiter um sich griff, daß Ma'in gezwungen war, da und dort zu paktieren, wo es sonst zu befehlen hatte.

So dauert es denn nicht mehr lange und wir erleben wieder das alte Schauspiel, das die großen politischen Entwicklungsphasen von jeher im alten Orient geboten haben: ein innerlich morsches Kulturvolk fällt eindringenden, frischen Elementen zur Beute.

Die Sabäer sind wohl im Verlauf des 9. und 8. Jahrhunderts allmählich aus ihren Stammlanden vom nordarabischen Djôf nach Süden gezogen, das Vordringen der Assyrer im achten Jahrhundert mag diese Bewegung beschleunigt haben. Wir hören, daß Tiglat Pileser III. und Sargon den Sabäern Tributzahlungen auferlegten. So erzählt Sargon: „Von Pir'u dem König von Mußri, Samsi, der Königin von Aribi, Itamara, dem Sabäer, den Königen am Gestade des Meeres und der Steppe empfing ich Tribut." Die Nennung des Sabäers ohne Titel inmitten der Könige zeigt, daß die Sabäer wohl eine Achtung gebietendes Volk damals schon waren, daß sie aber feste politische Organisation noch nicht besaßen; der geographische Zusammenhang mit Mußri und Aribi nötigt uns „Itamara den Sabäer" nicht im Yemen, sondern etwa südlich von Aribi in Centralarabien zu suchen.

Die bei Tiglat Pileser und Sargon erwähnten Königinnen von Aribi, Zabibi und Samsi, rufen unwillkürlich die Gestalt der biblischen Königin von Saba (1. Kön. 10) ins Gedächtnis zurück. Königinnen von Saba sind uns nicht bekannt, ja wir haben kein Recht, anzunehmen, daß es zu Salomos Zeit überhaupt schon „Könige von Saba" sollte gegeben haben, das scheint sogar vollständig ausgeschlossen. Wir wissen aber, daß Aribi, eben das Land, für welches uns die beiden Königinnen bezeugt sind, das Stammland der Sabäer gewesen ist. Es liegt nahe anzunehmen, daß der historische Kern, der in jener biblischen Erzählung sicher vorhanden ist, die Gestalt einer Königin von Aribi war, daß es eine poetische Verklärung dieser Figur bedeutet, wenn der Geschichtsschreiber die arabische Königin als Königin von Saba mit all dem Glanz umkleidet, der damals für die alte Welt über Saba, dem mächtig blühenden, an Gold, Edelsteinen, Weihrauch und Myrrhen überreichen Königreiche, ausgebreitet lag.

Bald nach Sargons Vordringen gegen Aribi und den Sabäer Itamara müssen die Sabäer in beschleunigtem Vordringen an die

Grenzen des minäischen Reiches gestoßen sein, und vielleicht kaum hundert Jahre später mag Saba zum letzten entscheidenden Schlag gegen Ma'in sich gerüstet haben.

Die sabäischen Nomaden hatten schon auf ihren Streifzügen Fühlung mit der minäischen Kultur gewonnen. In der Zeit dann, als minäische Könige ihre Inschriften dem Schutze der sabäischen Götter empfahlen, hatten die mittlerweile seßhaft gewordenen Sabäer Gelegenheit genug, die minäische Kultur auf sich wirken zu lassen. Ja, noch bevor der letzte entscheidende Schlag geführt wurde, waren bereits minäische Gebiete wie Naschk, Harim, Kamna den Sabäern anheimgefallen. Es ist somit etwas ganz Natürliches, daß die Sabäer da, wo sie das politische Erbe Ma'ins anzutreten sich rüsten, schon im Bann der minäischen Kultur befangen und vorbereitet waren, die Errungenschaften ihrer vielhundertjährigen Entwicklung alsbald im vollen Umfange zu übernehmen.

Die älteste uns zugängliche Periode der sabäischen Geschichte, die sogenannte Mukarribperiode, scheint zum größten Teil mit der Zeit des Niedergangs der minäischen Macht zusammenzufallen. Es hat wohl auch schon zu der Zeit, als minäische Könige den Schutz der sabäischen Götter für ihre Inschriften und Weihungen anriefen, sabäische Mukarrib gegeben. Jedenfalls aber ist der große Eroberer Kariba'il Watar, der den Hauptschlag gegen Ma'in geführt hat, einer der letzten Mukarrib gewesen, und als unter seinem Sohne das Werk der Unterwerfung Südarabiens auch auf die weiter entlegenen südlichen Provinzen, speziell Hadhramot, ausgedehnt und der ganze Umfang des ehemaligen minäischen Reiches in Südarabien sabäisch geworden war, da hörte Ma'in auf, auch nur dem Namen nach ein Königreich zu sein, ja es verschwindet vollständig aus dem Interessenkreis der südarabischen Politik, ist ein totes Volk, und an seine Stelle ist nun das Reich der „Könige von Saba" als die Südarabien beherrschende Macht getreten.

Die sabäische Mukarribepoche bildet also den Übergang zu den neuen Verhältnissen. Über die Bedeutung des Titels „Mukarrib" läßt sich Sicheres nicht ausmachen. Für das minäische Reich ist er bis jetzt nicht nachzuweisen, durch Glaser aber wissen wir, daß er auch in der ersten Periode der katabanischen Geschichte in Gebrauch war. Aller Wahrscheinlichkeit nach drückt sich in ihm die Vereinigung politischer und religiöser Suprematie in einer Person aus, eine Erscheinung, die wir ja auch anderweitig (man denke an Melchisedek von Salem) in der Geschichte semitischer Völker kennen.

Die Residenz der sabäischen Mukarrib scheint Sirwach gewesen zu sein; denn dort haben sich die wichtigsten Denkmäler jener Zeit gefunden. Aus den Inschriften kennen wir zehn sabäische Herrscher, die den Titel Mukarrib geführt haben, wir müssen also für diese Periode eine Dauer von mindestens 250 Jahren annehmen.

Als die Sabäer den ganzen Machtbereich des ehemalig minäischen Reiches sich unterworfen hatten und dadurch zur Vormacht in Südarabien geworden waren, haben ihre Herrscher angefangen, sich den Titel „König von Saba" beizulegen. Auch ein Wechsel der Residenz ist bald erfolgt, von Sirwach, in einer der wildesten, unfruchtbarsten Gegenden von ganz Arabien gelegen, ist sie nach Marib am Ufer des wasserreichen Wadi Dhenne verlegt worden.

Für die Periode der „Könige von Saba" dürfen wir etwa 400 Jahre in Anspruch nehmen, wir können bis heute 17 Herrscher, die diesen Titel führen, inschriftlich nachweisen, müssen aber auch hier der selbstverständlichen Möglichkeit Raum lassen, daß neue Funde auch neue Königsnamen bringen. Da aller Wahrscheinlichkeit nach das Jahr 115 v. Chr., der Beginn einer neuen Ära in Südarabien, als Endpunkt dieser Periode angenommen werden muß, so können wir bei einer Dauer von rund 400 Jahren ihren Anfang um 550 v. Chr. ansetzen.

Dieser Abschnitt der sabäischen Geschichte ist für die politische Entwicklung Südarabiens von besonderer Bedeutung gewesen. Das sabäische Reich hat in ihm viel gewonnen, aber noch viel mehr verloren.

Die Könige von Saba haben in unaufhörlichen Kämpfen weiter gearbeitet an dem bereits von den Mukarrib begonnenen Werk der dauernden Unterwerfung aller südarabischen Stämme, die Inschriften berichten ausführlich von Kämpfen mit Hadhramot und Kataban. Die Festigung und Ausbreitung der politischen Macht Sabas hat also in dieser Periode immer größere Fortschritte gemacht.

Andererseits aber hat Saba gerade in dieser Periode eine gewaltige Einbuße erlitten in dem Verlust des Monopols für den Zwischenhandel von Indien nach Ägypten und den Mittelmeerländern, der mehr als 1000 Jahre die stärkste Wurzel der Kraft der südarabischen Reiche, die unversiegliche Quelle ihres märchenhaften Reichtums gewesen ist. Den Versuch Alexanders des Großen, Babylonien durch Erschließung eines direkten Handelsweges nach Indien zur weltbeherrschenden Handelsmetropole zu machen, hat sein schneller Tod nicht zur Ausführung kommen lassen. Was aber Alexander nicht erreichen konnte, ist den Ptolemäern gelungen, sie haben den Seeweg um Arabien herum freigelegt und ihn durch zahl-

reiche Stationen vom arabischen Meerbusen bis zum persischen Golf gesichert. So ist die Vermittlung des indischen Handels, die Quelle und Stütze der südarabischen Macht, dauernd von Saba genommen worden und an Alexandria übergegangen.

Für Saba war das der empfindlichste Stoß, der es hatte treffen können. Im Norden hatte Südarabien längst aufgehört, entscheidenden Einfluß zu üben. An die Stelle der minäischen Mußriten waren von der Mitte des siebenten Jahrhunderts die Kedar und Nebajot getreten. Diese sind von den Salamiern abgelöst worden, bis um 200 v. Chr. die Nabatäer für etwa 300 Jahre ihr Reich in Mußri aufrichteten. Der Norden leistete jetzt dem Süden keine Vermittlerdienste mehr, er stand unter assyrischer Oberhoheit und hielt Assyrien den Weg nach Ägypten offen. Soweit ihm aber Assyrien freie Hand ließ, folgte er eigenen Interessen. Kedar und Nebajot streiften nach Norden, drangen in Juda ein, Edom, Moab und Ammon halten sie stetig in Atem. Assurbanipal trieb sie wohl verschiedene Male zurück und auch von Nebukadnezar hören wir, daß er gegen die Kedar gezogen und ihre Festung Chaßor geschleift hat. Doch waren diese Strafexpeditionen nie von dauernder Wirkung. Sobald der Druck nachließ, gingen die Raubzüge wieder von vorn an.

Von dieser Entwicklung blieb der Süden Arabiens völlig unberührt. Die Fäden sind zerschnitten, die seit alter Zeit den Norden mit dem Süden verknüpft hatten. Beide haben jetzt getrennte Lebensinteressen, getrennte Entwicklung.

Am Ausgang der Zeit der „Könige von Saba" bereitet sich eine neue Umgestaltung der Verhältnisse vor. Nach langen, das ganze Land erschütternden Kämpfen geht die Vorherrschaft in Südarabien aus den Händen der Sabäer über in die der Himjaren, eines Volksstammes, der ursprünglich die äußerste Südwestecke Arabiens inne hatte.

Die Himjarenkönige führen auch weiterhin als Haupttitel den eines Königs von Saba, denn das sabäische Reich ist es ja, über das auch sie herrschen, doch haben sie ihm durch den Zusatz des Namens ihrer Stammburg ein eigenes Gepräge gegeben. Jetzt, etwa 115 v. Chr. beginnt die Periode der „Könige von Saba und Raidan." Hand in Hand geht damit das Aufhören des Königreichs von Kataban.

Dieser Abschnitt der südarabischen Geschichte dauert bis etwa 300 n. Chr. Wir kennen 26 Könige dieser Zeit aus den Inschriften. Für diese und die nachfolgende Epoche sind wir dank den Datie-

rungen, welche einzelne der hierher gehörigen Inschriften tragen, in der Lage, die Ereignisse mit einiger Genauigkeit chronologisch anzusetzen.

Von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung der südarabischen Verhältnisse war das allmähliche Wiedereindringen der zur Zeit der Könige von Saba nach Afrika ausgewanderten Habaschiten oder Abessynier. Schon im ersten Jahrhundert v. Chr. haben sie an der arabischen Küste festen Fuß gefaßt und dadurch einem ständigen Eingreifen in die Gestaltung der südarabischen Politik Bahn gebrochen.

Kaum 100 Jahre nach der Eroberung Sabäas durch die Himjaren, im Jahre 26 v. Chr., haben die Römer den ersten und einzigen Versuch gemacht, auch Südarabien sich zu erschließen. Augustus hatte seinen Feldherrn Aelius Gallus zur Eroberung Arabiens ausgesandt, die Reichtümer Sabas, die in der ganzen alten Welt sprichwörtlich geworden waren, lockten ihn an. Die Expedition ist vollständig mißlungen, sie ist im Sand der Wüste verlaufen und hat auf Jahrhunderte hinaus Südarabien vor weiteren Invasionen einer gewappneten Macht durch ihr warnendes Beispiel geschützt.

Die Habaschiten, selbst ursprünglich Araber, kamen nicht so wohl als Eroberer, sondern als einwanderndes Volk nach Arabien zurück und allmählich wurden sie zum beherrschenden Element.

Als sie die politische Gewalt an sich gerissen hatten, etwa um 300, beginnt die vierte und letzte Periode der sabäischen Geschichte und mit ihr nochmals eine gewaltige Erweiterung des sabäischen Machtbezirks. Die Könige nennen sich jetzt „Könige von Saba und von Raidan, von Hadhramot und Yemen." Der ganze Yemen war nun sabäisch, ja bis nach Leuke Kome reicht der sabäische Einfluß.

Auch diese Periode ist mit inneren Kämpfen ausgefüllt, die Erhaltung des nur äußerlich zusammengekitteten großen Reiches ist auf die Dauer nicht möglich.

Was diese Zeit für uns aber in besonderem Maße interessant macht, das sind die geistigen Mächte, die nun auf dem alten Boden der mehr als tausendjährigen südarabischen Kultur sich zur Geltung zu bringen suchen.

Nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus waren von den nach allen Richtungen der Windrose sich zerstreuenden Juden auch große Scharen nach Südarabien eingewandert. Es gelang ihnen, bald zu Ansehen und Einfluß zu gelangen. Es lag in der Natur des Judentums, daß sie sich mehr an die handeltreibende Bevölke-

rung der Städte wandte, während die alten Adelsgeschlechter, die herrschende Partei, an der alten, heidnischen Religion festhielten. Mit dem Judentum und dem durch dasselbe neubelebten Erwerbs- und Unternehmungsgeist war eine neue Blütezeit für Südarabien gekommen. Die Himjaren erstarkten wieder und vermochten es, freilich nur für kurze Zeit, der abessynischen Eindringlinge sich zu entledigen und ein neues Reich, ein jüdisch-sabäisches aufzurichten, dessen bekanntester Vertreter der sagenumwobene König Dhu Nuwas ist.

Dieser Einfluß des Judentums wäre nicht verständlich, wenn die Himjaren in ihm nicht einen Rückhalt gegen die immer wieder drohenden Abessynier gesehen hätten und gegen die hinter diesen steckenden christlichen Großmächte Ägypten und Byzanz, welche längst schon nach den Schätzen Sabäas lüstern waren.

Freilich mit Waffengewalt war in Arabien wenig auszurichten, das hatte der klägliche Ausgang der Expedition des Aelius Gallus hinreichend gelehrt. Das Ziel ist aber auf andere Weise erreicht worden, wenn auch nur auf kurze Zeit. Das Mittel dazu war das Christentum. Schon frühzeitig hatte dasselbe von Ägypten aus in Abessynien Eingang gefunden und war von dort aus nach Südarabien getragen worden. Dort trat es bald in Gegensatz zu der dem Judentum ergebenen herrschenden Klasse. Die christliche Legende erzählt bluttriefende Geschichten von den Verfolgungen, denen die Anhänger des Christentums von Seiten der jüdischen Herrscher, besonders des Dhu Nuwas ausgesetzt waren. Mögen diese Berichte auch stark tendenziös gefärbt sein, so viel ist gewiß, daß der Gegensatz ein sehr starker war und daß einem christlichen Eroberer in den unterdrückten südarabischen Christen die tatkräftigste Stütze erwachsen mußte.

So sehen wir in der Tat mit dem letzten jüdischen König Joseph Dhu Nuwas im Jahre 525 das jüdisch-sabäische Reich einem erneuten, diesmal planmäßig vorbereiteten von Byzanz aus unterstützten Ansturm der christlichen Abessynier erliegen. Freilich dauerte die abessynische Herrlichkeit in Südarabien nicht lange; von vier Königen weiß die Überlieferung, nur einer ist bisher inschriftlich bezeugt. Jetzt waren es die heidnisch gebliebenen alten Adelsgeschlechter, die eine Neuordnung der Verhältnisse herbeiführten. Sie riefen die Perser ins Land, die denn auch um 575 die abessynische Herrschaft stürzten, dafür aber freilich eigene Statthalter im Yemen einsetzten. Lange hat auch dieser Zustand nicht gedauert. Kaum

50 Jahre später hat der Islam auch Südarabien in seine Kreise gezogen und unter dem Banner des Propheten ist dann auch bald die ganze arabische Halbinsel zu einem großen durch Rassen- und Religionseinheit natürlich und dauernd gefestigten Reich zusammengefügt worden.

---

## Literatur.

---

Glaser, Ed., Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens von den ältesten Zeiten bis zum Propheten Muhammed. 1889. (Band I [Geschichte] nicht im Buchhandel erschienen).

Die Abessynier in Arabien und Afrika. München 1895.

Hommel, Fritz, Altisraelitische Überlieferung. München 1897.

Der Gestirndienst der alten Araber und die altisraelitische Überlieferung. München 1901.

Aufsätze und Abhandlungen. München 1892, 1900, 1902 passim.

Vier neue arabische Landschaftsnamen im Alten Testament. München 1901.

Das Land der Königin von Saba. Im Augustheft der Deutschen Rundschau, 1901.

Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients. 2. neubearbeitete u. vermehrte Auflage (Handbuch der kl. Altert.-Wissensch. herausg. v. J. v. Müller, III, 1. Abt.) München, C. H. Beck. 1. Lieferung, 1903.

Weber, Otto, Studien zur südarabischen Altertumskunde I, in „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft 1901, I."

Winckler, Hugo, Altorientalische Forschungen. 1. Reihe. S. 24 ff., 195, 337

Mußri, Meluḫḫa, Ma'in in „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" 1897, I. IV.

Das alte Westasien in Helmolts Weltgeschichte, III, 1. Seite 228—248.

Keilinschriften und Altes Testament. 3. Aufl. I. S. 136 ff. Berlin 1901.

# Himmels- und Weltenbild der Babylonier

als

Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker

Von

Dr. Hugo Winckler

Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage

Mit zwei Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

# Der alte Orient.

## Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

## Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 2/3.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also: AO. V 2 S. . . bez. AO. I 1$^{3}$ S. . .

Seit man begonnen hat sich um das Geistesleben der außerhalb der eigentlichen Mittelmeerkultur stehenden Völker zu bekümmern, hat sich immer mehr die Tatsache aufgedrängt, daß die Anschauungen über die nicht unmittelbar sinnlichen Eindrücke, über rein geistige Fragen, in einer merkwürdigen Weise übereinstimmen. Je mehr man von den Überlieferungen namentlich noch reiner Naturvölker sammelte, um so auffälliger traten diese Übereinstimmungen hervor, und es ist heute Gemeingut des Volkswissens, daß die Sintflut-Sage sich so ziemlich über den ganzen Erdball verbreitet findet, wenigstens bei allen Völkern, die überhaupt eine Anschauung und Überlieferung über die Dinge der nur sinnlichen, unmittelbaren Umgebung hinaus entwickelt haben. Dem Kenner der verschiedenen Mythologien und sonstigen Lehren primitiver Völker über den Ursprung der Dinge und die Ordnung des Weltalls ist es kaum noch auffällig, wenn er an ganz entgegengesetzten Punkten der Erde dieselbe Sage nicht nur dem Grundgedanken sondern auch der Einkleidungsform nach wiederfindet, und wenn namentlich, wie häufig oder fast gewöhnlich der Fall, der in der einen Überlieferung scheinbar bedeutungslos oder sogar unverständlich gewordene Zug durch die bei einem anderen Volke erhaltene Wendung seine Erklärung und Begründung findet, sodaß erst die Zusammenstellung beider das Erfassen des eigentlichen Sinns ermöglicht. Diese Tatsache ist so gewöhnlich und zwingt sich selbst der oberflächlichen Betrachtung so nachdrücklich auf, daß auch die weitgehendste Zweifelsucht sich ihr nicht verschließen kann. Um so schwieriger gestaltet sich aber die Frage nach der Erklärung solcher Erscheinungen, die den gewöhnlichen Vorstellungen von der Stellung unserer eigenen Kultur zum übrigen Erdenball rätselhafter erscheinen müssen als der naiven Anschauung von der Ableitung des Menschengeschlechts von Noahs drei Söhnen.

Eine Betrachtung des Geisteslebens der Naturvölker in diesem Zusammenhange verdanken wir in erster Linie dem unermüdlichen

Sammelfleiße und der tief eindringenden Betrachtungsweise A. Bastian's. Von ihm rührt auch die Erklärung her, welche für die merkwürdigen Parallelerscheinungen bis jetzt hat dienen müssen und nach dem Standpunkte der Wissenschaft allein dienen konnte. Wenn gleiche Anschauungen bei den Völkern unseres Kulturbereichs, bei den altorientalischen und klassischen wie bei ostasiatischen, der Bevölkerung der Südsee und Amerikas — und zwar den alten Kulturvölkern Mittel- und Südamerikas wie den Stämmen des Nordens — sich fanden, so konnte man nach den Vorstellungen, die man sich über die Zusammenhänge oder besser den Mangel an Zusammenhängen zwischen allen diesen Völkern bis jetzt noch machen muß, zunächst nur eine Erklärung auf Grund der Voraussetzung einer natürlichen Entwicklung menschlicher Vorstellungen zulassen. Es konnte sich dann nur um eine Weiterbildung der dem Menschen angeborenen Grundlagen seines Denkens und seiner geistigen Bedürfnisse, also um gleichartige Erzeugnisse allgemein menschlicher Voraussetzungen handeln. Wie der Mensch gewisse materielle Bedürfnisse in zwar dem Klima und den sonstigen Voraussetzungen seines Landes angepaßter, aber doch im Wesen gleicher Weise befriedigt und so seine Kultur in materieller Hinsicht ausbildet, so hätte man sich den gleichen Entwicklungsgang auch in geistiger Hinsicht zu denken. Bastian nannte das die Völkeridee.

Das würde auch genügen, um die Gemeinsamkeit vieler Vorstellungen zu erklären, namentlich soweit diese durch die umgebende Welt selbst an die Hand gegeben werden. Sehr bedenklich wird eine solche Annahme aber schon, wenn nicht der Gedanke selbst, sondern sein Ausdruck, wenn die Form gleichartig erscheint [1], und sie kann nicht mehr zur Erklärung ausreichen, wenn diese Form gar nicht das Wesen der Sache selbst trifft, wenn sie von den natürlichen Erscheinungen ihrer jetzigen Heimat, die sie erklären soll, nicht mehr hervorgerufen sein kann, ja vielleicht im Widerspruch zu ihnen steht. Am deutlichsten wird das vielleicht, wenn wir die Mythologie und Sage heranziehen. Daß der „gute Geist“ und der „böse Geist“ als Gottheiten des Lichtes und der Finsternis, der Ober- und Unterwelt erscheinen, kann leicht als Völkeridee begriffen werden. Wenn aber beispielsweise die oberste Gottheit, der „Allvater“, die Eigen-

1) Man vergleiche das S. 20 Anm. gegebene Beispiel des mexikanischen Kalenders, der in sich selbst unerklärbar, seine Erklärung im babylonischen System findet. Wer hier selbständige Entstehung („Völkeridee“) annimmt, muß deren Betätigung die Sicherheit einer mathematischen Formel oder einer Maschine zuschreiben.

schaften einer Mondgottheit in einer Mythologie zeigt, die ihn gar nicht als Mond kennt, sondern sein Wesen mit ganz anderen Erscheinungen in Zusammenhang bringt, so muß man von der Völkeridee absehen und kann nur noch die Entlehnung, die Herübernahme aus einer anderen Mutter-Mythologie, annehmen. Daß die Jahreswende Gegenstand einer Festfeier wird, ist in natürlichen und allgemein menschlichen Voraussetzungen begründet; wenn sie aber überall als Narrenfest begangen wird, wo die „verkehrte Welt" gespielt wird, wenn man einen Narrenkönig, gefahren in einem auf Räder gesetzten Schiffe, dem car naval, zum Herren des Festes wählt und allerhand Mummenschanz treibt, so wird auch bei weitestgehender Ausdehnung der Völkeridee eine Ableitung aus den allgemeinen Voraussetzungen zur Unmöglichkeit.

Eine bezeichnende Eigenschaft aller Mythologien und sonstigen Legenden führt auf die Spur der gemeinsamen Mutter. Überall ist es möglich, die Beziehung der einzelnen Lehren auf die Bewegung der Gestirne nachzuweisen. Der Ursprung der Mythen ist also astral und wie groß auch die Verschiedenheit der Einkleidungsformen im einzelnen sein mögen, immer ist zu erkennen, daß demjenigen, welcher ihnen ihre Form verliehen hat, dem Dichter, noch die Beziehung seiner Lehre zu den Erscheinungen des Sternenhimmels mehr oder minder klar gewesen ist.

Die Mythologie ist den ersten Kulturstufen der Menschheit Religion d. h. die Erklärung des Weltalls mit allen seinen sinnlichen und übersinnlichen Erscheinungen, die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung und Wesen der Dinge. Die Religion ist aber durchaus nicht bei allen Völkern Gestirnreligion, im Gegenteil setzt diese letztere bereits eine hoch entwickelte Kulturstufe voraus. Die Beobachtung der Gestirnbewegungen und ihre Ausbilduug zu einer besonderen Wissenschaft und Lehre, wie sie Vorbedingung für eine darauf gegründete Religion als Lehre vom Weltall ist, kann nur an den Mittelpunkten großer Kulturen entwickelt werden und in langen Zeiträumen das Ergebnis des Fleißes von Generationen und eigens dazu bestellten Pflegern bilden. Ein Menschenleben reicht nicht aus, um Beobachtungen am Gestirnumlauf zu machen, welche gestatteten, ein System darüber aufzustellen, das z. B. sich Rechenschaft — sei sie welcher Art sie wolle — über Mond- und gar Sonnenfinsternisse gäbe.

Eine nur oberflächliche Betrachtung der meisten Religionen zeigt zudem einen inneren Widerspruch. Der astrale Gehalt ihrer Mythen

und Lehren, das ganze Weltsystem in seiner tief durchdachten und verwickelten Durchbildung verträgt sich nicht mit der ganzen Kulturstufe des Volkes und entspricht in keiner Weise den gebräuchlichen Kultformen und volkstümlichen Vorstellungen von Göttern und Welt. Auch das zwingt wieder zu der Erklärung der höheren astralen Lehren als einer Entlehnung von anderswo, zu der Annahme, daß die Vorstellungen einer höheren Kulturstufe denen eines tieferstehenden Volkes aufgepfropft und mit ihnen nur ausgeglichen sind, ohne daß eine vollständige Umwälzung der Vorstellungen stattgefunden hätte. Eine entsprechende Erscheinung zeigt sich auch auf dem Gebiete unserer eigenen Kultur. Es ist bekannt, wie das Christentum im Abendlande bei seiner ersten Verbreitung mit den vorgefundenen heidnischen Kulten und Vorstellungen hat rechnen müssen, und wie namentlich in Sitten und Gebräuchen bis auf unsere Zeit Vieles der rein geistigen Religion Widerstand geleistet hat. Das bekannteste Beispiel ist wohl die deutsche Form der Feier des Weihnachtsfestes.

Einen solchen Widerspruch zeigt schon im alten Orient die ägyptische Religion. Die Gestalten ihrer Götter mit ihren Tierköpfen und den als Gottheit verehrten Tieren: Stier, Affe, Krokodil, Nilpferd u. s. w., sind Vorstellungen einer anderen Kulturstufe als die ist, welche in den Tempellehren und in der Wissenschaft der Ägypter zum Worte kommt. Dieser Widerspruch ist bereits dem klassischen Altertum zum vollen Bewußtsein gekommen und hat Veranlassung zu gleichem Spotte gegeben, wie sie rein rationalistische Aufklärung wohl auch an Formen unserer Kulte geübt hat, denen sie ebenso wenig historisches Verständnis entgegenbrachte, wie der Grieche und Römer dem alten Orient. Ein anderes Beispiel zeigt die mexikanische Religion, deren grauenhafte Götterfratzen und teilweise scheußliche Kultbräuche (Menschenopfer) nicht aus derselben Wurzel entsprossen sein können, wie die hoch entwickelte Kalender- und Himmelswissenschaft, ja die Götterlehre selbst, von der die Inschriften und Bücher zeugen.

Der Ursprung einer Welten- und Götterlehre, welche auf die Gestirne gegründet ist, kann nur dort gesucht werden, wo eine Gestirnreligion bezeugt ist, und wo die Astronomie eine dementsprechende Pflege und Entwicklung gefunden hat. Die Wiege der Astronomie ist aber nach einer nie verloren gegangenen Überlieferung das alte Babylonien gewesen. Das klassische Altertum hat das durch die Alexandrinische Wissenschaft noch anerkannt und die Abzweigung

nach den Kulturländern des Ostens — Indien und China — ist gleichfalls durch die neueren Feststellungen außer Zweifel gesetzt. Ebenfalls in Babylonien, dessen Lage zugleich einer Ausstrahlung nach Osten wie nach Westen am günstigsten ist, haben wir aber auch das Land der eigentlichen und ausgesprochenen Gestirnreligion. Dem Babylonier offenbart sich jeder Gott und jede im Weltenall und dem Wirken der Natur sich betätigende Kraft in den Gestirnen. Die Hauptgötter, welche den Namen der betreffenden Gestirne selbst führen, sind ihm Mond und Sonne, sowie die fünf Planeten. Seine ganze Anschauung vom Walten der Götter und von deren Wirksamkeit im übrigen Weltenall, in den Erscheinungen des Naturlebens, ist auf die Lehre gegründet, daß die Götter sich sichtbar vornehmlich in den Gestirnen offenbaren.

Die Feststellung der babylonischen Himmels- und Götterlehre liefert daher den Schlüssel zu den Mythologien und Sagen aller Völker, soweit diese überhaupt ein festes in sich geschlossenes und tiefer durchdachtes System zeigen. Diese Annahme steht, wie gesagt, vorläufig noch in starkem Widerspruche zu den Vorstellungen, die sich der moderne Mensch von dem Werdegang der Kultur vor der Entdeckung der „neuen Welt" macht. Die Tatsache läßt sich aber nur verkennen, wenn man die Augen absichtlich schließt und überhaupt vermeiden will, den Grund der Erscheinung zu erforschen. Wie die Wanderung und Ausbreitung stattgefunden hat, liegt vorläufig für uns, wenigstens betreffs eines großen Teiles des Erdenballs, im Dunklen. Eine nur geringe Überlegung fügt freilich sofort hinzu, daß wir auch von allen übrigen Fragen über die Vergangenheit derselben Länder nichts wissen, daß unser Nichtwissen aber wissenschaftlicher Betrachtungsweise nicht die freilich vom Kulturmenschen gern angemaßte Berechtigung gibt, ein Nichtvorhandensein zu folgern. Die Wiedererschließung des alten Orients zwingt uns, die Vorstellungen von Weltgeschichte, in denen der heutige Kulturmensch noch aufgewachsen ist, völlig umzugestalten. Das leuchtet auf den ersten Blick ein, wenn man die bloßen Zeiträume vergleicht. Die altorientalische Geschichte beginnt schon jetzt für uns um etwa 3000 v. Chr., das bedeutet eine Verschiebung des Anfanges der Kenntnis von unserer Kultur um das D o p p e l t e. Mit anderen Worten heißt es, daß der frühere Anfang — die Kindheit des Hellenentums — jetzt in die Mitte zu liegen kommt. In gleicher Weise werden wir aber auch unsere Vorstellungen über die Bedeutung des R a u m e s in der Geschichte umzugestalten haben. Der Verkehr

und die Berührungen der Völker erscheinen uns noch immer als Errungenschaften unserer modernen Kultur. Die Formen und Mittel dieses Verkehrs mögen neu sein, wie die technischen Errungenschaften unserer Zeit. Das Altertum hat aber seinerseits mit seinen unvollkommenen technischen Werkzeugen Leistungen geschaffen, vor welchen die Neuzeit ebenso als vor Rätseln steht, wie europäischer Gewerbefleiß die Überlegenheit der ostasiatischen Kulturen und oft unzivilisierter Völker in Einzelleistungen anerkennen muß. Wenn die ausgebreitete Kenntnis der Naturvölker und eine vorurteilslose wissenschaftliche Würdigung ihrer Leistungen und Begabung durch die Ethnologie den Europäer längst nicht mehr in dem Lichte der Selbstverherrlichung erscheinen läßt, in der sich der Durchschnittsmensch von heute wohl noch immer unter der Nachwirkung des engen Gesichtskreises früherer Zeit gefällt, so findet diese ethnologische Betrachtungsweise ihrer Ergänzung und Bestätigung durch die den Werdegang aller Völker und besonders eines früher unbekannten und ungeahnten Altertums in Anschlag bringende historische Betrachtungsweise.

Der Horizont der „Weltgeschichte“ war bisher zeitlich der von etwa dem 6. vorchristlichen Jahrhundert bis auf die Neuzeit, und räumlich der der klassischen und modernen westeuropäischen Völker. Eine wirkliche Kenntnis auch nur des mittelalterlichen Orients hat es nie gegeben, selbst heute gibt es keine wissenschaftliche Verarbeitung des Islams, welche dessen Rolle gegenüber dem mittelalterlichen Europa und überhaupt in der Entwicklung der Menschheit zu würdigen ermöglichte. Noch nicht einmal ein Anfang ist damit gemacht. So beschränkt also die Welt dieser „Weltgeschichte“ zeitlich und räumlich ist, so falsch mußte auch die Vorstellung werden, die sie über die Bedeutung von Raum und Zeit in der Entwicklung des Menschengeschlechtes hervorrief. Wie irrig der Grieche und Römer über die früheren Kulturvölker und über die „barbarische“ zeitgenössische Welt dachte, ist bekannt. Auch der moderne Durchschnittseuropäer steht aber — den veränderten Verhältnissen entsprechend — auf einem vielleicht nicht höheren Standpunkt.

So wird auch der Vorurteilslose und der Belehrung Zugängliche staunend fragen, wie man es sich erklären soll, wenn Theorien, welche das Babylonien des 4. und 3. vorchristlichen Jahrtausends entwickelt hat, sich bei den Slaven des 12. nachchristlichen Jahrhunderts wiederfinden, in einer Zeit, wo die altorientalische Kultur seit zwei Jahrtausenden den Schlaf unter ihren Ruinenhügeln schlief;

wie man sich die Wanderungen gar zu den Völkern der „neuen Welt“ denken soll, wo noch in unseren Tagen Legenden gesammelt werden, und wo eine astronomische Wissenschaft und Kalenderlehre sich finden, für welche der gleiche Ursprung nicht bezweifelt werden kann. Die Erklärung, die Feststellung des Weges und der Mittel der Entlehnung ist uns vor der Hand versagt, die Tatsache selbst steht fest. Der menschliche Geist ist in den Geisteswissenschaften leicht geneigt, Dinge zu bezweifeln, die ihm in ihren Zusammenhängen nicht klar sind. Die Technik und Naturwissenschaft können durch den Augenschein und den Erfolg den Beweis der Wahrheit führen. Begriffen aber ist das Wesen der Elektrizität auch noch nicht, und die Entfernungen und Zeiträume, welche die Astronomie lehrt, faßt ebenfalls keine menschliche Vorstellungskraft. Auch die geschichtliche Betrachtung der Welt und der Menschheit wird darum einmal sich von den Tatsachen belehren lassen müssen, daß im ganzen weiten All Kräfte wirksam gewesen sind, welche der auf dem geistigen Gesichtskreis der französischen Revolution beruhende und bis ins 20. Jahrhundert hinüber gerettete Rationalismus noch nicht erfaßt hatte.

Das muß vorausgeschickt werden, um die Bedeutung zu veranschaulichen, welche die Kenntnis gerade der babylonischen Kultur für eine geschichtliche Auffassung des Entwicklungsganges der Menschheit hat. Ist bereits die politische Geschichte der Euphratländer ein wichtiger Teil dessen, was man unter Weltgeschichte verstehen muß, so wird in dem geschilderten Zusammenhang die Wichtigkeit der babylonischen Religion und ihrer Vorstellungen für alle noch nicht von der modern-europäischen oder der christlichen Weltauffassung berührten Völker klar.

Religion im Sinne des Orients ist die Erklärung alles dessen was ist, also eine Weltauffassung. Wenn die Weltanschauung aller Völker, welche überhaupt angefangen haben, sich Rechenschaft über ihr und ihrer Umgebung Dasein zu geben, von der babylonischen berührt worden ist, so kommen wir schließlich dazu, innerhalb der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit überhaupt nur zwei Weltanschauungen zu unterscheiden: die altbabylonische, deren Wesen uns hier beschäftigt, und die moderne, empirisch-naturwissenschaftliche, welche erst in der Entwicklung begriffen ist, und mit der alten auch noch auf manchen Gebieten des modernen Gesellschaftslebens im Kampfe liegt.

Weltanschauung und Religion ist für den alten Orientalen eins,

die Religion offenbart ihm durch die Götter und in ihrem Walten alle Rätsel der sinnlichen und übersinnlichen Welt. Wenn aber die babylonischen Götter sich hauptsächlich in den Sternen verkörpern, so ist damit schon der Himmel und sein Bild als das große Buch gegeben, aus welchem der babylonische Priester die Erklärung aller an den Menschen herantretenden Fragen herausliest. Es ist bekannt, daß die Astrologie bis zum Siege der modernen Weltanschauung die Schwester der Astronomie gewesen ist. Besser muß man sagen: beide sind ursprünglich eins gewesen, denn die Astrologie ist die Anwendung der Beobachtung der Gestirne auf alle übrigen an den Menschen herantretende Fragen. Das Wissen ist dem naiven Menschenempfinden nicht Selbstzweck, nur angewandte Wissenschaft hat ihm Wert. Wenn man die Sterne beobachtet, so geschieht es, um aus ihnen zu erfahren, was sich auf der Erde vollziehen wird. Denn da die Sterne die sichtbare Offenbarung der Götter sind, so kann man aus ihren Bewegungen das Verhalten der Götter, als der das Weltall regierenden Mächte erschließen, und danach bestimmen, was geschehen muß. Die Astrologie ist also in diesem Sinne nicht nur kein Aberglaube, sondern sie ist die grundlegende Wissenschaft, die Wissenschaft der Wissenschaften, welche die Grundlage und den Ausgangspunkt alles menschlichen Erkennens bildet und die ersten wie letzten Fragen zu lösen befähigt. An die Gestirne als die Verkünder des göttlichen Willens und Waltens hat unter der Nachwirkung dieser Vorstellung die Menschheit bis zum Anbruch der neuen Zeit geglaubt, erst die Entdeckungen eines Copernicus und Keppler haben die Herrschaft der Astrologie gestürzt — ein Beispiel, wie lange die babylonische Weltanschauung lebendig geblieben ist.

Götter-, Himmels- und Weltenlehre sind auf diese Art für die babylonische Auffassung eins. Es wäre völlig falsch, in ihren Göttern nur die Gestirne — Mond, Sonne, Planeten u. s. w. — zu erblicken. Die Gottheit ist auch ihnen eine geistige Macht, die sich nur in den einzelnen Teilen der Schöpfung, im Walten der Natur, und in allen Erscheinungen der sinnlichen Welt offenbart. Die Gestirne sind diese vornehmlichste Offenbarung, nicht aber die Gottheit selbst oder allein. Die vielfältigen Kultformen und Göttererscheinungen mit ihren zahllosen Namen, wie sie an den verschiedenen Orten verehrt werden, werden doch immer auf dieselben Grundbegriffe zurückgeführt und in Wahrheit sind es nur wenige Naturmächte oder Gottheitsbegriffe, die immer wieder in diesen vielfältigen Götterpersonen verkörpert

sind. Ein schönes Beispiel hierfür liefert die Erklärung, welche eine assyrische astronomische Tafel, im 7. Jahrhundert v. Chr. geschrieben, von dem Wesen der Götter und ihrer Verkörperung in den Planeten gibt. Wie wir noch sehen werden (S. 22), sind die vier Planeten: Mercur = Nebo, Juppiter = Marduk, Mars = Ninib, Saturn = Nergal. Die Tafel erklärt nun:

„Wenn der Stern des Marduk-Juppiter im Aufgehen ist (d. h. niedrig am Horizonte steht), ist er Nebo; wenn er [Zahl abgebrochen] Doppelstunden („Stundenbogen") hoch steht, ist er Marduk; wenn er in der Mitte des Himmels steht („culminirt"), ist er der Nibiru (d. h. der Durchgang, der Gott, welcher durch die Mittagshöhe geht, d. i. ebenfalls ein Name Marduks und der Planeten überhaupt)".

Der Planet Juppiter ist und bleibt der Juppiter, er mag hoch oder tief am Himmel stehen. Der Text hat daher den Erklärern große Schwierigkeiten verursacht, und doch ist seine Deutung sehr einfach, wenn man das geistige Wesen der babylonischen Gottheiten erkannt hat. Es steht nicht etwa da: Der Planet Marduk-Juppiter ist der Planet Nebo-Mercur, sondern: der Stern des Gottes Marduk ist der Gott Nebo und der Gott Nibiru. Der Sinn ist also: je nach der Stelle, welche der Planet am Himmel einnimmt, offenbart sich in ihm eine andere Macht und wirkt er mit einer anderen Kraft. Die weitere Vorstellung, welche zu Grunde liegt, wird uns noch klar werden.

Die göttliche Macht ist also nicht mit dem Weltenkörper gleichbedeutend, in dem sie sich wirksam zeigt. Sie besteht unabhängig von ihm und äußert sich auch in andern Erscheinungen des Weltalls. Zunächst am Himmel und an der Erde selbst, dann aber auch in den einzelnen Erscheinungen und Gegenständen der Natur. Den einzelnen Göttern gehören ihre Teilerscheinungen; Tiere, Metalle, Steine, Bäume, kurz alles was geschaffen ist, stellt eine Offenbarung des göttlichen Wesens dar, von dessen Kraft ihnen etwas inne wohnt, und die ihnen deshalb gehören, ihnen „heilig" sind.

In erster Linie sind es aber stets die Himmelserscheinungen, welche das göttliche Walten erkennen lassen, und die Himmelskunde ist daher die Grundlage des ganzen Systems, in welches der Babylonier seine Anschauung von einer göttlichen und einheitlichen Weltordnung gebracht hat. Als Hauptzug dieses Systems kann man wohl den Zweck des Nachweises der Harmonie, der regelmäßigen und zweckmäßigen Anordnung des Weltganzen ansehen. Die Weltordnung ist nach wenigen bestimmten Grundgesetzen bestimmt, deren Wirksamkeit sich in allen Einzelerscheinungen des Weltalls und der

Erde, im großen und größten, wie im kleinen und kleinsten wiederholt, gerade so wie dieselben Gottheiten immer wieder wirksam sind. So erscheint jeder selbständige Teil der Schöpfung wieder als ein Abbild des größeren Ganzen, er ist nach denselben Grundsätzen geordnet und eingeteilt, und in ihm wirken und verkörpern sich dieselben göttlichen Kräfte, wie es schon das Beispiel unseres astronomischen Textes zeigt.

Das System besteht also darin, daß es dieselben Erscheinungen, die gleichen Gesetze und Kräfte, in allen den verschiedenen Teilen und Unterteilen wiederfindet, und daß ihm ein jeder Teil des Weltalls ein Spiegelbild des andern oder des ganzen ist. Auf die Erde und ihre Teile übertragen heißt das, daß ein Land, als eine gottgewollte — wir würden sagen natürliche — Einheit auch am Himmel und im Weltenraume sein entsprechendes Spiegelbild haben muß. Wie dort oben in seinem Teile ein Gott waltet, so hat dieser sich auch das entsprechende irdische Land zu seinem Sitze erkoren und bestimmt alles, was darin geschieht, als ein rechter Landesherr (belu, kanaanäisch-hebräisch ba'al). Es ist Aufgabe der Geographie und der politischen Einteilung des Landes, die irdischen Verwaltungsbezirke mit den am Himmel vorgezeichneten in Einklang zu bringen; die Gaue oder Provinzen müssen den einzelnen Einteilungen des Himmels entsprechen, die Landeshauptstadt als Wohnsitz des Gottes entspricht der Stelle des Himmels, wo der Gott seinen Sitz hat und führt denselben Namen. Die babylonischen Städte, welche Sitze der großen Götterkulte sind, finden sich ebenso wie ihre großen Tempel am Himmel wieder, der irdische und der kosmische Ort sind Spiegelbilder, Verkörperungen desselben kosmischen Begriffes. So gibt es am Himmel ein Babylon, ein Eridu, die großen Tempel führen ihren Namen von dem kosmischen Orte oder Begriffe, den sie auf Erden darstellen: Sagila als Tempel Marduks in Babylon, der „Länderberg" als der Bels. Am Himmel gibt es einen Euphrat und Tigris, eine Unterwelt, einen Ozean und ein Luftreich, wie es dort oben ein Festland gibt, das zwischen diesen beiden liegt.

Die Einteilung erfolgt nach verschiedenen Schemen, deren jedes einen bestimmten Einteilungsgrundsatz in den Vordergrund stellt, ohne dabei aber die übrigen zu verwerfen. Wenn man sich als Sitz der Pflege einer bestimmten Theorie je einen der großen Tempel in demselben Sinne vorstellt, wie die griechische Philosophie ihre einzelnen Schulen hatte, oder wie etwa bei uns eine Universität die

theoretische Wissenschaft pflegt, so muß man sich bei dem Streben nach Harmonie und bei dem ganzen Charakter der orientalischen, sich leicht in kabbalistische Deuteleien verlierenden Lust am Spielen mit Worten und Gedanken, vorstellen, daß auch das von einem bestimmten Tempel bevorzugte Einteilungssystem diejenigen Gesichtspunkte in den Vordergrund rückte, welche dem Wesen seines Gottes entsprachen. Dabei werden die Rechte der andern nicht geleugnet, im Gegenteil ist es die Aufgabe des Systems, seine Berechtigung und Richtigkeit dadurch nachzuweisen, daß es sich auch den übrigen einfügt, wie der Gott seiner Pflegestätte zur Erhaltung des Gleichgewichts im Weltenall nötig ist. Kein System oder keine Einteilungsmethode will für sich allein bestehen, sie beweist im Gegenteil die Berechtigung aller durch den Nachweis, wie man von einem zum andern gelangt und wie alles zu einem harmonischen Ganzen ineinander greift wie das Räderwerk einer Maschine.

Es wird anzunehmen sein, daß dieses kunstvolle System nicht das Erzeugnis eines Kopfes und einer Pflegestätte ist, es muß wie jede Weltanschauung und Kultur, die für größere Gebiete gilt, geschichtlich geworden und aus dem Widerstreite verschiedener Kulturen und den Bestrebungen sich bekämpfender oder unterstützender Kultstätten allmählich hervorgegangen sein. Dieses Werden haben wir hier nicht zu verfolgen, können es auch mangels aller Anhaltspunkte noch nicht. Wir haben nicht die einzelnen Strömungen und Meinungsverschiedenheiten, sondern im Gegenteil das Gemeinsame, die Weltanschauung als Ganzes zu betrachten. Zweifellos hat sie sich in den Köpfen der Denker des alten Orients nicht weniger verschieden dargestellt und ist auch dort nicht weniger der Gegenstand von Angriffen und Weiterbildungsversuchen von tiefer gehenden Forschern gewesen — der Orient hat in seiner Entwickelung ebensowenig je still gestanden, als irgend ein Volk und als Gewordenes je aufhören kann, dem Naturgesetz des Werdens und Vergehens zu gehorchen — darüber werden wir aber kaum jemals näheres feststellen können, können es zum mindesten mit unseren Mitteln noch nicht.

Am besten veranschaulicht sich vielleicht das Wesen dieser Weltanschauung durch die Zahlentheorie, die es aufgestellt hat, und die uns aus ihr in derselben Weise entgegentritt, wie sie die pythagoräische Lehre — in allem ein Kind des Orients — herübergenommen hat. Nicht zum wenigsten daraus ist wohl auch gerade die Betonung der Zahlenlehre in der Überlieferung über Pythagoras zu erklären,

weniger daraus, daß diese Sekte — diese Organisationsform ist wieder orientalisch — die Zahlentheorie allein ausgebildet hätte.

Die Zahl ist ebenso wie jede Erscheinung der stofflichen und geistigen Welt[1] Ausfluß göttlichen Wirkens, auch in ihr offenbart sich das Walten der Gottheit, sie ist deshalb auch vom Himmel vorgeschrieben und von dort auf die Erde übertragen. Im Gegensatz zu unserer modernen, noch weit von der Entwickelung einer abgeschlossenen Weltanschauung entfernten Wissenschaft, sieht man auch hieraus wieder, wie der alte Babylonier nicht zahllose auseinander drängende oder neben einander herlaufende Wissenschaften kennt, sondern wie er alles aus einer Wurzel ableitet. Die Zahlenlehre, die Mathematik, ist ebenfalls ein Teil der am Himmel offenbarten Wissenschaft, deren Kenntnis die Menschheit der vom Gotte ihr gewordenen Überlieferung verdankt. Nicht Forschung, sondern Erhaltung oder höchstens Wiedererringung des etwa verloren gegangenen oder durch die Überlieferung getrübten, ältesten Wissens ist Aufgabe der Wissenschaft, denn der Höhepunkt menschlicher Vollkommenheit und menschlichen Wissens war naturgemäß die Offenbarung der Wissenschaften durch den Gott — Thot der Ägypter, welcher dem babylonischen Nebo entspricht.

Allgemein bekannt und teilweise noch lebendig ist der Glaube an die „Heiligkeit" gewisser Zahlen. Namentlich die Drei und Sieben, auch die Dreizehn haben ihre Bedeutung noch immer im Volksbewußtsein in einer Weise bewahrt, daß sich niemand ihr ganz entziehen kann. Es ist aber falsch, daraus eine Bevorzugung gerade dieser Zahlen oder eine irgendwie mystische oder aus natürlichen Voraussetzungen durch Gewohnheit gewordene Ursache zu folgern. Der Glaube ist ein Überbleibsel der altorientalischen Lehre, welche den göttlichen Ursprung, also die Heiligkeit aller Zahlen lehrt und sie am Himmel und in der Organisation des Weltalls offenbart findet. Je nach den verschiedenen Einrichtungen eines Landes, den Bestimmungen einer Gesetzgebung, also örtlich und zeitlich verschiedenen, wird die eine oder andere Einteilungsweise bevorzugt und die betreffende Zahl spielt demnach bei dem in Betracht kommenden Volke eine besondere Rolle. An und für sich tritt also keine hervor, die Erscheinung von „heiligen" Zahlen ist nicht aus irgend welchen

1) Auch die Sprache, das Wort und die Schrift wird von dieser Wissenschaft so behandelt (vgl. S. 42 Anm. 2); also die Grundsätze der Sprachwissenschaft und Philologie wie die der Mathematik sind dem allgemeinen Systeme eingeordnet, wie die von „Mineralogie", „Botanik" u. s. w. (S. 11).

„abergläubischen" Vorstellungen zu erklären, sondern sie geht auf die altbabylonische Wissenschaft, in erster Linie die Himmelseinteilung zurück. So die Drei, deren Bedeutung wir kennen lernen werden, die Sieben, welche als Zahl der Wochentage schon ihren aus der Bewegung der Gestirne entnommenen Charakter zeigt, bei anderen Völkern die Neun (Perser, Edda, auch Rom: nundinae, und Araber) u. s. w. Immer ist der Ursprung der Anschauung also historisch als Entlehnung zu erklären, nicht aus allgemein menschlichen Anschauungen oder Gefühlsregungen.

Sobald man imstande war, wieder einen Keilschrifttext zu enträtseln, mußte man die Beobachtung machen, daß in der gebräuchlichen Schreibweise der Zahlen zwei Systeme durcheinandergingen, das sexagesimale und das Dezimalsystem, das auch wir von den Arabern übernommen haben. Die nächstliegende Annahme war, das Sexagesimalsystem den Sumerern zuzuschreiben, als dem älteren Volke und das Dezimalsystem in Übereinstimmung mit den Zahlwörtern der semitischen Sprachen für semitisch, also für später zu halten. Wir können jetzt klar genug sehen, um wenigstens zu erkennen, daß auf jeden Fall beide Systeme weiter über die Zeit hinaufreichen, die wir überhaupt als geschichtlich kennen. Der Gebrauch der dezimalen Schreib- und Rechnungsweise wird in der Tat jünger sein, seine Durchführung mag auch durch die Übereinstimmung mit semitischem Sprachgebrauch befördert worden sein: das ganze Wesen altbabylonischer Mathematik setzt aber die Durchführung des einen wie des andern schon in ältester Zeit voraus.

Von beiden ist übrigens das Sexagesimalsystem dasjenige, welches dem freien Rechnen ohne Zuhilfenahme der Schrift die größeren Vorteile gewährt, die Dezimalrechnung ist eine papierne Kunst, während die andere die Vorzüge einer größeren Anzahl von Teilen gibt: 2, 3, 4, 5 und namentlich 12. Es stellt sich daher sofort als besonders geeignet dar, um das Wesen babylonischer Welterklärung, die Harmonie im großen wie im kleinen zu veranschaulichen, und es liegt im wesentlichen der babylonischen Himmelseinteilung zu Grunde, von der es abgeleitet wird.[1]

Es besteht darin, die Zahl 60 als die größte Einheit in demselben Sinne zu fassen, wie es mit der Zehn im Dezimalsystem der

1) Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß diese Ableitung durch die babylonische Wissenschaft nichts für die wirkliche Entstehung, beweist. Diese Frage behandeln wir hier nicht (S. 8f.), sondern schildern nur die babylonische Auffassung.

Fall ist. Beim Schreiben mit Ziffern multipliziert je die vorhergehende Stelle wie hier mit 10 so dort mit 60. Die zunächstliegende Ziffer ist dabei die 1. An letzter Stelle bedeutet diese 1, vor 1 bis 59 erhält sie den Stellenwert sechzig, die 1 bis 59 sind also ebenda $= 1 \times 60$ bis $59 \times 60$, die Stelle vor diesen würde den Lautwert von $60 \times 60 \times 60$ haben, nur daß diese praktisch kaum noch vorkommt, denn da $60 \times 60$ — geschrieben als 1 vor folgenden 1 bis 59 — bereits 3600 ist, führt eine dieser 3600 vorgesetzte 59 schon zu Zahlen, welche in einem praktischen Gebrauche kaum vorkamen, also höchstens Rechenkunststückchen dargestellt haben würden. Die 60 führt als solche Rechnungseinheit den Namen schuschu (gräzisiert Sossos), die 3600 schar (Saros). Das Hineinspielen des Dezimalsystems hat dabei zur Einführung einer Zwischenstufe, dem ner (Neros) von $600 = 60 \times 10$ geführt[1].

Die beiden Grundzahlen des Sexagesimalsystems[2] sind neben der 1 die 5 und 12. Sie treten uns als solche in der Zeiteinteilung entgegen, die wiederum auf der Einteilung des Himmels beruht. Denn da die Zeiten durch den Umlauf der Gestirne bestimmt werden, so sind sie auch am Himmel vorgezeichnet und Ergebnisse des göttlichen Waltens. Bei dieser Ableitung wird aber die Zeit- zu einer Raumeinteilung, denn die Längenmaße werden ebenfalls von den entsprechenden Wegen der Gestirne abgeleitet und sind bei Zugrundelegung der gleichen Einheiten ein Spiegelbild der Zeiteinteilung.

So zerfällt der Weg der Sonne in 12 Abteilungen, die 12 Tierkreisbilder, in deren jedem die Sonne einen Monat lang steht, so daß das Jahr 12 Monate hat. Der Jahresumlauf der Sonne ist ein Kreislauf, ebenso der scheinbare Tagesumlauf. Dieser ist also ein Spiegelbild des Jahres und wird dementsprechend in 12 Unterabteilungen geteilt, kaspu genannt, also einer Doppelstunde entsprechend. Die Doppelstunde hat sich erhalten in der Einteilung des Kreises, welchen das Zifferblatt unserer Uhr darstellt, in 12 Abteilungen. Diese bedeuten also ursprünglich Doppelstunden, nicht unsere einfachen Stunden. Die 12 Teile zerfallen wieder jeder in

---

1) Lateinisch sexcenties als allgemeine große Zahl, statt unsers „tausend", erklärt sich hieraus. Der Babylonier wünscht natürlich auch dezimal „tausendmal" Heil.

2) Es liegt zu Grunde unserem Dutzend, der Einteilung eines ehemaligen deutschen Groschens in 12 Pfennige (englisch 1 shilling zu 12 pence), dem Schock zu 60 Stück, aus dem die Mandel zu 15 Stück sich als der vierte Teil ergibt (15 die Hälfte des 30tägigen Monats, Idus s. unten S. 23).

5 — die andere Grundzahl — Doppelminuten. Diese sind als himmlisches Maß gegeben durch die überlieferte Beobachtung der Babylonier, daß die Sonne die Zeit von 2 Doppelminuten oder den 30. Teil einer Doppelstunde zur Zeit der Tagesgleiche brauche, um ihren eigenen Durchmesser am Himmel zurückzulegen. Der Sonnendurchmesser beträgt also 4 Minuten = $^1/_{60}$ kaspu. Damit sind beide Längenmaße gegeben, als solches ist die kaspu in unsrer geographischen Meile erhalten, die ursprünglich als Wegstrecke von 2 Stunden gedacht ist.

Die Zahlen 5 und 7 geben 12; ist die 5 so als Sonnenzahl abgeleitet, so gilt 7 als die des Mondes, denn zu je 7 Tagen werden die 4 Viertel des Mondes gerechnet. Gibt die 7 die Anzahl der Wochentage, so hat das Altertum daneben auch eine fünftägige Woche im Gebrauche gehabt. Der Name der ersteren ist Siebenheit (hebräisch schebû'a), der der andern Fünfheit (babylonisch chamuschtu). Wenn die „Heiligkeit" der Sieben bei den Juden und bei uns sich aus ihrer Bevorzugung der Sieben im Kalender erklärt, so würde für die Fünf offenbar dasselbe dort vorauszusetzen sein, wo Kalender und Gesetzgebung — beide ein und dasselbe — sich für sie entschieden.

Der Tag von 12 Doppelstunden wird durch Tag und Nacht in 2 Teile von je 6 Doppelstunden (bei Zugrundelegung der Tagesgleiche) geteilt. Für das Jahr entsprechen dem 6 Doppelmonate, deren Gebrauch noch der römische und altarabische Kalender in ihren Monatsbezeichnungen erweisen. Denn nur Januar bis Juni haben eigene Namen, sind also ursprünglich, die folgenden werden gezählt (Quinctilis bis Dezember), sind also auch der Zwölfereinteilung gegenüber jünger. Auf den Halbtag von 6 kaspu die Zwölfteilung angewendet, ergibt sie unsere Stunde von 60 Minuten. Der Halbtag hat $12 \times 60 = 720$ solcher Minuten, wie der ganze Tag 720 Doppelminuten, die den 720 Sonnenhalbmessern (360 Sonnendurchmesser zu je 4 Minuten, S. 19), entsprechen, welche den Tageskreislauf der Sonne umfassen. Entsprechend hat der Halbtag $360 = 6 \times 60$ Doppelminuten.

Der Halbtag zerfällt in drei Teile von je 4 einfachen oder 2 Doppelstunden: Morgen, Mittag und Abend, die Nacht in drei entsprechende Nachtwachen, alle 6 geben also das Spiegelbild der Doppelmonate im Jahre. Hier tritt die 3 hervor, deren Verwendung für die einzelnen Teile Zeiträume zu 240 einfachen Minuten ergibt

(vgl. S. 19), die also ein Ergebnis von 3- und 4-Teilung sind, den beiden Grundzahlen der 12.

Die 360 Teile des Ganztages mit ihrer Zugrundelegung der 4 entsprechen dem Jahresumlaufe der Sonne oder dem Jahre von 360 Tagen — wobei die übrigen $5^1/_4$ als überschüssig behandelt werden — oder 12 Monaten zu 30 Tagen. Das Jahr wird durch die 4 in die vier Vierteljahre zerlegt, deren jedes ein Viertel der Sonnenbahn ausfüllt in ihrem Hinauf- und Hinabsteigen vom tiefsten bis zum höchsten Punkte und umgekehrt. Dagegen hat die Zweiteilung des Tages in Tag und Nacht ihre Entsprechung in der Einteilung des Jahres nur in Sommer und Winter (vgl. 1. Mos. 8,22), der Zeit der aufsteigenden (vom Winter- bis zum Sommerwendepunkt) und der absteigenden Sonne.

Das Jahr von 360 Tagen hat 72 Fünferwochen, dagegen ergeben 60 solche Wochen nur ein Jahr von 10 Monaten, dessen Gebrauch oder wenigstens theoretische Festlegung uns für den älteren römischen Kalender ausdrücklich bezeugt ist (das sogenannte Romulusjahr von 304 Tagen, wobei die 4 überschüssigen Tage dieselbe Rolle spielen, wie die $5^1/_4$ oder 6 für das 360-tägige). Ein solches Jahr kann aber nur eine Unterabteilung eines größeren Zeitraumes sein, denn wenn das Jahr durch den Sonnenumlauf gegeben sein soll, so hat das 10-monatige keinen solchen Anhalt. Ein solches Jahr würde vielmehr bei 6-maliger Wiederholung durch alle Jahreszeiten hindurch gegangen sein, mit anderen Worten in 6-maligem eigenen Verlaufe sich mit dem gewöhnlichen 12-monatigen Sonnenjahre ausgleichen, während dieses mittlerweile sich 5-mal wiederholt hätte. Mit andern Worten, 5 Sonnenjahre sind gleich 6 solcher Jahre. Wir haben hierbei folgende Erscheinungen: Aufgebung des Zusammenfalls der natürlichen Jahreszeiten, also des jährlichen Sonnenumlaufes innerhalb des Jahres, und Verzicht auf dessen Ausgleich gerade wie es bei dem reinen Mondjahre des Islam der Fall ist, wo die 12 Monate in 33 Jahren durch das ganze Sonnenjahr hindurch wandern. Hier ist also diese Erscheinung auf das ganze Jahr übertragen, das nur als Teil einer größeren Einheit aufgefaßt wird. Erst innerhalb dieser wird der Ausgleich hergestellt, der durch die verschiedene Umlaufszeit von Mond und Sonne für das Jahr nötig wird.[1] Das führt auf Jahreszyklen oder

1) Die Einteilung rührt also von der Betonung des Mond- statt des Sonnenumlaufes her und diese ist altbabylonisch, denn der Mond ist der oberste und Vater der Götter in Babylonien.

lustra. Ferner kommt hier wieder die Einteilung nach 6 wie bei Doppelmonaten, Tag- und Nachtwachen, und zu 5 zum Vorschein, und wird gezeigt, wie beide in einander übergehen. Der Monat von 30 = 5 × 6 Tagen gehört dazu. Ein solches lustrum umfaßt 5 Sonnenjahre,[1] das römische lustrum betrug 4. Die Vierteilung führt uns aber auf die 240 (S. 17). 5 × 240 = 1200 ist = 4 × 300. Wenn die 240 — oder 243, wie es bei Rechnung der überschüssigen Bruchteile nach Analogie von 365¼ und 304 heißen würde — auch nicht als Jahreseinheit bezeugt ist, so tritt sie doch als zu dem der römischen Zeitrechnung gehörigen System gehörig hervor, den 243 ist die Regierungszahl der römischen Könige.

Das Jahr besteht aus 72 Fünferwochen (5 × 72 = 360). Das Doppeljahr, das 12 Doppelmonaten entsprechen würde, hat 144 solcher Wochen, d. i. aber das Gross, das seinerseits aus 12 Dutzend besteht; also: 2 × 72 = 12 × 12. Fünf Jahre von 72 Fünferwochen, also ein lustrum, besteht aus 360 solcher Einheiten, ist also ein Abbild des Sonnenjahres und so gehen die Beziehungen weiter.

In gleicher Weise kann mit 8 und 9 eingeteilt werden, wie es die Einrichtung von nundinae — neun- oder achttägigen Wochen — bei den Römern erweist. Die 720 Doppelminuten, welche den Tagesumlauf der Sonne darstellen, mit 8 oder die 360 vierminutigen Teile mit 4 geteilt, geben 90, den Quadranten des Himmelsbogens, oder das Viertel der Erde, der „vier Weltgegenden“ (babylonisch kibrat irbitti), deren jede wieder zwei Unterteile hat. Es sind ferner 2 × 360 und 3 × 240 = 720. Man hat sich vorzustellen, daß die vernachlässigten überschüssigen Tage des wirklichen Sonnenumlaufes stets in den entsprechenden Cyklen oder Lustren ausge-

1) Nach diesem Grundsatze werden die verschiedenen griechischen Festspiele berechnet, deren Zeit sich je nach den zum Ausgleich der bei solchen Cyklen nötigen Schaltungen oder Verrechnungen bestimmte. Die Olympischen Spiele waren vierjährig und fanden je nachdem im 49. oder 50. Monate statt, und dauerten fünf Tage (Epagomenenzeit: S. 57). — Die Zeitrechnung anderer Völker (so der Amerikanischen) sieht in anderer Weise von der Innehaltung des Sonnenjahres völlig ab und rechnet mit Zeiträumen („Monaten“) von 20 Tagen, deren 13 (also 13 × 20 = 260) ein „Jahr“ (Ternalmonate) bilden. Das ist das Prinzip der 13, welche an Stelle der 12 getreten ist — vgl. S. 22 — und demnach der 240 = 12 × 20 entspricht). Der Ausgleich mit dem Sonnenjahre findet statt in 52 Sonnenjahren. Das Schema, welches zugrunde liegt erklärt sich leicht aus der chamuschtu-Einteilung, deren System die mexikanischen Kalender klar und folgerichtig durchgeführt zeigen.

glichen werden, also in diesem Falle in einem 8- oder 9-jährigen. Die altarabische Rechnung, die sich auch sonst mit der altrömischen deckt (S. 17) zeigt auch die Spuren der Nundinen-Rechnung. Hierher gehören Mondmonate von $3 \times 9 = 27$ Tagen (Dauer des siderischen Monats, der wirklichen Umlaufszeit des Mondes bis zur selben Stelle des Himmels oder von $3 \times 10 = 30$ Tagen, wie der ausgeglichene Monat (S. 18) gerechnet wird.) Diese Einteilung kann man im griechischen Kalender nachweisen, der dementsprechend auch (Homer) nur drei Jahreszeiten kennt, wozu man die zu besprechende Dreiteilung des Tierkreises (S. 30) vergleiche.

Diese Beispiele dürften genügen, um das Wesen dieses Systems nachzuweisen, welches bezweckte, dieselben Gesetze und Kräfte überall wirksam zu erweisen. Besonders ist dabei zu beachten, wie im Umlauf von Sonne und Mond, der beiden regierenden Gestirne, dieselben Einteilungen nachgewiesen werden[1]; die 2 in den beiden Hälften der Laufbahn, oder die 4 in ihren vier Vierteln sind hier die Vermittler. Einen Ausgangspunkt, ein Früher oder Später kann man dabei nicht unterscheiden. Das Ganze und seine Einzelheiten lassen sich etwa mit einer Kreislinie vergleichen, von deren jedem Punkte man zu allen übrigen kommt, oder mit den Maschen eines Netzes, von denen dasselbe gilt.

Die Zahl, die hier als Ausfluß göttlicher oder himmlischer Kraft gilt, tritt in ihrer Beziehung zur Gottheit noch deutlicher hervor, sobald das Gebiet der Rechnung verlassen wird und die praktischeren Anwendungen des Kultes und der in das tägliche Leben eingreifenden religiösen Bestimmungen, der Festordnungen, in Frage kommen. Denn die Feste sind bestimmten Göttern nicht nach Willkür zugeeignet, sondern sie gehören ihnen in demselben Sinne, wie wir in dem astronomischen Texte (S. 11) verschiedene göttliche Gewalt im Planeten Juppiter sich offenbaren sahen, weil an diesem Tage oder in diesen Zeiten eben die betreffende göttliche Gewalt

1) Der dritte „Regent" des Tierkreises, die Venus, (S. 23 f.), ist dabei vernachlässigt, ihre Umlaufszeit ist praktisch kaum mit der von Sonne und Mond zu einem brauchbaren Kalender zu verarbeiten. Wie der mexikanische Kalender (S. 4 Anm.) die vom babylonischen und den übrigen unseres Kulturkreises vernachlässigte „Unglückszahl" 13 zugrunde legt, so ist ihm das Hauptgestirn die Venus, das „Teufelsgestirn" (Lucifer). Es ist aber trotz aller Bemühungen nicht möglich, seine Einteilungsweise aus dem Venusumlauf zu erklären. Vielmehr ist es die chamuschtu-Einteilung, die auf Sonne (und Mond) begründet ist, und der Venus nur zugeschoben wird. Ein Beweis für fremden Ursprung, deren zwanglose Erklärung im babylonischen Systeme oben gegeben ist.

regiert. Diese Einteilung steht selbstverständlich in demselben kunstvollen Verhältnisse, wie die Kalender- und Himmelseinteilung und ist dementsprechend im praktischen Gebrauche verschieden.

Es ist bekannt, daß die Tage der Woche den sieben Hauptgestirnen heilig sind, wie die lateinische und französische-englische Bezeichnung noch deutlich erkennen lassen: dies solis, lunae, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris, Saturni. Das sind Sonne und Mond nebst den fünf großen, den Alten bekannten Planeten. Die Einteilung ist die nach 7, also die bei Juden und Römern gebräuchliche. Sie unterscheidet die zwei großen Gestirne und die fünf Planeten.

Für die Fünferwoche würde man zunächst annehmen wollen, daß nur die letzteren genommen wurden, so daß Sonne und Mond als Regenten von Jahr und Monaten blieben. Indessen ist das nicht der Fall, vielmehr sind dabei Sonne, Mond, Venus, Juppiter und Merkur, mit Ausscheidung von Mars und Saturn, die benennenden Gestirne oder Gottheiten gewesen. Dabei ist dann nicht in 2 + 5, sondern in 3 + 2 zu teilen, denn Venus tritt hier als gleichberechtigt neben die beiden großen.

Das ist zunächst auffällig, hört es aber auf zu sein, wenn man sich der Bedeutung erinnert, welche die vier Viertel für Mond und Sonnenlauf haben. Als innerer, der Sonne näher als die Erde stehender Planet zeigt die Venus dieselben Erscheinungen wie der Mond, und daß diese Tatsache den Babyloniern bekannt gewesen sein muß, ist nach der ganzen Art, wie die Venus in der Mythologie behandelt wird, zweifellos. Muß doch sogar angenommen werden, daß sie die 4 Monde des Juppiter gekannt haben, eine Erscheinung die viel schwerer zu beobachten ist. In der Venus offenbart sich hiernach nicht eine einfache göttliche Kraft, sondern eine, die ebenso wie die von Mond und Sonne in vierfacher oder je nachdem zweifacher (zu- und abnehmender) Gestalt sich äußert. Die Venus ist also kein einfacher Planet, sondern ein großes Gestirn wie die beiden andern. Deshalb gelten bei den Babyloniern Sonne, Mond und Venus als die drei großen Gestirne, die drei Regenten des Tierkreises (S. 30). Vom Merkur müßte dasselbe wie von der Venus gelten, die Beobachtung von dessen Phasen ist bei seiner Sonnennähe aber ohne gute Instrumente nicht möglich.

Die vier Phasen des Sonnenlaufes, welche Frühling, Sommer, Herbst, Winter entsprechen, zeigen den Sonnengott oder die göttliche Macht überhaupt in vier Erscheinungs- oder Wirkungsformen. In

denselben zeigt er sich — man vergleiche wieder die astronomische Tafel — in den vier übrigen Planeten in der Reihenfolge Juppiter, Mars, Merkur, Saturn, welche sonach ebenfalls den vier Jahreszeiten entsprechen. Das ergibt für die Siebenteilung neben dem Schema 2 + 5 ein anderes von 3 + 4, wobei die drei großen Gottheiten Sonne, Mond und Venusgestirn in ihren vier Vierteln sich in den vier Planeten wiederholen.

Für die Fünfteilung ergibt sich dasselbe, indem die großen Gestirne oder ihre Gottheiten nur in ihren beiden Hauptphasen betrachtet werden, und dementsprechend das Jahr nur zwei Hälften hat. Dabei werden zwei der Planeten überflüssig, der des Sommers und der des Winters, also Mars und Saturn. Diese sind deshalb die beiden Unglücksplaneten, in derselben Weise, wie das für Schaltmonate eingeschaltete dreizehnte Tierkreiszeichen gegenüber den 12 anderen als unheilvoll erscheint. (Es ist das des Raben, des Unglücksvogels.)

Die Verteilung der sieben Gottheiten auf die Tage liegt in unserer Woche vor, für die Fünferwoche oder chamuschtu können wir daher ohne weiteres ein gleiches voraussetzen.[1] Die Sechsteilung haben wir vor der Hand nur für die Einteilung des Jahres in Doppelmonate und die des Tages bezeugt. Daß auch eine Sechserwoche zu diesem System gehört, ist nach dem Wesen der Systeme dabei selbstverständlich. Diese würde die drei großen Gottheiten und nur drei der Planeten berücksichtigen, also einen ausschalten. Das ist der Saturn, der Winterplanet, der daher von den beiden unheilvollen als der schlimmste gilt. Hierbei entsteht dann aber die Schwierigkeit, wie nunmehr zu verteilen ist. Es sind vermutlich zwei Wege eingeschlagen worden. Einmal ist man in Anlehnung an die Sieben-(und Vier-)Teilung dazu gekommen in zwei Viertel und eine Hälfte zu teilen, so daß also die zunehmenden großen Gestirne und damit die erste Hälfte des Jahres ihre Einteilung und ihre Gottheiten behielten, die abnehmende Hälfte aber wie bei der Fünfteilung als eins erschien, das also nur einer Gottheit oder einer Phase verblieb. Das Jahr zerfiel also danach in Frühling (Juppiter), Sommer (Mars) zu je drei Monaten und Herbst oder Winter (Merkur) zu 6 Monaten. Für das Jahr selbst ist eine solche Einteilung bis jetzt praktisch nicht belegbar. Sie geht

1) Es ist bezeugt für die Fünferwoche des Jahresschlusses, die überschüssigen 5 Tage, (Epagomenen) des Sonnenjahres, die ihrerseits eine fünftägige Festwoche bilden.

aber hervor aus der Monatseinteilung, wie sie die Römer haben. Diese teilt die erste Häfte des Monats in zwei kleine Teile (Kalendae, Nonae), die zweite Hälfte (von den Idus an) behandelt sie als eins. Auch die Unterscheidung in unserem astronomischen Texte erklärt sich daraus, denn sie verfolgt den Planeten (Juppiter) nur bis zu seinem Culminationspunkte, kennt also für die erste Hälfte seiner Sichtbarkeit zwei, für die zweite nur eine Eigenschaft.

Die andere Einteilungsweise wäre die regelmäßige, wonach die drei Planeten jeder vier Monate oder zwei Doppelmonate — also Teilung zu 4 oder 2 — erhielten, so daß ihre Dreiheit sich mit der der großen deckt; 3 und 4 kommen dabei auf andere Weise zu ihrem Rechte als bei der anderen Einteilung. Diese Einteilung würde auf die vier Viertel der Sonnenbahn verzichten müssen und dann der Symmetrie wegen auf die von Mond und Monat gleichfalls.[1] Der Grundsatz würde also ein rein rechnerischer, die äußeren natürlichen Erscheinungen außer Acht lassender sein. Wir haben bereits gesehen (S. 20), daß die altgriechische, homerische Einteilung des Jahres in drei Jahreszeiten zu diesem Schema gehört, griechisch ist auch die Einteilung des Monats in drei Drittel, wie sie in der Datierungsweise gebräuchlich ist. Wir werden daher hieraus auch wohl die dem Wortlaute nach vorläufig noch zweideutige Angabe des babylonischen Schöpfungsmythus zu erklären haben. Danach wurden die 12 Monate, also auch die 12 Tierkreisbilder, durch Sterne mit drei geteilt. Das kann schwerlich heißen: (in vier Teile) zu je 3 Monaten, sondern nur in 3 große Teile (jeder zu 4 Monaten).

Das ist ein Verfahren, welches wie gesagt die natürlichen Phasen der großen Gestirne außer acht läßt, gegenüber der Vier betont es die Drei, ohne erstere jedoch ganz zu vernachlässigen. Die Hauptabsicht ist eben immer den Ausgleich herzustellen. Eigentümlich ist der Einteilung, was religionsgeschichtlich bedeutungsvoll ist, daß bei ihr ein Schwanken in Bezug auf den dritten Teil oder den dritten Einteilungsfaktor eintritt (vgl. S. 20 Anm.).

---

Sonne, Mond und Venus sind die großen, regierenden Gestirne nach der Auffassung, welche die Dreiheit betont, Sonne und Mond,

1) Streng genommen geschieht das auch beim Monat immer, denn die vier Viertel decken sich nicht mit den 4 × 7 = 28 Tagen, welche als Mondzahl gelten (solange gilt der Mond als sichtbar) und noch weniger mit den 30 Tagen des ausgeglichenen Monates.

nach der, welche die zwei den übrigen Planeten entgegenstellt. Die Vorstellung, welche der ganzen Aufstellung zugrunde liegt, kann man eigentlich kaum noch als polytheistisch bezeichnen. Das ist die Form des Kultes, nicht aber die Lehre. Diese hat in ihren Gleichsetzungen vielmehr die Grundvorstellung der einen großen göttlichen Macht, welche sich in allen den verschiedenen Erscheinungen des Weltalls nur offenbart. In wie weit dabei esoterische Lehren mit dem Volksbewußtsein in Widerspruch gestanden oder sich von diesem entfernt haben, das zu untersuchen ist hier nicht die Aufgabe. Dieser Zwiespalt hat wohl zu allen Zeiten und unter der Herrschaft aller Kulturen bestanden. Ein Beispiel, wie aber diese Grundidee dem Volke — oder doch seinen höheren Klassen — eingeimpft wurde, bieten die Eigennamen der Babylonier und Assyrer, nach deren Muster auch die der anderen stammverwandten Völker gebildet sind. Es gibt eine große Anzahl davon, welche aus zwei Gottesnamen bestehen, wie Schamschi-Adad, Bir-Ramman, Adad-Ramman, ferner Namen, welche aus einer Verwandschaftsbezeichnung und einem Gottesnamen bestehen, wie Absalom (eigentlich Abi-Schalem), Achi-ja, Achi-hud neben Abi-hud, Achi-baal, Em-Aschtoret u. s. w. Die ersteren setzen beide Götter gleich, die anderen wollen nicht etwa ausdrücken: mein Vater, Bruder, Mutter ist der betreffende Gott, sondern sie verstehen unter Vater, Bruder u. s. w. die bestimmte Gestalt des Pantheons, der Götterfamilie, welche diese Rolle spielt, im Sinne von Vater Zeus, Mutter Hera u. s. w. Solche Namensbildungen drücken aber in ihren verschiedenen Bildungen nichts anderes aus, als daß der Name, d. h. die einzelne Erscheinungsform, die angenommene Gestalt, wohl verschieden ist, daß aber die offenbarte Macht dieselbe bleibt. Mann kann wohl darüber streiten, wo sich diese Macht in ihrer stärksten Form offenbart, sie ist aber immer im Grunde dieselbe.

Freilich die Form bleibt verschieden, und deren Bedeutung für den Menschen ist groß. Trotz aller Vergeistigung der Lehre hängt daher das praktische Leben sehr an der im Stoff geoffenbarten Form. So verehrt man an den verschiedenen Tempeln je eine Form der Gottheit, den Mond, die Sonne als Ganzes oder in einer ihrer vier Phasen, dementsprechend einen der Planeten u. s. w. Überall aber ist das Bestreben der Lehre, den eigenen Gott zwar in den Vordergrund zu stellen, ihn als den höchsten hinzustellen, aber doch immer nachzuweisen, daß er mit allen anderen identisch sei.

Die Macht eines Gottes äußert sich in der Machtstellung seiner

Verehrungsstätte; wo der mächtigste König seinen Sitz hat, dort wohnt auch der mächtigste Gott — oder geistig gesprochen, die mächtigste Offenbarungsform der Gottheit. Im Laufe der Jahrtausende hat die politische Macht der einzelnen Städte und Staaten häufig gewechselt. Von allen hat für uns eine die Anerkennung als Mittelpunkt der alten Kulturwelt bewahrt: Babylon, so daß wir das Land und die Kultur, ganz im Einklang mit den zwei letzten Jahrtausenden der vorderasiatischen Geschichte als babylonisch bezeichnen. Babylon ist der Sitz des Gottes Marduk, der sich in der Frühjahrssonne und dem Planeten Juppiter offenbart. Dem Babylonier ist er der Demiurgos, der Weltenschöpfer, welcher aus dem Kampfe mit den feindlichen Urgewalten durch die Besiegung des Ungeheuers Tiamat die Welt geschaffen hat und nun alljährlich — das Jahr als Spiegelbild der Ewigkeit — durch Besiegung der winterlichen Gewalten zu neuem Leben erweckt, indem er aus der Unterwelt — dem Bereiche der Wintersonne — wieder emportaucht. Der babylonische Schöpfungsmythus, von dem uns Teile erhalten sind, feiert ihn in dieser Rolle. Dieser Marduk wird aber von der babylonischen Lehre so ziemlich mit allen anderen Gottheiten gleichgesetzt. Dieselbe Erscheinung findet sich dann in den übrigen Spekulationen über das Wesen namentlich der nicht mehr einzelne Erscheinungen, sondern größere kosmische Begriffe, wie Luftreich, Wasserreich (Weltenmeer, Ozean) ausdrückenden Gottheiten. Denn auch diese müssen sich selbstverständlich dem System einfügen.

Das Welt- und Himmelsbild muß in allem dieselben Parallelerscheinungen zeigen, den irdischen Ländern und Gewässern müssen auch himmlische entsprechen, die Vorstellungen, die von dem einen abgeleitet sind, werden auf das andere übertragen, auch wiederholt sich dasselbe Bild in der Entwicklung der Zeiten, welche die Gestalten des Raumes zeigen.

Das nächstliegende für die menschliche Betrachtung ist das Erdreich selbst, es muß für die naive Anschauung den Mittelpunkt eines Welten- oder Erdenbildes darstellen, wie für den Menschen sein Selbst immer wieder zum Mittelpunkt seiner ganzen Weltbetrachtung wird. Was die irdische oder untere Welt, das muß auch die himmlische oder obere zeigen: besteht diese aus Luft, Erde und Wasser, so muß dasselbe auch mit der himmlischen Welt der Fall sein, in welcher die Götter in den Sternen leben und wirken. Die Erde zerfällt danach also in drei Teile, welche von oben nach unten geordnet Luft, Erde und Wasser sind. Die Anschauung der Anordnung ist

dabei genau dieselbe wie die unsrige von der Stellung der Erde im Weltenall, wie der Vergleich mit dem Himmelsbilde sogleich dartun wird. Das obere oder Luftreich erscheint nämlich kosmisch ausgerichtet mit dem Mittelpunkte des Nordpols — genau wie bei der Vorstellung der Endpunkte unserer Erdachse —, unter diesem als ein Streifen in Gestalt einer Wölbung, also eines Gebirgszuges, liegt die Erde, diese ruht auf dem untersten Teile, dem Ozean. Dessen Wasser quellen daher aus der Tiefe empor, wenn man die daraufliegende Erdschicht durchbricht.

Genau dasselbe Bild zeigt die obere Welt der Götter: der obere oder nördliche Teil ist das Luftreich, der mittlere das Erdreich und der untere das Wasserreich, der himmlische Ozean. Wie der irdische Ozean die Unterwelt darstellt, so ist der himmlische in seiner Art die Unterwelt. Identisch ist also Süden und Unterwelt auch hier wie bei unserer kosmischen Ausrichtung der Erdachse.

Der Teil der oberen Welt, welcher das himmlische Erdreich darstellt, ist naturgemäß, seinem irdischen Ebenbilde entsprechend, derjenige, in welchem sich die Götter vor allem tätig und wirkend offenbaren, der für sie ist, was die untere Erde für ihre Kinder, die Menschen. Es ist also derjenige Teil, in welchem sie in ihrer deutlichsten Offenbarung' sich zeigen. Sonne, Mond und Planeten, die Offenbarer oder Dolmetscher der Götter, wie sie darum heißen, halten sich aber nur innerhalb eines bestimmten Teiles des Himmels auf. Das ist der Tierkreis, der den Weg darstellt, welchen sie auf ihrer himmlischen Wanderung durchmessen.

Der Tierkreis ist ein Gürtel von 20 Grad Breite, welcher den Äquator unter einem Winkel von $23^1/_2$ Graden schneidet. Sein nördlichster Punkt liegt also um 47 Grad von seinem südlichsten entfernt, während der Äquator die mittlere Parallellinie zwischen den Wendekreisen dieser beiden Punkte bildet. Der Kreis, welcher durch die Drehung des nördlichen Punktes entsteht, heißt nach dem entsprechenden Tierkreiszeichen Wendekreis des Krebses (höchster Standpunkt der Sonne, Sommersonnenwende), der südliche der des Steinbocks (Wintersonnenwende).

Der Tierkreis oder das himmlische Erdreich dient den großen Gestirnen oder Göttern als Weg, auf dem sie wandeln und als ihr eigenstes Reich. Wie ein Weg durch sonst unwegsames Gebiet, so führt er als feste Masse durch den Weltenraum. Dementsprechend ist sein Name: er heißt der schupuk schamê, der Himmelsdamm, wobei unter Damm der Bedeutung des Wortes gemäß genau das-

selbe zu verstehen ist, wie in unseren norddeutschen Sumpfgegenden: es ist die Aufschüttung, welche als Weg durch den Sumpf führt, ein römischer agger; Babylonien als sumpfige Niederung spricht hier aus seiner eigensten Natur heraus. Diesen „Himmelsdamm" zu regieren, also zum eigensten Herrschaftsgebiet, hat die Gottheit nach einem Schöpfungsmythus, der sich von dem mehrfach erwähnten von Babylon unterscheidet, den drei großen Gestirnen überwiesen: Sin, Schamasch und Istar: Mond, Sonne und Venus.

Die ganze Anschauung, sowie überhaupt die Grundzüge der babylonischen Götter- und Gestirnlehre sind noch in klassischer Überlieferung bei Diodor (II 30) erhalten und veranschaulichen das bisher ausgeführte in kurz zusammenfassender Weise:

„Die Chaldäer (d. i. Babylonier) lehren, daß die Welt ewig (uranfänglich) sei und weder einen Anfang gehabt, noch ein Ende nehmen werde[1], sowie daß die Ordnung und Verwaltung des Ganzen nach göttlicher Vorausbestimmung getroffen sei. So geschehe auch alles, was im Himmel vorfalle, jetzt nicht zufällig und mechanisch, sondern nach bestimmter und fest beschlossener göttlicher Entscheidung. Von den Gestirnen haben sie uralte Beobachtungen angestellt und sind die besten Kenner der Bewegungen und Wirkungen eines jeden, wonach sie viel von dem zukünftig geschehenden voraussagen können. Die größte Anschaulichkeit und Kraft finden sie aber bei den fünf sogenannten Planeten, welche sie mit gemeinsamen Namen Dolmetscher (ἑρμηνεῖς) nennen ..... So nennen sie sie, weil sie im Gegensatze zu den übrigen, die unbeweglich sind und nur eine festbestimmte Umdrehung haben (Fixsterne), allein ihren eigenen Weg gehen und so die Zukunft erkennen lassen, indem sie den Menschen die Absicht der Götter verdolmetschen. Denn durch Auf- und Untergang, sowie durch ihre Farbe verkündeten sie denen die darauf achteten, die Zukunft..... Unter ihrem Kreislauf (d. h. als dessen Träger) aber seien 36 andere Sternbilder aufgestellt, welche sie die ratenden Götter nennen.[2] Von diesen beobachteten die Hälfte die überirdischen, die andere Hälfte die unterirdischen Stätten, indem sie über das bei den Menschen und den Göttern geschehende gleichzeitig wachten. Alle 10 Tage aber werde von den obern einer der Gestirne als Bote geschickt, und ebenso umgekehrt von den untern zu den obern. Diese Bewegung sei für sie festgesetzt und in ewiger Wiederholung bestimmt. Von diesen aber seien 12 Götter die Herren, deren jedem sie einen Monat und eines der sogenannten 12 Tierkreisbilder (ζῴδια) zuschreiben. Durch diese hindurch aber vollführten Sonne, Mond und die fünf Planeten ihre Bewegung, indem die Sonne ihren Weg in einem Jahre, der Mond in einem Monat vollendete, während die fünf Planeten ihren Lauf je nach Geschwindigkeit und Zeit verschieden zurücklegten."

1) Denn es ist alles eine Wiederholung, eine Kreisbewegung, wie das Jahr. Nach der Vollendung der einen Umdrehung beginnt eine neue: ein neues Jahr, Zeitalter, Aeon u. s. w.

2) D. i. eben der Tierkreis, dessen 12 Bilder wieder in je 3, also im ganzen 36 Dekane geteilt werden.

Der Tierkreis erscheint hier als der Weg der sieben großen Gestirne, nur daß entsprechend der auch uns von den Griechen und Römern geläufigen Vorstellung zu 2 + 5, nicht zu 3 + 4 geschieden wird, wie es in der erwähnten babylonischen Angabe geschieht. Zu der Vorstellung von den alle 10 Tage als Bote hinauf- und hinabsteigenden Sternen ist nur zu bemerken, daß, was hier von den Unterteilen der 12 Tierbilder gesagt ist, natürlich auch von diesen selbst gilt: alle Monate geht eines auf und eines unter, d. h. es wird unsichtbar, tritt in den Strahlenkreis der Sonne, wird also von diesem den Blicken entzogen und geht mit ihr auf und unter. In der Mythologie spielt dieses Senden der Boten eine Rolle. Vorausgesetzt ist bei der Einteilung in zwei Hälften natürlich die Stellung während der Tag- und Nachtgleiche.

Die Tierkreisbilder, in welche der Himmelsdamm geteilt wird, werden hier als die Beobachter des Weltalls bezeichnet, während der Ausdruck für Himmelsdamm eine feste Masse, eine Aufschüttung oder ein festgestampftes Erdreich bezeichnet. In einer aus hellenistischer Zeit herrührenden Zusammenstellung phönizischer Kosmogonie und Mythologie, welche von ihrem Verfasser, Philo aus Byblos, nach dem Gebrauche seiner Zeit einem uralten Phönizier, Sachunjathon, zugeschrieben wird, die aber nur ein ganz spätes System bietet, heißt es von dem Tierkreis: „es entstanden verstandbegabte Tiere, welche Ζωφασημιν d. h. Beobachter des Himmels genannt wurden und in die Form eines Eies gebracht wurden" (d. h. der Tierkreis hat diese Gestalt). Der Ausdruck Ζωφασημιν wird hier erklärt von hebräischem çophê Beobachter, Wächter und phönizisch schamîn = hebräisch schamajim Himmel. Die Berührung mit der Auffassung, welche Diodor vertritt, liegt auf der Hand und ist natürlich, da beide der gleichen Zeit angehören. Die Auslegung, welche diese Zeit und gerade Philo dem Ausdruck gaben, verpflichtet uns aber nicht, sie als die einzig giltige anzusehen.

Es liegt im Wesen altorientalischer Wissenschaft, auch den sprachlichen Bezeichnungen möglichst viel Seiten abzugewinnen, in gleicher Weise, wie wir es uns am Zahlensystem veranschaulicht haben. Besonders die semitischen Sprachen gewähren bei der Art ihres Baues den Erklärungskünsten einen großen Spielraum, und da das Altertum nicht unsere Sprachwissenschaft hatte (Vgl. S. 14 Anm.) so erklärte es mit Scharfsinn munter darauf los, indem es ihm nicht darauf ankam, ob der Anklang zufällig oder begründet war. Was uns als Wortwitz erscheinen würde, hatte in diesem Sinne gleiche Berechtigung

mit dem Richtigen. Die Erklärung, welche für die çôphê semin geben wird, hat daher keinen anderen Wert als den einer Deutung, welche unser Verfasser oder die Schule, welcher er folgte, dafür annahm. Eine andere Schule gab vielleicht statt dessen eine andere, ohne daß zu entscheiden wäre, welche die richtigere wäre. Eine andere Deutung, welche auf das Wesen des Tierkreises als festen Bodens führt, liegt aber sehr nahe, denn çaphâ heißt im Hebräischen (und danach kann es ohne weiteres auch für das Phönizische angenommen werden) auch: mit Metall überziehen, Metall hämmern, und eine Ableitung hiervon ist çephet der Knauf, d. h. die breite Wulst, die Verdickung oben an der Säule. Das führt aber auf die Vorstellung, welche noch der biblische Schöpfungsbericht von dem Tierkreis und seinem irdischen Ebenbilde — wenn auch in schon zum Teile abgeblaßter Form bewahrt hat. Es ist die „Feste" oder das „Firmament", welches die oberen und unteren Wasser zu trennen bestimmt ist (1. Mos. 1. 7). Der im Hebräischen dafür gebrauchte Ausdruck ist raqî', d. i. eine Ableitung von der çaphâ synonymen Wurzel raqa', welche „feststampfen, Metall festhämmern" bedeutet; raqî' ist demnach auch noch das Postament einer Statue, oder der Untersatz einer Säule, der ebenfalls eine Verdickung darstellt. Eine andere Ableitung marqa' hat im Phönizischen dieselbe Bedeutung.

Der Tierkreis ist also im Himmelsraum der feste Teil, auf dem sich die großen Götter aufhalten und bewegen. Ebenso wie sein irdisches Ebenbild zerfällt aber auch er in drei Teile, welche ihrerseits gerade wie die Teile unseres Erdballes ein Luft-, Erd- und Wasserreich oder eine Oberwelt, Erde und Unterwelt darstellen. Auf jeden dieser drei Teile kommen dann vier Tierkreiszeichen, und zwar sind in der Zeit zwischen 3000 und 700 v. Chr. die Zeichen Stier bis Löwe die oberen, Jungfrau bis Schütze die mittleren und Steinbock bis Widder die unteren oder die der Wasserregion des Himmels. An Wassermann und Fischen kommt dieser Charakter des letzten Teiles äußerlich noch zum Ausdruck. Dabei besteht offenbar die Vorstellung, daß die irdischen und himmlischen drei Abteilungen je ineinander übergehen, so daß der obere Teil der Erde das Luftreich und der untere die Unterwelt oder das Wasserreich ihre Massen von den himmlischen empfangen. „Wenn wir das Land der Griechen (d. i. das nördlichste ihm bekannte) erobern", läßt Herodot (7, 8) Xerxes sagen, „dann wird Persien an den Äther des Zeus (d. i. das Luftreich) grenzen."

Wir müssen uns immer von neuem vergegenwärtigen, daß das,

was wir als ein System oder eine Weltenanschauung ansehen, das Erzeugnis von Jahrtausenden ist, und daß historisch und lokal bestimmte Durchbildungen oder Lehren gegolten haben, die wir in dieser Hinsicht noch nicht genau unterscheiden können. So zeigt die Diodorstelle neben der Dreiteilung des Tierkreises und der Welt deutlich die Zweiteilung, sie unterscheidet also zwischen Ober- und Unterwelt für den Himmel wie für die Erde. Dem entspricht, daß sie die 5 Planeten den zwei großen Gestirnen entgegenstellt, denn diese vertreten Tag und Nacht, welche Ober- und Unterwelt, Sommer und Winter entsprechen. Das führt also zu einer Einteilung des Tierkreises zu je 6 Bildern, welche kurzweg als oberer und unterer Teil erscheinen. Als trennend zwischen beiden ist dann wohl die Erde gedacht.

Die drei Teile des Tierkreises und der Erde gehören den drei Göttern — deren Dreiheit wieder parallel zu den drei Regenten, den großen Gestirnen steht — Anu, Bel, Ea. Anu als Luftgott entspricht dem „Äther des Zeus", Bel ist der „Herr der Länder", d. i. der Gott des Erdreiches und entspricht damit ebenfalls Zeus, da das Griechentum die Zweiteilung bevorzugt (bei der Dreiteilung vertritt ihn zum Teile Hephaistos). Bels Reich, also das obere und untere Erdreich erscheint als Berg und heißt der Länderberg (schad matati), weil er die Länder, das feste Land, umfaßt. Das Wasserreich, die Unterwelt gehört Ea-Poseidon, es ist der apsu oder Ozean.

Ob die Zweiteilung den Bergcharakter des Erdreiches, der „Länder", lehrt muß dahingestellt bleiben, auf jeden Fall unterscheidet sie aber darauf zwei Bergspitzen, die den Nord- und Südpunkt darstellen, d. h. die beiden Grenzen der beiden Reiche oder die Wendepunkte der Sonnenlaufbahn. Bei beiden geht die Sonne auf und unter, tritt sie in die beiden Reiche ein, es sind also die Anfangspunkte ihres aufsteigenden oder abfallenden Jahresumlaufs. Dort wo die Zweiteilung betont wird — so im phönizisch-kanaanäischen Kulte — begegnen auch die beiden Bergspitzen. Wie sich der „Länderberg" der Dreiteilung dazu stellt, ist noch unklar, eine reinliche Scheidung zwischen beiden Anschauungen braucht auch gar nicht immer vorausgesetzt zu werden.

Der Dreiheit Anu, Bel und Ea gehört also das Weltgebäude; kosmische Begriffe, die darüber hinausgehen, sind Konstruktionen, gehören aber nicht mehr zu den Kulten und spielen in der Mythologie keine größere Rolle. Dagegen ist, wie schon die Diodorstelle

besagt, jedes der zwölf Tierkreiszeichen und damit jeder Monat einem bestimmten Gotte heilig. Die verschiedenen Kalender und Rechnungsweisen, auch die verschiedenen Jahrhunderte oder Jahrtausende haben darin naturgemäß mancherlei Abweichungen erzeugt. Ein System, das nur 6 Doppelmonate unterschied, verteilte die 6 Abteilungen an je einen Gott, die Vierteilung in vier Vierteljahre gibt die je drei Monate oder je den ersten von dreien seiner Gottheit — der des betreffenden Planeten oder der entsprechenden Sonnenphase (S. 20) u. s. w.

Eine Erscheinung ist aber bei dieser Verteilung feststehend und behauptet sich auch in einer Zeit, wo sie den bestehenden Tatsachen eigentlich widerspricht. Das babylonische Pantheon stellt nicht den Sonnengott, sondern den Mondgott an die Spitze — warum, ist noch nicht klar. Diesem gehört nun nicht der erste Monat des Jahres, sondern erst der dritte, und an vierter Stelle steht dann der Sonnengott. Eine assyrische Monatsliste, die im 7. Jahrhundert aufgezeichnet worden ist, verteilt:

Nisan (1. Monat = März-April): gehört Anu und Bel.
Ijjar gehört Ea
Sivan gehört Sin (Mond)
Tammuz gehört Ninib (der hier seine Stelle mit Schamasch, dem Sonnengott vertauscht hat).

Das babylonische Jahr beginnt im Frühjahr, also mit der Tagesgleiche, die in der Zeit der Abfassung der Liste eben mit dem 1. Nisan zusammenfiel, nicht mit der Wintersonnenwende. Wir haben bei dieser Verteilung daher folgende Erscheinungen: 1. Es wird hier, wie oben für die Zweiteilung und den Übergang ins Griechische bemerkt, das Reich Anus und Bels als eins betrachtet (Zeus), das ist also spätere Anschauung, für den zweiten Monat folgt dann Ea. 2. Mit Sin muß ein neuer Abschnitt beginnen. Gerade für den Sivan (Mai-Juni) bietet aber der Kalender keinen natürlichen Abschnitt, die Zuerteilung des Monats an den Hauptgott des Pantheons muß daher eine geschichtliche, in früheren Verhältnissen begründete Ursache haben.

Diese Ursache ergibt sich ohne weiteres aus einer sehr einfachen historischen Erwägung und einer anderweitigen Angabe über die Bedeutung des Monats Sivan. Die ältesten Urkunden, die wir haben, zeigen bereits eines der Kalendersysteme, die noch in spätester Zeit im Gebrauche sind. Diese Urkunden gehören der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. an, eine Zeit, die wir durchaus noch nicht als Anfangsepoche babylonischer Kultur ansehen können. Nun findet

infolge der Verschiebung der Erdachse oder der Pole bekanntlich auch eine Verschiebung des Punktes der Tagesgleichen statt, welche bewirkt, daß diese in ca. 26 000 Jahren durch den ganzen Tierkreis wandern. In einem jeden der 12 Tierkreiszeichen bleibt also der Frühjahrspunkt etwas über 2000 Jahre. Die uns geläufige Aufzählung der Tierkreiszeichen, wie sie der bekannte versus memorialis enthält[1], ist die des klassischen Altertums. In den Widder ist die Frühjahrssonne etwa im 8. Jahrhundert v. Chr. getreten, so daß sie jetzt eigentlich schon im Anfang der Fische steht. Es konnte den Babyloniern bei ihrer scharfen Himmelsbeobachtung natürlich nicht unbekannt bleiben, daß ihre Kalendereinrichtung durch diese Präzession der Tagesgleichen allmählich unzutreffend werden mußte, daß also nach etwas mehr als zwei Jahrtausenden eine Verschiebung um je einen Monat stattgefunden hatte. Da die gedachten ältesten Urkunden in eine Zeit fallen, wo der Frühjahrsanfang noch nicht lange in den Stier fiel, so muß der Anfang babylonischer Kultur oder vielmehr die Entwickelung der Götterlehre zum mindesten in der vorhergehenden Periode gesucht werden, als der Tagesgleichenpunkt noch in den Zwillingen lag. Denn damals war der dem Sivan entsprechende Monat der erste des Jahres.

Das stimmt zu einer sonst völlig unverständlichen Angabe. Noch der assyrische König Sargon (722—705 v. Chr.) bezeichnet den Sivan als den Monat, wo der Mondgott aus den Sonnenstrahlen hervortritt. Das tut der Mond nun zwar allmonatlich, gemeint ist damit aber das Zusammentreffen von Mond und Frühjahrssonne im selben Tierkreiszeichen, also der Frühjahrsmond, von dessen Erscheinen bekanntlich noch jetzt unser Osterfest — das dem babylonischen Neujahr entspricht — abhängig ist.

Der babylonische Kalender hat also historisch zum mindesten zwei große Umrechnungen durchgemacht, deren staatliche Feststellung jedesmal eine Kalenderreform bedeutet. Die letzte, welche die Umrechnung auf das Widderfrühjahr brachte, ist in Babylon vom König Nabonassar durchgeführt worden, der politisch sonst keine Bedeutung hatte. Alle astronomischen Berechnungen des Altertums, auf welche, wie erwähnt, unsere Tierkreisordnung zurückgeht, beginnen deshalb mit Nabonassars Reform ein neues Zeitalter, ein weiterer

1) Sunt aries taurus gemini cancer leo virgo Libraque scorpius arcitenens caper amphora pisces (Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau; Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische).

Beweis, auf welche Quellen die Astronomie zurückgeht, welche über Alexandria und die Araber auf uns gekommen ist.

Jede dieser Umrechnungen bedeutete eine neue Aera, ein völlig neues Zeitalter. Denn wenn jedes Tierkreiszeichen einem Gotte eignete, so hatte dieser auch während der Zeit die Herrschaft geführt, die Welt gelenkt. Das war in ältester Zeit Sin gewesen, das nächste Zeitalter hatte dem Sonnengott gehört. Die ältere Zeit bezeichnet deshalb derselbe Sargon von Assyrien als die Zeiten des Nannar (einer Erscheinungsform des Mondgottes).

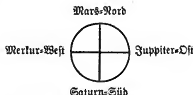
Das ist die altbabylonische Anschauung, nach welcher der Mond an der Spitze steht und der Vater der Götter ist, in anderen Ländern hat man die Sonne als das erste von den beiden großen Gestirnen angesehen. So in Ägypten, dessen Hauptkulte die von Sonnengöttern sind. Dort würde man also eine Ordnung: Zeitalter der Sonne als erstes und des Mondes als zweites vorauszusetzen haben. Die ägyptische und babylonische Kultur sind, soweit sie uns hier angehen, nicht von einander zu trennen, ebensowenig wie die zweier moderner Kulturstaaten. Eine ältere Astronomie in dem einen von beiden ist undenkbar; daß Babylonien das Heimatland im engeren Sinne sein muß, sahen wir bereits (S. 6f.). Nun ist in Ägypten eine Lehre wenn nicht entwickelt, so doch in späterer Zeit betont worden, welche in der Tat die Sonne in den Vordergrund schiebt. Nach der altbabylonischen Sivan-Rechnung fällt der nächste Monat, also der, wo die Sonne im Krebse steht, auf den Sonnengott. Die spätere ägyptische Rechnung — wie sie z. B. in dem berühmten Tierkreise von Dendera dargestellt wird — verlegt deshalb den Anfang der Weltrechnung in ein künstlich konstruiertes Zeitalter des Krebses, also die Zeit vor etwa 5000 v. Chr., wo der Frühjahrspunkt im Krebse lag. An Ägypten (Alexandria) hat die römische Zeitrechnung angeknüpft[1], und von den Römern haben wir die unsrige.

Es ist bekannt, daß die griechisch-römische Anschauung das Zeitalter Saturns (Kronos) vor das ihrer Gegenwart, welche Zeus regiert, setzt. Der Planet Saturn ist der Planet der Wintersonne (S. 22). In der oben angeführten Diodorstelle, welche die späteste Anschauung wiedergibt, heißt es noch, daß die Babylonier den Planeten Saturn besonders als den der Sonne angesehen und

1) Man lese über die Betonung der Sonne als Urwesen aller Götter (im Sinne von S. 22) und über das Krebszeitalter Macrobius' Saturnalien nach, wo die ägyptische Lehre wiedergegeben wird.

ihn so genannt hätten. Dasselbe könnte, wie wir wissen, von jedem anderen der vier Planeten gesagt werden, denn auch Merkur, Mars und Juppiter vertreten je ihre Sonnenphase und stellen je nach ihrer Stellung am Himmel ebenfalls den Sonnengott überhaupt dar, wie wir aus der astronomischen Tafel folgerten. So wird auch Mars als Sonnengott bezeichnet und von Juppiter-Marduk ist es selbstverständlich, da er ja das Sonnenjahr beginnt und überhaupt alle Götter in sich faßt (S. 25). Eine Kalender- und Himmelsordnung, welche den Saturn, die Wintersonne, betonte und welche den Sonnenlauf nicht mit der Frühjahrssonne, also in der Tagesgleiche, beim Verlassen der Wasserregion, beginnen ließ, sondern in der Wintersonne bei der Sonnenwende, also wenn sie anfängt wieder aufzusteigen, mußte auch das Jahr mit dem Winter statt mit dem Frühjahr beginnen. Das tut demgemäß auch der römische Kalender und diese Anschauung liegt bekanntlich unserem Weihnachten zugrunde.

Wenn wir die vier Planeten in der Reihenfolge ihrer Entsprechung mit den vier Vierteln der Sonnenlaufbahn (S. 22) ordnen, so erhalten wir das Bild (das also die Sonnenbahn, die Ekliptik selbst darstellt):




Da Saturn als Sonnenplanet gilt, so ist sein Gegenüber, der Mars, der Mondplanet, denn der Mond steht als Vollmond der Sonne gegenüber; wenn daher in der Tagesgleiche der Vollmond kulminiert, steht die Sonne auf dem tiefsten Punkte der Ekliptik. Der Nord- oder Kulminationspunkt ist aber nach der obigen astronomischen Tafel der des Nibiru-Mars.

Auch hier spricht also wieder die babylonische Anschauung vom Monde als dem obersten und maßgebenden Gestirne, denn dessen Vollphase gilt als die das Gleichgewicht der Welt bestimmende, als der Zeitpunkt, welcher die maßgebenden Gewalten jede an ihrem eigentlichen Wirkungskreise zeigt. Volkstümlich würde diese Anschauung ausgedrückt worden sein: Bei Erschaffung der Welt stand der Mond als Vollmond am Nibiru-Punkte (Nordpunkte seiner Laufbahn), die Sonne in Opposition am Südpunkte der Ekliptik.

Die Anschauung ist wieder recht eigentlich astral oder astronomisch. Ganz im Gegensatze zu unserem Empfinden müßte die Sonne als Tagesgestirn das der Oberwelt, der Mond das der Nacht und Unterwelt sein. Astronomisch ist aber das Gegenteil richtig. Diejenigen Gestirne, welche in die Sonne eintreten (d. h umgekehrt, welche die Sonne bedeckt), gehen unter d. h. werden unsichtbar (heliakischer Untergang). Deshalb ist die Sonne die am Himmel als Unterweltgottheit geoffenbarte Macht. Mit irgendwelchen natürlichen Empfindungen von der verheerenden Glut der Sonne heißer Länder hat das zunächst theoretisch nichts zu tun.

Der Norden des Himmels und des Tierkreises gehört also nach babylonischer Anschauung der obersten Gestalt der babylonischen Götterlehre, dem Mondgotte Sin. Umgekehrt betont der Ägypter den Sonnengott. Das entspricht der Lage der beiden Länder im vorderasiatischen Kulturkreise, denn Ägypten ist das Südland. Die Einheitlichkeit des Systems erfordert dann aber weiter, daß der Ägypter das ganze Weltall seiner Lehre entsprechend ansieht, er richtet sich deshalb nach Süden, und der Süden ist ihm das „Oben" im All, denn von dort kommt sein Fluß. Kommen wir damit schon auf eine irdische praktische Erklärung der Lehre, so ist dem Babylonier die Natur seines Landes günstiger. Sein Fluß kommt aus dem Norden und so ist seine Ausrichtung des Weltalls nach Norden sowohl für das irdische wie für das himmlische Babylonien zutreffend. Denn der Norden ist tatsächlich das „Oben" im Weltall.

Der Norden ist also oben, der Süden unten. Im Tierkreis und der Ekliptik sind die beiden Punkte die der Sonnenwenden, der Sommerpunkt (Norden) und der Winterpunkt (Süden). Das ist die Zweiteilung der Sonnenbahn, bei welcher die beiden entsprechenden Planeten Mars und Saturn wegfallen, denn sie sind mit Mond und Sonne gleichbedeutend, durch diese vertreten. Daneben bestehen noch die beiden Tagesgleichenpunkte, Ost und West. Bei einer Zweiteilung gehören diese beiden mit Süd und Nord zusammen, denn sie stellen den mittleren Punkt der Sonne dar in ihrem aufsteigenden und absteigenden Laufe. Der Westen ist also Mondbereich und „oben", der Osten Sonnenbereich und „unten". Das ist die älteste Anschauung, welche der des altbabylonischen Mondkultes entspricht. Sie ist zugleich wieder astronomisch richtig, denn sie entspricht dem tatsächlichen Laufe der Sonne, welche von Westen nach Osten durch den Tierkreis läuft. Die alte Ausrichtung wendet sich also nach Norden oder, wenn sie den Tagesgleichenpunkt wählt,

nach Westen. Darum beginnt die ältere Rechnung das Jahr im Herbst, nicht im Frühjahr.

Babylon ist in Babylonien eine verhältnismäßig junge Stadt[1]. Mit seinem Emporkommen unter einer eigenen Dynastie wurde auch der Kult seines Gottes der maßgebende (vgl. S. 25), und demgemäß mußte die Lehre Babylons darauf zugeschnitten werden, ihn als die bestimmende Kraft im Weltall zu erweisen. Marduk ist der Gott der Frühjahrssonne, des Ostens. Demgemäß beginnt die Lehre von Babylon das Jahr im Frühling und sieht den Osten als die Weltrichtung an. Für den Sonnenlauf richtet sie sich also nach dem scheinbaren Tagesumlauf der Sonne. Gegenüber der alten Lehre ist das ein Rückschritt, denn die Anschauung ist astronomisch falsch. So bedeutsam und maßgebend auch die Rolle Babylons in der weiteren Entwicklung des Orients gewesen ist, seine Lehre wie seine Herrschaft stellen einen Rückschritt in der Kulturentwicklung dar. Das Babylonien der Dynastie Hammurabis steht dem älteren gegenüber wie unser Mittelalter in seiner Blüte dem klassischen Altertum.

Indem wir uns stets die Lehren der astronomischen Tafel (S. 34) vergegenwärtigen, verstehen wir ohne weiteres, wenn nunmehr die babylonische Mythologie und Kosmologie in der Lehre der Stadt Babylon ein stets verändertes Aussehen erhalten mußte: Die veränderte Weltrichtung bedeutete auch eine Umkehrung der göttlichen Kräfte, welche sich in den einzelnen Weltpunkten offenbarten: die Rolle Nebo-Merkurs, des Westgottes spielt jetzt Marduk-Juppiter, der Ostgott, und folgerichtig muß die Götterlehre die Offenbarung der betreffenden Götter in den entgegengesetzten Erscheinungen finden.

Man kann sich den Gegensatz gegen die frühere Lehre kaum groß genug vorstellen. Wenn man heute dem Westeuropäer bei einem Besuche des Orients die grundsätzliche Verschiedenheit des islamischen Orientalen in Anschauungen, Empfinden und Denkweise veranschaulichen will, so macht man ihn wohl darauf aufmerksam, daß wir den Kopf frei und kühl, die Füße eingeschnürt und warm halten, der Orientale den Kopf warm einwickelt und die Füße kühl hält. Einen Gegensatz der Lehre, der größer ist als derjenige der großen herrschenden Religionen[2] der westlichen Welt untereinander,

1) Vgl. Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens S. 13 (AO. II, 1).

2) Der Gegensatz der Theorie und Lehre ist aber durchaus nicht identisch mit dem der Einrichtungen des praktischen Lebens. Die Tatsachen machen ihr Recht aller Lehre zum Trotz geltend.

bedeutet die Lehre Babylons gegenüber der älteren, einen Gegensatz, der die Dinge gerade auf den Kopf stellt.

Die Götterlehre, welche die vornehmlichste Offenbarung in den Gestirnen sieht, mußte bei ihrer Reformation deren Bedeutung umdeuten. War Nebo-Merkur zum Marduk-Juppiter geworden, offenbarte sich die Kraft des aufgehenden Lebens nicht mehr im Westen, sondern im Osten, so mußten auch die Werte, die Kräfte der betreffenden Planeten vertauscht werden. In der Reihenfolge der Jahreszeiten des Jahres von Babylon, also mit dem Frühjahr beginnend, sind diese daher:[1]

| | |
|---|---|
| Juppiter-Marduk-Gudbir | Merkur |
| Mars-Ninib-Kaiwan | Saturn |
| Merkur-Nebo-Dunghaduddu | Juppiter |
| Saturn-Nergal-Zalbatanu | Mars. |

Die sich hieraus ergebende Umnennung der Planeten Juppiter, Merkur u. s. w. ist die in der späteren Zeit gebräuchliche.

Es ist dem Altertum nicht unbekannt geblieben, daß die Entfernung der Planeten von der — als Mittelpunkt des Systems angenommenen — Erde verschieden groß ist. Wenngleich der Tierkreis die eine Bahn ist, auf der sie sich bewegen, so zerfällt diese doch wieder in verschiedene Stufen. In wie weit dabei eine andere Anschauung hineinspielt, ist hier nicht unsere Aufgabe zu untersuchen, es genügt, daß die sieben großen Gestirne sich in sieben verschiedenen Entfernungen um die Erde bewegen, den sieben Sphären (Kugeln), welche die Erde umgeben (also dem Tierkreis entsprechen). Der Himmel der Sieben hat also sieben Stufen oder Abteilungen und was die obere Welt hat, hat auch die untere. Es gibt demnach sieben Himmel und sieben Höllen oder Höllenstufen. Die Vorstellung ist bis auf unsere Tage sprichwörtlich, die sieben Höllenstufen malt noch Dante aus. Über der siebenten ist der Himmel Anus (S. 30) oder nach der späteren Auffassung der Himmel der Fixsterne.[2]

Die verschiedenen Zahlensysteme haben hierin zweifellos auch jedes seine eigene Rechnungsweise zur Anwendung gebracht, indem sie einzelne Teile trennten oder zusammenfaßten. Statt der sieben

1) Der zweite ist der babylonische Name der betreffenden Gottheit, der dritte der Name des Planeten.

2) Daß die Siebenzahl wieder mit der der Planeten und der sieben Planetenhimmel in Verbindung gebracht sein wird, kann man ohne weiteres annehmen: so hatte auch der Fixsternhimmel seine sieben Stufen.

Himmel hat man auch drei unterschieden,[1] — eine Anschauung die sich z. B. in der Redewendung 2. Kor. 12, 2 widerspiegelt.

Eine babylonische Planetenliste zählt die Planeten in folgender Reihe auf:

Mond (an erster Stelle! S. 40!)
Sonne
Dunghabuddn (Merkur resp. Juppiter)
Dilbat (Venus)
Kaiwan (Mars resp. Saturn)
Gudbir (Juppiter resp. Merkur)
Zalbatanu (Saturn resp. Mars).

Die Anordnung sieht die Venus als einen Planeten wie die andern vier an, folgt also dem Schema 2 + 5. Der Grundsatz der Reihenfolge ist: es sind die beiden großen Gestirne vorangestellt, und es folgen dann die fünf Planeten nach ihrem Abstande von der Erde (in Wirklichkeit von der Sonne). Welcher Art die Spekulationen waren, durch die man die in den Sternen offenbarten Götter mit der Zeit in Verbindung setzte, zeigt die für die Reihenfolge unserer Wochentage ausdrücklich überlieferte. Diese geht aus von der Reihenfolge der sieben Himmel, welche aus der Zeit des Umlaufes ihrer Planeten gefolgert war, und welche ebenfalls die Erde als Mittelpunkt annimmt und daher die Sonne an deren Stelle setzt: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Juppiter, Saturn. Da man von der Rechnung eines Saturn-Zeitalters (S. 33f.) ausging, so wurde der letzte Tag, der Sonnabend, der zugleich dem letzten Planeten entspricht, diesem gegeben (Saturni dies, Saturday). Ferner gab man — wieder das Kleine ein Abbild des Großen — jedem Planeten je eine Stunde: also dem Saturn die erste des Sonnabend, Juppiter die zweite u. s. w., indem man nach Durchlaufen der sieben wieder von vorn begann (die achte also wieder Saturn). Dann fällt die 25. Stunde, also die erste des zweiten Tages auf die Sonne (Sonntag) u. s. w.

---

Die Planeten sind die wichtigsten Verkünder des göttlichen Willens, sie sind es aber nicht allein. Vor allem offenbart sich ja

1) Jedoch sind die drei wohl zu verstehen als die drei großen Abteilungen des ganzen Himmels: der Himmel Eas (der Südhimmel) Bels (der Tierkreis mit seinen sieben Stufen oder sieben Himmeln) und Anus (der Nordhimmel). Diese drei würden dann bei der Neunteilung als die neun Himmel (Edda) erscheinen.

in jedem Tierkreiszeichen — also in Fixsternen — wieder je eine göttliche Macht, und wie dasselbe in allen Teilen des Weltgebäudes, Erde und ihre Bestandteile eingerechnet, der Fall ist, so auch in den Fixsternen des übrigen Himmels.

Durch den Tierkeis wird der Sternhimmel, die obere Welt, ebenso in zwei Teile getrennt, wie die untere, unsere Erde, durch das Festland. In jedem waltet vor allem seine Gottheit — Anu und Ea — aber in jedem muß sich ebenso die Wirksamkeit der übrigen die Welt regierenden Kräfte feststellen lassen, die ja eben doch die eine große, nur in verschiedenen Äußerungen, bilden. Ebenso wie wir soeben vom Tage sahen, daß er je einem Gotte gehört, aber doch in seinen einzelnen Teilen wieder den übrigen ihr Recht gewährt, so auch die verschiedenen Teile des Himmels, also auch die des Fixsternhimmels.

Diese Erkenntnis ist vielleicht von geringerer Bedeutung für Astrologie und alles was damit zusammenhängt, als für die Mythologie, in welcher die Spekulationen über die größeren Zeiträume, über Zeitalter und Äonen niedergelegt sind,[1] deren Wiederholung im kleineren Kreise — in Jahr und Tag — aber dann ebenso, wie der rechnungsgemäßen Astrologie erfolgt.

Bleiben wir zunächst innerhalb des Tierkreises selbst, so sahen wir (S. 28), daß die Ansätze und die danach anzunehmenden Anfänge der babylonischen Sternkunde in das Zwillingszeitalter, also die Zeit zwischen dem 6. Jahrtausend und 3000 v. Chr. zurückgehen. In den Zwillingen stand also die Sonne, als die Welt geschaffen wurde, d. h. als die Vorzeit des Chaos zu Ende war, als die alten Gottheiten der Unordnung gestürzt worden und eine neue Weltordnung heraufgeführt wurde. Damals regierte der Vater der Götter — d. h. der jetzt herrschenden — das Weltall, Sin der Mondgott. Ihm gehört daher das Tierkreiszeichen der Zwillinge und der Monat Sivan.

Die Zwillinge sind durch die beiden Sterne gekennzeichnet, welche die an sie geknüpfte Sage und ihren griechischen Namen noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben: Kastor und Pollux. Die babylonische Sternkunde nnterscheidet aber nicht weniger als drei solcher Zwillingsgestirne an verschiedenen Stellen des Himmels, die

1) Man vergleiche hiervon den Unterschied zwischen der Lehre von Babylon und der altbabylonischen.

Gottheit, die sich hier offenbart, ist also auch noch an anderen Stellen des Himmels zu erkennen.

Wie im großen, so im kleinen, wie der Tag, so die Stunde: das Weltengeschick, das sich in der Gesamtheit offenbart, muß auch in dem ersten Zeitalter wirksam sein, also sich auch in dessen Gestirnen zeigen. Die beiden Zwillinge werden dementsprechend erklärt, sie sind nach ausdrücklicher Aussage nichts anderes, als der Mondgott Sin und Nergal, d. i. der Sonnengott in der Winter- oder Nachtphase, während seines Aufenthaltes in der Unterwelt (Planet Saturn). Im ersten Tierkreiszeichen, wie am Anfang der Welt herrschte also der Mond — natürlich in sichtbarer Form — und trat in dem einen der beiden Zwillinge in die Erscheinung; gleichzeitig offenbarte sich in dem andern die Sonne und dann selbstverständlich in der Form, die sie zu eben dieser Zeit hatte, in der Form ihrer Unsichtbarkeit, der Nacht- oder Wintersonne. Daraus folgt, daß die Sonne zuerst als Saturn erscheinen muß, wir haben also den Grund für die Betonung dieser Form und den Jahresanfang im Winter. Bei Zweiteilung des Jahres und Betonung des mittleren Punktes des Sonnenlaufs tritt an diese Stelle der Herbstanfang, der Merkur gehört; auf jeden Fall stand das erste Zeitalter, weil in ihm der Mond herrschte, im Zeichen der der Sichtbarkeit des Mondes entgegengesetzten Sonnenphase, es gehörte den Gestirnen der Nacht und des Abends, des Nordens und Westens.

Daß der Dioskurenmythus seine Erklärung hieraus von selbst empfängt, bedarf keiner Ausführung. Kastor und Polydeukes können nie vereint sein: ist der eine in der Unterwelt, dann ist der andere bei Zeus. Mond und Sonne sind dauernd nie vereint, Tag und Nacht sind Gegensätze. Nur für eine Nacht dürfen die Dioskuren mit einander verkehren: der Neumond ist das Zusammentreffen von Mond und Sonne im Kreislauf.

Weiter aber findet die Dioskurensage durch diese Feststellung in unbeachteten Weiterbildungen ihre Erklärung, die sich nur aus der orientalischen Gestirnmythologie erklärt. Wir haben nämlich in der Göttergenealogie, wie stets, verschiedene Schemas zu unterscheiden. Nach dem einen ist der Mondgott der Vater der Götter der „aus sich selbst erzeugt wird". Seine beiden Kinder sind der Sonnengott und die Istar (kanaanäisch Aschtoret) d. i. der Planet Venus. Daneben aber sind auch alle drei die Kinder des Bel

(Zeus). Damit haben wir die Erklärung der Schwester der Dioskuren, Helena. Deren Raub setzt sie ohne weiteres mit der Proserpina, der Göttin der Unterwelt, der jungfräulichen Kore gleich. Die babylonische „Höllenfahrt der Istar" findet hierin ihre Erklärung. [1]

Nach wieder einem anderen Schema ist aber der Venusstern männlich: griechisch Phosphoros, Lucifer (und dafür die Sonne weiblich). Das ist zusammengeworfen in einer Wendung der Sage, welche weiß, daß es eigentlich drei Dioskuren (lucus a non lucendo: drei Zwillinge!) gegeben habe. Diese erhalten dann ebenfalls als vierte die unentbehrliche Schwester.

Der Mond und sein Tierkreiszeichen steht an der Spitze des Weltenlaufes, deshalb begegnet auch die Dioskurensage mit Vorliebe als Stoff derjenigen Legenden, welche eine neue Geschichtsperiode oder die Urgeschichte eines Volkes überhaupt einleiten. [2] Sie liegt zugrunde dem Verhältnisse Abrahams, des ersten Patriarchen, zu Lot: „Willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken". Abraham aber ist der Gatte seiner Schwester (1 Mos. 20, 11), wie im babylonischen Pantheon der Gatte der Istar auch ihr Bruder ist. So wird Helena die Gattin des einen der beiden Brüder Agamemnon und Menelaos, die damit an die Stelle der beiden Dioskuren treten. Denn auch Menelaos wird Helena geraubt, und Agamemnon ist der oberste Führer der Griechen, aber seine Rolle tritt trotzdem stark zurück: das Zeitalter des Mondes ist längst verflossen und in Wahrheit beherrscht die Welt der Sonnenheros Achilleus.

Das zweite Zeitalter, das des Stiers, hätte dem Sonnengotte gehören müssen. Es fällt aber zusammen mit der politischen Herrschaft Babylons. Daher erscheint es als das Zeitalter des Stadtgottes von Babylon, des Frühjahrgottes Marduk. Babylon hat seine Machtstellung durch die „erste Dynastie von Babylon" erhalten und ist darin bis auf die spätesten Zeiten babylonisch-assyrischer Kultur anerkannt worden. Es ist das Rom des Orients, und als längst seine politische Macht geschwunden ist, als seine

1) Vgl. A. Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern S. 3 f. 10. (AO. I, 3²).

2) Auch in Rigveda sind die Zwillinge (Açvinau) das Gestirn der Morgenröte. Das ist also ebenfalls babylonische Entlehnung nnd läßt ebenso wenig wie bei anderen Völkern einen Schluß auf das Alter der indischen Mythologie zu.

Herrscher nur Schattenkönige von Assyriens und Elams Gnaden sind[1], da erkennt doch Assyrien die geistige und geistliche Herrschaft der Stadt Marduks an. Die Welttheorie, die den Gott der Frühjahrssonne und den Planeten Juppiter zum obersten Herrn der Welt im Götterschema macht, erstreckt ihren Einfluß aber weit über die Grenzen Babyloniens hinaus. Der Herr der römischen Welt, Juppiter, gibt seinen Namen dem Planeten Marduks, weil er dessen Begriff entspricht, und der Vater Zeus, ursprünglich der babylonische Bel (S. 29), ist der oberste Gott, obgleich er nicht der Herr eines der führenden Staaten ist. Sein Heiligtum (Olympia) gilt trotzdem als das Nationalheiligtum, denn Marduk war dem alten Orient längst Bel, „der Herr", geworden (vgl. S. 23). Die spätere Zeit meint deshalb unter Bel gewöhnlich den Gott von Babylon, Marduk.

Das Tierkreiszeichen des neuen Herrn der Welt ist der Stier; auf dem Stier stehend wird Marduk daher dargestellt, in der Hand trägt er das Blitzbündel, das Zeichen des Frühjahres, das im Gewitter die Macht des Winters bricht. Bei anderen Völkern tritt an dessen Stelle der Hammer (beim germanischen Thor) oder das Beil (beim hethitischen Teschub, dem kanaanäischen Hadad oder Ramman entsprechend). Im Stier steht die Gruppe der Hyaden mit dem hellsten Sterne Aldebaran. Sie stehen in Gestalt eines lateinischen V, d. h. sie haben das Aussehen des altorientalischen Buchstaben Gimel (griechisch Gamma). Dieser hat seinen Namen von dem gamlu, der Waffe Marduks, welche später als ein Sichelschwert dargestellt wird. Ihr Ursprung dürfte eine dem Bumerang ähnliche Waffe gewesen sein. Der Buchstabe steht aber an dritter Stelle im Alphabet, denn er hat die Stellung seines Gottes hinter dem Zeichen erhalten, das den Zwillingen entspricht.[2] Da die Präzession umgekehrt (von Osten nach Westen) verläuft, so

1) Vgl. Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens S. 18 (AO. II, 1[2])

2) Das Buchstabenalphabet zeigt die Reste der alten Einteilung des Schriftsystems nach dem des Himmels. Es sind 12 und 5 Lautzeichen darin unterschieden. Die 5 dienen wie im Keilschriftsystem zur Bezeichnung mehrerer Laute (f, k, p, t-Laute). Das letzte der 12 ist resch, das erste aleph. Es liegt also die Ordnung der Tierkreiszeichen nach dem Stierzeitalter zugrunde, denn resch ist babylonisch-assyrische Aussprache für hebräisches rosch der Fürst, der Führer. Es ist danach Synonym oder Übersetzung von der astronomischen Bezeichnung des Widders lulim, die ebenfalls „Führer, Fürst" („Leithammel") bedeutet.

ist das Tierkreiszeichen des herrschenden Zeitalters an die Spitze getreten: Aleph-Alpha „das Rind“.

Das klassische Altertum, welches die altorientalische Kultur vorwiegend nur in Ägypten kennen lernte, denn Babylonien war den Griechen durch die Perser und den Römern durch die Parther verschlossen, hat endlich auch dem dritten Zeitalter, dem des Widders, sein Recht werden lassen, indem es den Kult des widderköpfigen „Juppiter“ der Oase Ammon betonte. Alexander — und vor ihm schon Pausanias u. a. — sind deshalb bestrebt gewesen, sich der Anerkennung durch diesen Gott zu versichern.

Von den übrigen Tierkreiszeichen gibt sich das der Jungfrau sofort als dasjenige zu erkennen, welches der Istar, der jungfräulichen Göttin einerseits und Göttin-Mutter andrerseits entspricht. Wenn die Dioskurensage am Anfange von Geschichtsepochen mit Vorliebe als Stoff für die Legenden benutzt wird, so haben wir hier ein schönes Beispiel, wie lange noch die astrale Deutung der Legenden sich erhalten hat. Die römischen Erzählungen von der Vertreibung der Decemvirn hat man leicht als eine Wiederholung der Legende von der Vertreibung der römischen Könige erkannt. Wie dabei Lucretia, so fällt bei jener Virginia, die Jungfrau, als Opfer. Beidemale sind die Dioskuren leicht in den Helden der Vertreibung zu erkennen, denn jedesmal verschwindet einer davon. Dasselbe Motiv hat die athenische Tyrannenvertreibung verwendet, indem die ebenfalls als Dioskuren von der Sage behandelten Harmodios und Aristogeiton — die in Wahrheit, wie schon im Altertum erkannt, gar nichts mit der Vertreibung zu tun haben — eine vom Tyrannen beleidigte Schwester haben. Das Motiv der Tyrannenvertreibung wird uns ebenfalls noch klar werden (S. 55 f.); daß es der Sturz der alten Mächte beim Beginn der neuen Epoche sein muß, vermögen wir schon jetzt zu erkennen. Wenn man nach dieser Erklärung der Legende in dem Namen der Virginia die Anspielung auf den jungfräulichen Charakter der Istar als Kore-Persephone, als Istar in der Unterwelt (Planet Venus in der 3. und 4. Phase) findet, so wird der Zusammenhang ohne weiteres klar.

Das Zeichen der Jungfrau führt im Orient aber häufig den Namen der Ähre (hebräisch schibbolet, arabisch sanbalat), nach der Ähre, welche die Jungfrau in der Hand trägt. Wenn in der alttestamentlichen Erzählung von der merkwürdigen Sprachprobe, welche mit dem schibbolet angestellt wird (Richter 11, 6), diese als

Anhang der Jephta-Legende erscheint, so wird jetzt der symbolische Zusammenhang mit der unmittelbar vorhergehenden von dem Ende der jungfräulichen Tochter Jephtas klar. Wenn diese dann ihre „Jungfrauschaft" zwei Monate lang beweint, so liegt weiter die Erinnerung an die Einteilung des Jahres in 6 Doppelmonate oder Jahreszeiten zu Tage. Denn ein Monat gehört der Jungfrau als Tierkreisbild, eine Jahreszeit als einer der sechs Gottheiten oder großen Gestirne, welche bei der 6-Teilung (S. 22) in Betracht kommen. Deshalb hat der letzte der benannten ursprünglichen Doppelmonate, (S. 16) der Juni, seinen Namen von der Juno.

Weiter ist stets ein Rätsel die Ableitung des Namens der Sibylla gewesen. Daß diese Gestalt der Legende, welche für das Wahrsagewesen des Altertums von so großer Bedeutung geworden ist, orientalischen Ursprung hat, ist bei dem Wesen der „sibyllinischen Orakel" ohne weiteres klar.[1] Der Anklang an den Sternnamen (Sibbolet-Sibylla) der Jungfrau liegt jetzt zu Tage, die Istar-Jungfrau ist überhaupt die einzige weibliche Gestalt des Pantheons, welche es gibt; auf eine solche muß aber die weibliche Beraterin die mit Numas Egeria identisch ist, zurückgehen.

Bleiben wir weiter bei den Tierkreiszeichen, so fällt nach der Einteilung des klassischen Altertums — also nach der Widder-Rechnung — in das siebente, das der Wage, der Herbstanfang. Das ist bei der Zweiteilung der Anfang der Winter- oder dunklen Hälfte des Jahres, während derer die Sonne dem Tode verfallen ist. Die Wage ist das Zeichen Merkurs, der griechische Hermes aber leitet die Seelen in die Unterwelt. Sein Ebenbild, der babylonische Nebo, der in der Nachbarstadt Babylons, in Borsippa verehrt wird, ist das Gegenstück zu Marduk, er stellt die Herbst- und Wintersonne dar (S. 36). Sein Tier ist der Hahn, mit dessen Zauber man verschlossene Türen öffnen kann, der als Sühneopfer dem Gotte der Totenwelt dargebracht wird (der jüdische Kappores-Hahn), dessen Krähen aber das Ende der Herrschaft seines Herrn verkündet und dann im Mythus, wo die Gegensätze leicht in einander übergehen, überhaupt das Ende der Dinge bezeichnet; denn wenn die Herrschaft

1) Die jetzige Gestalt der „sibyllinischen Bücher" ist bekanntlich jung. Die Gestalt der älteren gibt sich nach der Beschreibung jedem Kundigen sofort als die der Einrichtung babylonischer Omina-Sammlungen zu erkennen. Man halte damit zusammen, daß wir jetzt altbabylonische Nachbildungen von Opferschau-Lebern haben, welche zeigen, woher die etruskische Wahrsagekunst, die Quelle der römischen, stammt.

des Winters zu Ende, beginnt zwar die des Lichtes neu, aber es ist auch ein Zeitkreis zu Ende.

Nebo=Hermes ist zugleich auch der Gott der Unterwelt und der Nacht, sowie des nächtlichen Lebens. Alles was in der Nacht sein Wesen treibt, steht daher unter seinem Schutze, vor allem der Dieb der Nacht, welchen wohl das Öffnen verschlossener Türen vor allem angeht. Nebo=Merkur ist der Gott der Diebe, die freilich ihm auch auf andere Art verfallen. Wenn sie sich erwischen lassen, so bringt man sie zu ihrem Gotte, dem Herrn der Unterwelt, der in der Tiefe haust. Man steckt sie in das „Loch", hebräisch bôr, womit jedes in die Erde gegrabene Loch, also auch der Brunnen, ebenso bezeichnet wird, wie die Unterwelt, in die es hineinreicht. Ein solches Loch aber ist ursprünglich jedes Gefängnis, das unterirdisch gedacht ist (vgl. Jeremia in der Cisterne, Jer. 38, 6). Selbst in späterer Zeit scheint es noch diese Gestalt bewahrt zu haben, denn in den assyrischen Torgebäuden hat man nur von oben zugängliche Schächte gefunden, von denen man annimmt, daß sie dort, wo die Stätte des Gerichtes war, auch gleich als Gefängnis gedient haben. In die Unterwelt und in das Gefängnis, den bôr, hinabsteigen, ist also ein und dasselbe. Hierzu vergleiche man den Ausdruck in 1. Petri 3, 19.

---

Wie im Tierkreis, so sollen die Götter auch an den andern beiden Himmels= und den entsprechenden Weltteilen vertreten sein. Die verschiedenen Zwillinge (S. 39) geben eine Vorstellung davon, wie die gleichen göttlichen Mächte an verschiedenen Stellen des Himmels gefunden werden. Die einzelnen himmlischen Lokalisirungen der Götter an den verschiedenen Himmelsteilen sollen also sich entsprechende Offenbarungen der Gottheit nachweisen, und demgemäß ist auch der babylonische Ausdruck für das Verhältnis zwischen einem Sterne und seiner göttlichen Macht „entsprechen" (ikabî). Die Zwillinge des Tierkreises sind zweifellos diejenigen, welche als „die großen Zwillinge", bezeichnet werden. Davon werden unterschieden „die kleinen Zwillinge", die vorläufig nur gelegentlich ohne weitere Angabe genannt werden. Das dritte Paar sind „die Zwillinge, welche vor (gegenüber) dem Sib-zi-anna=Sterne — d. i. $\gamma$ der Zwillinge — stehen". Die Bestimmung der beiden andern Paare braucht uns hier vorläufig nicht zu beschäftigen. Es ist auch nicht möglich auf die Verschiedenheit der Himmelseinteilung im Einzelnen

einzugehen, wie sie in den mehr als 2000 Jahren altorientalischer Kulturentwicklung begegnet. Es kommt hier nur darauf an klar zu machen, daß an den verschiedenen Teilen des Himmels sich die gleichen Götter oder Mächte dargestellt finden. Neben dem Sternbilde der Zwillinge steht das des Fuhrmanns, dessen hervorragendste zwei Sterne in so ähnlicher Stellung zu einanderstehen wie Kastor und Pollux, so daß man bei teilweise bedecktem Himmel wohl einmal zweifelhaft sein kann, welche Gruppe man augenblicklich sieht. Es sind die Capella (Ziege) und β des Fuhrmanns. Nun werden aber in älterer Zeit die Zwillinge auch als zwei Ziegen dargestellt. Die beiden benachbarten Sternbilder werden also nur aus verschiedenartiger Abteilung eines urspünglich größeren zu erklären sein.[1] Diese einfach aus der Sternkarte sich aufdrängende Vermutung wird durch Mythologie und Legende bestätigt.

In gleicher Weise wie in dem nördlich von der Ekliptik stehenden Bilde des Fuhrmannes finden sich die gleichen Erscheinungen südlich vom Tierkreise am „Himmel Eas“ (S. 26). Sirius und Prokyon, der große und kleine Hund, werden von den Babyloniern als Bogen- und Lanzenstern bezeichnet. Das Abzeichen des Mondgottes — und der entsprechenden Heroen — ist die Lanze, das des Sonnengottes (Apollo!) der Bogen.[2] In der persischen Geschichtslegende, die Herodot erzählt und die ganz nach orientalischem Schema eingekleidet ist, folgt er der Ordnung seiner Zeit, also Widderrechnung, aber mit Anklängen an die vorhergegangene. Sein erster Perserkönig Kyros wird mit Mondlegenden ausgestattet, der zweite, Kambyses erscheint als großer Bogenschütze, also als Sonnenheld. Das dritte Zeichen ist das der Zwillinge. Einen Zwillingskönig nachzuweisen, ist wahrlich keine Kleinigkeit, aber es wird doch ermöglicht. Der dritte Herrscher, der „falsche Smerdes“ oder Magier erhält einen Bruder. Als die Beiden von den sieben Verschworenen angefallen werden, verteidigen sie sich — der eine mit der Lanze, der andere mit dem Bogen. Der eine ent-

1) Der Fuhrmann ist recht eigentlich das Ziegengestirn, denn außer der Capella stehen in ihm noch die Ziegen (arabisch el-'ajuq) und die beiden Böckchen (el gedjan). In Ägypten liegt die Zwillingsstadt, die Stadt des Horsaphes, dessen „linkes Auge der Mond und dessen rechtes die Sonne ist“, also im Ziegengau.

2) Babylonisch dann Marduk (eben=Apollo). Das Schöpfungsepos hebt besonders Marduks „Bogen“ hervor, den es ausdrücklich als den „Bogenstern“ bezeichnet.

flieht und man hört nichts mehr von ihm — er ist also überlebender Dioskur und Retter in der Not für den Legendenfabrikanten in einer Person — nur der andere wird getötet. Die beiden sind das getreue Ebenbild des Bruderpaares Ajas und Teukros, deren einer mit der Lanze, der andere mit dem Bogen kämpft, und von denen Ajas an der typischen Mondkrankheit der Melancholie (Neumond, vgl. S. 59f., bei Herodot auf Kambyses übertragen) sein Ende findet, während der andere ihn überlebt.

Sonne, Mond und Istar (Venus) sind eins, insofern sie dieselbe Gottheit darstellen. Im besondern ist der Sirius als Bogenstern Sonnengottheit. Von den dreien ist Istar die weibliche Gottheit. Auch diese Eigenschaft hat der Sirius. Er ist bei Ägyptern und Arabern weiblich, die Sonneneigenschaft aber zeigt er im arabischen Namen: shicraj „die Haarige", denn die Haare sind das Symbol der Sonnenstrahlen (beim Monde: weiße Haare[1]). Darum heißt auch die arabische Semiramis — d. i. Istar, der die Taube heilig ist, der Vogel, in welchen sich Semiramis verwandelt — Zebbaj „die Haarige" mit Anklang an den Namen der Königin von Palmyra, Zenobia, auf welche die arabische Legende die Semiramismythen übertragen hat. Bei den Ägyptern ist der Hundstern ebenfalls weiblich (die Sothis). Die Beziehung zum Sonnenkreislauf zeigt der ägyptische Kalender, denn dieser rechnet nach der Siriusperiode, d. h. er kennt einen großen Zeitraum von 1460 Jahren, während dessen der Frühaufgang des Sirius durch das ganze Sonnenjahr herumläuft, so daß er nach diesem Zeitraum wieder auf denselben Tag fällt.

Als Marduk im Weltenkampfe das Ungeheuer Tiamat getötet hat, spaltet er sie in zwei Teile, welche nunmehr die obere und untere Himmelshälfte darstellen. Tiamat wird als große Schlange, als Midgardschlange gedacht. In der Vorvergangenheit — die ja auch wieder ein Abbild der späteren ist — ist sie aber auch in ihren beiden Hälften vertreten. Sie hat bei dem Kampfe außer elf andern Mitkämpfern[2] — sie sind die Ungeheuer des südlichen[3] Sternenhimmels und entsprechen den Zeichen des Tierkreises, denn es sind

1) Solche etymologisirende Wortspiele — die naturgemäß nur bei Kenntnis der semitischen Sprachen verstanden werden können — sind im Geiste altbabylonischer Sprachwissenschaft (S. 14 Anm.) und spielen eine große Rolle in Mythologie und Legende.

2) Vgl. Zimmern, Biblische u. babyl. Urgeschichte S. 15 (AO II, 3).

3) d. h. südlich vom Tierkreise belegenen, des Himmels Ea's (S. 26), des himmlischen Wasserreiches.

immer nur 11 Zeichen vorhanden, das 12. ist von der Sonne bedeckt, gehört in diesem Falle Marduk — noch ihren Gatten als Helfer, Kingu. Wir werden noch sehen, daß jedem Gottbegriff der der vollkommenen Natur, der Vereinigung des Männlich-weiblichen anhaftet. Also muß auch Tiamat Mann-Weib sein. Da nun Tiamat der Name des Urwassers und damit der Wassertiefe (hebräisch tehôm) ist, so haftet ihr Begriff hauptsächlich am unteren südlichen Teile des Himmels, der Wasserregion, dem Reiche Eas. Dort steht sie denn auch in der Gestalt des „Wasserungeheuers" Cetus, unseres Walfisches, als Sternbild. Am Nordhimmel entspricht ihr das männliche Schlangenungeheuer der Luft: der Drache, der sich in gleich gewaltiger Ausdehnung zwischen dem großen und kleinen Bären, also in nächster Nähe des Nordpols ausdehnt.

Wie in den Zwillingsgestirnen die Geschicke von Mond und Sonne und die Entwicklung ihres Zeitalters vorgezeichnet sind, so muß im Zeichen, das Marduks Herrschaft heraufgeführt hat, alles sich finden, was zum Marduk-Mythus gehört, d. h. zum Mythus der Frühjahr-Sommer- und ihres Gegenstückes, der Herbst-Winter-Welt. Nicht nur Marduk, die Lichtgottheit, sondern auch Nebo oder Nergal (Saturn), die Gottheit der finsteren Welt muß darin vertreten sein. Marduks Waffe in den Hyaden, dem den Zwillingen zugekehrten Teile des Stieres, kennen wir bereits (S. 42). Sie stehen im Kopfe des Stieres und sind durch fünf Sterne gekennzeichnet, bilden also ein Fünfgestirn. Das Gegenstück Marduks, die winterliche Sonne, wird vertreten durch das Siebengestirn, die Plejaden, welches Nergal, dem Gotte der Unterwelt gehört. Aus dieser Tatsache erklärt sich ein gutes Stück Mythologie und Festordnung. Als Zeit der Unsichtbarkeit der Plejaden wird nach ausdrücklichem Zeugnis Hesiods vierzig Tage angenommen, 40 Tage also weilt der Sonnengott in seiner winterlichen Erscheinung in der Unterwelt, um dann wieder zum Lichte emporzusteigen: die Zahl der Tage zwischen Ostern und Himmelfahrt. Die beiden maßgebenden Gruppen der Sternbilder enthalten also 5 + 7 Sterne und stellen so wieder die 12 des Tierkreises dar. Oder mit andern Worten: Marduks Monats-Sternbild stellt im Kleinen das ganze Jahr dar.

Unschwer läßt sich zu dem Siebengestirn des Tierkreises das Gegenstück am Nordhimmel vermuten: der Bär (große und kleine). Dessen Beziehung zum toten Sonnengotte oder der Wintersonne herzustellen, ist auf den ersten Blick ein verzweifeltes Unternehmen und doch ermöglicht es die Sternkarte ohne jede Schwierigkeit.

Adonis, der orientalische Tammuz, der Gott, der eben Marduk als Frühjahrsgott und Nebo-Nergal als Wintergott, als die blühende und tote Natur, als Gatte der Venus und als von dieser getrennter Geliebter darstellt, findet seinen Tod durch den Eber, der eben darum sein Tier ist: der Eber des germanischen Thor, das heilige Tier des Gewittergottes. Die beiden Bären als die dem Nordpole d. h. dem nördlichsten Punkte am nächsten werden auch sonst in Beziehung gebracht zum Eber, dem Jultiere d. h. dem Tiere des Nordpunktes der Sonnenlaufbahn (S. 34).

So ist in der Gegend des phönizischen Tammuzkultes am Adonisflusse [1] an der Stelle, wo auf einer Bergfläche das Tammuzheiligtum mit der Darstellung der dazu gehörigen kosmischen Punkte sich fand, [2] Adonis-Tammuz dargestellt, wie ein Bär ihn anfällt, während daneben in einem besondern Felde die um seinen Tod klagende Astarte-Istar sitzt. Es entsprechen sich also in der Gleichung Bär-Eber Nordpunkt des Alls (Nordpol) und Nordpunkt der Ekliptik (Sonnenwendepunkt).

So erhalten wir wieder dasselbe Bild im Stier und seinen Entsprechungen wie in den Zwillingen und deren Ebenbildern [3]: den Kreislauf der Natur, die Ablösung von Sommer und Winter, Tag und Nacht, Licht und Finsternis, Leben und Tod dargestellt.

Adonis findet seinen Tod auf der Jagd, er ist also der himmlische Jäger, Hakelbernd der germanischen Sage, der biblische Nimrod, von dem freilich nichts mehr übrig geblieben ist, als diese kurze Angabe über seine Tätigkeit. Der Jäger, den die Sternkarte als solchen kennzeichnet, ist aber O r i o n, dessen Sternbild das prächtigste des Südhimmels ist. In diesem Bilde müßten also diejenigen Mythen wiedergefunden werden, welche wir im Stier und großen Bären feststellen konnten, und die überhaupt den ganzen Weltenlauf darstellen.

Im Orion haben wir zunächst die drei G ü r t e l s t e r n e, auch J a k o b s t a b genannt. Der letztere Name enthält die Anspielung auf 1. Mos. 32, 11 „denn (nur) mit meinem S t a b e überschritt ich den Jordan", die Benennung war aber nur möglich, wenn die gesamten Anspielungen, in welche die betreffende Erzählung gekleidet ist, noch

1) Vgl. v. Landau, die Phönizier S. 11 f. (AO II, 4 [a]).

2) Bei Ghineh am heutigen Nahr Ibrahim.

3) Zu Zwillingen=Fuhrmann=Ziegen (S. 42) vergleiche man, daß im großen Bären die Ziege (el 'anaq), im kleinen das Ziegenböckchen (el gedi) sich wiederfindet.

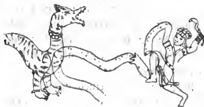
völlig verstanden würden, denn die Erwähnung des Stabes Jakobs im jetzigen Zusammenhang der biblischen Erzählung folgt ganz nebenbei und hätte nie den Anlaß zu einer nachbiblischen Sternbenennung geben können. Jakob, der den Jordan überschritten hat, ist dort als Mond (im Frühjahr) gedacht, der nun wieder aus der Wasserregion zurückkehrt und dabei den Jordan abermals überschreitet. Typisch für diesen Frühjahrsmythus sind die zwei Lager, in welche er seine Herden teilt. Der Beginn des Jahres besteht darin, daß Mond und Sonne im selben Zeichen zusammentreffen, beide haben also dort ein Haus[1] oder ein Lager für sich. Diese zwei Heerlager des befreundeten Heeres begegnen auch in der römischen Legende. Jakob mit Esau, der als Edom der Vertreter des Südlandes und dann der Sonne ist — deshalb ist er haarig — sind also als Frühjahrs-Mond und -Sonne geschildert, welche den Jordan überschreiten, d. h. die Wasserregion verlassen, um nun jeder getrennt weiter zu marschieren. Denn nach ihrem Zusammentreffen gehen Mond und Sonne mit verschiedener Geschwindigkeit ihren Weg.

Im Orion ist also der Frühjahrsmythus verkörpert, er enthält Eigenschaften, welche Mond und Sonne als Frühjahrsgottheiten eignen. Marduks Waffe ist das Sichelschwert (S. 39): ein solches schwingt Orion auf dem alten arabischen Globus zu Dresden (vom Jahre 1279).

Die drei Gürtelsterne kennt noch heute in katholischen Ländern jedes Kind als die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande: Kaspar, Melchior und Balthasar. Was von diesen erzählt wird bis auf den Inhalt unseres Kasperspieles, läßt sie genau als die beiden Helden des Buches Esther erkennen, deren Schicksale am Purimfeste Gegenstand eines ähnlichen Volksspiels sind. Danach ist der Inhalt des Mythus wieder der Jahresmythus: der Lichtgott und der schwarze Gott (einer der drei Könige ist schwarz) streiten miteinander. Zunächst bedroht die Finsternis das Licht, dann siegt dieses und der schwarze Gott wird an den Galgen gehängt (Kasperle hängt den Teufel). Zwischen beiden steht der König, wobei wieder die Dreiheit zu ihrem Rechte kommt: Anu, Bel und Ea (Wasser-Unterwelt). Im Estherbuche spielen dabei noch die beiden Königinnen eine Rolle. Esthers Name zeigt schon, daß sie die Istar ist, die Königin. Vasthi ist ihr Gegenstück, die jungfräuliche Kore, die sich dem König verweigert.

1) Nach der Anschauung, wonach ihnen im Tierkreis bestimmte „Häuser“ eignen.

Also steht in den drei Gürtelsternen der ganze Jahresmythus. Derselbe arabische Globus zeigt aber, daß Orion sein Sichelschwert gegen den Cetus schwingt, den Walfisch d. i. Tiamat, der am andern Ufer des Flusses Eridanus, welcher zwischen beiden fließt, den Rachen gegen ihn aufsperrt, gerade wie Tiamat gegen Marduk.



Aus rein mythologischen Gründen hat man erschlossen, daß der germanische linkshändige Ziu (Tyr), der enge Verwandtschaft mit dem Thor zeigt, und durch die Namen der Wochentage (Dienstag) mit Mars gleichgesetzt wird, dem Mucius Scaevola der römischen Legende entspricht. Das auch die biblischen Erzählungen diese Gestalt kennen, ist bekannt, denn Ehud, der Heros und Richter Benjamins, ist ebenfalls linkshändig. Daß zum Überfluß eine Anspielung auf den Stammnamen Jemin oder Benjamin, d. h. den Rechten (also im Gegensatz) vorliegt, drängt sich auf, wenn man liest, daß gelegentlich die ganze Heerschar der Benjaminiten als linkshändig geschildert wird (Richter 20, 16)! Ferner scheint der Name Ehud auch keilinschriftlich für den Gottesbegriff des Planeten Mars bezeugt zu sein (Achud). Mars und Saturn gehören aber zusammen oder wechseln (S. 37) als die Planeten der Gegenpunkte. Jemin „der Rechte" heißt der Stamm Benjamin als der südlich wohnende, im Gegensatz zu dem nördlichsten des Stammverbandes oder des Landbegriffes, zu dem er als angehörig gilt, denn „rechts" ist der Süden, „links" der Norden nach der Weltrichtung von Babylon (S. 36). Der Süden ist aber die Unterwelt, das Gebiet Mars-Sarturns als des Sonnengottes bei seinem Tiefstand, oder seinem Aufenthalt in der Unterwelt (Winter). Nun ist auf unserem arabischen Globus Orion linksarmig dargestellt, während ihm der rechte Arm fehlt! Das ist eine ungesuchte Bestätigung der rein mythologischen Erwägungen.

Im Orion also spiegelt sich wieder am Südhimmel der Sonnen- und Jahresumlauf ab. Auf ihn wird deshalb der Jahresmythus ebenfalls angewandt und dessen Gestalten zeigen daher oft Orion-charakter. Orion ist nun der gewalttätige Riese: wenn die Besiegung des alten Jahres durch das neue als der Kampf des kleinen Helden

gegen den ungeschlachten Riesen dargestellt wird, so erklärt sich das jetzt sehr einfach.

Eine weitere Erklärung findet eine merkwürdige Symbolik,[1] die geeignet ist, das Herüber und Hinüber dieser Sternkunde in das rechte Licht zu setzen. Orion hat die rechte Hand verloren. Wie das Beispiel Zius zeigt, als Bürge für ein nicht gehaltenes Versprechen seines Gegenpartes Thor (der Frühlingssonne, Marduk). Es liegt also ein Meineidsmotiv vor, denn die rechte ist die Schwurhand. Im großen und kleinen Hund hatten wir bereits die beiden Sonnenhälften oder den Jahresmythus gefunden, denn sie stellen die Dioskuren oder Mond und Nachtsonne, oder Tag- und Nacht-, Sommer- und Wintersonne dar. In der Darstellung der babylonischen Tierkreiszeichen tritt die Beziehung zu Mars (Ninib) hervor, denn statt des Löwens, des Zeichens des Sommeranfangs nach Stierrechnung, wird ein Hund dargestellt (wobei noch zu beachten ist, daß der Löwe nach babylonischer Schreibung als der „große Hund" angesehen wird, beide „entsprechen" sich also). Von diesem heißt der nördlich stehende kleine Hund arabisch esch-schi'raj esch-schamijje „die nördliche Haarige (Strahlende)" und der große esch-schi'raj el-jemanijje „die südliche Haarige". In beiden wären also bei der Anwendung des Jahresmythus die Thor- und Ziu-Eigenschaften dargestellt. Alle beide führen aber auch der erste den Beinamen el rhamuç, der andere el 'abûr, und beides bedeutet „der Meineidige". Denn meineidig sind beide geworden, Thor durch seine Tat, Ziu durch sein Eintreten für ihn als Bürge.

Wie weit diese Deutungen gehen und wie möglich überall sich dasselbe wiederholt, zeigt das Verwenden desselben Motivs bei noch zwei Sternbildern. Im Centauren wie im Schiffe (Arche) — also in zwei südlichen Bildern — stehen je zwei Sterne, welche arabisch Hador und Wezen genannt werden. Sie heißen auch die Schwur- oder Meineids(!)-Sterne, und die Beziehung des Meineids auf den großen Hund wird dadurch bestätigt, daß auch in ihm, also an dritter Stelle, zwei bestimmte Sterne als Hador und Wezen bezeichnet werden. Hier hat also die mittelalterliche arabische Sternkunde die alten babylonischen „Entsprechungen" bewahrt.[2]

---

1) Die zugleich in das Gebiet der Wortspielerei gehört, wie S. 47 Anm. 1 erwähnt.

2) Es ist leicht vorzustellen, welche Rolle diese bei den „Irrtümern" in astrologischen Berechnungen gespielt haben werden!

Das wird genügen, um das Wesen der ganzen Anschauung von der Offenbarung der göttlichen Mächte in den Sternen und die Bedeutung der Sternkarte als Lehrbuch der Mythologie und der gesamten Weltauffassung zu kennzeichnen. Die gewählten Beispiele erweisen auch, daß bis in späteste Zeiten noch die Bedeutung der Mythen klar gewesen ist und daß man die Beziehung auf die Sternkunde noch mit vollem Bewußtsein in die Legenden hineingelegt hat. Lehrreich ist in dieser Beziehung eine Betrachtung alles dessen, was als geschichtliche Darstellung des Altertums gegeben wird. Die biblische Darstellung, die griechisch-römische — diese durch den Hellenismus von neuem in orientalisches Fahrwasser geraten, das sie durch Thukydides verlassen hatte — und die arabisch-islamische benutzen mit vollem Bewußtsein die alten Mythen nach ihrer astralen und kosmologischen Bedeutung, um einerseits den Erzählungsstoff, die Einkleidung und Ausstattung von Begebenheiten zu gewinnen, von denen keine genaue Überlieferung mehr vorlag, andererseits den Verlauf der Geschichte als eine zwingende Folge der vorbestimmten und aus den Sternen zu entnehmenden Weltenschicksale zu erweisen. Die apokalyptische Literatur ist ein besonders entwickelter Zweig einer solchen Geschichtsphilosophie. Sie ist der unmittelbare Nachkomme der altorientalischen Weltspekulationen, und suchte danach die zu erwartende Entwicklung der Dinge im gleichen Geiste zu bestimmen, wie die aus gleicher Quelle geflossene Astrologie. Gerade die apokalyptische Literatur liefert darum reiche Beiträge für die Aufhellung altorientalischer Kosmologie und Mythologie und beweist in ihren Angaben, daß eine ununterbrochene Überlieferung vom ältesten bis in den islamischen Orient hineinläuft, welche sich über die Bedeutung der Sagen und Legenden völlig im klaren gewesen ist.

---

In einem engen und bewußten Zusammenhange steht die alte Geographie zur Lehre vom Kosmos. Die altbabylonische Anschauung mit ihrem Grundsatze „Himmelsbild gleich Erdenbild" hat hier bis in die Zeit der Entdeckung der „neuen Welt" ihre Nachwirkung ausgeübt. Den Hauptkanal stellt die Erdbeschreibung des Ptolemäus dar, der aus der hellenistischen Überlieferung geschöpft hat, die ihrerseits wieder unmittelbar an die altorientalischen Lehren anknüpfte (S. 25 ff.). Die „sieben Klimas" in welche die arabisch-mittelalterliche Geographie die Erde zerlegt, lassen sich sofort als die Übertragung der sieben Himmel (S. 38 f.) auf die Erde erkennen. Die

bewußte Einteilung des Seleucidenreichs (oder eine entsprechende Darstellung durch den Geschichtsschreiber) entspricht eine Einteilung des Erdballes in 72 Teile, welche ebenfalls vom Himmel genommen ist. Sie ist im Mittelalter in den 72 Komitaten Ungarns noch in bewußter Weise — gleichviel ob tatsächlich oder ebenfalls nur in der Darstellung — zur Anwendung gekommen, wie die übrigen dabei begegnenden Einteilungsgrundsätze beweisen.

---

Versuchen wir hiernach uns ein Bild der wichtigsten Gestalten des altorientalischen Pantheons und der mit ihm verknüpften Mythen zu entwerfen.

Wir haben zunächst festgestellt, daß das Wesentliche zum Verständnis die Erkenntnis bildet, daß eine immerwährende Wiederholung derselben Kräfte und Ereignisse im Raume wie in der Zeit, und darin im großen wie im kleinen stattfindet.

Davon ausgehend, ergibt sich sofort, was der Weltkampf darstellt, der am Anfang der jetzigen Welt steht. Wie das dadurch heraufgeführte neue Zeitalter einen Kreislauf bilden wird, so steht eine Wiederholung des Weltkampfes auch am Anfang jedes kleineren Kreislaufes, des Jahres und schließlich auch des Tages.

Der Weltkampf wird heraufgeführt durch das Ungeheuer Tiamat, das sich gegen die alten Gottheiten empört. Der Schöpfungsmythus von Babylon hat Marduk als den Vorkämpfer der Götter — Thor, der die Midgard-Schlange besiegt. Tiamat ist ihrem Namen nach (S. 48) als das Urwasser oder Urchaos zu fassen, die Vorstellung erklärt sich aus der Auffassung der unteren Welt als der Wasserregion. Tiamat wird von Marduk im Kampfe gespalten und aus ihren zwei Hälften Himmel und Erde gebildet.

Der Sieg des Frühjahrgottes über die winterlichen Mächte besteht darin, daß die Sonne beim Eintritt in den Tagesgleichenpunkt, beim Durchschreiten des Äquators, den Bereich der Wasserregion (Fische, früher Widder, noch früher Stier) verläßt, und nun das himmlische Erdreich betritt.

Im Kampfe bedient sich Marduk neben den gewöhnlichen Waffen, denen aber keine besondere Bedeutung beigemessen wird, auch einiger sehr auffallender, mit denen er die Entscheidung herbeiführt und die darum als die für den Kampf charakteristischen anzusehen sind. Es sind: ein Netz,[1] mit dem er die Tiamat umschließt, ein Sturmwind,

1) Das giebt vielleicht die Erklärung für Habakuk 1,16.

den er in ihren Rachen fahren läßt, so daß sie ihn nicht schließen kann, und sein Sichelschwert (S. 42). Die Erklärung gibt uns — oder besser die Erklärung erhält dadurch — der Gladiatorenkampf der retiarii. Diese kämpfen mit Netz, Dreizack und Schwert, der Dreizack gibt uns als das Instrument Poseidons (Eas), mit dem er den Sturm erregt, zugleich die Deutung des merkwürdigen Sturmwindes. Dieses Spiel der Gladiatoren ist also eine Wiederholung des alten Mardukkampfes, wohl ein Rest der Feier des Neujahrsfestes. Es ist etwas ähnliches wie das Purim- und Kasperle-Spiel (S. 50 f.). In einer geschichtlichen Legende findet sich derselbe Stoff in aller Harmlosigkeit zur Ausstattung eines angeblichen Ereignisses der älteren athenischen Geschichte verwertet. Beim Kampfe der Athener um Sigeion wurde angeblich Phrynon, der Feldherr der Athener, von Pittakos von Mitylene im Zweikampfe (!) erlegt. Pittakos kämpfte dabei mit den drei Waffen der Gladiatoren, das ist aber nicht, wie man wohl gemeint hat, ein Hineintragen einer späteren römischen Ausschmückung (überliefert bei Strabo und Polyaen), sondern das Verhältnis ist das umgekehrte. Wir haben daher in der ganzen Überlieferung ein schönes Beispiel der oben geschilderten (S. 52) Darstellungsart der Legende, denn die anderweitige Überlieferung über das Ereignis schlägt in dieselbe Kerbe: die Mitylenäer schenken Pittakos „die Hälfte des Landes, um das er den Zweikampf ausfocht“ — Marduk ist der Herr der halben Welt oder des halben Jahres (Lichthälfte) — aber dieser nimmt es nicht an, sondern läßt es zu gleichen Teilen aufteilen — auch die übrigen Götter haben im Tierkreis ihre Anteile.

Nachdem der Kampf vollendet und die beiden Hälften der Tiamat (S. 47 f.) für immer getrennt sind — bis sie am Ende eines Kreislaufes sich wieder vereinigen, bis die Sonne wieder in das Wasserreich hinabsinkt, oder umgekehrt das Wasserreich wieder emporsteigt — versammeln sich die Götter und es herrscht eitel Fröhlichkeit. Sie vereinigen sich zu fröhlichem Mahle und opfern dem Bacchus, „bis sie taumeln“ — wie das heute dem Mirakel zu Ehren die Menschheit noch immer zum Neujahr tut. Als Götter haben sie aber auch Verpflichtungen gegen Welt und Menschen und so beraten sie vor dem Mahle, was in der Zukunft geschehen soll. Die alten Germanen haben es ebenso gemacht. Was aber beraten wird das sind eben die Schicksale der Welt im folgenden Zeitraume, und da die Götter ausführen, was sie beschließen, so kann man aus

ihrem Tun und Treiben — aus den Bewegungen der Gestirne — entnehmen, was sie beschlossen haben. Dieser verständige Teil ihres Treibens hat bei weniger trinkfrohen Völkern ebenfalls seine Spuren hinterlassen. Macrobius' Werk die Saturnalien führen ihren Namen davon, weil sie Untersuchungen über den Zusammenhang des Weltalls, besonders über Götterlehre und Astronomie — also die eigentlichen Gegenstände babylonischer Weltschöpfungsweisheit — in der Form von Gesprächen geben, welche eine Anzahl von Freunden beim Saturnalien-Gastmahle hält, wie es Sitte war, daß bei dieser Gelegenheit man über solche Dinge sich unterhielt.[1] Die Menschen müssen der Götter Treiben nachahmen: Himmel gleich Erde.

Wenn die Sonne am höchsten steht, also im Sommer, so ist sie am weitesten von der Wasserregion entfernt, denn sie steht in Anus Bereich. Mit dem Überschreiten der Herbsttagsgleiche nähert sie sich wieder dem Reiche Eas, in dem sie im Winter verweilt. Dieses, der Südhimmel, war im Sommer in der Nacht sichtbar, im Winter herrscht es am Tage, steht also in einer ihm nicht entsprechenden Zeit oben.[2] Die Welt steht demnach im Winter unter Wasser — das ist die Sintflut. Deren Wasser durchschifft der Sonnengott in seinem Nachen — im Jahre wie alltäglich! — und sobald er das feste Land erreicht, das als Länderberg (S. 30), hervorragt, strandet der Nachen. Ebenso in größeren Weltperioden.

Beim babylonischen Neujahrsfeste kommt Nebo, d. i. die Wintersonne, aus seinem Tempel in Borsippa auf seinem Schiffe zum Besuche seines Vaters Marduk gefahren. Der Besuch eines Königs beim anderen bedeutet die Huldigung als Vasall, die Anerkennung der Oberhoheit. Nebos Herrschaft ist mit dem Neujahr — dem Beginn des Frühjahrs — zu Ende und nunmehr beginnt Marduks Herrschaft wieder. Das ist die kultische Form des Purim-Spieles (S. 50 f.). Das Schiff auf Räder gestellt, hat dem ursprünglichen Neujahrsfeste, dem Karneval, seinen Namen gegeben (S. 5). Ob es als Schiff Marduks, der sich auf festem Lande bewegte, schon in Babylon auf Räder gesetzt wurde, oder ob das erst eine Folge der Prozessionsumzüge war, mag dahingestellt bleiben. Dagegen wird uns die Stellung des Karnevals als ursprüngliches Neujahrsfest ohne weiteres klar. Er hat die Stelle, die ihm nach

1) Diese Einkleidungsform war in der orientalischen und davon beeinflußten hellenistischen Literatur beliebt und stellte wohl eine eigene Literaturgattung dar.
2) Vgl. S. 57. Anm.

dem römischen Kalender gebührt, nähmlich der Wintersonnenwende, denn von dieser wird in Rom das Jahresende gerechnet. Er hat aber die Stellung beibehalten, welche ihm nach der alten Zwillingsrechnung gebührte, d. h. am Ende des Februar, denn bei der Widderrechnung mußte eine Verschiebung um zwei Monate eintreten. Das steht im Einklang mit den römischen Monatsnamen; da diese bis Dezember, also bis zum 10. Monat zählen, so folgt daraus, daß der Kalender, welcher diese Benennung einführte, Januar und Februar, die an der Spitze stehen und stehen müssen, als 11. und 12. ansetzte, sie also von ihrer Stelle nach hinten schob — aber in Erinnerung der alten Rechnung, wie sie die Feier des alten Neujahrs- oder Karnevalsfestes am Ende Februar darstellt.

Der Karneval ist das Narrenfest, das Fest der auf den Kopf gestellten Welt, wo jeder das Gegenteil von dem scheint, was er ist.[1] Bekannt ist die römische Feier des Saturnalienfestes — als des Jahresendes — mit der ungebundenen Freiheit der Sklaven, wie Horaz sie launig schildert. Bereits eine Inschrift des altbabylonischen Fürsten Gudea von Lagasch (erste Hälfte des 3. Jahrtausends) erwähnt das Fest, „wo der Herr der Sklave und der Sklave der Herr ist". Wie haben mehrfach betont, daß das Jahr zu 360 Tagen gerechnet wird. Die übrig bleibenden $5^1/_4$ Tage bilden dann eine übergroße chamuschtu (S. 17), welche die eigentliche Karnevalszeit ist. Nimmt man dagegen ein reines Mondjahr von 12 Mondmonaten zu 354 Tagen, so beträgt der Unterschied gegen das Sonnenjahr 11 bis 12 Tage, die Festzeit also ebenso viel. Deshalb hat die germanische Mythologie die Zwölfnächte oder Zwölften in gleicher Bedeutung am Jahresschluß. In dieser halten die Götter ihre Umzüge.

Für die überschüssigen $5^1/_4$ Tage, die sogenannten Epagomenen der Griechen, die nicht zum eigentlichen Jahre gehören, wird bei manchen Völkern ein besonderer Beamter erwählt. Denn die Amtsdauer der gewöhnlichen Beamten erstreckt sich nur auf das eigentliche Jahr. Es ist naturgemäß, daß dieser dann die Beamten des neuen Jahres in ihr Amt einführen mußte. Das ist uns schon bei den Sabäern in Südarabien bezeugt, und der römische interrex, der fünf Tage im Amte ist, und nach der Legende die ersten Konsuln ernannte (L. Valerius M. Horatius), findet damit seine Erklärung.

1) Denn die Welt verkehrt sich nun in ihr Gegenteil: Nebo wird Marduk, Nacht zum Licht. „Der das Vorn zum Hinten macht", ist einer der mystischen, Marduk im Schöpfungsepos beigelegten Namen.

Da das Fest aber zum Fest der Narren und verkehrten Welt geworden ist, so wird auch der Beamte dieser Tage zum Narrenkönig, zum Prinzen Carneval, oder zum Spottkönig der Saturnalien, den man verhöhnt und mit entsprechenden Insignien seiner Würde bekleidet. Zum Schlusse wird er tüchtig durchgeprügelt und weggejagt.

Bei manchen Völkern wird der Karnevalsfürst — der Vertreter des Karnevalgottes — mit dem alten Jahre selbst gleichgestellt, denn dieses wird ja durch seine Regierungszeit beendet. Er wird in Gestalt einer Puppe herumgeführt und zum Schluß verbrannt oder ins Wasser geworfen. Da die Beendigung des Jahres andererseits den Kampf Marduks mit Tiamat darstellt, so erscheint dieser Vorgang wohl auch als die Besiegung eines Riesen oder Ungeheuers durch den jungen Helden. Auch wir stellen das alte und neue Jahr noch als Greis und Kind dar. Dem Riesen wird dann stets eine Länge von $5^1/_4$ Ellen gegeben. Man vergleiche den Kampf des kleinen David mit Goliat, wobei zu bemerken ist, daß ursprünglich Goliat gar nicht diesen Namen geführt hat. Vielmehr ist er ihm erst nachträglich beigelegt worden durch die Gleichsetzung des Jahres- und des Epagomenenkampfes. Er ist Anspielung auf babylonisches galittu[1] Ozean, also auf Tiamat.

Das neue Jahr beginnt nach der Rechnung von Babylon mit dem Durchgang der Sonne durch den Äquator (S. 36). Da aber der Zweck des Kalenderjahres ist, Sonnen- und Mondumlauf mit einander auszugleichen, so sind auch die Phasen des Mondlaufes dabei zu beachten. Unser Osterfest — als ursprüngliches Neujahr — d. h. Fest der wieder aus der Winterruhe hervorgegangenen Sonne, berücksichtigt den Frühjahrsmond ebenfalls. Der Anfang jedes Monates ist das Zusammentreffen von Mond und Sonne, das also zwölfmal im Jahre in je einem der Tierkreiszeichen stattfindet. Durch dieses Zusammentreffen wird der Mond unsichtbar, d. h. wir haben den Neumond, mit der weiteren Entfernung wird immer mehr von ihm sichtbar bis zum Vollmond. Das Altertum rechnet gewöhnlich von dem wieder sichtbar werdenden Neumond, der Mondsichel an. Der Anfang eines jeden Monats besteht demnach aus einer Verdunkelung des Mondes, deren Wiedersichtbarwerden

1) Dasselbe Wort findet sich in mâr-galittu d. i. „Kind des Ozeans" = Perle, das als margarita mit der Wiedergabe von l durch r wie Diglat-Tigris) zum modernen Frauennamen geworden ist.

den vollzogenen Anbruch des neuen Monats bedeutet. Das ist also getreu dem System (S. 54) eine Wiederholung des Jahresmythus mit seinen Sonnenerscheinungen für den Mond. Die Hauptrolle spielt dabei der Frühjahrsmond, denn durch sein Zusammentreffen mit der maßgebenden Sonnenphase bestimmt er das Jahr.

Die Verdunkelung des Mondes erscheint ebenso wie das Hinabsteigen der Sonne in das Reich der Wasser oder der Finsternis, als Bedrängung durch eine feindliche Macht. Bekannt ist die Anschauung der meisten Naturvölker, daß bei einer Mondfinsternis der Mond in Gefahr schwebt, von einem Ungeheuer verschlungen zu werden. Es ist ein Rest des alten Neumondmythus.

Wenn im Mythus von Babylon der Sonnen- und Jahresgott in seinen zwei Erscheinungen — Nebo und Marduk — die Hauptrolle spielt, so taucht beim Mondmythus, der keinen unmittelbaren Einfluß auf das Leben der Natur hat, also mehr den Himmel betrifft, auch das dritte Gestirn, Istar-Venus, wieder auf. Wie aber die drei in ihren sich entsprechenden Phasen nur Wiederspiegelung derselben Kraft sind, so müssen auch beim Monatsmythus dieselben Kräfte wirken, wie beim Jahresmythus. Eine solche Mondlegende ist uns erhalten, sie schildert den Hergang folgendermaßen (S. 66):

Die Winterstürme, die sieben bösen Geister, auf dem Himmelsdamm geboren, toben einher und versetzen die Welt in Aufruhr: man erkennt das Siebengestirn, die Plejaden, das die Wintersonne, den Nergal, darstellt (S. 37). Auch die Stürme finden ihre Erklärung, denn die Plejaden sind noch nach Hesiods Erklärung das Gestirn, dessen 40-tägiges Verschwinden die Zeit der Stürme bedeutet. Die großen Götter Bel, als Herr des himmlischen Erdreichs und oberster Gott überhaupt, und Ea setzen deshalb Sin, Schamasch und Istar ein, „um den Himmelsdamm in Ordnung zu halten" (S. 26 f.). Die Sieben aber, auf dem Himmelsdamm einhergehend, greifen Sin, den Mond, an und belagern ihn. Sie gewinnen Schamasch für sich, so daß er Sin nicht hilft — der Mythus weiß, woher der Mond sein Licht hat. Istar weilt gerade bei Anu, d. h. sie steht in einem fernen Teile des Tierkreises — „und strebte danach, Himmelskönigin[1] zu werden" als Gattin Anus, des Gottes des obersten Himmels und des nördlichen Teiles des Tierkreises. Als Bel die Bedrängnis Sins vernimmt, schickt er zu Ea um Hilfe.

1) Ebenso wird Esther (Istar), die Heldin des Purimfestes (S. 50 und 55) die Gattin des Königs.

Dieser entsendet seinen Sohn Marduk, um den Belagerten zu befreien. Hier bricht das uns erhaltene Stück ab. Der Schluß ist aber selbstverständlich und seine Bedeutung klar: Marduk bringt die Hilfe, d. h. der Frühlingsgott vertreibt die winterlichen Mächte, damit ist zugleich angegeben, daß der bedrängte Mond der Frühjahrsmond ist, daß also der Kampf gegen die Sieben dasselbe ist, wie der Kampf gegen Tiamat, nur auf den Mond zugeschnitten.

Die wieder sichtbar werdende Mondsichel (babylonisch askaru) ist das Zeichen der Befreiung des Mondes aus seiner Belagerung durch die feindliche Macht. Diese ist dasselbe wie Tiamat, also gewöhnlich als Drache gedacht. Bei Mondfinsternissen erheben die Naturvölker einen möglichst großen Lärm, um das den Mond bedrohende Ungeheuer zu verscheuchen. Die orientalischen Völker begrüßen die neue Mondsichel mit dem Jubelgeschrei hilâl hilâl, wie danach der Neumond heißt, und die Hebräer verkünden das Sichtbarwerden durch Posaunenstöße — eine altorientalische Art des modernen Kanonenschlages, welcher die maßgebende Zeitstunde angibt — denn der Tag des hilâl ist der erste des Monats. Vom Jubelruf hilâl ist das hebräische Wort hillêl abgeleitet, das dann einfach bedeutet: jubeln, lobpreisen. Daher Halleluja „lobet Ja (Jehova)". Der ganze Freudenlärm ist ein Rest des Lärms der hilfsbereiten Menge, die dem bedrängten Mondgott ihren Diensteifer bekunden will. Als solchen läßt ihn das arabische Neujahrsfest, das der Islam herübergenommen hat, noch erkennen.

Die Pilgerschaftszeremonien in Mekka werden überhaupt erst aus dem babylonischen Neujahrsfest verständlich. Das Pilgerfest findet ebenfalls als Jahresabschluß statt, der Mond dhu-'l-higga, der Wallfahrtsmonat, ist der letzte im Jahre. Die Pilgerprozession besteht aus einem Lauf zwischen zwei etwa 2 Stunden aus einander liegenden Stationen, Araba und Muzdalifa, und dieser wiederholt sich im kleinen (!) zwischen den beiden beim Heiligtum, der Kaaba, gelegenen kleinen Höhen el-Çafa und (el-Marwa). Der Weg zwischen diesen beiden heißt die Laufstraße (el-mas'a). Das ist zweimal dasselbe Bild. Sonne und Mond legen — nach der Zweiteilung — den Weg zwischen den beiden Tagesgleichenpunkten zurück — dem West- und Ostpunkt, die Nebo und Marduk gehören. Ebenso zieht der Sonnengott in seiner Neboform von seinem Heiligtum aus, um Marduk zu besuchen und selbst zum Marduk zu werden. Dieser zieht dann auf der Prozessionsstraße Ai-iburschabu aus. Eine besonders merkwürdige und bisher unerklärte

Zeremonie ist beim islamischen Hagg das Werfen mit Steinen an bestimmten Punkten und das labbaika-Rufen. Dieser Ausruf bedeutet „zu Diensten" und erklärt sich nun ohne weiteres als der Ruf derjenigen, welche dem bedrängten Neujahrsmond zu Hilfe kommen. Mit den Steinen soll der bedrängte Feind (Tiamat) geschreckt werden. Das Steinwerfen wird besonders an den drei letzten Tagen (Zahl der Neumondtage, am 3. wird er sichtbar) an drei Punkten wiederholt. Diese Tage heißen taschriq d. i. der Sonnenaufgang, also der Eintritt des Frühjahrs. Der erste davon heißt der Anfang (nahr von Beginn des Tages und Monates gebraucht, also Neumond), der dritte Tag des Trompetenblasens (nagr), denn er ist der Tag, wo die Mondsichel bei den Juden mit Posaunen begrüßt wird, der vierte Tag ist dann der des Anfanges (çadr) des Jahres und des Monates nach Beendigung der Festzeit. Die Betonung der Mondfeierlichkeiten erklärt sich daraus, daß das alte mekkanische Heiligtum dem Mondgotte Hobal gehörte. Der Mond ist das Zeichen des Islam geblieben. Die gesamten Pilgerschaftszeremonien dauern vom 9. bis 13. des dhu-'l-higga, der taschriq umfaßt die drei letzten davon. Es sind also die fünf Tage des Neujahrsfestes nach Epagomenenrechnung.

Die drei großen Gestirngötter stehen nach dem babylonischen Schema im Verhältnis von: Sin Vater, Schamasch Sohn, Istar Tochter, letztere beiden zugleich Gatten (S. 40). Nach dem anderen Schema (so kanaanäisch und südarabisch) ist umgekehrt die Sonnengottheit weiblich und die des Planeten Venus männlich. Oder bei Betonung des Sonnengottes — also einer der ägyptischen Anschauung (S. 35) entsprechenden Lehre — wird der Sonnengott an die Spitze gestellt, und die weibliche Mondgottheit mit dem Phosphoros werden seine Kinder. Dabei ist aber zu beachten, daß das nur die hauptsächlichen Gestalten der Gottheit sind. In sich ist jede vollkommen, und da die Vollkommenheit weder männlich noch weiblich ist, sondern beides zusammen, so hat auch jede Gottheit noch ihre eigene ergänzende Hälfte zur Seite, die männlichen eine weibliche und die weibliche eine männliche.[1] Aus beiden Tatsachen erklären sich leicht

1) Das hat zu manchen merkwürdigen Kultformen geführt: die mannweibliche Istar ist bekannt als die bärtige Venus des klassischen Altertums. Die Prostitution als Kulteinrichtung der Aphroditentempel findet sogar ihre Ergänzung nach der unnatürlichen Seite hin durch die Heiligung des Buhlknaben als Gegenstück dazu. Wie die Jungfrau-Mutter sich als Typus der göttlichen Vollkommenheit darstellen soll, so andererseits der gebärende Gott (Zeus und

die verschiedenen Erscheinungsformen in den örtlich und zeitlich verschiedenen Kulten. Apollo, dem Athtar-Phosphoros entsprechend, hat Artemis (Istar) zur Schwester. Diese erscheint auch als Mondgöttin, da die drei Gestirne in einander übergehen. Artemis ist die Jägerin, wie der männliche Planet Venus, der Athtar der Südaraber, welcher dem Adonis und dem Orion (S. 51 f.) entspricht. Als jungfräuliche Göttin ist Artemis die Istar in der Unterwelt, Kore (S. 41), als Liebesgöttin ist sie die schaumgeborene Aphrodite Anadyomene, d. h. die Venus oder die Frühlingsnatur, die aus dem Wasserreiche oder dem der Unterwelt wieder emportaucht, gerade so wie es Marduk im Frühjahre tut, der darum der Sohn Eas ist. Die doppelgeschlechtige Natur und der Wechsel der Haupteigenschaft je nach den verschiedenen Systemen oder Völkern hat in der griechischen Kunst einen berühmten und wohlbekannten wenn auch nicht erklärten Nachhall. Artemis wird mit mehr männlichen Formen, Apollo mit stark an den weiblichen Körper erinnernden dargestellt.[1]

Wenn Istar oder ihr männliches Gegenstück Athtar so ebenfalls zur Sommer- und Wintergottheit werden, so erklärt sich daraus der Adonis- oder orientalisch gesprochen Tammuz-Mythus in seinen verschiedenen Formen. Der Gatte ist — als Jäger — vom Eber (S. 49) getötet, darum steigt Istar in die Unterwelt hinab, um ihn wieder zu holen. Hier spielt die weibliche Gottheit die Hauptrolle, die männliche Hälfte tritt zurück. Diese Istar ist also die Sonne und die ganze Natur, die in die Winterhälfte eintritt. Während Istar in der Unterwelt ist, hört daher alles Leben der Natur auf, alles erstarrt, Schneewittchen liegt im Sarge, Dornröschen im Schlummer. Die babylonische Legende schildert wie Istar die sieben Tore — also die sieben Abteilungen (S. 37) — der Unterwelt durchschreitet und schließlich dort gewaltsam zurückgehalten wird: Dornröschen von der Hecke, Brunhild von der Lohe der Unterwelt (Hölle) umgeben. Als nun aber das Weltgetriebe still zu stehen droht, wird der Bote zur Unterwelt geschickt, der Istar wieder

Athene). Das Unwesen der Gallen, der Verschnittenen, bei den kleinasiatisch-„hethitischen" Völkern erklärt sich ebenfalls hieraus. Die Zeugung soll geschlechtlos sein, wie die göttliche Vollkommenheit die Geschlechter nicht unterscheidet.

1) In dem jüngst in Abusir gefundenen Timotheos-Papyrus wird ein gefangener Kleinasiate eingeführt, welcher griechisch radebrechend die Artemis von Ephesos männlich als einen „großen Gott" bezeichnet. Es ist schwerlich ein bloßer Sprachfehler, sondern auch eine Anspielung auf die asiatische Anschauung vom männlichen Mondgotte beabsichtigt.

emporholt, worauf das Leben der Natur von neuem anhebt. So lange sie im Winterschlafe lag, ist die Natur jungfräulich, Istar, also die männerfeindliche Artemis, mit ihrem Emporsteigen wird sie die befruchtete Natur, die Liebesgöttin, die nach ihrer Vereinigung mit dem Gemahl ihn wieder hinabsinken sieht.

Die Deutung des Mythus im Naturleben und im Gestirnlauf wird deutlich gegeben. Die Sonne in ihrem aufsteigenden Laufe von der Winter- bis zur Sommerwende und die zum Leben erwachende Natur fallen zusammen. Mit dem Erreichen des höchsten nördlichen Punktes ihrer jährlichen Laufbahn, der Ekliptik, beginnt die Sonne in die himmlische Unterwelt hinabzusteigen, und im orientalischen Klima fällt damit die Zeit, der Öde und Dürre, der Beginn der unfruchtbaren Zeit, zusammen. Die Sommersonnenwende ist also das Fest des Todes des Tammuz, der vom Eber getötet wird. Der Eber ist das Tier der Sonnenwenden (ursprünglich Sommer-, dann durch Umkehrung (S. 36) auch Winter), der Julfeste. Als solchen hat ihn die germanische Mythologie, und wilder Schweinskopf war in Oxford, in der Ukermark und in Baiern das Weihnachtsgericht.

---

Das sind die Grundlagen der babylonisch-altorientalischen Götter- und Weltenlehre, mit ihrer Hilfe ist es für den, der die Sprache der Mythologie und Legende versteht, leicht, jeden einzelnen Mythus auf seine Ursprünge zurückzuführen. Unendlich mannigfaltig sind die Einkleidungsformen, im alten Orient selbst, wie in der Verbreitung über die übrige Welt, um so kleiner ist die Zahl der Grundgedanken. Der ewige Wechsel von Nacht zum Licht, der Kreislauf der Natur, wie er in den Sternen geschrieben steht, das ist immer wieder der Gegenstand, den Mythus, Legende und Märchen behandeln.

Die Beispiele für die Rechnung auszuführen, würde einer Erklärung der gesamten Mythologie gleichkommen. Von dem Zahllosen, das sich selbst auf den ersten Blick darbietet, sei nur ein Beispiel gewählt, das der Zeit und dem Raume nach dem Babylonischen scheinbar unendlich fern liegt, sodaß Beider Verknüpfung nach unseren gangbaren geschichtlichen Vorstellungen einfach unmöglich ist. Das Babylonien des 6.—4. Jahrtausends v. Chr. und das Slaventum des 7.—12. Jahrhunderts n. Chr. können auf keine Weise mit einander in Berührung gebracht werden, weder historisch noch auf dem auch schon etwas in Mißachtung geratenen Wege der Rassenverwandt-

schaft auf Grund der Sprache. Babylonier und Indogermanen haben nichts mit einander zu tun, und Babylonien lag in den letzten Zügen, als die ersten Indogermanen in seinen Gesichtskreis getreten sind.

Die Slaven der norddeutschen Tiefebene verehrten: Gerovit, den Frühlingssieger (Marduk), den Kriegsgott Radigast (Ninib-Mars), den schwarzen Gott Cernebog (Nergal, vgl. S. 50), den dreiköpfigen Triglav, in dem wir die Dreiteilung des Weltgebäudes wieder zu erkennen haben, denn er wird erklärt als Gott von Himmel, Erde und Unterwelt! Ferner den vierköpfigen Swantewit, dessen je zwei Köpfe nach vor- und rückwärts gerichtet waren. Ebenso wurde der römische Janus — der Mondgott von jana „Mond" — dargestellt mit zwei oder auch vier nach den entgegengesetzten Seiten blickenden Gesichtern, und ebenso das babylonische Tierkreiszeichen der Zwillinge (S. 40)! Weiß sind die Haare des Mondgottes (S. 46) und sein Roß ist daher ein Schimmel, wie das des einäugigen (ebenfalls Mondmotiv) Wodan. Auch Swantewit durchreitet die Lande auf weißem Rosse. Triglav hat sowohl drei Menschen-, als drei Ziegenhäupter, die Ziege als Bild des ersten Tierkreiszeichens und damit des höchsten Gottes haben wir erklärt (S. 45 f.). Im Frühjahr muß man auf den Ruf des Kuckucks achten, wenn man wissen will, wie lange man leben wird — zum Beginn des Jahres beraten und bestimmen ja die Götter das Schicksal (S. 56). Der Kuckuck aber ist der Vogel der Siwa, der Ceres, die im Frühling wie Istar wieder zu neuem Leben ersteht. Der Frühjahrsgott oder die Frühjahrsgöttin, Marduk, der nach der Besiegung der Dunkelheit nunmehr die Welt regiert, wird von den Göttern bestimmt, die Weltgeschichte für die Zukunft zu lenken und sie der Menschheit in seinen Offenbarungsformen zu verkünden. Der Nordpunkt der Ekliptik gehörte dem Nibiru-Mars (S. 34). Das ist der Mondplanet und damit zugleich der nach ältester Anschauung (S. 33) oberste. Marduk wird, als er den Sieg errungen hat, deshalb von den Göttern zum Nibiru ernannt, also zum obersten der Götter. Der Nordpunkt der Ekliptik wird dargestellt als ein Engpaß[1] dessen Durchschreiten die Sonnenwende bedeutet. Nach der Entsprechung Sommersonne-Mittagsonne gilt von beiden dieselbe Legende. Der Mondgott als der des Nordpunktes

1) Beim Adonisheiligtume am Nahr Ibrahim (S. 49) ist der Engpaß künstlich in den Felsen gehauen (Heiligtum = Kosmos!).

(S. 34) ist der Gott des Fragens in dem orientalischen Mythus. Das sind die Motive der Legende der slavischen Mittagsgöttin (Psipolniza, die Roggenmuhme) d. h. der Gottheit des Nibiru-punktes. Diese geht in der Mittagszeit und wem sie begegnet, den fragt sie. Wer ihr ihre Frage nicht beantworten kann, den haucht sie an, sodaß er tot hinfällt.[1] Die Fragen erinnern sofort an die Rätsel der Sphinx und deren gleichartige Natur erweist das im Psipolniza-Mythus gegebene Motiv des Engpasses, wo sie lagert.

1) Gewöhnlich als Sonnenstich gedacht, was als tatsächlicher Rückhalt der Legende durchaus nicht ausgeschlossen ist.

---

## Die babylonische Legende vom Frühjahrsmond.

(vgl. S. 59)

(Es fehlt der Anfang, worin gesagt war, daß ein Bote zu Bel geschickt wird der ihm von der Bedrohung Sins durch die Sieben Kunde bringen soll.)

„Die Wintertage, die bösen Götter sind es.
Die unwiderstehlichen Götter, welche auf dem Himmelsdamm erzeugt sind.[1]
Sie sind es, welche die Krankheit bringen.
Unterstützend das Böse, welche täglich auf Übel [denken, bemüht sind] die Schlinge zu werfen.
Von den Sieben ist der erste ein Gewitter[wind . . . . .
Der zweite ist ein Ungeheuer . . . .; das Niemand [besiegen kann].
Der dritte ist ein Panther . . . . .
[Der vierte eine Sch]lange . . . . .
Der fünfte ein wütiger abbu, welcher zu . . . . .
Der sechste ist ein hervorbrausender . . . . ., der gegen Gott und König [sich empört?]
Der siebente ist der böse Sturmwind, der . . . . .
Sieben sind es, die Boten Anus[2], ihres Königs.
Über alle menschlichen Wohnstätten bringen sie Trübes.
Die Unheilswolke, welche am Himmel grimmig einherjagt, sind sie.

1) S. 47 f. 2) S. 30.

Der Stoß der hervorbrechenden Winde sind sie, der am hellen Tage Finsternis veranstaltet.[1]
Mit dem Unwetter, dem bösen Winde gehen sie einher.
Der Gewitterguß Adads, die kriegerische Verwüstung sind sie.
Zur Rechten Adads gehen sie einher,
Am Grunde des Himmels wie Blitze zucken sie.
Die Schlinge zu werfen gehen sie voran,
Am weiten Himmel, dem Wohnsitz Königs Anu, stehen sie feindlich, ohne das ihnen einer Stand hielte."
Als Bel diese Kunde vernahm, da erwog er die Sache bei sich,
mit Ea, dem hehren massû der Götter, beriet er.
Sin, Schamasch und Istar zur Verwaltung des Himmelsdammes setzen sie ein[2], mit Anu die Herrschaft über den ganzen Himmel teilt er ihnen zu den Dreien, den Göttern, seinen Kindern;
Nacht und Tag dort Dienst zu verrichten ohne Unterlaß bestellte er sie.
Als nun die Sieben, die bösen Götter, auf dem Damme des Himmels einherzogen[3], legten sie sich vor den „Leuchter" Sin mit Gewalttat (als Belagerer).
Den Helden Schamasch[4], den kriegerischen Adad, machten sie zu ihrem Bundesgenossen.
Istar hatte beim König Anu ihre herrliche Wohnung bezogen und strebte danach Königin des Himmels zu werden.[5]

Etwa 4 Verse fehlen.

Als nun die Sieben . . . . .
Im Beginn des Jahresanfangs,[6] zu verüben . . . .
Böses . . . . .
Für immer sein herrlicher Mund . . . . .
Sin . . . . . das Geschlecht der Menschen . . . . .
Das Werk des Landes . . . . . lag öde, niedergedrückt in Trübsal.[7]
Sein Licht war verdunkelt, auf seinem Herrensitze saß er nicht.
Die bösen Götter, die Boten des Königs Anu,
welche unterstützen das Böse . . . . . dröhnen sie, nach Übel trachten sie.
Aus dem Himmel heraus, wie ein Wind über das Land stürzen sie.
Bel sah am Himmel des Helden Sin Verdunklung.
Der Herr sprach zu seinem Diener Nusku:
„Mein Diener Nusku, eine Botschaft bringe zum Ozean[8], die Kunde von

---

1) Die Plejaden als Gestirn, welches die Sturmzeit bestimmt, noch jetzt heißt der heiße Frühlingssturm in Syrien 'araba'in = Vierzigtägiger (S. 48!), in Ägypten chamsin = Fünfzigtägiger (vgl. Pfingsten).

2) S. 24, 27, 41.

3) d. h. als Nergal — während der vierzig Tage — auf Erden und dem himmlischen Erdreich herrschte.

4) Da der Mond das Licht von der Sonne empfängt, so muß der Sonnengott mit den Sieben — Nergal d. i. die Wintersonne! — im Bunde sein, wenn der Mond verdunkelt ist. Die Sonne ist die Unterweltmacht (S. 35).

5) Das dritte der drei den Tierkreis zu regieren bestimmten Gestirne steht in dem Anu gehörenden Teile, d. h. fern von der Stelle wo der Frühlingsmond stattfindet (an der Grenze von Bels und Eas Reich).

6) Neujahrsmythus!

7) Vom Sonnen- = Tammuzmythus übernommen; Die Natur liegt tot im Winter s. S. 62.

8) S. 30.

meinem Sohne Sin, der am Himmel elend verdunkelt ist, Ea im Ozean melde es".
Nusku, das Wort seines Herrn vernahm er,
Zu Ea nach dem Ozean ging er.
Zum Fürsten, dem hehren massû, dem Herrn Nugimmud (Ea) trug Nusku das Wort seines Herrn hinüber.
Ea im Ozean vernahm die Kunde:
Er biß seine Lippe[1], voll Wehklagen war sein Mund.
Ea sprach zu seinem Sohne Marduk[2] und ließ ihm das Wort vernehmen: „Gehe, mein Sohn Marduk,
Den Fürstensohn, den „Leuchter" Sin, welcher am Himmel elend verdunkelt wird:
Seine Verdunklung wandle in Licht,
Die Sieben, die bösen Götter, die unbotmäßigen,
Die Sieben, die bösen Götter, welche wie die Sintflut hervorbrechen, das Land heimsuchen:
Vor den „Leuchter" Sin haben sie sich gelegt mit Gewalttat,
Den Helden Schamasch und Adad, den Tapfern, haben sie zu ihren Bundesgenossen gemacht.

Rest fehlt.

1) Ausdruck des Schmerzes.
2) Auch hier ist also Marduk der Helfer, welcher die feindliche Gewalt beseitigen muß.

## Literatur.

Dupuis, Origine des constellations 1781. Origine de tous les cultes 1794. Zodiaque chronologique 1806.
Volney, Les ruines 1791. Deutsch von G. Forster, Berlin 1792 u. ö. hg. von Habs in Reclams Universalbibliothek.
Verschiedene Schriften von Nork.

Gunkel, Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit. Göttingen 1895.
Hommel, Aufsätze und Abhandlungen S. 236 ff. München 1900 ff.
Jeremias, A., Im Kampfe um Babel und Bibel. Leipzig 1903.
Stucken, Ed., Astralmythen. Leipzig 1896—1901.
Winckler, Geschichte Israels II. Leipzig 1900.
Winckler, Die altbabylonische Weltanschauung (in „Preußische Jahrbücher" hg. von Hans Delbrück 1901. Mai-Heft).

# Inhalt.



---

# Die Unterhaltungslitteratur der alten Ägypter

Von

Dr. Alfred Wiedemann
Professor an der Universität Bonn

Zweite durchgesehene Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

# Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

3. Jahrgang, Heft 4.

Die Angaben der griechischen Schriftsteller über die Weisheit der Ägypter, die steife Haltung der Bildnisse von Göttern und Menschen, die große Bedeutung des Totenkultes hatten seit alters zu der Ansicht geführt, das altägyptische Volk habe abwechslungsarm dahin gelebt, sich wesentlich mit dem Nachdenken über den Tod und tiefe religiöse oder philosophische Fragen beschäftigt, sei jeder Zerstreuung abhold gewesen. Man ward in dieser Anschauung bestärkt, als nach Entzifferung der ägyptischen Schriftzeichen außer königlichen Prunkinschriften zunächst fast ausschließlich religiöse Werke zum Vorscheine kamen. Um so größer war das Aufsehn, als 1852 Emmanuel de Rougé in einem um 1250 v. Chr. niedergeschriebenen Papyrus, den ihm eine Paris besuchende englische Dame, Elisabeth d'Orbiney, geliehen hatte, ein Märchen fand. In wissenschaftlichen Kreisen wollte man anfangs die neue Tatsache überhaupt nicht als zu Recht bestehend anerkennen. Man versuchte zu erweisen, daß der Text keine schlichte Erzählung enthalten könne, er ergebe vielmehr eine im Volkstone berichtete Göttermythe. Als solche schlug man die Osirissage vor, und als dieser die Angaben des Papyrus nicht genügend entsprechen wollten, vermutete man, es wären wohl Züge aus kleinasiatischen Berichten über Atys, Adonis und andere Gestalten in die ägyptische Mythe mit hinein verwoben worden. Auch dieser Ausweg ergab kein befriedigendes Resultat und man begann sich allmählich mit dem Gedanken abzufinden, daß sich auch im Nilthale das Volk an Märchen ergötzt habe, als neue Texte an das Tageslicht traten, die jeden Zweifel heben mußten.

Im Jahre 1864 entdeckte man unweit des Tempels von Dêr el bahari zu Theben eine Holzkiste, welche außer zahlreichen koptischen Urkunden auch einige aus der jüngern Periode des alten Ägyptens stammende litterarische Papyri, vor allem ein in demotischen Schriftzeichen niedergeschriebenes Zaubermärchen vom Prinzen

Setna enthielt. Von diesem Zeitpunkte an folgte Fund auf Fund. Wir besitzen jetzt so mannigfache Ueberreste einer nichtreligiösen altägyptischen Litteratur, daß die Vermutung berechtigt erscheint, der Umfang derselben werde im Altertume nicht geringer gewesen sein als der der religiösen Schriftstellerei. Wenn die Zahl der erhaltenen Werke bislang dieser Vorstellung noch nicht völlig entspricht, so darf man nicht vergessen, daß im Niltale wesentlich Tempel und Gräber erhalten blieben, und daß derartige Anlagen im allgemeinen nicht als Aufbewahrungsort für leichtere Litteratur benutzt zu werden pflegten. Wenn sich trotzdem hier und da auch in den Necropolen Märchen und Sagen gefunden haben, so liegt die Erklärung für solche Ausnahmen in der ägyptischen Anschauung, daß das Jenseits die unmittelbare Fortsetzung des Diesseits sei, und daß der Mensch unter dieser Voraussetzung wünschen mußte, wenn er von hinnen schied, der gewohnten Lektüre nicht völlig zu entbehren. Andere Überreste schöner Litteratur entdeckte man in den Schutt- und Abfallhaufen alter Städte, in welche sie seinerzeit als wertlos gewordene Papyrusstücke geworfen worden waren; freilich pflegen sie in solchen Fällen stark vermodert und von Insekten und Würmern beschädigt zu sein. Endlich kommt es vor, daß in Grabinschriften, auf Stelen und ähnlichen Denkmälern Erzeugnisse dieser Litteraturzweige auftreten, wenn auch die Zahl derartiger erfreulicher Lichtblicke in dem phrasenhaften Einerlei der offiziellen Denkmäler eine bedauerlich geringe geblieben ist. Nur wenige der besprochenen alten Werke sind vollständig auf unsere Zeit gekommen, meist besitzen wir nur Bruchstücke derselben. Aber diese genügen doch, um einen Einblick in diese Seite des Wesens des altägyptischen Volkes zu gestatten, und sind in ihrer Durchführung interessant genug, um es berechtigt erscheinen zu lassen, wenn auf den folgenden Seiten versucht wird ein Bild ihres Inhaltes und ihrer Bedeutung zu entwerfen.

So gut wie nichts wissen wir von altägyptischen Volksliedern. Und doch kann man nach Maßgabe der Sitten des heutigen Orientes annehmen, daß es deren einst eine große Menge gab. Keine einzige schwere Arbeit wird in unsern Tagen im Niltale verrichtet, ohne daß dabei die Arbeiter ein einförmiges, sich unendlich oft in gleicher Melodie und meist auch in gleichem Wortlaute wiederholendes Lied sängen. Im Altertume wird dies nicht anders gewesen sein, und, wenn die Überlieferung hier im allgemeinen versagt, so erklärt sich dies ohne weiteres daraus, daß man überall das Alltägliche auf-

zuzeichnen verschmäht, und daß der ägyptische Schreiber als vornehmer Herr das Gesinge des niedern Volkes verachtet und es nicht für angemessen gehalten haben wird, derartige Machwerke der Nachwelt zu überliefern. Hat es doch auch in neuerer Zeit lange gedauert, bis es in der Wissenschaft für zulässig galt, dem Volksliede und der Bauernerzählung Aufmerksamkeit zu schenken. Die wenigen Abweichungen von dieser Sitte des Verschweigens, denen man in den Inschriften begegnet, sind dadurch entstanden, daß man in den Gräbern möglichst genau die Begebenheiten des diesseitigen Lebens, welchem ja das jenseitige entsprach, abzubilden trachtete. Bisweilen fügte man den Bildern die Worte bei, welche die dargestellten Arbeiter während ihrer Tätigkeit sprachen, ihre Unterhaltungen, ihre Ausrufe und dabei auch ihre Gesänge. Da es vorkommt, daß der gleiche Wortlaut in verschiedenen Gräbern auftritt, so liegen hier nicht für den einzelnen Fall erfundene Dichtungen vor, sondern volkstümliche Weisen, die in weitern Kreisen bekannt und beliebt waren.

So singt der Hirte, wenn er seine Schafe über die Felder treibt, von denen die Überschwemmung noch nicht völlig zurückgetreten ist, auf denen er also im Schlamme waten muß, den Tieren zu: „Euer Hirte ist im Wasser bei den Fischen, mit dem Wels spricht er, mit dem Fisch begrüßt er sich“. — Ein anderes Lied wird von den Bauern nach dem Einbringen des Kornes verwendet. Im Niltal war der Dreschflegel unbekannt. Man schüttete die Ähren auf der Tenne aus und trieb dann, wie dies auch bei den Israeliten geschah, Ochsen hinüber, welche durch den Tritt ihrer Hufe die Körner von den Hülsen lösten. Dabei ward mit verschiedenen kleinen Abweichungen im Wortlaute gesungen: „Drescht für Euch, drescht für Euch, Ihr Ochsen, drescht für Euch! Drescht für Euch Stroh zum Futter, drescht Korn für Euere Herren! Gönnt Euch keine Ruhe, kühl ist ja heute der Tag!“

Viel Witz findet sich in diesen Liedern nicht, darin ähneln sie der Arbeiterpoesie aller Länder und Zeiten. Über die Melodien, nach denen gesungen ward, wird nichts überliefert, doch kann man bedenkenlos auf Grund der modernen Analogien annehmen, daß dieselben nicht sehr kunstvoll und abwechslungsreich gewesen sein werden, und daß sie vermutlich den traurigen Tonfall zeigten, den das Arbeitslied des armen, schwer gedrückten Landvolkes zu allen Zeiten geliebt hat.

Weit zahlreicher als Volkslieder sind in der ägyptischen Litte-

raturüberlieferung Liebeslieder erhalten. Auch hier konnte man bereits aus den späteren orientalischen Verhältnissen auf deren große Zahl Rückschlüsse ziehen. Man brauchte dabei nur an die Märchen von Tausend und Einer Nacht zu denken, wie da dem Liebhaber sofort die Verse zuströmen, der zahllosen anderweitig überlieferten ähnlichen Erzeugnisse arabischer Poesie zu geschweigen. Auch darin bietet sich eine Parallele zu diesen morgenländischen Werken dar, daß die Liebe, welche die Lieder behandeln, nur in Ausnahmefällen eine sentimentale ist, meist dagegen das Gefühl einen sehr drastischen, realistischen Ausdruck findet. Drei aus der Zeit um 1200 v. Chr. stammende Sammlungen von Liebesliedern sind bisher aufgefunden worden. Die umfassendste steht in einem Londoner Papyrus, der daneben Sagen und Märchen enthält; kleinere ergeben ein Turiner Papyrus und eine von Spiegelberg in ihrem Werte erkannte Scherbe des Museums zu Gizeh. Diesen Kompilationen tritt eine um 700 v. Chr. hergestellte, im Louvre befindliche Stele zur Seite, welche eine schöne Fürstin mit den Worten besingt:

„Die Süße, süß an Liebe; die Süße, süß an Liebe vor dem Könige; die Süße, süß an Liebe vor allen Männern; die Geliebte vor den Frauen; die Königstochter, die süß ist an Liebe. Die Schönste unter den Frauen, ein Mädchen, dessen Gleichen man nicht sah. Schwärzer als das Dunkel der Nacht ist ihr Haar, schwärzer als die Beeren des Schwarzstrauches (?). Härter sind ihre Zähne (?) als die Feuersteinsplitter an der Sichel. Blumenkränze sind ihre beiden Brüste, festliegend an ihrem Arm".

Leider bricht der Text damit ab und unterrichtet nicht weiter über die Vorstellung, die sich der alte Ägypter über das weibliche Schönheitsideal gebildet hatte, eine Frage, zu deren Beantwortung auch sonst das litterarische Material versagt. Diese Lücke ist um so mehr zu bedauern, als die Bildwerke zeigen, daß auf diesem Gebiete der Geschmack im Niltale in alter Zeit in vielen Stücken im Gegensatze stand zu dem der jetzigen Bewohner, dagegen mehrfach an die Anschauungen der Wüstenaraber erinnert. Rückschlüsse gestatten hierfür vor allem die Bilder von Göttinnen und, in gewissem Maße, auch die von Königinnen, bei deren Vorführung man sich bestrebte eine Idealisierung der Gestalten eintreten zu lassen. Aus ihnen geht hervor, daß man während der ganzen klassischen Zeit des Ägyptertumes mit wenigen Ausnahmen, wie beispielsweise unter der Regierung des neuerungssüchtigen Königs Amenophis IV., nicht nur bei dem männlichen Körper, sondern auch bei dem weiblichen die

magern, wenig entwickelten Formen bevorzugte. Erst im äthiopischen Reiche, und in der Ptolemäerzeit auch in Ägypten selbst, suchte man gelegentlich den Göttinnen eine volle, fettreiche Gestalt zuzuschreiben. Das Ideal der älteren Zeit war, wie die Untersuchung der Mumien zeigt, durch die tatsächlichen Verhältnisse gegeben. Der alte Ägypter wie die Ägypterin zeichneten sich durch schlanke, sehnige Gestalten aus. In jüngeren Perioden mag dann in Folge der Mischung mit anderen Volksstämmen, des Haremslebens u. s. f., eine Veränderung des Typus und, damit Hand in Hand gehend, des Schönheitsideales eingetreten sein.

Einige Proben aus den Liedersammlungen werden am besten die Art und Weise dieser Werke zeigen: die Ähnlichkeiten und die Unterschiede von der Poesie anderer Völker in Ausdruck und Auffassung drängen sich dabei ohne weiteres auf. So zeigt gleich die erste einen entfernten Anklang an das Motiv von Hero und Leander:

1. „Die Liebkosungen der Geliebten sind auf jenem Flußufer, ein Flußarm ist dazwischen, ein Krokodil steht auf der Sandbank. Ich aber steige in das Wasser und neige mich nieder in die Flut. Mein Mut ist groß in dem Gewässer, die Wogen sind wie Land für meine Füße. Die Liebe zu ihr giebt mir die Kraft. Ach! Sie gab mir einen Zauber für die Gewässer".

2. „Küsse ich sie und sind ihre Lippen offen, so bin ich begeistert auch ohne Bier. Wenn die Zeit gekommen ist, das Lager zu bereiten, oh Diener, so sage ich Dir: Lege feines Linnen zwischen ihre Glieder, ein Lager für sie aus königlicher Leinewand, gieb acht auf das verzierte weiße Linnen, das besprengt ist mit dem feinsten Öl".

3. „Oh wäre ich doch ihre Negerin, die ihr auf dem Fuße folgt. Ach! Dann sähe ich mir zur Freude die Formen aller ihrer Glieder".

4. „Die Liebe zu Dir durchdringt mein Inneres, wie [der Wein] das Wasser durchdringt, wie der Wohlgeruch den Gummi durchdringt, wie der Saft [der Flüssigkeit] sich mischt. Und Du, Du eilst um Deine Geliebte zu sehen, wie das Roß auf dem Schlachtfelde. Der Himmel bildete ihre Liebe, wie die Flamme [in das Stroh] kommt, und [sein Verlangen] wie den Sperber, der niederstößt (?)".

5. „Ist nicht mein Herz wohlgeneigt Deiner Liebe . . . . . Nicht werde ich mich (von der Liebe) trennen lassen, und wenn man mich prügelte . . . . bis zum Syrerland mit Stöcken und Knüppeln,

bis Nubien mit Palmruten, bis zum Hochlande mit Gerten, bis zum Tieflande mit Zweigen. Nicht werde ich hören auf ihren Rat, mein Verlangen aufzugeben".

6. „Ich werde mich niederlegen in der Behausung, ich werde krank sein von Unbill. Oh! Herein kommen meine Nachbarn um nach mir zu sehen. Da kommt meine Geliebte mit ihnen, sie macht die Ärzte zum Spotte, denn sie kennt meine Krankheit".

7. „Beim Landhause meiner Geliebten, dessen Wasserbecken in der Mitte ihres Besitzes liegt, tut sich der Türflügel auf, der Riegel öffnet sich, meine Geliebte ist zornig. Oh! Machte man mich doch zum Türhüter, ich machte sie zornig auf mich. Dann hörte ich ihre Stimme, sie die Zornige, ein Kind wäre ich vor Schrecken".

8. „Du Schöner! Mein Herz steht danach die Speisen für Dich zu bereiten als Deine Hausherrin, mein Arm sollte ruhen auf Deinem Arm. Wenn Du abwendetest Deine Liebkosungen, dann würde mein Herz sagen in meinem Innern, in meinem Flehen: Mir fehlt mein großer (Freund) in dieser Nacht, und so bin ich wie ein Mensch, der im Grabe weilt. Denn, bist Du mir nicht Gesundheit und Leben? Dein Nahen giebt Wonne über dein Wohlsein meinem Herzen, das Dich suchte".

9. „Die Stimme der Taube ruft, sie spricht: Die Erde ist hell, wo ist mein Weg? Du Vogel, Du rufest mich! Aber ich, ich fand meinen Geliebten auf seinem Ruhelager, mein Herz ist glücklich über alle Maßen, und jeder von uns spricht: Nicht werde ich mich (von Dir) trennen. Meine Hand ist in Deiner Hand. Ich wandle und bin mit Dir an jedem schönen Orte, Du machtest mich zum ersten der schönen Mädchen, nicht kränktest Du mein Herz".

Mitten zwischen den Liebesliedern der Londoner Sammlung steht ein Lied, welches in diesem Zusammenhang zunächst sonderbar anmutet: „Der Gesang, welcher angebracht ist im Grabtempel des seligen Königs Antef, welcher dort steht vor dem Sänger zur Harfe". Er lautet: „Es ist ein Befehl des guten Herrschers (d. h. des Gottes Osiris), eine schöne Bestimmung, daß der (menschliche) Körper dahin schwindet im Vorübergehen, während andere Dinge bestehen bleiben seit der Zeit der Vorfahren. Die Götter, die früher bestanden, ruhen in ihren Grabbauten, die Würdengeschmückten und die glänzenden Geister sind in gleicher Weise bestattet in ihren Gräbern. Die sich Grabtempel erbauten, haben keine Stätte mehr. Siehe, ihre Taten, was sind sie (geworden)? Ich hörte die Worte des Imhotep und des Hordudus, die außerordentlich gepriesen werden

wegen ihrer Worte. Wo ist ihr Platz und was zu ihnen gehörte? Ihre Mauern sind vernichtet, nicht besteht mehr ihre Stätte als wären sie nie gewesen. Nicht kommt einer von dort, der ihre Gestalt beschriebe, der ihre Angelegenheiten schilderte, der unser Herz bewegte an den Platz zu gehen, von dem sie gingen. — Beruhige Du Dein Herz, indem Du Dein Herz dagegen (gegen den Gedanken an die Vergänglichkeit des Irdischen) ankämpfen läßt. Folge Deinem Herzenswunsche, da Du ja (noch am Leben) bist! Tue Wohlgeruch auf Dein Haupt, Dein Kleid bestehe aus feinster Leinewand, gesalbt mit den ächten wunderbarsten Stoffen unter den göttlichen Dingen. Tue noch mehr Erfreuliches als Du bisher tatest, lasse nicht Dein Herz ermüden. Folge Deinem Herzen und dem, was Dir schön dünkt. Verrichte Deine Angelegenheiten auf Erden nach dem Befehle Deines Herzens bis zu Dir kommt jener Tag des Wehklagens, an dem jener Gott, dessen Herz stille steht (d. h. Osiris), nicht erhört ihre (der Sterbenden) Wehklagen. Nicht erringt man durch Weinen das Herz (das Leben) eines Menschen, der im Grabe weilt. — Wohlan! Begehe einen frohen Tag, nicht ruhe an ihm. Siehe! Nicht ward es dem Menschen gegeben, seinen Besitz mit sich zu nehmen. Siehe! Nicht giebt es jemanden, der dahingegangen und wiedergekommen wäre“.

Den Zweck dieser Worte lehrt eine Schilderung Herodots, welcher in ähnlicher Weise wie andere antike Autoren berichtet, man habe bei den ägyptischen Gastmählern eine Mumiengestalt herumgereicht mit dem Zuruf: „Auf diesen hinblickend trinke und sei fröhlich, denn wenn Du stirbst, wirst Du diesem ähnlich sein“! Der Gedanke an den Tod soll nicht traurig stimmen, sondern zu immer größerem Lebensgenusse ermahnen, im Gegensatze zu der Auffassung der jüdischen Spruchsammlungen, die, wie vor allem die sogenannte Weisheit Salomonis, in derartigen Gedankengängen die Empfindungen der Gottlosen sehen. Im Niltale finden sich öfters in den Gräbern Texte, welche das Lied aus dem Grabtempel des Königs Antef bald fast wörtlich, bald wenigstens in den Hauptgedanken wiederholen, und immer wieder von neuem betonen, das Leben sei kurz und man wisse nicht, was dann folge, also solle man fröhlich sein, so lange man es vermöge. Die Stelle, an der diese Ermahnungen angebracht werden, zeigt am besten, daß solche Auffassung nicht als religionswidrig galt, sondern als die richtige, der Gottheit genehme Lebensweisheit. Der Ägypter hat hier, wie überall, das Leben im Diesseits von der heitern Seite

zu nehmen gesucht, und es denn auch so erfreulich gefunden, daß er sich für das Jenseits nichts besseres zu wünschen wußte, als dort im Kreise der Götter ewiglich in derselben Art weiter zu leben, wie er es hienieden an den Ufern des Niles getan hatte.

Lebensphilosophie will also dieses Lied lehren, aber nicht nur mit dieser einen Frage, ob und wie man das Leben genießen solle, haben sich die Ägypter beschäftigt, wenn sie über das Dasein und seine Bedingungen nachdachten, auch andere philosophische Probleme zogen sie in den Kreis ihrer Betrachtungen. Bei der Erörterung derartiger Fragen ward die Form des Dialoges gewählt, wie diese auch in anderen Litteraturen, sogar bei Meistern stylistischer Pointierung, wie Plato, zu gleichem Zwecke beliebt gewesen ist. In Rede und Gegenrede wird der jeweilige Streitpunkt, gelegentlich vor einer großen Versammlung, besprochen, bis zuletzt die Richtigkeit der verfochtenen Ansicht auch von der zuerst widerstrebenden Partei anerkannt werden muß.

Der älteste hierfür aus dem Niltale erhaltene Text ist ein aus dem mittleren Reiche, aus der Zeit um 2500 v. Chr. stammender Papyrus des Berliner Museums, der die Berechtigung des Selbstmordes erweisen soll. Als Sprecher treten dabei ein Mensch auf und dessen Chu, sein leuchtendes, unsterbliches Ich, welches nach einer wohlbekannten ägyptischen Anschauung neben dem Menschen eine vollständig selbständige Persönlichkeit bildete, in demselben Sinne, wie die übrigen Teile der menschlichen Seele. So konnte der Mensch mit dem Seelenteile Ba Brett spielen, mit dem Seelenteile Ka sich unterhalten, ihm Gaben darbringen und von ihm Geschenke in Empfang nehmen. Und genau ebenso vermochte er mit der Seele Chu in Zwiespalt zu geraten und mit ihr Verhandlungen anzuknüpfen.

In unserem Schriftstücke ist der Mensch des Lebens überdrüssig und will sich selbst den Tod geben, da drückt ihn die Befürchtung, was aus ihm werden solle, wenn niemand für sein Begräbnis sorge. So wendet er sich denn an seine Seele, welche ihm in dem verlorenen Anfange des Werkes im allgemeinen vom Selbstmorde abgeraten haben muß, mit der Bitte, diese Verwandtenpflicht der Bestattung zu übernehmen. Die Seele beharrt jedoch bei ihrem Widerspruche. Sie weist darauf hin, daß mit dem Tode auch das Andenken der Verstorbenen, selbst derer, welche sich granitene Denkmäler gesetzt hätten, schnell schwinde. Daher solle der Mensch der Sorge vergessen und sich einen frohen Tag machen. Lebe doch

auch der arme Mann trotz aller Arbeit und allen Unglücks, das ihn treffe. — Der Mensch folgt diesem Rate nicht. Er bricht in laute Klagen über sein Unglück aus und legt dar, wie sein Name verachtet werde mehr als das Schmutzigste und Widerlichste hier auf Erden; Brüder und Freunde hätten ihn verlassen. Der Sanfte auf Erden gehe zu Grunde, der Freche gelange überall hin; allgemein sei Raub verbreitet, das Schlechte siege überall; es gebe keine Gerechten, keine Zufriedenen. So stehe der Tod vor ihm wie das denkbar Angenehmste, wie der Geruch von Myrrhen, wie das Sitzen in frischem Luftzug, wie der Rausch, wie das Ziel der Sehnsucht, u. s. f. — Diese lang ausgesponnenen Ausführungen haben den gewünschten Erfolg, die Seele gibt ihren Widerstand auf und verspricht dem Menschen, daß er zum Westen, also zum Todtenreiche gelangen solle, seine Glieder würden die Erde erreichen. Dann werde sie, die Seele, sich niederlassen, wenn er ruhe; sie wollten sich zusammen eine Stätte bereiten.

Ein zweiter derartiger philosophierender Text liegt in einem demotischen Papyrus des Leidener Museums vor, doch wird sein Wert dadurch verringert, daß er erst in nachchristlicher Zeit aufgezeichnet ward, es also sehr naheliegend ist anzunehmen, daß in ihm neben ägyptischen auch griechische Gedankenkreise Aufnahme gefunden haben. Man hat sogar christlichen Einfluß bei dem Papyrus annehmen wollen, ohne daß für diese wenig wahrscheinliche Vermutung ein Beweis hätte erbracht werden können. Es handelt sich in dem Texte um ein Gespräch zwischen einer großen Katze, der Vertreterin der Göttin Bast, und einem kleinen Schakal. Erstere geht von der traditionellen Ansicht aus, daß in dieser Welt die Gottheit alles leite und beherrsche, das Gute siege und das Böse, wenn auch bisweilen erst spät, bestraft werde. Wenn ein Lamm vergewaltigt würde, so werde dafür Vergeltung erfolgen, denn auch der mächtige Mann könne Gott nicht aus seinem Hause verjagen. Wenn auch einmal der Himmel von Wolken bedeckt sei, das Unwetter einen Augenblick das Licht fortnehme, Morgens Wolken vor dem Erscheinen der Sonne ständen, so werde die Sonne sie doch zerstreuen, das Licht und die Freude würden wiederkehren.

Derartigen gott- und schicksalergebenen Gedankengängen gegenüber faßt der Schakal das Leben realistischer auf, und betont, daß in der Welt das Recht des Stärkeren herrsche. Das Insekt werde von der Eidechse gefressen, diese von der Fledermaus, diese von der Schlange, diese von dem Sperber, und so gehe es fort. Man

rede davon, daß den Übeltäter Vergeltung treffen werde, aber es sei unklar, wie das geschehen solle, mit dem Gebet töte man nicht den Schuldigen, u. s. w.

Das Gespräch geht lange hin und her, es werden Fabeln erzählt, um das eine oder andere zu beweisen, gelegentlich auch geradezu Angriffe gegen die Götter gerichtet. Die größere logische Schärfe und die Sympathie des Autors stehen auf seiten des negativ denkenden Schakals; die Katze kann sich gelegentlich nur dadurch helfen, daß sie in Wut gerät und der Schakal sich vor ihren Krallen und handgreiflichen Beweisen fürchtet. Leider ist die Erhaltung des Textes keine gute und der Inhalt, mit dem sich besonders Revillout beschäftigt hat, schwer verständlich. Aber, das was klar erkennbar ist, zeigt, daß man hier in demotischem Gewande eine Erörterung des Widerstreites der beiden allüberall bei den verschiedensten Völkern auftretenden beiden Weltanschauungen vor sich hat, eines pessimistischen Fatalismus und eines den höheren Mächten vertrauenden Optimismus.

Die Fabel, welche in den Litteraturen des Orients seit alters eine ungemein große Rolle gespielt hat und noch spielt, findet sich, wie eben angedeutet wurde, auch auf dem Boden Ägyptens. Auf zwei mit einander verbundenen Brettchen des Turiner Museums wurde um 1000 v. Chr. ein Text aufgezeichnet, der den Titel trägt „Prozeß des Bauches mit dem Kopfe". Dieser Rechtshandel spielt sich vor dem höchsten ägyptischen Verwaltungsgerichtshofe, dem der Dreißig ab, dessen Vorsitzender — und das ist ein echt orientalischer Zug — während der Verhandlung unaufhörlich weint. Zunächst muß der Bauch seine Klage vorgebracht haben, doch fehlt in dem erhaltenen Teile der Urkunde deren Wortlaut, dagegen giebt dieselbe die Antwort des Kopfes, der sich selbst in langen Auseinandersetzungen als den Hauptbalken des Hauses bezeichnet, von dem alle anderen Balken ausgingen. Sein Auge sehe weit, seine Nase atme, sein Ohr höre, sein Mund spreche, er belebe u. s. f.

Leider besitzt man nur noch 8 Zeilen dieser Rede, die Fortsetzung der Verhandlung und das Schlußurteil fehlen. Die erhaltenen Teile zeigen jedoch deutlich, daß hier die älteste bisher bekannte Fassung der weit verbreiteten Fabel vom Streite zwischen Bauch und Gliedern vorliegt, die man gewöhnlich als Agrippa-Fabel bezeichnet, da sie angeblich Menenius Agrippa im Jahre 492 v. Chr. der auf den Mons Sacer bei Rom ausgewanderten Plebs erzählte.

Inwieweit auch die Tierfabel im alten Ägypten beliebt war, läßt sich bislang nicht entscheiden. Es ist freilich öfters behauptet worden, die sogenannten Äsopischen Fabeln müßten auf Ägypten, das Land der Tierverehrung, zurückgehen, und hat sich in dem eben besprochenen Leidener demotischen Papyrus die Fabel vom Löwen und der dankbaren Maus, die den Löwen aus der Gewalt der Menschen befreit, wiedergefunden. Allein, ein aprioristisches „es muß" kann auf litterargeschichtlichem Gebiete keine ausschlaggebende Beweiskraft beanspruchen, und der demotische Text stammt, wie wir gesehen haben, aus nachchristlicher Zeit. Da sich ferner die in ihm enthaltene Tierfabel in allem wesentlichen mit der griechischen Fassung deckt und nur versucht, diese etwas weiter auszuspinnen, so wird man im Demotischen weit eher die Bearbeitung einer griechischen Vorlage zu sehen haben, als daß man das umgekehrte Verhältnis annehmen dürfte.

Endlich hat man für das Vorhandensein einer ägyptischen Tierfabel Darstellungen angeführt, welche Tiere menschliche Handlungen verrichten lassen, wie Krieg führen, Brett spielen, musizieren u. a. m. Am bekanntesten sind in dieser Beziehung Papyri zu London und Turin. Ihnen treten zur Seite ein Papyrus zu Gizeh und mehrere Thonscherben, welche alle, ebenso wie die Papyrustexte, der Zeit um 1000 v. Chr. angehören. In diesen Bildern findet sich aber kein einziger Zug, welcher dazu zwänge, in ihnen Illustrationen zu einer oder mehreren Erzählungen zu sehen, und Lepsius hat gewiß mit Recht angenommen, daß es sich vielmehr um satyrische Darstellungen handele, um Karikaturen einiger der Reliefs, welche in stereotyper Einförmigkeit die Wände der Tempel und Gräber schmückten. Er hat denn auch sofort einige treffende Beispiele derartiger Vorlagen neben die Papyrusbilder zu stellen vermocht. Ein solcher parodistischer Charakter erweist sich aber dadurch vor allem als tatsächlich beabsichtigt, daß auf den die Tierbilder enthaltenden Teil des Turiner Textes eine zweite Abteilung folgt, welche durch erotische Zerrbilder ausgefüllt wird, bei denen an einen Zusammenhang mit Fabeln nicht gedacht werden kann. Letzterer Papyrusabschnitt ist wichtig als bisher einziges im Niltale zu Tage getretenes Beispiel einer spezifisch erotischen Literatur. Texte, welche entsprechenden Gedankengängen gewidmet wären, sind noch nicht aufgefunden worden, wenn auch das Vorhandensein einer derartigen Schriftstellerei, die stets im Oriente weit verbreitet war, für das alte Ägypten kaum wird bezweifelt werden können.

Von einer moralisierenden Fabel ist nur der Anfang in einem Papyrus aus der Ptolemäerzeit erhalten geblieben; er ist bemerkenswert infolge der Einkleidung, welche er der Fabel verleiht. Aus Tausend und Einer Nacht ist uns die orientalische Gepflogenheit geläufig, dem Sultan, dessen Lebenswandel oder Taten seiner Umgebung anstößig erscheinen, dies nicht in das Gesicht zu sagen, um nicht seinen Grimm zu erwecken, sondern ihm eine Geschichte erzählen zu lassen, aus der er sich selbst eine Lehre zu ziehen vermag. — Der Pharao, um den es sich in dem ägyptischen Texte handelt, ist Amasis, der letzte bedeutende Herrscher des unabhängigen Ägyptens, der 526 v. Chr. starb, und den die griechische Volkserzählung, wie sie bereits Herodot verzeichnet hat, als roi-canaille zu schildern liebte. Vor allem wurden seine Vergnügungssucht und seine Trinkliebe tadelnd hervorgehoben und erzählt, wie er durch Hinweis auf den Bogen, der nicht stets gespannt bleiben dürfe, sein gelegentliches über die Stränge Schlagen zu entschuldigen suchte. In Übereinstimmung mit solcher Auffassung tritt der König auch in dem in Rede stehenden demotischen Texte auf, in dem es heißt:

„Es geschah eines Tages, zur Zeit des Königs Amasis, daß der König zu seinen Großen sprach: „Es gefällt mir, ägyptisches Kelebi (ein stark berauschendes Getränk) zu trinken". Sie sprachen: „Unser großer Herr, es ist hart ägyptisches Kelebi zu trinken". Er sagte ihnen: „Hat etwa das, was ich euch sage, üblen Geruch"? Sie sprachen: „Unser großer Herr, was dem Könige gefällt, das möge er tun". Der König sprach: „Man bringe ägyptisches Kelebi auf den See". Sie handelten nach dem Befehle des Königs. Der König wusch sich mit seinen Kindern und es war kein anderer Wein vor ihnen als ägyptisches Kelebi. Der König ergötzte sich mit seinen Kindern, er trank viel Wein wegen der Liebe, die der König zu dem ägyptischen Kelebi hatte, dann schlief der König am Abend dieses Tages am See ein, denn er hatte ein Ruhebett in eine Weinlaube am Rande des Sees bringen lassen. — Als der Morgen kam, konnte der König nicht aufstehen, wegen der Größe des Rausches, in dem er sich befand. Als eine Stunde vergangen war, ohne daß er aufstehen konnte, klagten die Hofbeamten und sprachen: „Ist das möglich! Der König betrinkt sich so wie ein Mann des Volkes, ein Mann des Volkes kann wegen geschäftlicher Dinge nicht zum Könige"! Die Hofbeamten gingen also hinein zu dem Orte, an dem der König war und sprachen: „Unser großer Herr, welchen Wunsch hegt der König"? Der König sprach: „Mir gefällt es mich sehr zu betrinken.

Ist niemand unter Euch, der mir eine Geschichte erzählen könnte, damit ich mich dadurch wach erhalte"?

Nun war unter den Hofleuten ein hoher Beamter, Namens Pe-un, der viele Geschichten kannte. Er trat vor den König und sprach: „Unser großer Herr"! Kennt der König denn nicht die Geschichte, die einem jungen Matrosen begegnete? Es geschah zur Zeit des Königs Psammetich, da gab es einen verheirateten Matrosen. Ein anderer Matrose verliebte sich in die Frau des ersten, und sie liebte ihn und er liebte sie. Da geschah es eines Tages, daß der König ihn eintreten ließ. Als das Fest vorüber war, da ergriff ihn großes Verlangen — hier ist im Text eine Lücke — und er wünschte wieder zum Könige einzutreten. (?) Er kam nach Hause und wusch sich mit seiner Frau, aber er konnte nicht wie sonst trinken. Als die Stunde des zu Bette Gehens gekommen war, konnte er sich nicht entschließen, wegen des übergroßen Schmerzes, in dem er sich befand. Da sagte die Frau zu ihm: „Was ist Dir auf dem Flusse begegnet"? — Das Folgende fehlt und so können wir leider nicht mehr ersehen, in welcher Weise sich Amasis die unter dem König Psammetich, auf dessen Trunksucht gleichfalls griechische Berichte anspielen, vorgefallene Begebenheit zur Lehre dienen lassen sollte.

Neben Texten, welche, wie die zuletzt besprochenen, einen mehr oder weniger lehrhaften Charakter besitzen, finden sich in der altägyptischen Litteratur in weit größerer Zahl andere, welche nur der Unterhaltung zu dienen bestimmt waren. Dabei zeigen die meisten unter ihnen eine Eigenheit, welche auch in den Märchen aus Tausend und Einer Nacht eine große Rolle spielt, die Helden der verschiedenen Erzählungen sind keine frei erfundenen, sondern historische Persönlichkeiten. Die bedeutendsten Pharaonen, die größten Feldherrn des Landes treten auf, und diese Tatsache hat bis in die neueste Zeit hinein häufig die Forscher dazu verführt, in den betreffenden Papyris geschichtliche Berichte erkennen zu wollen. Das ist nicht möglich. So wenig die abendländischen sagenhaften Erzählungen von Karl dem Großen, die morgenländischen von Harun alraschid wahrheitsgetreue Angaben zu enthalten brauchen, ebensowenig ist dies der Fall, wenn in ägyptischen Papyris von berühmten Königen des Niltals, von Cheops, Usertesen, Ramses II. die Rede ist. Gelegentlich sind auch die verschiedenen Nebenpersonen historische Gestalten, häufig sind aber diese, ebenso wie die kleinen Züge der jeweiligen Erzählung, frei erfunden. Den Ausgangspunkt des

Ganzen pflegt wieder eine wirklich vorgefallene oder bestehende Tatsache zu bilden, wie die Eroberung einer bestimmten Stadt, das Vorhandensein einer geheimnisvollen Tür an einem Tempel, das auffallende Aussehen einer Statue. Was der Verfasser dann aber an diese anknüpft, was er als Grund ihrer Eigenheiten oder als Gang der mit ihr verbundenen Ereignisse berichtet, das ist nicht mehr Geschichte, sondern freie Erfindung um Leser und Hörer zu erfreuen, ihnen eine langweilige Stunde auszufüllen.

Eine Reihe der Papyri enthält Reiseabenteuer. Wie der moderne Ägypter, so verließ auch der alte nur ungern die heimische Scholle und bereiste das übrige Niltal. Noch weit schwerer entschloß er sich naturgemäß in das Ausland zu gehen, in dem andere Menschen, andere Götter, andere Sprachen herrschten. Freilich war das Volk nicht, wie früher vielfach behauptet worden ist, so gut wie vollständig gegen andere Stämme und Staaten abgeschlossen. Der Krieger mußte auf fernen Schlachtfeldern sein Blut im Dienste der Ruhmsucht und Beutegier des Pharao vergießen; Beamte zogen aus, um die fremdländischen Besitzungen Ägyptens zu verwalten und um den Herrschern benachbarter oder weit abgelegener Reiche Briefe und Geschenke zu bringen. Kaufleute gingen in die Fremde, um Waren zu verkaufen oder zu erwerben; Sklaven und politisch Verdächtige suchten über die Grenze zu gelangen, um sich der Bestrafung durch ihren Herrn oder der königlichen Kabinetsjustiz zu entziehen. Daß gerade die Auswanderung aus den letzterwähnten Gründen, die noch im heutigen Orient häufig vorkommt, bereits im Altertume gang und gebe war, das zeigt, außer mehreren Texten, welche flüchtiger Sklaven und Beamte gedenken, vor allem ein Paragraph in dem Bündnisvertrage, welchen Ramses II. mit dem höchsten Fürsten der in Asien lebenden Chetiter abschloß. Dieser bestimmte ausdrücklich, daß die Herrscher Überläufer und Flüchtlinge aus dem Nachbarstaate wieder an das Heimatsland auszuliefern hätten.

Gefahren bot ein Zug in die Fremde in reichem Maße. „Der Schnellläufer, der fortgeht in das fremde Land, vermacht seine Habe seinen Kindern, sich fürchtend vor Löwen und Asiaten“ bemerkt eine in mehreren Abschriften der Zeit um 1250 erhaltene Schilderung der verschiedenen Berufe. Wem es aber gelang, von solcher Reise wohlbehalten zurückzukehren, der galt in seinem Heimatsorte als großer Held. Wie noch heutzutage, so werden bereits damals Freunde und Nachbarn zu ihm geeilt sein, um seine

Erlebnisse anzuhören. Und wie der moderne Reisende, so wird auch er es mit der Wahrheit nicht allzu genau genommen haben. Manches Ereignis wird er interessanter gefärbt oder auch geradezu erfunden haben, um im Kreise seiner Volksgenossen größeres Ansehen zu gewinnen. So entwickelte sich denn sehr bald im alten Ägypten neben der einfachen Reiseerzählung, die mögliches und annähernd richtiges berichtete, die Vorliebe für fabelhafte Geschichten, die in ihrer phantastischen Ausschmückung an die Erlebnisse Sindbad des Seefahrers oder an Lucians Wahre Geschichten erinnern.

Das älteste bisher bekannte Beispiel einer Reiseerzählung, welche den Charakter eines einfachen Berichtes an sich trägt und Unmöglichkeiten vermeidet, bildet die im mittlern Reiche entstandene, aber noch über tausend Jahre später abgeschriebene und gelesene Geschichte des Saneha (Sinuhit). Ob ihr Held wirklich gelebt hat, läßt sich nicht entscheiden. In Inschriften findet er sich bisher nicht erwähnt, doch kommen Männer, die wie er Saneha „Sohn der Sykomorengöttin" heißen, im mittlern und am Anfange des neuen Reiches nicht selten vor. Unser Saneha wird als ein hoher Würdenträger unter dem ersten Könige der 12. Dynastie Amenemhât I. geschildert. Als dieser Pharao starb und sein Sohn Usertesen I. zur Alleinregierung berufen ward, war Saneha Zeuge einer Botschaft, die der König erhielt und die vollständig geheim bleiben sollte. Er hielt es daher für geraten, sich möglichst schnell in Sicherheit zu bringen, um nicht wegen seiner Mitwissenschaft zur Rechenschaft gezogen zu werden. Zunächst versteckte er sich bis sich der König entfernt hatte, dann floh er in östlicher Richtung durch die Gefilde des Deltas, schlich sich durch die sogenannte Fürstenmauer, welche die Grenze Ägyptens gegen Asien bildete und errichtet worden war, um die in den Gefilden der Sinai-Halbinsel und des südlichen Palästinas umherschweifenden Beduinenstämme von Einfällen in die fruchtbaren Niederungen des nördlichen Niltales abzuhalten. Von der Mauer aus gelangte Saneha an die Bitterseen und hier in der öden Steppe befiel ihn der Durst, sein Hals glühte und er sprach: Das ist der Geschmack des Todes. Aber bald faßte er wieder Mut und da hörte er in der Ferne eine Herde. Er erblickte einen Beduinen, der ihm Wasser gab, für ihn Milch kochte und ihn zu seinem Stamme führte. Saneha schien es jedoch vorsichtiger, sich noch weiter von der ägyptischen Grenze zu entfernen. Er begab sich nach dem obern Tenu, einer Landschaft, die etwa im Süden Palästinas gesucht werden muß, vermählte sich nach einiger Zeit

mit der ältesten Tochter des dort herrschenden Fürsten und lebte Jahre lang reich, glücklich und angesehen. Als er aber alt ward, da überkam ihn mehr und mehr die Sehnsucht nach der Heimat. König Usertesen gestattete ihm die Rückkehr, nahm ihn bei Hofe freundlich auf, ließ ihm ägyptische Kleidung anlegen und dafür sorgen, daß ihm ein prächtiges Grabmal errichtet werde, die höchste Ehrenbezeugung, welche der Pharao zu verleihen vermochte. — Eingeflochten in diesen Bericht finden sich höchst anschauliche Schilderungen des Landes der Beduinen, ihrer Streitigkeiten und sonstigen Sitten, welche als älteste erhaltene ägyptische Kulturbilder aus dem Leben der palästinensischen Nomadenstämme besonderes Interesse darbieten. Neben solchen Idyllen stehen äußerst breite, phrasenhafte Lobeserhebungen für den Herrscher des Niltales, die dem ägyptischen Leser Freude bereitet haben mögen, für unsern modernen Geschmack jedoch die schlichte Erzählung der Geschicke des Saneha in störendster Weise unterbrechen und sehr ermüdend wirken.

Etwa der gleichen Zeit wie der Sanehabericht, der Mitte des dritten Jahrtausend v. Chr., entstammt die Geschichte vom Schiffbrüchigen, welche bisher nur in einer Abschrift, in einem jetzt in St. Petersburg aufbewahrten Papyrus, vorliegt. Wie die Erzählung Sanehas, so wird auch diese Geschichte in der Ichform vorgetragen und läßt den Helden selbst seine Abenteuer berichten; abweichend von der Sanehageschichte gibt sie aber nicht den Namen des Helden an, geht auch auf sein Vorleben und ähnliche Fragen nicht ein.

Der Berichterstatter war mit einem Schiffe auf dem Meere nach den Königlichen Minen aufgebrochen, ein Sturm erhob sich, das Fahrzeug mit allen Insassen ging zu Grunde, nur ihm selbst gelang es einen Balken zu ergreifen und sich mit dessen Hülfe über Wasser zu halten. Eine Woge trieb ihn drei Tage lang fort bis zu einer Insel, auf der er allerhand Nahrung fand und den Göttern ein Brandopfer darbrachte. Da hörte er furchtbaren Lärm, die Bäume zitterten und die Erde erbebte; eine 30 Ellen lange Schlange mit einem 2 Ellen langen Barte, deren Glieder mit Gold eingelegt waren und deren Farbe die des echten Lapis lazuli war, nahte sich ihm. Sie ergriff ihn, trug ihn zu ihrer Ruhestätte und ließ sich dann von ihm erzählen, wie er hierher gekommen sei. Nachdem sie aufmerksam bis zu Ende zugehört, erklärte sie ihm, er sei hier auf der Insel des Ka, d. h. der Seele, auf welcher sie mit ihren Brüdern und Kindern, im ganzen 75 Schlangen, mit einem (wohl menschlich

gedachten) Mädchen, das der Zufall (?) herbeigebracht habe, lebe. Vier Monate werde er auf der Insel verweilen müssen, dann werde ein Schiff kommen und ihn abholen. Was die Schlange gesagt, das traf selbstverständlich ein. Als die vorher bestimmte Zeit vorüber war, gab sie dem Schiffbrüchigen reiche Geschenke an Weihrauch, Schmuck, Elfenbein, Hunden, Affen und anderen wertvollen Dingen. Er ließ alles in das rettende Schiff bringen und fuhr dann über Nubien nilabwärts zur Residenz Pharaos.

Um über ein Jahrtausend jünger als die beiden bisher besprochenen Abenteuer-Erzählungen ist die aus der Zeit um 1250 v. Chr. stammende Schilderung einer Reise durch Palästina und Phönizien, welche in einem Londoner Papyrus und in Bruchstücken zweier weiterer Abschriften uns überkommen ist. Diese ist weniger dazu bestimmt gewesen, die fragliche Reise selbst zu schildern, wenn sie auch eine Reihe besuchter Städte und einige Erlebnisse aufführt, als dazu, an der Hand einer solchen Reisebeschreibung die Ungereimtheiten und den gesuchten Stil zu verspotten, in dem man damals derartige Schilderungen abzufassen liebte. Neben dieser zunächst litterarhistorisch beachtenswerten Tendenz hat das Schriftstück auch anderweitig hohen Wert. Es giebt ein anschauliches Bild der Unsicherheit, welche am Ende des zweiten Jahrtausends, etwa in der Periode der Eroberung des gelobten Landes durch die Israeliten, im Süden von Syrien bis nach Ägypten hin herrschte. Vor allem zeigt der Text, wie schwer noch damals eine Bereisung dieser Gegenden war, obwohl bereits seit Jahrhunderten das Land immer wieder unter ägyptischer Oberhoheit und unter dem Einflusse ägyptischer und babylonisch-assyrischer Kultur gestanden hatte.

Die wunderbaren Dinge, welche der Schiffbrüchige seinen Landsleuten zu erzählen wußte, werden diese nicht so sehr überrascht haben, wie moderne europäische Hörer, denn auch im Niltale selbst fehlte es nach altägyptischer Ansicht nicht an Spuk und Zauber aller Art, der jederzeit in das Leben des Menschen, mit oder ohne dessen Schuld, einzugreifen vermochte. Ein Papyrus des mittleren Reiches berichtet, wie ein Hirt ein gespenstiges weibliches Wesen in einem See erblickte. Außer sich vor Furcht forderte er die andern Hirten auf, die Gegend zu verlassen, die Rinder solle man durch das Wasser treiben, während diejenigen Hirten, welche im Zauber erfahren seien, die Formeln sprechen sollten, die das Vieh vor Mißgeschick im Wasser, also vor allem vor Krokodilen, zu schützen bestimmt waren. Die Hirten folgten dem Wunsche. Als aber der

Zug im Gange war, da begegnete dem ersten Hirten das Gespenst, das seine Kleider ausgezogen hatte, mit verwirrtem Haar. Der Schluß der Geschichte, wie der Hirt dem Gespenst entrann oder wie er demselben zum Opfer fiel, ist leider verloren gegangen.

In einem andern, jüngern Texte, von dem sich Teile auf Thonscherben, die jetzt zu Paris, Wien und Florenz aufbewahrt werden, verzeichnet finden, will der Oberpriester des Gottes Amon Chunsu-em-heb sich sein Grab herstellen lassen. Dabei scheint er auf eine ältere Gruft gestoßen zu sein und die Mumien, welche in dieser ruhen, fangen, als er in ihre Ruhestätte eindringt, Gespräche mit ihm zu führen an und berichten ihm in schwer verständlichen Reden die Geschichte ihres Lebens. Die bisher aufgefundenen Reste des Berichtes lassen den Zusammenhang der Erzählung noch nicht erkennen, da dieselbe aber, wie ihre Überreste zeigen, in der Zeit kurz vor 1000 v. Chr. als Vorlage bei Schreibübungen diente, so muß sie damals zu den beliebteren Lesestoffen des ägyptischen Volkes gehört haben.

Außer derartigen kurzen Bruchstücken von Geistergeschichten ist auch ein längerer Papyrus, der etwa am Anfange des neuen Reiches, um 1800 v. Chr., wohl auf Grund älterer Vorlagen, niedergeschriebene sogenannte Papyrus Westcar des Berliner Museums, erhalten geblieben, der sich wesentlich mit Zauberkunststücken beschäftigt. Demselben fehlen zwar, wie den meisten ägyptischen Papyris, Anfang und Schluß, doch blieb genug vor der Vernichtung bewahrt, um daraus ein angemessenes Bild des gesamten einstigen Inhaltes gewinnen zu können. Die Erzählung begann damit, daß sich der König Cheops, der aus den Berichten der griechischen Autoren allbekannte Erbauer der größten Pyramide von Gizeh, wunderbare Geschichten erzählen ließ. Die erste von diesen, von welcher nur die Schlußworte erhalten geblieben sind, hatte sich unter der Regierung des Königs T'eser aus der dritten Dynastie zugetragen, die nächste, im Papyrus vollständig vorhandene, ereignete sich unter dem kurz vor dem eben genannten Pharao herrschenden Könige Nebka. Damals fertigte eines Tages ein höherer Beamter, als er erfuhr, daß ihm sein Weib untreu war und sich mit ihrem Liebhaber an einem See zu treffen pflegte, ein Krokodil aus Wachs an und ließ dieses durch einen Vertrauten in den See werfen. Da verwandelte sich das Bildnis in ein wirkliches Krokodil und verschluckte den Liebhaber. Sieben Tage darauf ging der Beamte mit dem König an den See, auf Befehl brachte das Krokodil ihnen

den Verschlungenen. Dem König war das große Tier unheimlich, da packte es der Beamte und in seiner Hand ward es wieder zu einer Wachsfigur. Der Beamte erzählte dem Könige die ganzen Vorgänge; der Pharao erlaubte daraufhin dem Krokodile, das mit sich fortzunehmen, was sein wäre, und so tauchte das Tier mit dem Ehebrecher in die Tiefe, während die schuldige Frau verbrannt und ihre Asche in den Strom gekehrt ward.

Hierauf folgt eine Zaubergeschichte, die unter die Regierung des Königs Snefru, des Vorgängers des Cheops, verlegt wird. Dieser Pharao ließ sich eines Tages von 20 schönen Mädchen auf einem See umher rudern, als der Malachitschmuck einer der Frauen in das Wasser fiel. Der König versprach der Verliererin einen anderen als Ersatz, aber sie wollte sich nicht beruhigen und verlangte ihr Eigentum zurück. Da ließ man einen Zauberer kommen, der sprach seinen Spruch und legte die eine Hälfte des Sees auf die andere, so daß das Wasser, welches früher in der Mitte 12 Ellen tief gewesen war, jetzt dort 24 Ellen hoch stand. Am Boden des auf diese Weise trocken gelegten Teiles des Sees lag der Schmuck. Man nahm ihn heraus, der Zauberer sprach seinen Spruch und das Wasser kehrte an seinen ursprünglichen Platz zurück.

Nachdem man diesen Berichten über seltsame Vorgänge unter den verewigten Vorgängern des Cheops mit Interesse gelauscht hatte, trat der Prinz Hordeduf auf, der uns bereits in dem Liede aus dem Grabtempel des Königs Antef als ein wegen seiner Weisheit berühmter Mann begegnet ist. Er machte den König darauf aufmerksam, daß es auch jetzt noch einen Zauberer gebe, einen Mann, Namens Deda, der 110 Jahre alt sei und noch jeden Tag 500 Brode und eine Rindskeule esse und dazu 100 Krüge Bier tränke. Hierdurch bewogen schickte Cheops den Prinzen aus, um den Zauberer zu holen. Dieser kam und nun ließ man ihn zunächst dem Pharao sein Hauptkunststück vorführen; Tiere, eine Gans, eine Ente und zuletzt ein Stier, wurden enthauptet und dann der jeweilige Kopf wieder auf den Rumpf gezaubert, so daß das Geschöpf in der alten Weise zu leben vermochte. Dann unterhielt sich Cheops mit dem Manne und dieser erzählte ihm, die Frau eines Priesters in der Stadt Sachebu erwarte die Geburt dreier Söhne, die sie von dem Gotte Râ empfangen habe, und diese würden einst den Thron Ägyptens gewinnen. Die Kunde machte begreiflicher Weise den König tief traurig, Deda suchte ihn dadurch zu trösten, daß er ihm mitteilte, es würden noch sein Sohn und sein Enkel regieren, erst

dann sollten diese Kinder des Sonnengottes Herrscher werden. Cheops beruhigte sich dabei nicht, er erkundigte sich weiter nach Einzelheiten der Sache und sprach die Absicht aus, selbst nach Sachebu zu reisen, jedenfalls mit dem Hintergedanken, bei dieser Gelegenheit die Thronprätendenten aus dem Wege zu räumen.

Die Fortsetzung der Erzählung spielt in Sachebu, die Geburt und früheste Kindheit der drei Kinder wird eingehend geschildert und allerhand wunderbare Ereignisse, die sich dabei abspielten, eingeflochten. Die Gottheit sorgte selbst für die Sicherheit der Kleinen. Als eine Magd, die um das Geheimnis wußte, aus Zorn über eine ihr gewordene Züchtigung alles dem König Cheops zu verraten drohte, versetzte ihr ihr eigener Bruder einen Schlag und als sie an das Wasser ging, schleppte sie ein Krokodil fort. — Damit bricht das erhaltene Stück ab, doch ist es noch jetzt möglich, in gewissem Sinne den Schluß zu ergänzen. Die Namen der drei Kinder des Sonnengottes zeigen, daß mit ihnen die drei ersten Könige der fünften Dynastie gemeint sind, der Herrscherfamilie, welche auf das Haus des Cheops folgte. Der Papyrus wird also berichtet haben, wie die Knaben allen Nachstellungen entgingen und zuletzt den ihnen vorherbestimmten Thron errangen. Nur darin findet sich bereits in dem erhaltenen Teile ein geschichtlicher Verstoß, daß nach ihm nur noch zwei Nachkommen des Cheops vor dem Auftreten des neuen Königshauses herrschen sollten, während den aus dem Altertume überkommenen Listen zufolge mindestens vier Herrscher in der Zwischenzeit regiert haben müssen.

Ähnlich wie in dem besprochenen Papyrus wunderbare Vorgänge mit den Namen der Herrscher in Verbindung gebracht werden, welche in der ersten Blütezeit Ägyptens, in der Periode der Pyramidenerbauer, eine besonders große Rolle spielten, so verfährt man auch mit Persönlichkeiten aus jüngeren Epochen. Der Londoner Papyrus, dem oben eine Reihe von Liebesliedern entlehnt wurde, knüpft eine derartige Erzählung an die Person des Thutia, eines Mannes, der durch zahlreiche Denkmäler und Inschriften als einer der Feldherren des bedeutendsten Kriegshelden des neuen ägyptischen Reiches, Thutmosis III., bekannt geworden ist. Von ihm berichtet der Papyrus, in welcher Weise es ihm gelang, die Stadt Joppe zu erobern, die sich gegen den Pharao empört hatte. Thutia zog im Einverständnisse mit seinem Könige nach Joppe. Dabei nahm er auserlesene Soldaten, 500 große Krüge und den großen Stock des Königs mit und gab sich, als er vor die Stadt gekommen war,

als Überläufer aus. Der Fürst von Joppe war naturgemäß hoch erfreut, einen so bedeutenden Mann gewinnen zu können, eilte ihm daher entgegen, küßte ihn, nahm ihn mit sich, aß und trank mit ihm. Dann wünschte er den großen Stock des Pharao zu sehen, Thutia ließ ihn herbeibringen, hielt ihn vor den Fürsten und schlug diesen dann mit dem Stocke vor den Kopf, so daß er ohnmächtig zusammenbrach. Hierauf ließ er 200 seiner Leute in 200 der großen Krüge hineinsteigen und die übrigen Krüge mit Stricken füllen. Mit den Krügen zog man nach Joppe und spiegelte den Bewohnern vor, Thutia sei gefangen worden und man bringe ihn, seine Leute und seine Habe in den Krügen. Die Städter ließen sich täuschen und gestatteten den Trägern mit den Krügen den Eintritt. Kaum war dieser erfolgt, so befreiten die Träger ihre Genossen und bemächtigten sich mit ihrer Hülfe der Stadt. — Auf den ersten Blick leuchtet die Gedankenverwandtschaft ein, die zwischen diesem Berichte und Erzählungen, wie der vom hölzernen Pferde, durch das Troja fiel, oder von den Schläuchen der 40 Räuber in dem Märchen von Ali Baba in Tausend und Einer Nacht besteht. Der ägyptische Text hat aber insofern einen eigenartigen Zug, daß dem Stocke Pharaos eine freilich nicht näher geschilderte magische Kraft zugeschrieben wird. Ihr hat es Thutia zu verdanken, wenn sich ihm der Fürst von Joppe so unvorsichtig preisgiebt und dann sein doch eigentlich leicht zu durchschauender Betrug von den Städtern nicht bemerkt wird.

Die Zahl derartiger Erzählungen muß im Altertume im Niltale eine sehr große gewesen sein. An den verschiedensten Stellen der Berichte der klassischen Autoren über die ältere ägyptische Geschichte finden sich kurze Anspielungen auf Sagen, deren Kern ein oder mehrere wunderbare Ereignisse bildeten. Wie alt die Wundergeschichten in solchen Fällen jeweils sind, läßt sich aus diesem abgebrochenen Bemerkungen so gut wie nie erkennen. Viele von ihnen mögen erst in griechischer Zeit entstanden sein, denn gerade in den spätesten Perioden des Ägyptertumes waren derartige litterarische Erzeugnisse sehr beliebt. Drei umfangreiche Zaubermärchen sind bereits aus demotischen Papyris der Ptolemäerzeit und der beginnenden römischen Kaiserzeit veröffentlicht worden; eine genauere Durcharbeitung des in demotischer Schrift erhaltenen Materiales wird vermutlich noch manche andere Stücke zu Tage fördern.

Einer der bereits zugänglich gemachten Texte, welcher geschichtliche Dinge zu berichten vorgiebt, spielt in der Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. Er schildert den Kampf um einen geheim-

nisvollen Panzer, der sich ursprünglich in Heliopolis befunden hatte, bei Beginn der Erzählung aber von dem Heerführer des mendesischen Nomos geraubt worden war. Am Gazellensee versammelten sich in Gegenwart des damaligen Pharao Petubastis die Häuptlinge einer großen Anzahl von Orten Unterägyptens. Die einen wollten den Panzer für Heliopolis wieder gewinnen, die andern, mit denen der Pharao sympathisierte, ihn dem augenblicklichen Besitzer erhalten. Es handelte sich im wesentlichen um einen Streit zwischen den Fürsten der nördlichen und südlichen Nomen des westlichen und mittleren Deltas, der damit endete, daß der König den Panzer seinem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben sich gezwungen sah. Leider ist der Papyrus nur in Bruchstücken auf unsere Zeit gekommen, was nicht nur einen litterargeschichtlichen Verlust bedeutet, sondern auch für unsere Kenntnis der politischen Geschichte bedauerlich ist. Soweit die spärlichen inschriftlichen Quellen Ägyptens und Assyriens Rückschlüsse gestatten, schildert er in richtiger Weise die wirren inneren Zustände im Niltale während des Verlaufes des achten Jahrhunderts, also die Zeit kurz vor dem Einfalle der Äthiopen und dem Zusammenbruche der durch den wachsenden Einfluß der verschiedenen Nomosführer mehr und mehr geschwächten einheimischen Königsdynastie. Diese historische Treue in der Auffassung der Zeitverhältnisse, in welche die Begebenheiten hinein verlegt werden, spricht dafür, daß wenigstens der Kern des Berichtes weit älteren Ursprungs ist als die jetzt in Wien aufbewahrte Niederschrift.

Die beiden andern Papyri beschäftigen sich mit der Persönlichkeit und der Familie des Prinzen Setna Châ-em-uſt (Satni Chamoïs), eines Sohnes Ramses II., der den Inschriften zufolge vor allem gottesdienstlichen Handlungen seine Kraft widmete. Eine Zeit lang scheint er auch Anwartschaft auf den Thron Ägyptens gehabt zu haben, doch starb er dann vor seinem Vater und ward in einer der Apisgrüfte des Serapeums zu Memphis beigesetzt. Bereits frühe brachte ihn die ägyptische Überlieferung mit magischen Bestrebungen in Verbindung, eine erhalten gebliebene Dämonenanrufung sollte von ihm unter dem Kopfe einer Mumie in der Necropole von Memphis entdeckt worden sein. Der erste der in Rede stehenden Texte ist seit 1867 bekannt, er berichtet, daß der Prinz eifrig Magie trieb und seine Kenntnisse eines Tages den Gelehrten aus der königlichen Umgebung darlegte, da habe ihm ein alter Mann von einem Zauberbuche erzählt, welches der Gott der Weisheit Thoth selbst aufgezeichnet habe und das zwei Formeln enthielte. Wenn man die

erste vortrug, so bezauberte man den Himmel, die Erde und das Reich der Nacht, die Berge und das Wasser; man kannte die Vögel des Himmels und alle Kriechtiere, man sah die Fische, die eine göttliche Kraft an die Oberfläche des Wassers steigen ließ. Wenn man die zweite Formel las, dann nahm man, auch wenn man im Grabe weilte, seine irdische Gestalt wieder an, erblickte die Sonne, wie sie am Himmel aufging, samt ihrem Götterkreise, und den Mond in der Gestalt, in welcher er sich zeigt. Setna erkundigte sich, wo dieses Buch zu finden sei, und erfuhr, daß es im Grabe des Nefer-ka-Ptah, eines Sohnes des (anderweitig nirgends genannten) Königs Mer-neb-Ptah liege, daß dieser sich aber das Werk nicht ohne weiteres werde entreißen lassen. Setna ließ sich durch solche Schwierigkeiten nicht abhalten, er drang in das Grab des Nefer-ka-Ptah ein, in welchem sich außer dem Toten selbst auch die Geister seiner in Koptos bestatteten Gattin Ahuri und ihres Sohnes befanden. Ahuri erzählte dem Eindringlinge alles das Unglück, welches die Erwerbung des Buches ihrem Gatten und ihr persönlich gebracht hatte, aber sie erzielte nicht den gewünschten Erfolg. Setna beharrte bei seinem Vorhaben und es gelang ihm, durch Zaubermacht das Buch zu gewinnen. Wie in zahlreichen ähnlichen Märchen bei den verschiedensten Völkern, so gereicht auch in diesem das Erreichen des Zieles dem Manne, der die Ruhe der Toten gestört hatte, nicht zum Segen. Setna verliebte sich in die Tochter eines Priesters zu Memphis und knüpfte mit ihr nahe Beziehungen an, welche dieses in Zauberkünsten erfahrene Wesen dazu benutzte, um ihn zu beschämen und in einen elenden Zustand zu bringen. Jetzt erkannte der Prinz, wie sehr er gefrevelt hatte, als er das Buch raubte. Reumüthig brachte er es selbst dem Nefer-ka-Ptah zurück, suchte, um seine Schuld wenigstens durch etwas wieder gut zu machen, in Koptos die Gräber der Gattin und des Kindes des Beraubten und ließ die Mumien dieser beiden in feierlicher Weise zu dem Gatten und Vater bringen und dann dessen widerrechtlich erbrochenes Grab sorgfältig verschließen. — Der zweite, vor etwa zwei Jahren von Griffith aus einem Londoner Papyrus herausgegebene Text ist, ebenso wie der erste, in seinen Einzelheiten gut ägyptisch. Er knüpft an die Person des auf fabelhafte Weise geborenen Sohnes des Setna Saosiri an und berichtet folgende drei in einander verflochtene Zauberstücke. Zunächst führte Saosiri seinen Vater, dem er an magischer Kraft weit überlegen war, in die Unterwelt ein. Sie drangen bis zum Gerichtssaale des Osiris vor und hier überzeugte

sich Setna von der Tatsache, daß das Schicksal eines guten Armen im Jenseits ein glänzendes, das eines schlechten Reichen ein schreckliches sein werde. Dann vermochte Saosiri seinen Vater und mit ihm Ägypten aus schwerer Verlegenheit zu retten, indem er einen verschlossenen Brief, den ein Zauberer aus Äthiopien gebracht hatte, las, ohne das Siegel zu zerbrechen, und hierdurch den Zauberer zwang, die Übermacht Ägyptens anzuerkennen. Endlich wird berichtet, es habe einst in Äthiopien ein mächtiger Zauberer gelebt, welcher einmal eine Sänfte und vier Männer aus Wachs fertigte und diese dann belebte. Er sandte sie nach Ägypten, ließ den dortigen König aus seinem Palaste holen, ihn nach Äthiopien bringen und, nach Verabreichung von 500 Stockschlägen, in derselben Nacht wieder nach Memphis tragen. Am nächsten Morgen zeigte der Pharao seinen Hofbeamten seinen zerschlagenen Rücken. Einer von diesen, namens Horus, war zauberkräftig genug, um durch Amulette eine Wiederholung der Entführung zu verhindern, während er selbst aus Hermopolis das mächtigste magische Buch des Gottes Thoth herbeiholte. Mit seiner Hülfe spielte er dem äthiopischen Herrscher in derselben üblen Weise mit, wie der äthiopische Zauberer dem Pharao. Der fremde Zauberer beeilte sich nun, nach Ägypten zu kommen und mit Horus einen Wettkampf in Zauberkunststücken zu beginnen. Er unterlag und wurde samt seiner Mutter nur unter der Bedingung nach Äthiopien entlassen, daß sie versprachen, 1500 Jahre außerhalb Ägyptens zu leben.

Nicht nur Zaubergeschichten wurden von den alten Pharaonen berichtet, auch andersartige Sagen haben sich an ihre Personen geheftet und bildeten in späterer Zeit eine der Hauptquellen für die Angaben der klassischen Autoren über die ältere Geschichte des Niltales. Diese Schriftsteller, Herodot an ihrer Spitze, erzählen von der ägyptischen Vorzeit nicht wirkliche Begebenheiten, zu deren Feststellung die ihnen allen fehlende Kenntnis der ägyptischen Sprache und Schrift notwendig gewesen wäre. Sie verzeichnen statt solcher Tatsachen das, was ihre im Niltale ansässigen Landsleute ihnen über die alten Bauwerke und ihre Entstehung, über diese oder jene historische Persönlichkeit zu sagen wußten. Diese Griechen wiederum verdankten ihr Wissen nicht eigenen Studien, sondern den Angaben ihrer ägyptischen Geschäftsfreunde, der Kaufleute und Fremdenführer, welche nur Volkssagen vorzutragen wußten. Mit höher Gebildeten, mit Priestern und Gelehrten, die über die Geschichte ihres Landes wirkliches Wissen besaßen, werden in vorptolemäischer Zeit nur

selten Griechen verkehrt haben; die stark ausgebildete Fremdenverachtung in den höheren Kreisen des ägyptischen Volkes mußte einem solchen Umgange ein dauerndes Hindernis sein. Volkssagen versuchten demnach Herodot und seine Genossen nachzuerzählen und mit ihrer Hülfe sich ein einheitliches Bild der Entwicklung des ägyptischen Volkes auszugestalten. Naturgemäß genügten dazu ihre Kräfte nicht, und so können ihre Schilderungen nur in geringem Maße historischen Wert besitzen, während sie für die Erhaltung zahlreicher Sagen, deren die Papyri bisher nicht gedenken, von großer Bedeutung sind. Auch der dem ägyptischen Priesterstande angehörige Geschichtsschreiber Manetho, der um 270 v. Chr. in griechischer Sprache eine Geschichte seines Heimatslandes verfaßte, hat sich von der Sagenüberlieferung nicht frei zu erhalten vermocht. Er arbeitete zwar unter günstigeren Verhältnissen als beispielsweise Herodot und konnte seinem Werke eine zuverlässige Liste der Pharaonen zu Grunde legen. Wenn er aber in diese die Taten der einzelnen Herrscher einfügen wollte, dann zog er nicht die Angaben der Denkmäler zu Rate, sondern die Legenden, welche die ägyptischen Märchenpapyri an ihre Namen knüpften.

Einen der besten Belege, wie getreu die Griechen ihre jeweiligen Vorlagen wiedergegeben haben müssen, bildet die Erzählung von dem reichen Könige Rhampsinit und den diebischen Söhnen seines Baumeisters, welche Herodot verzeichnet hat. Hier ist der Bericht in seinen Einzelheiten derart den Landessitten entsprechend, daß der Verfasser, oder richtiger sein Gewährsmann, ein ägyptisches Original so gut wie Wort für Wort in griechischer Sprache überliefert haben muß. Neben Sagen, welche auf diese Weise vollständig bei den Klassikern erhalten blieben, sind uns von zahlreichen anderen Bruchstücke überkommen, aus denen man das Bestehen einer Sage, aber nicht deren Verlauf, festzustellen vermag. Hierher gehören Anspielungen auf die Unterweltsfahrt Rhampsinits; auf den Hirten Philitis, nach dem die Pyramiden genannt worden sein sollen; auf den König Sesonchosis, der 5 Ellen lang war, und anderes mehr.

Neben den nur durch die Griechen überlieferten Sagen stehen solche, welche die alten Ägypter selbst aufgezeichnet haben. So ward um 1250 v. Chr. in einem Papyrus der Anfang einer Sage niedergeschrieben, welche an den Freiheitskampf der Ägypter gegen die Hyksos anknüpfte. Dieses asiatische Volk hatte das Niltal erobert und mehrere Jahrhundert lang bedrückt, als sich um 1800 v. Chr. die Ägypter gegen ihr Joch auflehnten. Der Papyrus scheint ge-

schildert zu haben, wie die beiden feindlichen Herrscher, der in Avaris weilende Hyksos Apepi und der in Oberägypten lebende Führer der nationalen Partei Râ-sekenen (Sokunri) sich gegenseitig Rätsel und schwierige Fragen vorlegten, von deren Lösung das Geschick des einen oder andern von ihnen abhing.

Die Lust, Sagen zu erfinden, ist im Niltale mit dem Verluste der Freiheit des Volkes und der Besetzung des Landes durch die Griechen nicht erloschen. Demotische Papyri enthalten Prophezeihungen aus angeblich alter Zeit über Ereignisse der ägyptischen Zukunft. So ergibt das Bruchstück eines unter Kaiser Augustus aufgezeichneten Textes zu Wien Stücke aus den Wahrsagungen eines Lammes, welches unter dem auch sonst sagenberühmten Könige Bocchoris um 720 v. Chr. sprach. Ein griechischer Papyrus der Ptolemäerzeit zeigt den Anfang einer Geschichte von dem letzten selbständigen einheimischen Könige Nectanebus, in welcher die Vertreibung dieses Pharao von seinem Thron berichtet gewesen zu sein scheint. Um die gleiche Zeit entstanden in den Griechenstädten an den Ufern des Niles große Teile des sogenannten Alexanderromans, eines Werkes, welches die Geburt und die Taten des großen Makedoniers in der fabelhaftesten Weise ausgeschmückt erzählte und das in verschiedenen Gestaltungen während langer Jahrhunderte im Occident und noch mehr im Orient hohes litterarisches Ansehen genoß. Wie die Taten Alexanders, so wurden auch die des Perserkönigs Kambyses verherrlicht; ein hierhin gehöriger Text ist, freilich nur bruchstückweise, in koptischer Sprache erhalten geblieben. Mit zahlreichen andern Helden wurde in entsprechender Weise verfahren; neben der wahren Geschichte des Landes lief eine weit ausgedehnte Sagengeschichte einher, welche bisweilen die echte Überlieferung vollständig verdrängte. Häufig gelingt es der Forschung unserer Tage nur mit Mühe, der geschichtlichen Wahrheit wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, eine Tätigkeit, die freilich den Nachteil im Gefolge hat, daß sich durch sie der Verlauf der ägyptischen Geschichte weit nüchterner und unpoetischer gestaltet, als ihn die alten Ägypter selbst in ihrer Lust zu fabulieren der Nachwelt hatten erscheinen lassen.

Verhältnismäßig selten hat man im Altertume im Niltale bei der Niederschrift von Märchenerzählungen der beschriebenen Art darauf verzichtet, den Helden des Berichtes für eine der großen Gestalten der geschichtlichen Vergangenheit zu erklären, und ihm einen vollständig erfundenen oder gar keinen Namen gegeben. Ersteres geschieht in dem Märchen von den beiden Brüdern, welches der am

Anfange dieser Arbeit erwähnte Papyrus d'Orbiney enthält. Sein Held, der Hirt und Ackersmann Batau lebte bei seinem ältern Bruder Anepu und half diesem bei seiner Ackerwirtschaft, bis er von dessen Frau des versuchten Ehebruchs beschuldigt ward. Von dem eigenen Bruder für schuldig gehalten und bedroht, zog er sich in ein Bergtal zurück und lebte dort als Jäger. Die Götter erschufen ihm eine Gattin, aber diese verriet ihn, um Geliebte des Pharao zu werden. Der Bruder, der von seinem Irrtum zurückgekommen war und seine schuldige Frau getötet hatte, suchte und fand den Batau, er zog mit ihm an den Hof um dort die treulose Gefährtin des Batau zur Rechenschaft zu ziehen. Nach mannigfachen Verwicklungen erreichte Batau sein Ziel und ward zuletzt König von Ägypten und sein Bruder einer seiner höchsten Beamten und sein Nachfolger. Die Helden dieser Geschichte, deren erster Teil das ägyptische Bauernleben in sehr ansprechender Weise schildert, während der zweite ein echt orientalisches Phantasiegemälde voll von Wundern und Seltsamkeiten bildet, sind nur als Romanhelden gedacht. Der König, der in die Geschichte hineinspielt, wird nur als Pharao, also mit dem üblichen ägyptischen Herrschertitel „großes Haus", eingeführt und nicht benannt.

In dem vom Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. stammenden Märchen vom Verwunschenen Prinzen hat nicht einmal der Held einen Namen. Er ward als Sohn eines gleichfalls nicht benannten Pharao geboren, da nahten die sieben Hathoren, die die Rolle unserer Feen vertreten, und sagten ihm voraus, er werde durch ein Krokodil, eine Schlange oder einen Hund sterben. Zunächst suchte ihn sein Vater vor allen Fährnissen zu schützen, als er aber erwachsen war, da zog er von einem Hunde begleitet auf Abenteuer aus. Auf wunderbare Weise gelang es ihm, die Tochter des Fürsten des bei Syrien gelegenen Reiches Neharina zur Frau zu gewinnen, welche ihn nicht lange darauf vor einer Schlange rettete. Ein Krokodil, das in der Nähe hauste, wurde von einem Riesen bewacht, damit es dem Prinzen kein Leid zufügen könne, aber es entwich und ergriff den Prinzen. Noch zur rechten Zeit eilte der Riese herbei und rettete ihn. Damit bricht der Text ab, zu dessen Beschluß vermutlich der treue Hund dem Prinzen versehentlich den vorher bestimmten Tod gegeben haben wird.

Bereits bei Gelegenheit der Besprechung der Sanehaerzählung wurde hervorgehoben, daß in diese breit ausgesponnene Lobpreisungen des Königs eingeschoben waren, die für unser litterarisches Empfinden

überflüssig erscheinen mußten. Im ägyptischen Altertume war die Freude am Häufen derartiger Redensarten weit verbreitet; gerade an den Stellen, an denen die Verfasser mit besonderem Eifer bemüht waren, sich stylistisch schön auszudrücken, wie in Hymnen auf Götter und Könige, herrscht die Phrase. Hochtönende Worte sollen die alltäglichsten Gedankenverbindungen gewichtig erscheinen lassen. Auch in der Unterhaltungslitteratur haben ähnliche Bestrebungen Eingang und Einfluß gewonnen. Den besten Beleg hierfür bietet die aus dem mittleren Reiche stammende sogenannte Geschichte von dem Bauern dar, welche im Altertume sehr beliebt gewesen sein muß, da sich die Reste von mindestens drei Abschriften durch die Jahrtausende bis auf unsere Zeit gerettet haben.

Die eigentliche Erzählung ist sehr einfach. Ein Bauer war ausgezogen um Natron und Salz zu holen und kehrte nach erledigtem Geschäfte mit wohlbepackten Eseln nach Heracleopolis magna in Mittelägypten zurück. Als er an eine sehr enge Stelle des Weges kam, an welcher auf der einen Seite Wasser sich befand, während an der anderen Seite Korn wuchs, erblickte ihn ein Mann, der zu den Leuten eines Obergüterverwalters Meruitensa gehörte. Diesem gefielen die Esel und ihre Lasten, und so sprach er zu sich selbst: „Die Zeit ist mir günstig, ich werde die Sachen dieses Bauern rauben". Um dies mit einem Scheine von Recht tun zu können, ließ er gerade an die engste Wegstelle ein Stück Zeug legen und rief nun dem Bauern zu, er möge nicht auf das Zeug treten. Der Bauer suchte auszuweichen, kam dabei aber nahe an das Korn und da benutzte einer seiner Esel die günstige Gelegenheit um etwas davon zu fressen. Der Eigentümer stellte sich hierüber höchst erzürnt, nahm dem Bauern die Esel fort und trieb sie auf sein eigenes Feld. Selbstverständlich ließ sich der Bauer das nicht ruhig gefallen, er begann laut zu jammern, ohne freilich einen andern Erfolg zu erzielen, als den, daß er noch dazu geprügelt wurde. Unverdrossen klagte er dennoch den ganzen Tag weiter, aber sein Eigentum bekam er nicht zurück. So zog er denn nach Heracleopolis und klagte Meruitensa sein Leid. Der vornehme Herr überließ die Entscheidung seinen Räten, die sich nicht erst lange mit einer Untersuchung des Tatbestandes aufhielten, sondern einfach erklärten, die Klage werde wohl unberechtigt sein. Der Bauer beruhigte sich nicht mit solcher Antwort, er flehte den Herrn selbst mit hochpoetischen Worten an, ihm zu helfen. Seine Ausdrucksweise gefiel diesem so gut, daß er sich veranlaßt sah, dem damals regierenden Könige

Râ-neb-ka-n zu erzählen, er habe einen Bauern gefunden, der ungemein schön zu reden verstehe. Der Herrscher interessierte sich für diese ungewöhnliche Eigenschaft, und wies Meruitensa an, dem Bauern und seiner Frau Speise zum Lebensunterhalte zuzuweisen ohne zu verraten, von wem die Unterstützung ausginge, die Klagesache aber in die Länge zu ziehen und alle die Reden, die der Bauer noch halten werde, aufzeichnen zu lassen. Der Befehl des Königs wurde ausgeführt, noch achtmal ließ man den Bauern sein Anliegen vortragen und in immer bewegtern Tönen sein Leid aussprechen bis ihn zuletzt der Mut verließ und er mit Selbstmord drohte. Dann erst erbarmte sich Meruitensa seiner, ließ alle Klagereden in einer Rolle vereinigen und diese dem Pharao überreichen, der sich über ihren Inhalt mehr freute als über alles andere, was im ganzen Lande war. Die Angehörigen und die Habe des Bauern wurden herbeigeholt und er erhielt jetzt endlich sein Recht.

Das Wichtigste für den Verfasser wie für den altägyptischen Leser waren in dieser Geschichte die neun Reden des Bauern mit ihren immer überschwenglicheren Bildern, in denen der Güterverwalter gepriesen und ihm Ehren aller Art für den Fall, daß er gerecht richte, in Aussicht gestellt werden. Gelegentlich entsprechen dieselben auch unserem Geschmacke, so wenn der Bauer sagt, die Wahrheit währe bis in die Ewigkeit und steige mit dem, der ihr gemäß gehandelt habe, in das Grab. Wenn man ihn auch bestatte und zur Gruft bringe, so werde sein Name doch auf Erden nicht ausgetilgt, sondern man gedenke seiner wegen des Guten. Oder, wenn es von Meruitensa heißt, er sei der Vater des Armen, der Gatte der Witwe, der Bruder der Ausgestoßenen. Wenn dann freilich der Güterverwalter als der Schurz, der die Nacktheit bedeckt, als das Feuer, das rohes Fleisch kocht, als Steuerruder des Himmels, als Balken der Erde bezeichnet wird, so mag das dem alten Ägypter gefallen haben, uns muß es ebenso sonderbar anmuten, wie die hier erzählte Art der Ausübung der Rechtspflege. Nur um die rhetorischen Leistungen des Geschädigten hervorzurufen, wird ihm sein Recht verweigert, bis man fürchtet, er werde sich selbst ein Leid antun und im Jenseits über die Bedrückung klagen. Es liegt hier eine ähnliche Auffassung von den Pflichten des Vornehmen dem Armen und Schwachen gegenüber vor, wie sie beispielsweise in zahlreichen Erzählungen in Tausend und Einer Nacht auftritt. Ihr entsprechend konnte sich der Bauer glücklich schätzen, daß ihm von dem Mächtigen nicht noch weit übler mitgespielt wurde, und er,

wenn auch erst nach langem Hangen und Bangen, doch zuletzt noch in den Besitz des Geraubten und widerrechtlich Vorenthaltenen kam.

Wie obige Ausführungen gezeigt haben werden, bemühten sich die alten Ägypter auf so gut wie allen denjenigen Gebieten, in welche wir jetzt die Unterhaltungslitteratur zerfallen zu lassen pflegen, etwas zu leisten. Es ist ihnen bei diesen Bestrebungen gelungen, Werke zu schaffen, denen noch unsere Zeit, so absonderlich manche Einzelheit in ihnen auch anmuten mag, doch ihr Interesse nicht versagen kann. Aus diesen Schriften erweist es sich als unbestreitbare Tatsache, daß der alte Ägypter nicht so steif und eintönig sein Dasein verbrachte, wie man während Jahrhunderten annehmen zu müssen glaubte, daß er vielmehr ein Mensch war von Fleisch und Blut, mit allgemein menschlichen Interessen, Gefühlen, Wünschen und Schmerzen. Vor allem das heutige Leben des Orients bietet zahlreiche Parallelen zu dem Treiben jener längst vergangenen Zeiten dar. Nicht nur die Hütten und das Gerät des jetzigen ägyptischen Bauern sind fast genau die gleichen geblieben seit fünf und sechs Jahrtausenden, auch das Empfindungsleben der Leute selbst hat sich auf dem konservativen Boden des Niltales in diesem langen Zeitraume nur in wenigen Zügen zu ändern vermocht.

---

## Inhalt.



---

# Die Hettiter

Von

Dr. Leopold Messerschmidt

Mit 9 Abbildungen

Zweite erweiterte Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

# Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

4. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also: AO. V, 2 S. . . bez. AO. IV, 4³ S. . .

Neben den beiden großen Kulturkreisen des alten Vorder-Asien, dem ägyptischen und dem babylonischen, tritt uns im Norden, hauptsächlich in Klein-Asien, noch ein dritter entgegen, den wir uns als den hettitischen zu bezeichnen gewöhnt haben. Über diesen und seine Geschichte sind wir noch verhältnißmäßig wenig unterrichtet, da gründliche Ausgrabungen außer an ein oder zwei Stellen noch gar nicht stattgefunden haben, da die hettitischen Inschriften uns ihre Geheimnisse noch vorenthalten, und die ägyptischen und assyrischen nur so viel verlauten lassen, als die Berichte über kriegerische Zusammenstöße mit sich brachten. Die Nachrichten des alten Testaments, durch die die Bekanntschaft mit dem Namen der Hettiter weiteren Kreisen bisher in der Hauptsache vermittelt wurde, stehen den Vorgängen zeitlich und örtlich viel zu fern und sind inhaltlich zu unbestimmt, als daß sie brauchbares Material hinzubrächten. Ist somit unser Wissen auf diesem Gebiet noch vielfach lückenhaft, so läßt sich doch durch eine Kombination alles Überlieferten ein einigermaßen zusammenhängendes Bild der Entwicklung dieses Kulturkreises gestalten.

Ägypter und Assyrer berichten uns in ihren Inschriften über kriegerische Zusammenstöße (von etwa 1500 bis etwa 700 v. Chr.) mit einer ganzen Anzahl verschiedener Völkerschaften in Nordsyrien, Nordmesopotamien, Cilicien, Kappadocien und Armenien. Nach allem, was wir erfahren, sind diese Völkerschaften weder Semiten noch Indogermanen. Unter sich aber müssen sie verwandt und Teile einer großen, einheitlichen Völkergruppe oder Rasse gewesen sein. Dafür sprechen die uns überlieferten Personen- und Götternamen, die durch gleiche Bildung die Zusammengehörigkeit bezeugen, dafür spricht auch die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß Angehörige verschiedener Rassen fast zur gleichen Zeit und zum Teil durcheinander in derselben Richtung und nach denselben Gebieten vorgedrungen seien. Es ist aber andrerseits von vornherein selbstverständlich und wird durch gewisse Tatsachen erwiesen, daß die

einzelnen Völkerschaften, trotz ihrer allgemeinen Zusammengehörigkeit, durch kulturelle und dialektische Unterschiede von einander geschieden waren, wie das ja auch bei den Semiten und Indogermanen eine allen bekannte Erscheinung ist.

Als eine von diesen Völkerschaften nun lernen wir die Cheta — nach ägyptischen Inschriften — oder Chatti — nach assyrischen Inschriften — kennen. Diese muß deshalb vorweg erwähnt werden, weil sie für uns eine besondere Bedeutung erlangt hat. Wir haben uns nämlich aus besonderen Gründen gewöhnt, ihren Namen auf die ganze Völkergruppe zu übertragen und diese als „Hettiter" zu bezeichnen, da uns der ihr eigentlich zukommende Name noch unbekannt ist. Es ist also in jedem einzelnen Falle genau zu beachten, ob der Name Hettiter die einzelne Völkerschaft oder die ganze Völkergruppe bezeichnen soll.

In den oben genannten Grenzgebieten, in denen Ägypter und Assyrer mit Hettitervölkern zusammenstießen, hat man in den letzten Jahrzehnten eine ganze Reihe merkwürdiger Monumente, mit und ohne Inschriften, gefunden, die zweifellos Zeugen einer eigenartigen, selbstständigen Kultur neben der ägyptischen und babylonischen sind. Schon die Fundorte, noch mehr aber das Zusammentreffen von Einzelheiten in den Darstellungen mit den anderweitigen Überlieferungen führen darauf, daß wir es hier mit Denkmälern der Hettitervölker zu tun haben. Gleichartige Monumente aber haben sich durch ganz Kleinasien hindurch bis hin nach Smyrna an der Küste des ägäischen Meeres zerstreut gefunden, im Osten häufiger, im Westen seltener. Wir müssen danach, im Zusammenhalt mit dem, was die assyrischen Inschriften lehren, Kleinasien als den eigentlichen Sitz der „Hettiter" und ihrer Kultur betrachten, von dem aus sie in immer neuen Schüben südwärts und südöstlich vordringen. Von woher sie jedoch nach Kleinasien eingewandert sind, ob etwa von Westen her, was allerdings wahrscheinlich ist, das ist noch nicht sicher zu sagen.

Die geschichtliche Entwicklung der Hettiter-Rasse, ihr Emporkommen und Verschwinden, ist dargestellt in einem früheren Hefte: A.O. I, 1² S. 18—28. Sie sei daher hier nur kurz wiederholt und mit einigen Ergänzungen versehen. Die erste Ausgestaltung hettitischer Kultur auf dem Boden Kleinasiens müssen wir bis in das 3. Jahrtausend zurückverlegen. Zur selben Zeit finden wir Syrien und Mesopotamien unter babylonischer Herrschaft. Etwa um 2000 aber haben wir ein Vordringen hettitischer Völkerschaften gegen

Syrien und Mesopotamien anzunehmen, im Verlauf dessen diese Länder der babylonischen Herrschaft entrissen werden. Denn wir finden da, wo unsere Urkunden hierüber zu reden anfangen, d. i. in den Tel-Amarnabriefen (A.O. I, 2² S. 3 ff.), im 15. Jahrhundert, Angehörige der Hettiter-Rasse im Besitz dieser Gegenden, und zwar seit langem.

Diese erste Schicht der „Hettiter", die durch die genannten Briefe in unsern Gesichtskreis tritt, ist das Mitanivolk (A.O. I, 2² S. 14 ff.). Ob es auch tatsächlich das erste nach Syrien vorgedrungene Volk dieser Gruppe ist, oder ob andere ihm vorangegangen sind, was wahrscheinlicher ist, diese Frage beantwortet uns noch keine unserer Urkunden mit Sicherheit. Wohl aber tritt uns das Reich der Mitani unter seinem König Tuschratta sogleich als eine Babylonien und Ägypten ebenbürtige Großmacht entgegen, die die Melitene und die südöstlich davon gelegenen Gebiete, ferner Nordsyrien und Nordmesopotamien mit Ninive, der späteren Hauptstadt Assyriens, umfaßt. Doch ist das Reich offenbar bereits in starkem Rückgang seiner Macht begriffen. Sie muß sich in früheren Zeiten, wohl im 16. Jahrhundert, weit südlich nach Syrien hinein bis zum Libanon erstreckt haben, da wir ein Zeugnis dafür haben, daß man in Dunip (= Heliopolis = Baalbek) die Sprache von Mitani sprach. Und die ungenannte Macht, gegen die Thutmosis I (c. 1500) und III in Naharina ankämpften, ist wahrscheinlich das Mitani-Reich gewesen. (A.O. I, 2² S. 31). Sehr bald aber nach der Amarna-Zeit, im 14. Jahrhundert bereits, hat das aufkommende Assyrien das Mitani-Reich gestürzt und sich in den Besitz Mesopotamiens gesetzt.

Während die Mitani im 17. oder 16. Jahrhundert nach Süden vorgedrungen sein werden, sehen wir die Chatti, d. h. die einzelne Völkerschaft Hettiter gerade zur Tel-Amarna-Zeit (im 15. Jahrhundert) von ihrem Stammlande Kappadocien aus in Syrien einfallen und unaufhaltsam immer weiter südwärts dringen. Durch die Schwäche Ägyptens und zeitweilig auch Assyriens gelingt es ihnen im Laufe des 14. und 13. Jahrhunderts ganz Syrien bis zum Hermon sich zu unterwerfen. Auf dem Höhepunkt ihrer Macht, im 12. Jahrhundert, stoßen sie mit dem wieder vordringenden Ägypten unter Ramses II in mehrfachen Kämpfen zusammen, von denen namentlich der Angriff der Ägypter auf die Stadt Kadesch am Orontes bekannt geworden ist, weil er zum Gegenstande eines den König Ramses II überschwänglich feiernden großen ägyptischen Gedichtes gemacht wurde. Aus jenen Zeiten stammt auch das älteste

erhaltene Beispiel eines Staatsvertrages, der abgeschlossen wurde zwischen Ramses II und dem Chatti-König Chattusar. Das Original war auf einer Silbertafel niedergeschrieben und zwar, wie jetzt vollkommen klargestellt ist, in babylonischer Schrift und Sprache. Babylonisch war also damals noch immer, etwa 100 Jahre nach der Tel-Amarna-Zeit, die internationale Diplomatensprache des Orients (A.O. I, 2² S. 4). Erhalten ist uns aber nur die ägyptische Übersetzung, die der Pharao im Reichstempel von Karnak einmeißeln ließ.[1] Bei dieser Gelegenheit hat der königliche Schreiber eine Einleitung hinzugefügt, nach deren Wortlaut es sich hier um einen Friedensschluß handelte, den der Hettiter-König von Ramses erbeten hatte. In Wahrheit aber ist es Chattusar, der den Vertrag aufsetzt, und ebensowenig sind irgendwelche Friedensbedingungen festgesetzt. Vielmehr enthält der Vertrag nur allgemeine Zusicherungen, Feindseligkeiten gegen einander vermeiden zu wollen, wohl einem beiderseitigen Bedürfnisse entgegenkommend, und ferner den Abschluß eines Defensiv-Bündnisses gegen innere und äußere Feinde. Der interessante Inhalt des Dokumentes rechtfertigt es, dasselbe hier fast unverkürzt nach der neuesten Übersetzung[2] mit einigen Änderungen folgen zu lassen:

## Einleitende Worte des ägyptischen Schreibers.[3]

Im Jahre 21,[4] am 21. Tage des 1. Wintermonats (Tybi) unter der Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten, Ramses II — — —[5] an diesem Tage war es, daß sich seine Majestät bei der Stadt „Haus des Ramses II" befand, tuend, was billigt sein Vater Amon-re — — —.[5] Da kam der königliche Sendbote und . . . . und der königliche Sendbote . . . (vor die Majestät des Königs) Ramses II . . . (mit dem Boten von Chatti Tar)tesob und . . . . . die der große Fürst von Chatti, Chattusar, gesandt hatte zum Pharao, um Frieden zu erflehen von der Majestät des Königs — — Ramses II — —.

1) Ein Duplikat, im Ramesseum eingemeißelt, ist sehr zerstört.

2) Durch W. Max Müller: Der Bündnisvertrag Ramses II und des Chetiterkönigs. Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. 1902. 5. Bei den im Interesse der Verdeutlichung vorgenommenen Änderungen hatte der Ägyptolog Herr Dr. Moeller die Güte mich zu unterstützen. — Der Text des Vertrages ist nicht lückenlos erhalten. — Die genaue Form der Eigennamen ist schwer festzustellen.

3) Die Überschriften gehören nicht dem Original an. Sie sollen nur die Übersicht erleichtern.

4) d. h. der Regierung Ramses II.

5) Die hier folgenden schwülstigen und wenig durchsichtigen Titulaturen lasse ich fort.

Abschrift der silbernen Tafel, die der große Fürst von Chatti, Chattusar, bringen ließ zum Pharao durch seinen Gesandten Tartesob und seinen Gesandten Ramses[1] um Frieden zu erbitten von der Majestät des Königs Ramses II — — —.

## Übersetzung[2] der Originaltafel.

Vertrag, welchen ausgefertigt hat der große Fürst von Chatti, Chattusar, der Mächtige, der Sohn des Morsar, des großen Fürsten von Chatti, des Mächtigen, der Enkel des Sapalulu, des großen Fürsten von Chatti, des Mächtigen, auf einer silbernen Tafel für Ramses II, den großen König von Ägypten, den Mächtigen, den Sohn des Seti I, des großen Königs von Ägypten, des Mächtigen, den Enkel Ramses I, des großen Königs von Ägypten, des Mächtigen,[3] der schöne Friedens- und Bündnisvertrag, der (schönen) Frieden (und schönes Bündnis zwischen ihnen) herstellt bis in alle Ewigkeit.

## Erinnerung an frühere gute Beziehungen und die Notwendigkeit von Verträgen.

Vormals, in uralter Zeit, — was das Verhältnis des großen Königs von Ägypten und des großen Fürsten von Chatti anbelangt, so ließ der Gott keine Feindschaft zwischen ihnen entstehen, (und das geschah) durch einen Vertrag. Aber zur Zeit des Mutallu, des großen Fürsten von Chatti, meines Bruders, führte dieser Krieg mit (Ramses II), dem großen König von Ägypten. Fortan aber, von heute ab, siehe, da hat Chattusar, der große Fürst von Chatti, (aufsetzen lassen) einen Vertrag, der feststellt das Verhältnis, wie es Re[4] schuf und wie es Sutech[4] schuf für das Land Ägypten mit dem Lande Chatti, auf daß keine Feindseligkeit mehr entstehe zwischen ihnen ewiglich.

## Das Bündnis wird neu geschlossen.

Siehe, es setzt sich Chattusar, der große Fürst von Chatti, in ein Vertragsverhältnis mit Ramses II, dem großen König von Ägypten, von heute an um einen schönen Frieden und schönes Bündnis zwischen uns sein zu lassen für die Ewigkeit. Er ist mit mir verbündet, er ist in Frieden mit mir, ich bin verbündet mit ihm, ich bin in Frieden mit ihm auf ewig.

Nachdem Mutallu, der große Fürst von Chatti, mein Bruder, hinter seinem Unglücksschicksal hergeeilt war,[5] und sich Chattusar[6] als großer Fürst von Chatti auf den Thron seines Vaters gesetzt hatte, siehe, da bin ich mit

---

1) Wie der Name zeigt, ein Ägypter.

2) Diese Übersetzung hat der Ägypter so pedantisch Wort für Wort wiedergebend angefertigt, daß er mehrfach unägyptisch schreibt. An solchen Stellen schimmert aber dann der babylonische Wortlaut des Originals um so deutlicher durch.

3) Diese ganze Titulatur, sowohl die des Hettiters, wie die des Ägypters, ist babylonisch-assyrisch und nicht einheimisch.

4) Götternamen!

5) Der Ägypter hat hier einen babylonischen Ausdruck ganz wörtlich wiedergegeben, der bedeutet: sein Geschick erfüllen, sterben.

6) Chattusar spricht hier vorübergehend von sich selbst in dritter Person.

Ramses II, dem großen König von Ägypten, übereingekommen, daß wir unsern (?) Frieden und unser (?) Bündnis (herstellen möchten). Es ist besser als der frühere Friede und das frühere Bündnis, das zuvor bestand. Siehe, (wie) ich, der gr. F. von Chatti mit Ramses II, dem gr. K. von Ä., in schönem Frieden und schönem Bündnis bin, so sollen die Kindeskinder des gr. F. von Chatti in Bündnis und Frieden stehen mit den Kindeskindern Ramses II, des gr. K. von Ä. Sie sollen in unserer Weise in einem Bundes- und Friedensverhältnis sein, (und es sei das Land) Ägypten mit dem Lande Chatti in Frieden und verbündet, wie wir, ewiglich. Es entstehe keine Feindschaft zwischen ihnen ewiglich. Nicht falle der große Fürst von Chatti in das Land Ägypten ein auf ewig, um etwas daraus zu rauben, und nicht falle Ramses, der gr. K. von Ägypten, in das Land Chatti ein, um etwas aus ihm zu rauben, ewiglich.

## Bündnis gegen Angriffe von außen.

Der rechtsgiltige (?) Vertrag, der bestanden hatte zur Zeit des Sapalulu, des gr. F. von Chatti, und ebenso der rechtsgiltige (?) Vertrag, der bestanden hatte zur Zeit des Mutallu,[1] des gr. F. von Chatti, meines Vaters, den halte ich fest. Siehe, auch Ramses II, der gr. K. von Ä., hält ihn fest, (wir beide halten ihn) mit einander, von heute ab halten wir ihn fest und handeln nach dieser rechtsgiltigen (?) Weise.

## Hettitische Hilfeleistung für Ägypten.

Wenn ein anderer Feind[2] gegen die Länder Ramses II, des gr. K. von Ä., zieht, und dieser schreibt dem großen Fürsten von Chatti: „Komm mir zu Hilfe gegen ihn", so wird der gr. F. von Chatti (ihm zu Hilfe kommen) und der gr. F. von Chatti wird seinen Feind töten. Wenn es aber nicht der Wunsch des gr. F. von Chatti ist, selbst auszuziehen, so wird er seine Truppen und seine Wagenkämpfer schicken und wird seinen Feind erschlagen.

## Hilfeleistung gegen ägyptische Rebellen.

Oder aber es zürnt Ramses II, der gr. K. von Ä., gegen ..... Untertanen, weil (?) sie ein Vergehen (?) gegen ihn begangen haben, und er zieht aus sie zu töten, so handelt der gr. F. von Chatti gemeinsam mit Ramses II, dem Herrn von Ä.

## Ägyptische Hilfeleistung für Chatti.

Ebenso handelt der große Fürst, wenn ein anderer Feind[2] gegen die Länder des großen Fürsten von Chatti zieht ...... (das Folgende ist sehr zerstört, lautete aber mit den entsprechenden Änderungen ähnlich wie oben).

## Hilfeleistung gegen hettitische Rebellen.

Wenn aber Untertanen des gr. F. von Chatti sich gegen ihn vergehen .... (das Folgende ist sehr zerstört, lautete aber mit den entsprechenden Änderungen ähnlich wie oben).

1) Ein Versehen des ägyptischen Schreibers für: Morsar.

2) Jedenfalls durch den Ägypter ungeschickt übersetzt für: ein Anderer als Feind.

## Auslieferungsvertrag.

(Der Anfang ist zerstört). Fliehen Vornehme aus Ägypten und kommen in die Länder des gr. F. von Chatti, sei es aus einer Stadt (oder aus einem Landgebiet [?]) von denen der Länder Ramses II, des gr. K. von Ä., und sie kommen zu dem gr. F. von Chatti, so soll der gr. F. von Chatti sie nicht aufnehmen. Der gr. F. von Chatti soll sie zu Ramses II, dem gr. K. von Ä., ihrem Herrn, zurückbringen lassen.

Oder aber, wenn ein oder zwei Menschen aus dem Lande Ägypten fliehen, keine angesehenen (?) Leute, und sie kommen zum Chatti-Land um Untertanen eines Anderen zu werden, so wird man sie nicht im Chatti-Lande lassen. Man wird sie zu Ramses, dem gr. K. von Ä., bringen.

Oder wenn ein Vornehmer aus dem Chatti-Lande flieht, und kommt zu den Ländern Ramses, des gr. K. von Ä., sei es aus einer Stadt oder einem Landgebiet von denen des Chatti-Landes, und sie[1] kommen zu Ramses, dem gr. K. von Ä., so soll Ramses sie nicht aufnehmen, sondern Ramses soll sie zum gr. F. von Chatti bringen lassen. Nicht soll man sie dableiben lassen.

Ebenso, wenn ein oder zwei Menschen, keine angesehenen (?) Leute, fliehen und zum Land Ägypten kommen um Untertanen von andern zu werden — so läßt sie Ramses, der gr. K. von Ä., nicht dableiben. Er soll sie zum gr. F. von Chatti schicken.

## Eidesformel.

Für diese Worte des Vertrages des gr. F. von Chatti mit Ramses, dem gr. K. von Ä., geschrieben auf diese Silbertafel, sind tausend Götter von den männlichen Göttern und von den weiblichen Göttern, von denen des Chatti-Landes, nebst tausend Göttern von den männlichen Göttern und von den weiblichen Göttern, von denen des Landes Ägypten mir Zeugen, welche . . . . .[2] diese Worte.

(Es folgt die Liste der Götter, die als Eideszeugen walten sollen.)

(Daran anschließend heißt es): Diese Worte, welche auf dieser Silbertafel für das Chatti-Land und für das Land Ägypten stehen — wer sie nicht halten wird, die tausend Götter des Chatti-Landes nebst den tausend Göttern des Landes Ägypten sollen ihn, sein Haus, sein Land, seine Untertanen heimsuchen. Wer aber diese Worte, welche auf dieser Silbertafel stehen, halten wird, seien sie[1] von den Hettitern, seien sie[1] von den Ägyptern, sodaß sie dieselben nicht vernachlässigen, den werden die tausend Götter des Chatti-Landes nebst den tausend Göttern des Landes Ägypten gesund erhalten und ihm Leben schenken samt seinen Nachkommen, samt seinem Lande, und seinen Untertanen.

## Nachschrift zum Auslieferungsvertrag. (Wie das Asylrecht damit in Einklang zu bringen ist.

Wenn jemand aus dem Lande Ägypten flieht, oder zwei, oder drei Leute, und sie kommen zum gr. F. von Chatti, so soll sie der gr. F. von Chatti

1) Wechsel des Subjektes.

2) Zu ergänzen etwa: wachen über.

ergreifen lassen und sie wieder zu Ramses, dem gr. K. von Ä., zurückschaffen.[1] — Gegen den Mann, den man (so) zu Ramses, dem gr. K. von Ä., bringt, soll man keine Anklage wegen seines Vergehens erheben, nicht soll man sein Haus, seine Weiber oder seine Kinder heimsuchen, nicht soll man ihn töten, noch seine Augen, seine Ohren, seinen Mund, seine Füße verstümmeln, noch (überhaupt) wegen irgend eines Vergehens Anklage gegen ihn erheben.

Ebenso, wenn jemand aus dem Chatti-Land geflohen ist, sei es einer, oder zwei, oder drei, und sie kommen zu Ramses, dem gr. K. von Ä., so soll Ramses, der gr. K. von Ä., sie ergreifen lassen und sie zu dem gr. F. von Chatti zurückschaffen, und der gr. F. von Chatti soll keine Anklage gegen sie wegen irgend eines Vergehens erheben, und nicht soll man sein[2] Haus, seine Frauen oder seine Kinder heimsuchen, nicht soll man ihn[2] töten, noch seine Augen, seine Ohren, seinen Mund, oder seine Füße verstümmeln, noch (überhaupt) wegen irgend eines Vergehens Anklage gegen ihn erheben.

## Beschreibung der silbernen Tafel.

Was auf dieser silbernen Tafel steht: Auf ihrer Vorderseite ist eine Skulptur mit der Figur des Sutech[3], der die Figur des großen Fürsten von Chatti umarmt, umgeben von einer Beischrift, die besagt: Siegel des Sutech, des Königs des Himmels, Siegel des Vertrages, den Chattusar, der gr. F. von Chatti, der Mächtige, der Sohn des Morsar, des gr. F. von Chatti, des Mächtigen, schließt. Inmitten der Einfassung der Skulptur befindet sich das Siegel . . . . .

Auf ihrer andern Seite ist eine Skulptur, eine Figur der . . . . .[4] von Chatti, die die Figur der Fürstin von Chatti umarmt, umgeben von einer Beischrift, die besagt: Siegel des Sonnengottes von der Stadt Arenena, des Herrn der Erde, (und?) Siegel der Putuchipa, der Fürstin des Chatti-Landes, der Tochter des Landes Kizawaden, der (Herrin?) der Stadt Arenena, der Herrin des Landes, der Verehrerin des Gottes (?). Inmitten der Einfassung der Skulptur befindet sich das Siegel des Sonnengottes von Arenena, des Herrn aller Länder.

Wir haben demnach in diesem Bündnis- und Auslieferungs-Vertrage die Erneuerung eines früheren vor uns, dessen einer Kontrahent Sapalulu, der Großvater des Königs Chattusar war.

In der Folgezeit geht das Chatti-Reich schnell zu Grunde, teils durch das Eindringen der aramäischen Völkerwelle, teils durch das Vordringen neuer hettitischer Völkerschaften von Norden und Nordwesten her, mit denen bereits um 1100 Tiglat-Pileser I zusammenstößt. Nur in Karchemisch (Jerabis) am Euphrat (westlich

1) Wohl Wiederholung des oben angeführten Vertragsteiles, zu dem nun eine Ergänzung tritt.

2) Wechsel des Subjektes.

3) Mit Sutech übersetzt der Ägypter alle fremden Götternamen. Sutech ist nicht etwa ein hettitischer Göttername.

4) Zu ergänzen: großen Göttin?

von Carrhae) erhält sich ein Chattistaat durch bereitwilliges Tributzahlen an den jedesmaligen Oberherrn noch ein paar Jahrhunderte einen Schein von Selbständigkeit, bis auch er 717 zur assyrischen Provinz gemacht wird.

Eine weitere Schicht der Hettitervölker treffen wir bereits im 15. Jahrhundert im westlichen Kleinasien in den Lukki an, die an der Südküste der Halbinsel und nach Cypern hinüber, wie die Tel-Amarnabriefe berichten, Seeräuberei treiben. Nach ihnen sind die Landschaften Lykien und Lykaonien benannt, und wir haben anzunehmen, daß sie ganz West-Kleinasien überschwemmt haben.

Ein paar Jahrhunderte später sehen wir neue Hettitervölker vordringen und, eine Zeit der Schwäche Assyriens benutzend, sich in Nordmesopotamien am Euphrat festsetzen: es sind die Kummuch, die Namensgeber der späteren Provinz Commagene. Tiglat Pileser I (s. o.) trifft mit ihnen um 1100 am Euphrat zusammen und unterwirft sie, stößt aber sogleich an den Grenzen von Kummuch auf weitere, noch nicht ansässig gewordene, sondern noch im Vordringen begriffene Völkerschaften derselben Rasse, die Muski, und weiter rückwärts, die Kaski und Tabal. Er wirft sie zurück. Die Muski sind höchstwahrscheinlich bis hinter den Halys zurückgewichen und haben sich dort festgesetzt. Denn um 700 wird ihr Name als alte, historische Landesbezeichnung eines neuen, gleichartigen, gleichumfassenden, jedoch indogermanischen Reiches verwendet: König Midas von Phrygien heißt in den assyrischen Inschriften „Mita von Muski". — Die Tabal setzen sich in Kappadocien fest, die Kaski nördlich davon in Klein-Armenien. Neben ihnen werden auch die Kumani genannt, die in den Bergen der Landschaft Melitene sitzen und Comana den Namen gegeben haben.

Wenig später begegnen uns als ein weiterer Zweig der Hettitergruppe und als Erben der Lukki die Chilakku. Die Assyrer treffen auf sie in Kappadocien. Ihr Name ist jedoch später nur an der Landschaft südlich des Taurus, Cilicien, haften geblieben.

Alle genannten Völkerschaften standen Jahrhunderte hindurch mit Assyrien in wechselndem Verhältnis. Waren assyrische Heere fern, oder war Assyrien durch äußere oder innere Stürme geschwächt, dann fielen sie ab, d. h. sie stellten die Tributsendung ein. Kamen aber dann die assyrischen Heere heran, so schickten sie sofort wieder Tribut und erklärten ihre Unterwerfung. Des ewigen Wechsels müde verbanden schließlich die Assyrer einen Teil dieser Völkerschaften

als Provinzen fest mit ihrem Reiche: Karchemisch 717 (s. o.), Tabal mit Chilakku und Kue (mit der Hauptstadt Tarsus) (d. h. Kappadocien und Cilicien) unter Sargon (722—705), ferner Kammanu (mit Comana) als Provinz Tulgarimmu 712.

Die letzten Ausläufer hettitischer Staatenbildung liegen höchstwahrscheinlich vor in dem lydischen und dem cilicischen Reiche. Bald nach 700 ging durch den Ansturm der kimmerischen Einwanderung das indogermanische Reich des Midas von Phrygien unter. Der Lyder Gyges, vielleicht ein Lehnsmann des Midas, benutzte die Wirren um auf den Trümmern des phrygischen, als Erbe seiner Macht, ein lydisches Reich zu begründen, das aller Wahrscheinlichkeit nach wieder ein hettitisches war. Östlich desselben aber, in Kappadocien und Cilicien, sehen wir in den letzten Zeiten des assyrischen Reiches, etwa von 660 an, langsam sich bilden ein Reich Chilakku (= Cilicien, aber viel weiter nördlich reichend als die spätere Provinz), das bald nach dem Falle Ninives (606) unter Syennesis zur Zeit Nebukadnezars neben Lydien, Medien und Babylonien als vierte Großmacht des Orients auftritt und zusammen mit Nebukadnezar 585 den Frieden zwischen Alyattes von Lydien und Kyaxares von Medien vermittelt. Nach den Königsnamen zu urteilen, müssen wir auch dieses Reich Chilakku noch als hettitisches ansehen. Erst die Eroberung Kleinasiens durch die Perser unter Cyrus hat diesem und dem lydischen Reiche den Untergang gebracht und damit also den letzten größeren Staatenbildungen der Hettiter.

Dies ist die Entwickelung auf dem westlichen Schauplatz. Wir treffen jedoch auch weiter östlich, in Armenien, Staaten der Hettiter an. Salmanassar I (um 1275) und Tiglat-Pileser I (um 1100) treffen in den Bergen Armeniens westlich und südlich des Van-Sees mit einer Reihe von Völkerschaften zusammen, die wir wol als Hettiter ansehen müssen, da sich unter ihnen die Kummuch (s. o.) befinden und auch Namens-Übereinstimmungen dafür sprechen. Zunächst begegnen wir hier einer Reihe vereinzelter Stämme. Seit 850 aber bildet sich um den Van-See herum, wohl infolge neuer Einwanderung, ein großes Reich, das durch zwei Jahrhunderte ein gefährlicher Gegner Assyriens gewesen ist. Die Assyrer nennen es Urartu, die eigenen Inschriften Biaina. Mittelpunkt ist die Stadt Thuspa (heut Van) an der Ostküste des Van-Sees. Es erstreckt sich zu den Zeiten seiner größten Macht vom Araxes bis Melitene, Syrien, und südöstlich bis zum Urmia-See. Seine Macht ist durch

Sargon gebrochen, durch die indogermanische Einwanderung im 7. Jahrhundert vernichtet worden.

---

So gering wie unsere Kenntnis der Geschichte der Hettitervölker ist, ist auch unser Wissen von der Kultur derselben, da dieses Wissen fast ausschließlich umfassende, sorgfältige Ausgrabungen zur Vorbedingung hat. Solche haben aber auf dem hier in Betracht kommenden Gebiet bis jetzt nur bei dem Orte Sendschirli in Nordsyrien, wenige Tagereisen landeinwärts vom Meerbusen von Iskenderun, seitens des Deutschen Orient-Komitees stattgefunden. Teilweise Ausgrabungen sind unternommen worden östlich des bezeichneten Punktes, in Karchemisch (heute Jerabis) am Euphrat durch die Engländer, und in Boghazköi und Üjük im Innern Kleinasiens, in Kappadocien, durch die Franzosen, und schließlich in Armenien, an der Ostküste des Van-Sees, durch die Engländer, die Deutschen und durch Eingeborene. Alles was uns sonst an Denkmälern hettitischer Kultur bekannt geworden ist, ist auf, oder unmittelbar unter der Erdoberfläche gefunden oder befindet sich an den Felswänden Kleinasiens. Besondere Erwähnung verdienen zwei Funde in den Ruinen Babylons, eine Steinschale und eine Steinbildsäule des hettitischen Wettergottes, — die letztere anläßlich der gegenwärtigen Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft gefunden — sowie ein solcher in den Ruinen von Ninive, weil sie weitab von den Wohnsitzen der Hettiter angetroffen, nur durch den Verkehr, im Krieg oder Frieden, dorthin gekommen sein können. In Ninive kamen 8 kleine Tonstücke zu Tage, auf denen Siegel mit hettitischen Schriftzeichen abgedrückt waren als Beglaubigung für irgendwelche Dokumente oder Gegenstände, an denen diese Stücke mittels Schnuren befestigt waren.

Die Fundorte der Denkmäler erstrecken sich über ganz Kleinasien hin bis nach Smyrna, über Nordsyrien und Armenien, sind aber am dichtesten gedrängt um den Busen von Iskenderun herum, in Kappadocien, Cilicien und Nordsyrien. Obwohl nun von allen diesen Stellen eine nicht mehr ganz gering zu nennende Zahl von Kulturerzeugnissen vorliegt, die noch mit jedem Jahre weiter anwächst, so bringt es doch der Umstand, daß es, wie gesagt, fast durchweg Funde des Zufalls an der Erdoberfläche sind, und daß die begleitenden Inschriften noch unverständlich sind, mit sich, daß es noch unmöglich ist, die Denkmäler — mit Ausnahme der

armenischen Funde — den einzelnen Völkerschaften, die uns in der Geschichte begegnen, zuzuweisen, sie zeitlich zu fixieren und eine Entwicklungsgeschichte hettitischer Kultur und Kunst zu geben. Ebenso verbietet es sich auch als unvorsichtig, die unleugbar vorhandenen Berührungen mit ägyptischen und assyrischen Kunstdenkmälern von vornherein stets als Entlehnungen seitens der Hettiter hinzustellen. Eine Darstellung der hettitischen Kultur muß sich noch auf lange hinaus im allgemeinen mit der Vorführung von Tatsachen begnügen.

Die **Schrift der Hettiter**[1] (s. Abb. 1) ist eine Bilderschrift. Sie zeigt uns Köpfe von Menschen und Tieren, auch ganze Tiere,

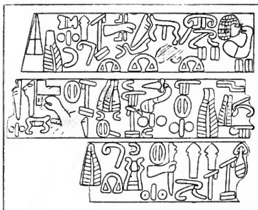


Abb. 1. Steininschrift mit erhaben gemeißelten Zeichen, gefunden zu Hamath in Syrien.

z. B. Hasen und Vögel, ferner Hände, Füße, Tatzen, dann in großer Zahl Bilder von Gegenständen, von denen erst wenige verständlich sind, wie das Schwert. Während die wahrscheinlich ältesten Inschriften diese Bilder noch im Einzelnen ausführen, zeigen die jüngeren eine Umwandlung vieler derselben in einfachere, geläufigere Formen durch bloße Umrißzeichnung. Damit verbindet sich noch ein weiterer Fortschritt. Die Zeichen der älteren Inschriften — ob es Ausnahmen von dieser Gewohnheit giebt, läßt sich noch nicht mit Sicherheit feststellen — sind erhaben gemeißelt, die der jüngeren dagegen sind eingeschnitten. Für diese Gruppierung einiger In-

1) Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß im *folgenden* stets, wenn das Gegenteil nicht besonders hervorgehoben ist, die ganze Völkergruppe, nicht die einzelne Völkerschaft gemeint ist.

schriften als älterer, andrer als jüngerer, die ja durch den Inhalt noch nicht gestützt werden kann, bietet folgende Eigentümlichkeit der Inschriften die Unterlage: Bei näherer Betrachtung der Inschriften ergibt sich, daß die Richtung, nach der die Zeichen blicken (beachte besonders die Gesichter!), eine wechselnde ist. Bei Abb. 1 in Zeile 1 blickt das Gesicht nach rechts, in Zeile 2 dagegen nach links. Daraus folgt, da nach dem Vorgang der ägyptischen Hieroglyphen-Inschriften und nach unverkennbaren Anzeichen aus den hettitischen Inschriften selbst die Schrift immer in Richtung auf die Gesichter hin zu lesen ist, daß Zeile 1 von rechts nach links, Zeile 2 von links nach rechts, und Zeile 3 wieder von rechts nach links verläuft. Die Inschrift endet auf $^2/_3$ der dritten Zeile und zeigt uns durch das Freibleiben des linken, nicht des rechten Drittels, daß wir sie richtig geordnet haben. Innerhalb der Zeilen selbst stehen meistens mehrere Zeichen übereinander, die dann in der Richtung von oben nach unten anzuordnen sind. Die Inschriften nun, die nach der Zeichenform oben als die älteren bezeichnet waren, beginnen mit wenigen, wohl durch besondere Umstände bedingten Ausnahmen, stets rechts oben und halten die Richtung der Zeichen streng inne. Dagegen läßt sich bei vielen der ihrer kursiveren Zeichenform wegen als jünger angesetzten Inschriften nicht nur beobachten, daß sie links oben beginnen, sondern auch, daß einige Zeichen nicht mehr die richtige, durch den Zeilenverlauf geforderte Richtung zeigen. Man darf das wohl auf mangelnde Übung im Gebrauch der Bilderschrift zurückführen, die dadurch veranlaßt wurde, daß man, wie in Babylonien und Assyrien, im täglichen Leben bereits eine andere, einfachere, vielleicht die aramäische Buchstabenschrift verwandte. Dazu kommt noch, daß je jünger eine Inschrift nach den sonstigen Kennzeichen zu achten ist, desto mehr eine Trennung der einzelnen Worte durch ein bestimmtes Interpunktions-Zeichen wahrzunehmen ist. Man war also wol schon genötigt zur Erleichterung der Lesung und Übersicht Interpunktionszeichen anzuwenden, genau so wie der Ägypter, der die Keilschrift lernen wollte, sich auf der Tontafel, an der er lernte, mit roten Strichen die Wörter abgrenzte (A.O. I, 2² S. 5).

Es sind bis jetzt etwa 35 größere Inschriften gefunden. Zu diesen kommen noch eine ganze Anzahl von Inschrift-Bruchstücken und von kurzen Inschriften auf Siegeln und dergl. Außerdem vergeht kaum ein Jahr, in dem nicht neue Inschriften-Funde auftauchen. Es ist daher sehr begreiflich, daß der Wunsch, zu wissen,

was in diesen Inschriften steht, immer lebhafter wird. Aber alle Anstrengungen sie zu entziffern, die man seit dem Jahre 1870 gemacht hat, seit dem Jahre, in dem Inschriften dieser Gattung zum ersten Mal die Aufmerksamkeit nachhaltig erregten, sind vergeblich gewesen. Die Ursache dessen ist einerseits die Dürftigkeit oder Unklarheit der Nachrichten über die Hettiter von Seiten ihrer Nachbarn oder Nachfolger, und andrerseits die Verwickeltheit ihres Schriftsystems. Dasselbe setzt sich — nach ungefährer Schätzung — aus über 200 Zeichen zusammen, deren Zahl mit jeder neuen Inschrift wächst. Soweit man aus den Inschriften und aus den andern Schriftsystemen Vorderasiens sehen kann, bedeuten einzelne Zeichen ein ganzes Wort, das entweder beim Ablesen auszusprechen ist, oder aber nur zur Verdeutlichung dasteht, um von einem vorangehenden oder nachfolgenden, ausgeschriebenen Wort die Begriffssphäre[1] anzudeuten, in die es hineingehört, andere bedeuten eine Silbe, wieder andere wohl nur einen Laut. Die Mischung aller dieser Zeichen macht das ganze System natürlich sehr undurchsichtig, da ein und dasselbe Wort auf ganz verschiedene Weise geschrieben sein kann. Bei den ganz ähnlichen Schriftsystemen der Ägypter und Babylonier haben Inschriften, die nebeneinander denselben Wortlaut in verschiedener Schrift und Sprache, darunter einer bekannten, oder doch leichter zu enträtselnden, darboten, der Entzifferung die Wege geebnet. Allerdings haben wir nun auch für das hettitische Schriftsystem ein solches Hilfsmittel, das naturgemäß viel besprochen worden ist (Abb. 2). Es ist die zweisprachige Inschrift des „Tarkudimme". Aber leider ist dieselbe zu kurz und bietet in sich selbst zu viel Rätsel, um brauchbar zu sein. Der Gegenstand, aus



Abb. 2. Inschrift des Tarkudimme.

1) Ein solches Zeichen ist das für „Gott" — kurz beschrieben: ein Oval mit Quersteg darin —, das einzige, das bisher mit Sicherheit gedeutet ist, ohne daß wir jedoch wissen, wie es auszusprechen ist. Es deutet an, daß die darauf folgenden Zeichen einen Gottesnamen nennen. — Das erste Zeichen in Abb. 1 — ein Kopf mit Arm und nach dem Gesicht zeigender Hand —, das am Anfang vieler Inschriften steht, bedeutet sehr wahrscheinlich: „ich bin" oder „es spricht (der und der . .)." Auch hier ist aber die Aussprache unbekannt.

Silber, von der Form etwa einer hohlen Halbkugel, bildete den Oberteil eines Dolchgriffes und war zum Siegeln bestimmt. Darstellung und Schriftzeichen sind auf der gewölbten Oberfläche eingegraben. Rings herum läuft eine Keilinschrift des Inhalts: „Tarkudimme, König des Landes Erme (? oder Me?)". Im Innern, rechts und links von der Gestalt des Königs, ist dieselbe hettitische Inschrift zweimal wiederholt. Eine Verteilung dessen, was die Keilinschrift besagt, auf diese 6 Zeichen stößt auf so viel Schwierigkeiten, daß man vermuten muß, daß die hettitische Inschrift nur einen Teil davon, oder ganz etwas anderes enthält.

Diese hettitische Hieroglyphenschrift ist die Mutter einer Reihe von zum teil alphabetischen Schriftarten geworden, die uns auf dem Boden Kleinasiens in späterer Zeit begegnen. Dahin gehört die auf der Insel Cypern gebräuchliche Schrift, eine Silbenschrift, d. h. fast jedes Zeichen bedeutet eine Silbe (Konsonant + Vokal). In dieser Schrift sind eine ganze Anzahl griechischer Inschriften geschrieben. Daß man neben der griechischen eine so viel umständlichere Schrift verwandte, bezeugt das große Übergewicht der vorgriechischen Kultur auf Cypern. Auch die lycische, karische, pamphylische und andere Schriften Kleinasiens gehen wenigstens teilweise auf die hettitische zurück.

Sind uns auch die hieroglyphischen Inschriften noch unverständlich, so haben wir doch einige Proben hettitischer Sprachen in babylonischer Schrift. Unter dem Tontafelfunde von Tel Amarna (A.O. I Heft 2) befinden sich ein paar Briefe in Keilschrift, aber hettitischer Sprache, von den Königen Tuschratta von Mitani (Nordmesopotamien) (I, 2² S. 14) und Tarchundaraba von Arsapi oder Arzawa (I, 2² S. 5). In Boghazköi in Kappadocien sind Tontafeln in derselben Sprache gefunden. Die umfangreichsten Denkmäler aber hat der Boden Armeniens geliefert. Dort sind zahlreiche Felsinschriften geschichtlichen und religiösen Inhalts gefunden worden, die mit den Zeichen der Keilschrift in der Sprache der alten hettitischen Bevölkerung zu uns reden. Sie werden nach der Hauptstadt dieser Völkerschaft, Van, gewöhnlich als Van-Inschriften bezeichnet. Von dieser, sowie von der ihr deutlich verwandten Mitani-Sprache verstehen wir bereits einiges, sodaß die Dokumente stellenweise übersetzt werden können. Ein klares Bild vom Bau der Sprachen gewinnen wir dadurch noch nicht, sind auch noch nicht in den Stand gesetzt mit Sicherheit eine Verwandtschaft mit anderen, bekannten Sprachen zu behaupten. Immerhin scheinen mit den im Kaukasus

gesprochenen Sprachen, speziell dem Georgischen, Berührungen vorzuliegen.

Die Erscheinung der Hettiter auf ihren Denkmälern ist sehr eigenartig, auch nach Abzug dessen, was als Ungeschicklichkeit in der Darstellung zu beurteilen ist. Anthropologische Untersuchungen, nämlich Schädelmessungen an den heutigen Bewohnern Vorderasiens, die Reste älterer Rassen in ihrer Mitte erkennen lassen, haben es wahrscheinlich gemacht, daß die Hettiter, die heutigen Armenier und ein Teil der Juden[1] einer und derselben Rasse zugehören. Die Kennzeichen derselben sind auffallend kurze Köpfe (brachycephalie) dunkle Augen, dunkles Haar und große, gebogene Nasen. Das letztere tritt uns vor allem auf den Denkmälern entgegen (s. Abb. 3). Die ägyptischen Abbildungen stellen die Hettiter dar mit länglicher, leicht gekrümmter Nase, stark zurücktretender Stirn, hervortretenden Backenknochen, bartlos, mit kurzem, runden Kinn und mit heller Hautfarbe. Das Haar ist lang und dicht und fällt in zwei Strängen über die Schulter herunter. Auf den hettitischen Denkmälern erscheint nur ein Zopf, und zwar geflochten, außerdem tragen eine ganze Anzahl der Männer lange Bärte. Die Haartracht der Frauen ist dieselbe wie die der Männer.

Die Kleidung der Männer ist meist ein Gewand mit kurzen, bis zum halben Oberarm reichenden Ärmeln, das am Halse geschlossen ist. Nach unten reicht es nur bis etwas oberhalb der Kniee, an seinem Ende vielfach einen Besatz von Fransen (Abb. 6), oder eine dicke Borte (Abb. 3) tragend. An den Hüften ist es durch einen breiten Gürtel zusammengehalten, unterhalb dessen ein schräg nach unten verlaufender Schlitz angedeutet wird. Ob und wie die Beine bekleidet waren, ist nach den Reliefs nicht sicher zu entscheiden. Statt dieses kurzen findet sich seltener ein langes, bis auf die Füße reichendes Kleid, ebenfalls mit kurzen Ärmeln, am Halse geschlossen, und um die Hüften gegürtet. Zuweilen scheint der Gürtel in noch unerklärlicher Weise teils unterhalb, teils oberhalb des Gewandes zu verlaufen. Dies Kleid ist Männern und Frauen gemeinsam. Bei den letzteren scheint es manchmal (s. Abb. 7) unterhalb des Gürtels in senkrechten Falten herabzufallen. Einige Male ist es mit Spitzen oder Fransen besetzt. Davon ist zu unter-

1) Dieser ist also der Rasse nach nicht semitisch, obwohl er ebenfalls semitische Sprache hat. Rassen- und Sprachzugehörigkeit fallen nicht zusammen. — Der eigentlich semitische Typus ist nach denselben Untersuchungen bei den Beduinen der Wüste erhalten und charakterisiert sich als langschädelig.

scheiden ein langer Mantel, der jedenfalls über dem oben geschilderten kurzen Rock getragen wird und zwar, wie es scheint, nur bei Personen von Bedeutung, Priestern oder Königen (s. Abb. 2). Seine Grundform ist anscheinend ein einfaches, langes Tuch, das an den Enden in Zipfel ausläuft. Der eine Zipfel wird von vorn



Abb. 3. Hettitischer Krieger. Vom Burgtor von Sendschirli (vergl. S. 28). Gefunden 1888.

nach hinten über die eine Schulter geschlagen, das Tuch nun unter den andern Arm gezogen und dann außen herumgeschlagen, so eine wagerechte Falte für den Arm bildend, dann wird es, mit seiner oberen Kante fest im Nacken anliegend, über den Rücken, und schließlich der äußere Zipfel von hinten her über den freien Ober-

arm nach vorn herübergeschlagen, sodaß es lang herunterhängt. Abb. 2 (S. 16) zeigt den linken Arm frei, die kleinere Figur auf Abb. 8 (S. 27) dagegen den rechten. Ob der Mantel auf der Schulter durch eine Schnalle zusammengehalten war, ist nicht zu ersehen, aber wahrscheinlich. Aus den Abbildungen ist zu vermuten (s. z. B. Abb. 2), daß dieses Kleidungsstück aus kunstvollen Geweben hergestellt wurde. Bei den Frauen wird die Kleidung, aus dem beschriebenen langen, kurzärmeligen, gegürteten Gewande be-



Abb. 4. Hettitische Darstellung eines Mahles. Das Relief gehört zu den Torsculpturen von Sendschirli (vergl. S. 28).

stehend, zuweilen durch ein darübergeworfenes Gewandstück vervollständigt, das kaum etwas anderes sein kann, als ein Schleier (s. Abb. 4, 5). Derselbe ist irgendwie an der Kopfbedeckung befestigt und fällt über dieselbe hinweg bis auf die Füße herunter, den ganzen Rücken bedeckend. Wie weit er auf beiden Seiten nach vorn herumreichte, und ob er stets, wie es einige Male scheint, mit dem Untergewande verbunden war, lassen die Denkmäler nicht sicher erkennen. Der Saum des Schleiers ist durch Fransen verziert.

Die Kopfbedeckung der Männer ist im allgemeinen ein

spitzer Hut, wohl aus Filz oder Leder, von der Form eines Kegels. Am untern Rande ist derselbe mit einer nach oben gebogenen Krempe versehen. Zuweilen ist er in noch nicht ganz verständlicher Art durch senkrechte Streifung verziert, zu der manchmal noch ringförmige Ornamente hinzutreten (Abb. 8). Von diesem Spitzhut findet sich eine Abart, die dadurch charakterisiert ist, daß sie nicht in eine Spitze, sondern in eine Art Kugel endet (Abb. 3). Ganz eigenartig berührt die Kopfbedeckung der Frauen (Abb. 5), eine Art Cylinder. Während derselbe für gewöhnlich mit aufgebogener Krempe

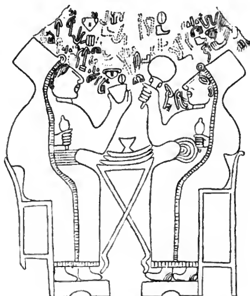


Abb. 5. Ein Mahl.
Grabdenkmal, gefunden in Marasch (Nordsyrien).

und ohne Zierrat ist, zeigt er in den Reliefs von Boghazköi (s. Abb. 7) eine senkrechte Streifung und oben Zacken, auch fehlt die Krempe. In dieser Form ist er der Ausgangspunkt für die Kopfbedeckung späterer Abbildungen der Göttin Kybele, als „Mauerkrone“ bezeichnet. Eine beiden Geschlechtern gemeinsame Kopfbedeckung ist eine runde, enganschließende Kappe. Auch sie ist zuweilen verziert durch senkrecht verlaufende Riefelung, durch wagerechte Reihen von Rosetten, oder durch kleine, rosettenartige Ansätze an der Vorderseite, die vielleicht aus edlen Steinen bestanden. Vereinzelt

findet sich auch überraschend als Kopfbedeckung der Männer eine Troddelmütze, genau wie der heutige Fez der Türken.

Die Fußbekleidung der Hettiter ist der sogenannte Schnabelschuh, ein Schuh, dessen Spitze sich nach oben krümmt. Derselbe findet sich bei vielen Bergbewohnern, da die gekrümmte Spitze die Zehen besser zu schützen geeignet ist, als der einfache Schuh. Einige Male tragen die Personen auch Sandalen: ein flaches Leder, das mit Riemen unter dem Fuße festgehalten wird. Nur am Hacken ist zum besseren Schutze eine Kappe angebracht.

An Schmucksachen lassen die Denkmäler nur wenig erkennen. Hand- und zuweilen auch Fußgelenk sind mit Ringen geschmückt. Vielfach können Ohrringe auch als Schmuck der Männer beobachtet werden. Einmal trägt eine Frau eine Halskette als Schmuck. Sonst ist ein gewöhnlicher Begleiter jeder dargestellten Frau der Spiegel (s. Abb. 5), den sie in der einen Hand trägt, während die andere entweder einen durch die Besonderheit der Szene erforderten Gegenstand, oder aber einen Gegenstand hält, der vielleicht ein Granatapfel, vielleicht auch eine Spindel ist. Männer pflegen als Zeichen der Würde einen langen Stab zu tragen. Zeichen einer besonderen Würde, der priesterlichen, oder königlichen, scheint der Krummstab zu sein, ein Stab, dessen eines, gewöhnlich nach unten getragenes Ende spiralig aufgerollt ist (s. Abb. 8).

Die Heeresmacht der Hettiter setzte sich aus Fußtruppen und Wagenkämpfern zusammen. Auf den Reliefs sind einigemal auch Reiter dargestellt. Das Fußvolk trägt, soviel die Abbildungen erkennen lassen, einen kurzen Rock, spitze Mütze und Stiefel. Die Hauptwaffen sind Bogen und Pfeile. Daneben finden sich eine lange Lanze (Abb. 3), Keule, zweischneidige Axt, ein- und zweischneidige Schwerter und Sichelschwerter. Die letzteren haben einen kurzen, geraden Griff, und an diesen setzt sich die sichelartig gebogene Schneide an. Der Griff des gewöhnlichen Schwertes zeigt regelmäßig als Abschluß an seinem obersten Ende einen Knauf von der Form einer Kugelschale (Abb. 3). Das Schwert, gewöhnlich am Gurt, vereinzelt auch an einem Wehrgehänge über der Schulter getragen, hängt auffallender Weise ein paar Mal mit der Spitze nach vorn. Auf den einheimischen Denkmälern ist ein Helm nicht zu erkennen. Dagegen geben die ägyptischen Abbildungen den hettitischen Vornehmen und Wagenkämpfern eine niedrige, oben abgerundete Sturmhaube mit Haarbusch. Der Schild ist entweder viereckig, oder er hat die Form der sogenannten pontischen Amazonenschilde, die

wie aus Abb. 3 ersichtlich ist, etwa einer 8 entspricht. Der Kriegswagen der Wagenkämpfer ist ein nach hinten offener, niedriger Kasten, der auf zwei Rädern ruht, und von zwei Pferden gezogen wird. An den Seiten sind zwei Köcher befestigt, in dem hinteren Teile des Wagens die Lanze. Die Ägypter betonen, weil es von ihrer eigenen Sitte abwich, daß sich auf jedem Wagen drei Krieger befanden, der Wagenlenker, der Schildhalter und der Bogenschütze. Auf hettitischen Darstellungen fehlt der Schildhalter. Das erklärt sich jedoch daraus, daß dies sämtlich Jagdbilder sind, nicht Kriegsszenen.

Der Kriegswagen wird auch zur Jagd verwendet. Als Tiere, auf die man Jagd macht, finden wir den Löwen, den Hirsch und den Hasen dargestellt. Erstere jagte man mit Hunden. Auf einer der Torplatten von Sendschirli (s. d. Folg.) ist ein Jagdgott dargestellt mit menschlichem Körper, aber dem Kopf eines Löwen. In einer Hand hält er einen Hasen, in der andern ein Wurfholz, das danach also bei der Jagd benutzt wurde. Weiter sitzt auf seinen Schultern je ein Vogel, offenbar Falken, die man schon in alter Zeit gewohnt war, zur Jagd abzurichten.

Diese eigentümliche Götterfigur, ein Gemisch aus Mensch und Tier, leitet zur Religion der Hettiter über. Auch hier ist die Dürftigkeit und Undurchsichtigkeit der Überlieferung und das noch fehlende Verständnis der Inschriften zu beklagen. Es sind infolgedessen nur zerstreute Einzelheiten, die festgestellt werden können. Welchen einzelnen Völkerschaften die Götternamen entstammen, die die Griechen für Kleinasien überliefern, und ob dieselben wirklich so und nicht anders lauteten, ist noch nicht zu entscheiden. Zuverlässiger, aber wenig umfangreich, sind die Mitteilungen der Keilinschriften. Einiges ist auch aus Personennamen zu erschließen, da diese im Orient häufig mit Götternamen zusammengesetzt sind. Über das Wesen der Götter belehren uns die bildlichen Darstellungen bis zu einem gewissen Grade.

Die Überlieferung stellt überall in Kleinasien und Nordsyrien die Verehrung einer Göttin, zuweilen als die „große Mutter“ bezeichnet, in den Vordergrund. In Komana in Kappadocien wurde sie unter dem Namen Ma verehrt. Sie trägt auf dem Kopf die sogenannte Mauerkrone. Zahllose Priester und Priesterinnen dienten ihr. Die letzteren hießen Amazonen und sind als kriegerische Priesterinnen aus der griechischen Sage bekannt. Die ersteren, Verschnittene, führen den Namen Gallen und bilden eine Eigentümlich-

keit des kleinasiatischen Kultus[1]: Die Feste der Göttin, zu denen große Volksmengen zusammengeströmt sein sollen, wurden mit wilden Gesängen und Waffentänzen unter rauschender Musik gefeiert, und dabei gerieten die Priester in Raserei bis zur Selbstentmannung. Allerdings wird dies vom Kult der großen Göttin in Hierapolis-Bambyke in Nordsyrien erzählt. Aber das ist dieselbe Göttin, wie jene, wenn sie auch einen andern Namen führt. Sie wird Semiramis genannt. Die Taube ist das ihr heilige Tier. In diesem Zusammenhange ist es sehr beachtenswert, daß die Namengruppe dieser Göttin, die in den Bilder-Inschriften mit vollkommener Sicherheit erkannt, wenn auch noch nicht gelesen werden kann, das Bild eines Vogels enthält. Zum Verständnis der Angabe, daß sie ihre Liebhaber jedes Mal töte, ist auf die männerfeindliche Istar hinzuweisen, und zu der, daß sie ihr Geschlecht verheimliche, auf die bärtige Venus des klassischen Altertums (A.O. III, 2/3² S. 61 bis 63). Neben ihr werden genannt Dionysos und ein nicht näher bezeichneter Gott, der aber zweifellos dem Adonis-Tammuz, ihrem Geliebten, entspricht (A.O. III, 2/3² S. 61 bis 62), da für ihn jährlich Scheiterhaufen errichtet werden und eine Totenklage angestimmt wird. Für Lydien werden die Namen Herakles oder Sandon und Omphale überliefert, das sind Sonnen- und Mondgottheit. Unter dem Namen Sandon soll ersterer auch in Cilicien verehrt sein. Die Haupthandlung in seinem dortigen Kultus soll die Errichtung eines Scheiterhaufens sein (s. oben). Neben Ma und Semiramis findet sich für die „große Mutter" auch der Name Kybele, besonders in Phrygien. Wie Ma trägt sie auf dem Haupt die Mauerkrone. Mit ihr verbunden ist der Gott Attis, ihr Geliebter, dem Adonis-Tammuz entsprechend. Der Rhea, einer weiteren Form der großen Mutter, dienten die Daktylen, Götter, welche als die Erfinder der Metallurgie galten. Als in Kleinasien verehrter Mondgott wird Men überliefert.

Aus den Keilinschriften und aus Eigennamen ist zu entnehmen, daß bei der Westhälfte der Hettiter an der Spitze des Pantheons ein Gott stand, der den Namen Tarku führte, bei der Osthälfte dagegen der Wettergott Teschup. Beide Namen, besonders der letztere, begegnen verhältnismäßig häufig. Wie der Gott Teschup, wenigstens auf dem Boden Nordsyriens, dargestellt wurde, zeigt Abb. 6. Er wird als Krieger abgebildet, der in der einen Hand ein Bündel

1) Vergl. A.O. III, 2/3² S. 61 Anm. 1.

aus drei Blitzstrahlen bestehend hält, in der andern den Hammer, das Symbol der Fruchtbarkeit, schwingt (vergleiche Tor mit dem Hammer Miölnir). In Cilicien scheint u. a. auch ein Gott Sanda verehrt worden zu sein. Bei den Mitani begegnet neben Teschup die Göttin Schauschkas, der babylonischen Istar entsprechend, und vielleicht ein Gott Schimigi. Eine große Anzahl von Götternamen bieten die sogenannten Van-Inschriften (s. S. 17) dar, doch sind wir über das Wesen der meisten dieser Götter noch nicht unterrichtet. Von einer früheren, aber derselben Rasse zugehörenden Schicht hat die Völkerschaft der Van-Inschriften wohl den Gott Teschup übernommen. Denn er ist zwar in ihren Inschriften mehrfach genannt, an erster Stelle steht aber der kaum in einer Inschrift übergangene Gott Chaldis. Öfter begegnet eine Dreiheit von Göttern, als den wichtigsten, indem zu Chaldis und dem Wettergott Teschup oder Teïschebas, wie er in diesem Dialekt heißt, noch der Sonnengott Ardis tritt. Selten wird der Mondgott Schelardis genannt. Über die den Göttern bei den verschiedensten Anlässen darzubringenden Opfer enthalten die Inschriften bis ins Einzelnste gehende Angaben, die jedoch noch nicht ganz verständlich sind.



Abb. 6. Bildsäule des Wettergottes Teschup. Gefunden 1899 in Babylon bei den Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft.

Die Denkmäler selbst führen eine Reihe religiöser Szenen vor, deren wichtigste die bei Boghazköi — wahrscheinlich dem alten Pteria — in Kappadocien aufgefundene ist. Hier bildet der natürliche Fels an einer Stelle, im großen genommen, ein rechteckiges Zimmer, ohne Decke, dessen eine Schmalseite, in ganzer Breite offen, den Eingang bildet. Die Felswände, die den Innenraum einschließen, fallen senkrecht ab. Auf diesen Wänden ist eine große religiöse Szenerie eingemeißelt, aus etwa 70 hinter einander schreitenden Personen bestehend. Tritt man in den Raum hinein, so hat man gegenüber an der Hinterwand die Hauptgruppe (Abb. 7), die den Mittelpunkt des Ganzen bildet, vor sich. Auf diese zu bewegen

sich an der linken Seitenwand entlang hinter einander fast ausschließlich männliche Gestalten, und dem entsprechend an der rechten Seitenwand weibliche Gestalten, ebenfalls nach dem Hintergrunde hin. Da die auf letzterem dargestellten Personen teils auf Bergen, teils auf Menschen, teils auf Tieren stehen, sind sie zweifellos als Götter zu betrachten. Der an der Spitze des Männerzuges befindliche Gott, auf dem Kopf zweier Personen, wohl Priester, stehend, als Krieger dargestellt, neben sich ein Tier mit spitzer Mütze auf dem Kopf, wendet sich mit ausgestreckter Hand einer ihm entgegen schreitenden Göttin zu, die auf einem Panther steht, auf dem Kopf die Mauerkrone trägt, und neben sich ebenfalls ein Tier mit spitzer

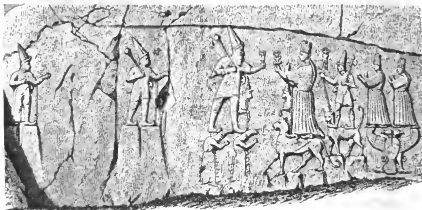


Abb. 7. Religiöse Szene. An einer Felswand bei Boghazköi.

Mütze hat. Hinter ihr befindet sich ein Gott auf einem Panther stehend, die einzige männliche Person im Frauenzuge. Wir haben deshalb in dieser den „Geliebten" der großen Göttin zu sehen. Dem Ganzen sind schon die verschiedenartigsten Deutungen gegeben worden. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat die für sich, welche darin eine Darstellung des Frühjahrsmythus sieht, wenn auch nicht alle Schwierigkeiten dadurch gelöst werden. Das Zusammentreffen von Sonnengott und Mondgöttin — so darf man wohl diese Götter deuten — an der Spitze je eines feierlichen Geleites scheint die Frühjahrs-Konstellation von Sonne und Mond zu versinnbildlichen. Den Männerzug links beschließen zwölf ganz gleichartige Personen, die Sichelschwerter tragen und sich in einer Art Laufschritt zu

bewegen scheinen. Man darf wohl darin eine Darstellung des Waffentanzes der Priester sehen, wie er bei den Festen der Ma stattgefunden haben soll. Viele Figuren haben vor und über dem Kopfe Hieroglyphengruppen, die jedenfalls Götternamen enthalten, und die Zuweisung der Skulpturen an die Hettiter sicher stellen.

Auf einer Felswand, ganz in der Nähe der soeben beschriebenen, befindet sich das Relief Abb. 8. Es ist eine bis jetzt ganz einzigartige Darstellung, dadurch aber noch von besonderem Werte, daß wir eine kurze Erklärung derselben aus dem Altertum selbst besitzen in der Beschreibung, welche am Schluß des oben angeführten Hettiter-Vertrages von dem Siegel des hettitischen Hauptgottes gegeben wird (S. 10). Unser Relief bietet offenbar eine ganz gleichartige Darstellung wie jenes Siegel: Der als Krieger dargestellte Gott, in Überlebensgröße, umarmt einen Hettiter-Fürsten oder -Priester. Der Name des Gottes ist unbekannt, da der Ägypter den Namen des ägyptischen Sutech statt des hettitischen eingesetzt hat. Von Bedeutung ist das Zusammentreffen des Reliefs mit der Beschreibung auch deshalb, weil dadurch eine ungefähre Datierung der Boghazköi-Skulpturen ermöglicht ist, die Einige in der Zeit bis 700 v. Chr. haben herunterrücken wollen. Da jedoch diese einzigartige Darstellung bis jetzt nur zweimal begegnet, ist man geneigt, beide Fälle des Vorkommens nahe mit einander zu verknüpfen, d. h. sie etwa in das 13. Jahrhundert zu verlegen, die Zeit des Hettitervertrages, wenn auch zuzugeben ist, daß die künstlerische Ausführung für ein geringeres Alter zu sprechen scheint. Da wir aber von der Kunstentwicklung der Hettiter noch so gut wie nichts wissen, darf diesem Umstande kein zu großes Gewicht beigelegt werden.



Abb. 8. Gottheit, einen König oder Priester umarmend. An einer Felswand bei Boghazköi.

In Fraktin, in Kappadocien, südlich von Caesarea, ist an einem Felsen eine hettitische Opferszene dargestellt. Links steht ein Gott

in der Kleidung eines Kriegers, in der einen Hand einen Krummstab über der Schulter tragend. Vor ihm steht ein Altar, der in seiner Grundform ein sich nach oben etwas verjüngender Pfeiler mit wagerecht darüber gelegter, dicker Platte ist. Vor diesem, dem Gotte zugewandt, steht ein Mann, vielleicht ein Priester, in der Kleidung des Kriegers, und gießt mit der Rechten aus einem Gefäß eine Spende aus. Rechts daneben befindet sich eine ganz gleiche Szene, nur, daß hier eine Priesterin in langem Gewande die Spende vor einer sitzenden Göttin darbringt. Auf dem Altar sitzt hier ein Vogel. Das ist beachtenswert. Der Typus der sitzenden Göttin mit Spiegel oder Blume in den Händen und zuweilen auf dem Altar oder Tisch vor ihr sitzendem Vogel begegnet öfter auf hettitischen Skulpturen. Wir dürfen in ihr wohl sicher die Semiramis wiedererkennen, der die Taube heilig war, oder, wie wir sie auch nennen können, die Ma von Komana u. a. Bei Ivriz, auf der Grenze von Cilicien und Kappadocien, sieht man in lieblicher, fruchtbarer Gegend an einem Felsen einen König oder Priester anbetend vor einem Gott der Fruchtbarkeit. Der Gott ist dadurch gekennzeichnet, daß er in der einen Hand eine Weinrebe mit vielen Trauben hält, in der anderen einen Maiskolben, von dem ein Wasserstrom herabfließt.

Als eigenartige Wesen der religiösen Vorstellung verdienen noch die Sphinxe und Greife Erwähnung. Erstere sind phantastische Wesen, deren Körper der eines Löwen ist, während der Kopf ein menschlicher ist. Meist sind sie auch geflügelt. Auf einer Reliefplatte sind der Sphinx merkwürdigerweise zwei Köpfe gegeben, ein Löwenkopf in natürlicher Stellung, und senkrecht auf den Hals aufgesetzt noch der Kopf eines Menschen. Der Greif hat den Körper eines Menschen, aber den Kopf eines Geiers und zugleich Flügel.

Die Proben hettitischer **Baukunst** liegen noch zum allergrößten Teil in der Erde begraben. Nur an einer Stelle, in Nordsyrien, in Sendschirli, haben umfangreiche Ausgrabungen, über die eins der folgenden Hefte ausführlich berichten wird, eine alte Stadtanlage aufgedeckt. Die Stadt war von einer doppelten, fast kreisrunden und turmbewehrten Mauer umgeben. Innerhalb dieses großen Kreises und erhöht gelegen befand sich die eigentliche Burg. Diese war umschlossen von einer zweiten, ebenfalls mit vorspringenden Türmen versehenen Mauer, die im Süden ein großes Tor mit charakteristischem Grundriß hatte. Die Burgmauer zeigt nämlich

nicht eine einfache Durchbrechung, sondern sie verdickt sich da, wo das Tor angelegt ist, sehr erheblich und zeigt zwei Durchlässe, einen an der Vorder- und einen zweiten genau gegenüber an der Rückseite. Zwischen beiden und nach rechts und links ist die Füllung im Innern der Mauer teilweise fortgelassen, so daß ein großer Hof von rechteckigem Grundriß entsteht. Ferner springen rechts und links von der vordersten Tür zwei gewaltige Türme vor. Sämtliche Mauern sind des gewählten Baumaterials wegen von gewaltiger Dicke, bis zu mehreren Metern, und bestehen in ihrem unteren Teil aus unbehauenen Steinblöcken, zur Abhaltung der Feuchtigkeit, in ihrem oberen aus ungebrannten Lehmziegeln. Lehm findet sich im ganzen vorderen Orient als Baumaterial verwendet, auch da, wo anderes zur Verfügung steht, und diese Sitte geht auf babylonischen Einfluß zurück. Die Innenwände der Tor- und Palasträume waren mit Steinplatten von 1 bis 1½ Meter Höhe verkleidet, die mit Reliefs geschmückt waren. Das Gebäude in seiner einfachsten Form war von rechteckigem Grundriß mit gewaltigen Mauern und bot verschiedene Wohnräume dar. Die Front zeigte rechts und links zwei große, aber nicht aus der Bauflucht vorspringende Türme, zwischen denen sich eine offene Vorhalle mit Säulen öffnete. Einige Stufen führten zu dieser empor. Die Säulen müssen aus Holz hergestellt gewesen sein, da sich von ihnen nichts erhalten hat als die steinernen Postamente, welche aus Sphinxpaaren oder einzelnen Sphinxen gebildet waren.

Eine der für Sendschirli beschriebenen Toranlage ganz ähnliche hat man bei dem Dorfe Üjük in Kappadocien aufgefunden. Ein Teil der zur Wandverkleidung dienenden gewaltigen Steinplatten, auf denen man Opferszenen dargestellt sieht, sowie zwei den Tordurchgang flankierende große Sphinxe stehen noch heute aufrecht. Auch bei dem oben schon genannten Boghazköi finden sich zahlreiche Mauerreste einer sehr umfangreichen, alten Stadt. Im nördlichen Teil derselben erkennt man noch die Grundmauern eines großen Palastes von rechteckigem Grundriß mit vielen Zimmern. Die Mauern sind bis etwa 1 Meter Höhe erhalten und bestehen wie in Sendschirli aus rohen, unbehauenen Felsblöcken. Aus dem Befunde darf man schließen, daß auch hier der obere Mauerteil aus ungebrannten Lehmziegeln bestand. Den Ausgrabungen in Jerabis am Euphrat, an der Stelle des alten, vielgenannten Karchemisch verdanken wir die Kenntnis von Wandplatten mit Reliefs, die bis jetzt den Höhepunkt hettitischer Kunstentwicklung in der Skulptur

darstellen (s. Abb. 9), in der aber assyrischer Einfluß deutlich erkennbar ist. Derselbe zeigt sich in der Stellung und Haltung der Figuren und in der Sorgfalt, die auf die Wiedergabe ornamentaler Einzelheiten verwendet wird. Bemerkenswert ist das auffallend hohe Relief, das bei manchen der Jerabis-Skulpturen angewendet ist. Die von Inschriften begleiteten Reliefs bilden offenbar den Schmuck des Einganges zu einem hettitischen Palast.

Die Vorwürfe hettitischer Skulptur sind, soweit man sehen kann, meist religiöser Art und sind im Vorhergehenden bereits größtenteils genannt. Besonders zu erwähnen ist eine eigenartige Gestalt an einem Felsen bei Boghazköi. Sie trägt einen Menschenkopf mit spitzer Mütze, während der ganze übrige Körper aus vier Löwen zusammengesetzt ist. Von zweien derselben sind nur die Vorderteile dargestellt. Sie bilden die Brust. Ihre nach rechts und links, nach außen gewendeten Köpfe erscheinen von fern als Armstumpfe. Die beiden andern, voll dargestellt, hängen mit den Köpfen nach unten und kehren die Rücken nach rechts und links nach außen. Sie stellen den Leib der Figur vor. Beine der letzteren sind nicht angedeutet. Sie sind ersetzt durch senkrechte, gerade Linien, die nach unten zusammenlaufen. Bemerkenswert ist auch der mehrfach vorkommende Doppeladler (z. B. Abb. 7), weil er ein zweites Beispiel der Komposition phantastischer Figuren aus Tierleibern ist, ganz besonders aber deshalb, weil er ein direktes Band zwischen der Gegenwart und dem hettitischen Altertum bildet. Denn der österreichische Doppeladler ist von dort



Abb. 9. Gottheit, mit einer mit Hörnern geschmückten Kopfbedeckung. Gefunden in Jerabis.

entlehnt. Zuerst wurde er im Orient übernommen durch die Seldschukken-Sultane (1217) und dann von diesen durch die deutschen Kaiser. 1345 taucht er zum ersten Mal im Wappen des deutschen Kaisers auf.

Von nichtreligiösen Skulpturen sind vor allem die Grabsteine zu nennen. Abb. 5, sehr wahrscheinlich auch Abb. 4, stellt einen solchen vor. Es sind etwa mannshohe Steinplatten, unten gewöhnlich mit einem Steinzapfen versehen, der in eine Aushöhlung eines Sockels hineinpaßt, durch den die Platte in aufrechter Stellung erhalten wird. Auf der Vorderseite ist regelmäßig der Tote, allein oder mit einer anderen Person zusammen, beim Mahle sitzend dargestellt. Vor ihm resp. zwischen ihnen sieht man einen Tisch mit gekreuzten Füßen, offenbar ähnlich unsern Feldstühlen, auf dem Speisen und Getränke liegen. Abb. 5 zeigt zwei Frauen, die je in einer Hand einen Granatapfel (oder eine Spindel?) halten, in der anderen trägt die eine einen Spiegel, die andere führt eine Trinkschale zum Munde. Weiter besitzen wir die Unterteile von zwei menschlichen Statuen, die mit Inschrift versehen sind. Die Ausführung ist sehr steif und zeigt nur schwache Versuche die Gewandfalten wiederzugeben. Von den Tieren ist am häufigsten der Löwe dargestellt. Es haben sich einige derselben gefunden, die ganz wie die assyrischen Tor-Löwen und -Stiere teils in voller Figur, teils in Relief ausgeführt sind. Kopf und Brust springen frei aus der Steinplatte heraus, während der Leib nur reliefiert ist, da der Löwe als Torschmuck bestimmt, sich mit einer Körperhälfte in die Wand einfügen mußte.

Ihrem Charakter nach müssen die hettitischen Skulpturen, d. h. die, welche uns bis jetzt bekannt geworden sind, im allgemeinen als roh, kindlich und steif bezeichnet werden, obwohl Fortschritte und Versuche, die Figuren zu beleben, nicht zu verkennen sind. Da wir die begleitenden Inschriften noch nicht lesen, die Skulpturen also nicht datieren können, ist es, wie bereits oben gesagt, noch nicht möglich, ein Bild der geschichtlichen Entwicklung der hettitischen Kunst zu geben. Eine Entscheidung nach rein künstlerischen Gesichtspunkten kann bei der Mannigfaltigkeit der das Kulturleben beeinflussenden Umstände leicht irre führen. So könnten Skulpturen, die an zwei verschiedenen Orten gefunden sind, und von denen die einen sehr roh sind, die anderen aber auf eine erheblich höhere Kunststufe schließen lassen, aus derselben Zeit stammen. Die Erklärung dafür wäre die, daß jene den Palast eines kleinen, un-

bedeutenden Fürsten schmückten, der nicht die Mittel besaß, die größten Künstler seiner Zeit heranzuziehen, während diese von einem gleichzeitig lebenden, aber mächtigen und reichen Herrscher stammten. Nur dann, wenn sich an derselben Stelle Produkte verschiedener Kunststufen finden, ist eine chronologische Ordnung derselben einigermaßen berechtigt. Das ist in Sendschirli der Fall. Hier sind beim südlichen Tor der Stadtmauer Skulpturen gefunden, die jedenfalls älter sind, als die des Südtores der eigentlichen Burgmauer. Doch ist das Material zu gering, um im Einzelnen eine Entwicklung feststellen zu können.

Die meisten Skulpturen sind in flachem Relief ausgeführt. Bei den rohesten ist die Darstellung eine einfache Umrißzeichnung, innerhalb deren Muskeln, Gewandfalten und andere Einzelheiten nur durch ungeschickt eingerissene Linien angedeutet sind, sodaß z. B. die Beine der Tiere zuweilen wie nur äußerlich an den Körper angeheftet erscheinen. Dasselbe gilt für die Flügel. Diese Rißlinien-Zeichnung verrät die Metalltechnik als den Ausgangspunkt für die Steinskulptur, da bei derselben die Figuren von der Rückseite der Platte aus nach vorn herausgetrieben werden, und dann die Muskeln und andere Einzelheiten dadurch angedeutet werden, daß man an den betreffenden Stellen das Metall von der Vorderseite aus wieder zurücktreibt. Für diesen Anfang hettitischer Kunstübung spricht auch die Schrift. Denn die ältesten Inschriften zeigen erhaben gemeißelte Schriftzeichen, obwohl solche in Stein schwerer herzustellen sind, als vertieft eingeschnittene.

Weiter zeigen die primitiven Skulpturen vollständigen Mangel an Proportion. Gewöhnlich ist der menschliche Unterkörper viel zu klein im Verhältnis zum Oberkörper, oder die Arme sind zu dünn und zu kurz. Tierleiber sind bald übermäßig in die Länge gezogen, bald ebenso verkürzt. Während aber diese Fehler bei den besseren Skulpturen mehr zurücktreten, ist ihnen allen das fast gänzliche Fehlen der Perspektive gemeinsam. Von Gegenständen, die einige Tiefe haben, wird nur die Vorderseite dargestellt. So haben in Abb. 4. 5. Tisch und Stühle scheinbar nur je zwei Beine und ist bei ersterem die Platte eine bloße Linie. Die Zehen an den Füßen der Menschen und die Krallen der Löwen sind vielfach übereinander liegend, statt sich ganz oder teilweise zu decken, weil der alte Künstler immer das Bestreben hat soviel als möglich zu zeigen. Bei Abb. 6 ist die Brust des nach rechts schreitenden Gottes ganz herumgedreht, sodaß sie in Vorderansicht erscheint. Beide Schultern,

die übrigens stark in die Höhe gezogen sind, sind unverkürzt. Der Künstler wollte offenbar die Embleme des Gottes klar zur Anschauung bringen, war aber der Aufgabe nicht gewachsen, dies bei gleichzeitiger natürlicher Körperhaltung durchzuführen. Mitbestimmend war wohl auch die Scheu vor einer teilweisen Verdeckung des Gesichts durch den Arm und den Hammer. Für das Vorhandensein eines solchen Prinzips bei den Künstlern Vorderasiens sprechen zahlreiche assyrische Reliefs, auf denen z. B. Bogen und Bogensehne da, wo sie Gesicht oder Brust eindecken würden, einfach fortgelassen sind. Die gezwungene Haltung des linken Armes des Gottes oder der Göttin Abb. 9 erklärt sich wohl auf dieselbe Weise. Um nicht einen Teil des sichtlich mit Sorgfalt ausgeführten Gewandes durch das Gefäß verdecken zu lassen, gab der Künstler dem Arm die weit nach vorn ausgestreckte Haltung. Auf einem Relief in Üjük, das die Ersteigung einer Leiter durch eine Person vorführt, ist die Leiter in Vorderansicht dargestellt, die Person dagegen in Seitenansicht, so daß sie scheinbar an dem Holm der Leiter emporsteigt. Auf diesen wie auf anderen Skulpturen sucht der Künstler den Gesetzen der Perspektive dadurch gerecht zu werden, daß er im Hintergrunde gedachte Figuren in der Höhe verkürzt. Doch hält er dabei das richtige Verhältniß zur Breite und zu anderen Figuren nicht inne. Auf einem Relief aus Marasch ist infolgedessen ein Krieger, der ein Pferd am Zügel führt, erheblich größer als das Pferd. Auch setzt er öfter jene Figuren mit den im Vordergrunde befindlichen auf gleiches Niveau, sodaß es scheint, als seien neben Erwachsenen Kinder dargestellt, obwohl das nach der gegebenen Charakterisierung durchaus nicht gewollt ist. Sind gar mehrere hintereinander liegende Figurenreihen gedacht, wie auf dem genannten Marasch-Relief, so werden sie stufenartig übereinander gesetzt, weil der Künstler nicht das Gesamtbild aufzufassen und wiederzugeben vermag, sondern jede einzelne Gruppe für sich ins Auge faßt.

Die Körperhaltung ist meist konventionell. Die Personen werden in schreitender Stellung vorgeführt, indem der eine Fuß vorgesetzt wird. Ein Arm ist nach vorwärts ausgestreckt, um einen Stab, ein Gefäß oder einen Schmuck und dergleichen zu halten oder zu tragen, der andere ist zum rechten Winkel gebogen und an die Brust angelegt. Ein Versuch zu individualisieren ist kaum zu bemerken. Auch da, wo mehrere Personen oder Tiere erscheinen, schreitet fast ausnahmslos eine Figur in derselben Haltung dahin wie die andere. Das Auge wird immer in Vorderansicht gezeichnet

und ist meist zu groß. Profildarstellung der Figuren ist die Regel. Für Zeichnung in Vorderansicht bietet nur ein in Karchemisch gefundenes Relief ein Beispiel, das eine geflügelte Göttin darstellt. Sicher hat hier babylonischer Einfluß eingewirkt, da die Göttin Istar auf dortigen Siegelzylindern überaus häufig in dieser Stellung erscheint. Die leblose Monotonie der hettitischen Kunst wird noch dadurch erhöht, daß in den meisten Fällen nur eine Einzelperson vorgeführt wird. Ein Zusammenwirken mehrerer Personen bei derselben Aufgabe ist selten zu beobachten, auch da, wo eine größere Skulpturen-Reihe sich zusammenfindet. Denn auch hier scheint jede einzelne Figur im allgemeinen so wenig durch das Tun der Nachbarn beeinflußt, daß sie ohne eine Lücke zu lassen fortfallen könnte. Schlachtenbilder fehlen bis jetzt ganz. Dagegen besitzen wir die Darstellung einer Löwenjagd, die von einer hettitischen Inschrift begleitet ist und zu den besseren Erzeugnissen dieser Kunst gehört. Auf einem von zwei Pferden gezogenen Streitwagen, — eins derselben ist allerdings nur gezeichnet, das andere ist von diesem verdeckt zu denken — steht neben dem Wagenlenker ein Bogenschütze, der eben im Begriff ist, einen Pfeil gegen einen verfolgten Löwen abzuschießen. Dieser, bereits von einem Pfeil getroffen und dadurch gereizt, erhebt sich auf den Hinterbeinen hoch in die Luft und wendet den Oberkörper mit erhobenen Vordertatzen, offenbar laut brüllend, halb nach dem Schützen herum. Unter dem Pferde ist ein Hund in raschem Laufe dargestellt. Eine ganz ähnliche Darstellung einer Hirschjagd, offenbar von derselben Stelle stammend, ist kürzlich bekannt geworden.

Was die Technik anbetrifft, so scheinen die Hettiter in Bearbeitung der Metalle recht geschickt gewesen zu sein. Die Gebirge zwischen Cilicien und Kappadocien sind reich an Silber, und hier hat man Silberbergwerke gefunden, deren Betrieb schon in sehr alter Zeit stattgefunden haben muß. Tatsächlich befinden sich unter den wenigen Überresten der Hettiter-Industrie, die wir haben, mehrere Gegenstände aus Silber, so der Schwertknauf Abb. 1 und einige Siegel. Bei einem derselben, das künstlerisch ausgeführt ist, sind die einzelnen Teile mit Silberlot aneinander befestigt. Hinzuweisen ist hier auch auf die Bemerkung des Hettiter-Vertrages (S. 10), daß das Original auf eine Silbertafel geschrieben worden sei. An Bronze-Arbeiten haben namentlich die Ausgrabungen auf dem Boden des Reiches von Van (S. 17) reiche Ausbeute geliefert. Wir besitzen von dort bronzene Weihe-Schilde, auf denen Reihen von Da-

hinschreitenden Löwen und Stieren in Treibarbeit, in konzentrischen Kreisen um den Schildmittelpunkt dargestellt sind, ferner Armringe, Gürtelbleche, Teile kunstvoller Thronsessel und Statuen aus Bronze. Die Statuen und Tierfiguren waren mit Goldblech überzogen und mit eingesetzten Edelsteinen geschmückt. Befestigt waren die einzelnen Platten des sehr dünnen Goldblechs dadurch, daß der ein wenig umgebogene Rand derselben in feine, lange Einschnitte hineingedrückt wurde, die man in die Bronze gemacht hatte.

Eigenartig ist ein Fußbodenmosaik, das die Ausgrabungen in Van zu Tage gefördert haben. Es war aus schwarzem, weißem und rotem Gestein im Verein mit Bronze zusammengesetzt. Um eine Rosette aus Bronze gruppierten sich konzentrische Ringe aus den genannten farbigen Steinen. Andere Figuren waren aus eben denselben aber von rhombischer Form zusammengestellt.

---

# Keilschriftmedizin

## in Parallelen

Von

Dr. med. Felix Freiherr von Oefele
Arzt in Bad Neuenahr

Mit der Wiedergabe einer medizinischen Keilschrifttafel

Zweite umgearbeitete Auflage



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1904

# Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

## Vorderasiatischen Gesellschaft.

4. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren und eine zweite oder weitere Auflage mit hochstehender Ziffer anzudeuten, also z. B.: AO. IV, $2^2$ S. . . . = Alter Orient 4. Jahrg., 2. Heft, 2. Aufl. Seite . . . .



Aus der Bibliothek König Assurbanipals
Medizinische Tafel: K 191 rev. (siehe Seite 26.)

Eine wissenschaftliche Bearbeitung auch dieses Textes erschien soeben u. d. T.:

**Beiträge zur Kenntnis der assyrisch-babylonischen Medizin,**
autographiert, transkribiert, übersetzt und erklärt von Dr. Frdr. Küchler.
4°. (VIII, 154 S. Druck u. 20 autogr. Tafeln). Leipzig, Hinrichs. 1904.

Hugo Winckler hat gezeigt, wie im Altertume die Geschichtsschreibung sich einem Systeme einordnen mußte, das gleichzeitig astrologisch, arithmetisch und religiös war. Einige Hinweise auf die Beeinflussung des ganzen Lebens und darunter auch der Medizin jener Zeiten gibt Winckler. Diesen Geist der Heilkunde, welcher durch Jahrtausende und über große Ländergebiete gleich blieb, möchte ich weiteren Kreisen verständlich machen, wenigstens in den allgemeinsten Zügen. Denn gerade wie heute die Lehre von der Entstehung der Art und der Einzelwesen unter dem populären Namen des Darwinismus von Naturwissenschaft und Medizin ausgeht, aber schon in die Rechtspflege, in die Betrachtung der Politik, und auf alle anderen Wissenschaften übergreift, so nehme ich den Ausgang der altbabylonischen Weltanschauung als einen antik naturwissenschaftlichen.

In der Medizin müssen wir Krankheitserkenntnis und Krankheitsbehandlung trennen. Für die Krankheitsbehandlung würde ideal die Forderung erwachsen, geeignete Mittel zur Beseitigung der erkannten Krankheitsursache zu beschaffen. Wenn wir nun wohl auch glauben dürfen, daß wir in der Lehre der Krankheitserkenntnis der wirklichen Wahrheit vielfach sehr nahe gekommen sind, so steht die moderne Krankheitsbehandlung damit wenig im Einklang.

Wir können darum modern eine auf Anatomie beruhende Krankheitserkenntnis besitzen, dieselbe im einzelnen praktischen Falle falsch anwenden, aber doch keinen Schaden dadurch stiften, da die Krankheitsbehandlung in keinem Bezug zu dieser falschen Krankheitserkenntnis stehen **kann**. Unsere moderne Krankheitsbehandlung muß meist auf einzelne störende Erscheinungsformen im Rahmen der Hauptkrankheit zurückgreifen. Wir geben also an z. B. Typhus zu behandeln und bekämpfen lediglich entweder den Kopfschmerz oder das Fieber oder den Durchfall, welche diese Krankheit hervorruft, und die den Patienten peinigen und in Lebensgefahr bringen.

Gehen wir aber nun auf die alte Medizin ein, so wird durch Jahrtausende verfolgbar jede einzelne äußere Erscheinung einer

Grundkrankheit, was wir also modern Krankheitssymptom nennen, als gesonderte Krankheit aufgefaßt. Wer damals aus Erfahrung die Symptome und ihre zweckmäßige Behandlung kannte, kannte auch die Medizin. Eine theoretische Erkenntnis einer einheitlichen Erkrankung im modernen Sinne gab es nicht und damit auch nicht den Unterschied von wissenschaftlichem Arzte und Pfuscher. Der Staat hatte darum auch kein Interesse, das Monopol der Ärzteschulen und das Monopol der Approbation in Anspruch zu nehmen. Wo uns in alten Zeiten etwas ähnliches entgegentritt, sind darin vielmehr Licenzbehörden für Krankenbehandlung oder steuerfiskalische Einrichtungen zu erkennen. Somit fiel auch die moderne Beschränkung in der Ausübung der erlernten Heilkunde nach Landesgrenzen weg. Für die Entwicklung und Verbreitung der alten Heilkunde war dies von höchstem Werte, worauf wir später zurückkommen müssen. Hier sei nur als Folge davon der Reichtum der Alten an Arzneistoffen erwähnt.

Alle im Altertume persönlich hervortretenden Ärzte, soweit sie Texte über Arzneimittellehre oder Rezeptsammlungen hinterlassen haben, verfügen über eine so reichliche Auswahl wirksamer Stoffe, wie solche von den gelehrtesten Pharmakologen der Neuzeit nie praktisch verschrieben, sondern höchstens in den gebräuchlichen Taschen- und Handbüchern vereint werden. In der Vielheit von Verordnungen ist uns also der römische, griechische und ägyptische, aber auch schon nach den bisher zugänglichen Proben der keilschriftliche Arzt weit über. Wenn sich diese auch an Symptome hielten und den Begriff der abgeschlossenen einheitlichen Diagnose meist vernachlässigten, so hatten doch die Keilschriftärzte auch schon ein Krankheitssystem, in welches sich harmonisch damalige symptomatische Krankheitserkenntnis und Symptombehandlung nach Erfahrung einfügte. Gegenüber dem geschilderten Zwiespalt zwischen moderner Krankheitserkenntnis und Krankheitsbehandlung wären diese Ärzte dadurch überlegen, sobald nur ihre Beobachtungen in der Erfahrung immer richtig wären. Die Ergebnisse ihrer Beobachtungen dürfen aber sehr häufig nicht als richtig angesehen werden, da sie mit weitgehenden künstlichen Zustutzungen diesem System eingepaßt wurden. Dies geschah nicht in der bewußten Absicht zu fälschen, sondern im redlichsten Glauben, der Erforschung der Wahrheit nach altergeprobten Methoden zu dienen.

Die Grundanschauung des Systems war aber die Weltanschauung des alten Orient, welche, wie erwähnt, in anderer Richtung

Hugo Winckler auseinander gesetzt hat. Die astrologischen, göttlichen und Zahlen-Einflüsse beherrschen die Keilschriftmedizin, finden sich aber ebenso in der Medizin der alten Ägypter, des klassischen Altertums und des mittelalterlichen Europa. Je nach größerem oder geringerem Hange zu Pedanterie und Schematismus tritt von Zeit zu Zeit das System schärfer hervor und wird dann wieder mehr zu Gunsten wahrer unbeeinflußter Beobachtungen verwischt. In dieser Beziehung muß schon hier hervorgehoben werden, daß die hinterlassenen Schriften der griechischen Ärzteheroen sich verhältnismäßig weit von den erhaltenen keilschriftlichen und hieroglyphischen medizinischen Texten entfernt hatten. Letztere waren aber doch auf Nebenwegen weitergeerbt worden. Als die Ausläufer der erhaltenen babylonischen und ägyptischen Texte nun wieder mehr dem Geist der europäischen Medizin gegen Ende des Mittelalters entsprachen, da schossen wie Pilze aus dem feuchten Boden in mittelprovençalischer, mittelnormanischer, mittelenglischer, mitteldänischer, mittelniederdeutscher und mittelhochdeutscher Sprache, handschriftlich in den verschiedensten Bibliotheken zerstreut, Arzneibücher auf, welche uns vielfach wörtliche Übereinstimmungen mit keilschriftlichen und hieroglyphischen medizinischen Texten bieten und in den lateinischen Vorlagen häufig der Schule von Salerno angehören. Es scheint dabei sehr stark instinktiv nach dem Charakter der Gegend und des Jahrhunderts wieder ursprünglich Zusammengehöriges in den einzelnen mittelalterlichen Machwerken ausgesiebt zu sein. So dürften diese mittelalterlichen Texte vielfach den Schlüssel für schwer verständliche medizinische Spezialtexte der Keilschrift- und Hieroglyphenkultur ergeben. Sowohl von den mittelalterlichen wie den altorientalischen medizinischen Texten ist aber leider bis jetzt erst ein recht ungenügender Bruchteil veröffentlicht. Die Wege der Überlieferung gehen einerseits von den Ägyptern zu den Kopten, dann zu den Arabern und dann nach Salerno, anderseits von den Keilschriftzeiten zu den Nestorianern (resp. Talmud) Byzantinern und Humanisten.

Es ist hier etwas nachzuholen. Oben wurde von einem einheitlichen Systeme, das die Medizin der Keilschrift- und Hieroglyphenkultur umgreift, gesprochen und hier unterscheide ich Keilschrift- und Hieroglyphenmedizin. Es kommt dies daher, daß in dem ursprünglich einheitlichen Grundsysteme für die Lehre vom Leben die Zahl 2 eintritt. Von ihr abgeleitet spielen dann die Potenzen von 2, d. h. 4, 8, 16 u. s. w. eine wichtige Rolle als die weiteren „Grade“ der Zweiteilung. Die wichtigste Zweiheit,

welche dem Leben zu Grunde liegt, ist Flüssigkeit und Luft. Da in den Leichen die Arterien leer sind, so glaubte man schon in den Venen als Blutadern und den Arterien als Luftadern diese Zweiheit unterschieden zu finden. Noch die mittelalterliche Anatomie geht so weit, auch im Halse diese beiden Adernarten in der Luftröhre als „Arterie, durch welche die Luft in den Körper tritt", und in der Speiseröhre als „Vene, durch welche die Speise in den Körper eintritt", finden zu wollen. Für die Sektenbildung im einheitlichen Systeme war es nun ein fruchtbares Streitobjekt, ob die Flüssigkeit oder die Luft den ersten Platz in der Zweiheit behauptet. Jene Stücke des Papyrus Ebers, welche sich ein hohes Alter zuschreiben, versuchen noch unparteiisch in Spalte 99 und Spalte 103 den Arterien und Venen gleichmäßig gerecht zu werden. Einige Jahrtausend später und ein Jahrtausend nach der erhaltenen Niederschrift tobt der Kampf um Arterien und Venen oder um Luft und Blut auf griechischem Boden. Hier mußte die weltbewegende Frage den ersten Grundgedanken für die Wolken des Aristophanes abgeben. Wenn später Sokrates den Schierlingsbecher trinken muß, so war daran die aufgehetzte Volksstimmung schuld. Und die Wolken des Aristophanes werden ausdrücklich als Versuch der Verhetzung gegen Sokrates gekennzeichnet. Der Beginn der Wolken läßt nun in einer Weise, wie es nur dem Sektierer der Blutlehre als natürlich erscheinen kann, den ungeratenen Sohn im Traume sein inneres wahres Wesen durch Hinweise auf Pferde kund tun. Dann wird aber Sokrates als Anhänger der Luftsekte dem Volke denunziert und zugleich versucht die Luftsekte als gottesleugnerisch zu brandmarken. Auch noch in der Zeit als Rom die Welt beherrschte wird unter den Ärzten der Kampf scharf geführt, ob das Venensystem, also die Körpersäfte, oder das Arteriensystem, also die Athmung (nach alter Vorstellung) dem Leben zu Grunde liege. Im Großen und Ganzen tritt nun, soviel bis jetzt erkennbar ist, in der babylonischen Medizin häufig die Flüssigkeit als wichtiger und in der ägyptischen Medizin häufig die Luft als wichtiger an die erste Stelle. Das erstere nennen wir humoralpathologische Medizin, das letztere pneumatische. Daß diese medizinischen Sekten international im Altertume verbreitet waren, ergibt sich aus den Quellenschriften der Bücher Mosis. Alle Redensarten des Jahvisten, welche den Begriff des Lebens betreffen, sind im pneumatischen Geiste gehalten und alle entsprechenden Redensarten des Elohisten im humoralpathologischen Geiste. Bis

jetzt sind aber keine Anzeichen dafür vorhanden, daß im alten Orient der Kampf zwischen Anhängern der humoralpathologischen und pneumatischen Heilkunde so erbittert war, daß er wie bei Aristophanes und Sokrates zum Kampfe auf Leben und Tod vor dem höchsten Gerichtshofe führte.

Scharf sind diese Grenzen im alten Orient nicht, da das Grundsystem ein gemeinsames ist und die beteiligten Völker stets von einander aus gegensätzlichen Sekten entlehnen. So gibt der Papyrus Ebers, wie auch der medizinische Papyrus des britischen Museum ausdrücklich an, daß sie asiatische Entlehnungen enthalten. Auch die ägyptischen Zaubersprüche für Mutter und Kind, welche Erman herausgab, enthalten viel Entlehnung aus Keilschriftkultur. Charakteristisch ist es, daß man die griechischen Ausläufer dieser keilschriftlichen und hieroglyphischen Medizin aus klassischer Zeit trotz der immerhin großen und absichtlich hervorgehobenen Gegensätze in eine angeblich einheitliche Schriftensammlung vereinigte und bis vor wenige Jahrzehnte glaubte, daß dieselben ein einzelner Arzt namens Hippokrates verfaßt habe. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß Zeiten ohne eigene wissenschaftliche Produktion die Schulunterschiede soweit verwischen konnten, daß gegensätzliche Entlehnungen gegnerischer Sekten gleichzeitig gemacht wurden. Besonders zu bemerken scheint es mir hier, daß die Vereinigung gegnerischer Ärzteschriften Griechenlands auf den einen Schriftstellernamen des Hippokrates in Alexandria erfolgte. Also in Ägypten, wo die vielen Räuchermittel des Papyrus Brugsch und viele pneumatische religiöse Darstellungen von der Athmungsluft und der Nase in früheren Zeiten nicht die Niederschrift der rein humoralpathologischen Zaubersprüche für Mutter und Kind verhindert hatten, wurden griechische Schriften auf den Namen des Hippokrates vereinigt, deren Verfasser sich in den gegensätzlichen Lagern von Sokrates und Aristophanes befanden.

Geradezu als kindliches Spiel muß es der Mediziner betrachten, wenn man in dem italienischen Salat des hippokratischen Korpus die echten und echtesten Bücher herausdeuten will. Ein notorischer Altertumsfälscher, welcher aus seinem Vaterlande flüchten mußte, liefert einem solchen Forscher die Belege zu einem köstlichen Ausspruch: „Den Schröpfkopf brauchten die Griechen sicher nicht erst fremden Völkern zu entlehnen“. Dies würde also ungefähr folgende Sachlage ergeben, daß Jahrtausende alte Kulturen in der Nachbarschaft bestehen, mit diesen Kulturen die Griechen in Berührung kommen und nun unabhängig von diesen älteren Kulturen nach

Jahrtausenden nacherfinden können, da ihre Freunde zu stolz sind, die Griechen Kulturentlehnungen machen zu lassen. Oder modern: Die Amerikaner sind technisch ein so hoch entwickeltes Volk, daß sie die Dampfmaschine gar nicht von den Europäern als Erfindung zu entlehnen brauchen; sondern sie können dieselbe, wenn sie nur wollen, auch heute noch unabhängig nacherfinden. Ernstlich behauptet ein russischer Panslavist, daß es seit Beginn der Neuzeit für die Entwicklung der russischen Medizin die größte Schädigung war, besonders mit deutscher, aber auch mit anderer westeuropäischer Medizin in Berührung gekommen zu sein. Die russischen Ärzte bei völligem Abschlusse von der übrigen Kulturwelt würden angeblich dann die russische Medizin schon viel weiter entwickelt haben, als es heute in Rußland und auch im Westen der Fall ist.

Ein solcher Mann wurde natürlich von seinen einsichtsvollen Landsleuten einfach ausgelacht. Kulturhistorische Trugschlüsse sind aber für Altertum und Neuzeit gleich zu bewerten. Und vor allem darf auf ihnen nicht unsere Anschauung von der altorientalischen Medizin weitergebaut werden.

Es ist kein Fortschritt der Medizin denkbar, welcher sich in Europa auf folgerichtiger Entwickelung der Wissenschaft aufbaut und welcher nun vorläufig für die amerikanische Medizin verschlossen bliebe, dann aber unabhängig von der Entwickelung in Europa aus selbständigen Forschungen auch in Amerika gemacht würde. Auch im Altertume lagen die Völker nie als tote Massen nebeneinander. Auch dort ist die Kulturentwicklung bald rascher, bald langsamer, aber stetig und vor allem international. Die Vorgeschichte zur Geschichte der griechischen Heilkunde bildet die Heilkunde der Völker des alten Orient. Der Zusammenhang der alten Völker des Orients in der medizinischen Entwickelung entspricht dem allgemeinen Kulturzusammenhange, welcher von C. Niebuhr unter dem Titel „die Amarnazeit" dargestellt ist. (Vgl. AO. I, 2.)

Die Geschichte der Medizin beginnt in der fernsten Prähistorie der Menschheit oder schon bei der Selbsthilfe der Tiere. Bei niederen Tieren wie bei den höheren finden sich Handlungen, welche teils instinktiv, teils mit Überlegung erfolgen, um mit einfachster äußerlicher Entfernung die Folgen von Gesundheitsschädigungen zu beseitigen, und sich gegen die immer wiederkehrenden Angriffe von Parasiten als ursprünglichste medizinische Behandlung zu wenden. Bei manchen Vögeln finden wir sogar eine Unterweisung im Parasitenfang und zwar der Kinder durch die Eltern. Der Urmensch

lag nach seinen Lebensbedingungen in einem ständigen Kampfe mit dem Ungeziefer und der Urmensch im Krankheitsfalle war in seinem Bestreben der Unterdrückung seiner Parasiten wahrscheinlich weniger erfolgreich, als die Affen unserer Menagerien, welche sich fortwährend den Pelz absuchen.

Die modernste Medizin sucht wieder jede Krankheit auf Parasiten — allerdings in Europa auf pflanzliche Parasiten — zurückzuführen. Die Scheidung der Berufe mit hohen Sammelkenntnissen, wozu auch die Ärzte gehören, ist eine uralte. Der berufsmäßige Bekämpfer von Ungeziefer ergibt sich aus dem Anfange der Eigenmedizin der Tiere als erster Arzt der Urmenschen und die höchste Stufe moderner wissenschaftlicher Medizin ist die Bekämpfung der Parasiten. Das würde eine geradlinige Entwicklung der Medizin in dieser engbegrenzten Bahn als das wahrscheinlichste ergeben.

Doch die ältesten Belege der Medizin in Keilschrift- und Hieroglyphenkultur lassen den Stand der Medizin weit ab von dieser Bahn erscheinen. Es tritt uns ein System entgegen, das den Körper aus verschiedenen Grundstoffen (sowohl fester, als flüssiger, als gasförmiger Beschaffenheit) zusammengesetzt sein läßt. Alle Krankheit beruht auf Gleichgewichtsstörungen dieser Grundstoffe und diese Störungen sind wieder abhängig von Jahreszeiten und damit von Sternstellungen. Es werden dafür ähnliche Vorgänge im Makrokosmos und Mikrokosmos zur Erklärung herangezogen u. s. w., u. s. w. Auch noch in griechischer Zeit und Mittelalter zeigt sich die Medizin in das gleiche System eingezwängt, wie in der Keilschriftkultur, mit Verkennung der wahren Ziele der Heilkunde, welche sich gegen die belebten Krankheitserreger aus Pflanzenreich und Tierreich wenden sollte teils zurzeit, wenn sie ihre Schädigung des erkrankten Menschen schon begonnen haben, teils zuvor.

Es fragt sich nun, ob wir einen Anhaltspunkt für die Zeit dieser Einzwängung besitzen. Wir finden erweislich das Schwarzschlangenfett 1600 vor Chr. und 1000 nach Chr., den Bilsensamenmilchauszug 1600 vor Chr. und 1300 nach Chr. und die Geschlechtsprüfung des Ungeborenen mit ähnlichen Zeitdifferenzen neben vielen anderen Punkten belegt; es haben sich hier durch verschiedene Länder und verschiedene Sprachen über 3000 Jahre medizinische Angaben mit kleinlichsten Einzelheiten verschleppt. Es ist also kein blinder Köhlerglaube, wenn wir Texten mit der Niederschrift um 1500 v. Chr. glauben, welche noch dazu eine ganz altertümliche Sprache besitzen, daß sie nochmals 2 Jahrtausende älter abgefaßt sind. Dies

ist in Ägypten der Fall, wo sich Teile des Papyrus Ebers, des Papyrus Brugsch und des Londoner Papyrus ein Alter bis auf die Pyramidenzeit zurück zuschreiben.

Ziemlich dasselbe Alter, wenigstens nach der vielbezweifelten Datierung Nabunaids schreiben sich medizinisch-prognostische Texte der Kouyunjik-Sammlung zu, wenn sie unter Naramsin abgefaßt sein wollen. Winckler verlegt nach der Präzession des Frühjahrsäquinoktium die Entstehung der altorientalischen Weltanschauung, welche auch dem mehr erwähnten medizinischen Systeme zugrunde liegt, auf die Zeit zwischen 6000 und 3500 v. Chr. — nach dem genauen Wortlaute allerdings 5000 und 2500. Jedenfalls wurde ein so sehr einheitliches System nicht erst im Laufe der Jahrtausende auf andere Gebiete z. B. die Medizin übertragen, sondern sofort in den ersten Jahrhunderten. Wir sehen ja in gleicher Weise die Deszedenztheorie mit Zuchtwahl ꝛc. im Laufe weniger Jahrzehnte mit einigen kleinen Schwankungen alle Naturwissenschaften und die Medizin in ihr Schema zwingen. Und ohne Beherrschung dieser neuen Theorie ist es heute gar nicht mehr möglich, auch nur in den gröbsten Umrissen den Formenreichtum heutiger und vorweltlicher Lebewesen zu überblicken. Ebenso rasch oder nur wenig langsamer ist wohl auch die altorientalische Weltanschauung zur Systematisierung teilweise damals schon uralter medizinischer Erfahrungen benützt worden. Wollen wir darum die ägyptischen und babylonischen medizinischen Datierungen in der Weise auffassen, daß die älteste Zeit des Systems als die klassische Zeit des Systems betrachtet wird und daß von da ab die schon im Papyrus Ebers (um 1600 v. Chr.) erkennbar weit vorgeschrittene Verknöcherung alles medizinischen Wissens langsam ihren Anfang genommen hat, so würde man für die Medizin in Ägypten die Zeit der Pyramidenerbauer, für die Medizin in Babylonien die von Nabunaid angenommene Zeit Naramsins als Beginn des Systems erhalten. Damit würde man noch in die Ansetzung von Winckler hineinkommen, aber ziemlich an das Ende (also rund 3500 v. Chr.).

Ob ein anderes System schon vorher die medizinische Erfahrung in gewisse Fesseln geschlagen hatte oder ob die bis dahin systemlose Erfahrung nur möglichst großen Sammelbesitz eigener und vererbter Einzelerfahrungen als Eigenschaft des Arztes anerkannte, ist einstweilen nicht mit Sicherheit zu entscheiden.

Winckler verlegt die Entstehung der altorientalischen Weltanschauung aus bestimmten Gründen nach Babylonien. Nach der

Wahrscheinlichkeit würde hier, wenn wir dem späten Griechen Herodot mit allem Vorbehalt glauben wollen, noch eine Erinnerung an die Zeit ohne System gewahrt geblieben sein, indem er Babylon ohne Ärzte schildert und die Kranken auf zufällige Erfahrungen von Nebenmenschen angewiesen sein läßt.

Von da an bis ungefähr 1500 n. Chr. herrscht die altorientalische Weltanschauung in der Medizin fast unbeschränkt. In der Neuzeit ist diese Weltanschauung in kleinen Abänderungen noch die Überzeugung der Volksmedizin. Und da und dort erheben sich bei Vertretern der medizinischen Wissenschaft der neuesten Zeit Ansichten, welche neuerdings humoralpathologische, vitalistische rc. Lehren zu allgemeiner Geltung zu bringen versuchen, was einer Erneuerung des alten Systems gleichkäme. Wenn also die Medizin in altorientalischer Weltanschauung und ihren Ausläufern wirklich endgültig aus der Wissenschaft beseitigt wäre, so hätte sie ziemlich genau fünf Jahrtausende geherrscht. In dieser Zeit treten vom Osten Asiens bis zum Westen Afrikas verschiedene Kulturvölker auf, bei welchen wir stets auf eine Heilkunde stoßen, die mit geringen Abweichungen der Zwangsjacke des Systems eingepaßt ist. Je nach dem Eintritt der Völker in eine höhere Kultur und je nach der Entfernung vom Ausgangspunkte des Systems nahmen die Völker dies System der Heilkunde in ihrer eigenen Redaktion zu unterschiedlichen Zeiten an. Wenn für Babylonien ungefähr 3500 v. Chr. das System ausgebaut wird, so ist die Aufnahme in China von 2698 bis 2599 zu datieren, da das Nei-King, das älteste medizinische Buch der Chinesen, welches hierher gehört, angeblich in diesem Zeitraume abgefaßt ist.

Wenn so manche Anhaltspunkte für eine prähistorische Kulturverbindung zwischen Hinterindien und Mittelamerika sprechen und wir die Möglichkeit solcher Beziehungen einstweilen zugeben wollen, so hatte zum mindesten innerhalb 4000 Jahren jedes heute noch lebende Naturvolk ein oder das andere Mal Gelegenheit, mit dieser alten systematisierten Medizin in Berührung zu kommen. Damit fällt jeder zwingende Grund, für gleichartige medizinische Ansichten oder Behandlungen weit entlegener Völker den Völkergedanken in Anspruch zu nehmen. Wir dürfen aber danach auch nicht aus Beobachtungen bei sogenannten Naturvölkern das bunte Mosaik der angeblichen Urmedizin des Menschen aufbauen wollen, da diese Naturvölker nur treue Wahrer von Resten alter Wissenschaft sind.

Wenn wir nun um 3500 v. Chr. eine Systematisierung der Medizin in altorientalischer Weltanschauung annehmen müssen, so

bietet von da ab die chronologische Entwicklung der Medizin viele Schwierigkeiten. Die Nachweise sind noch recht lückenhaft und für die Keilschriftmedizin fast nur auf die Regierungszeit Assurbanipals (668—626) beschränkt. In neuester Zeit sind durch Scheil, Winckler, Hunger und andere auch Einblicke in die Heilkunde zur Zeit Hammurabis (ca. 2250 v. Chr.) eröffnet worden. Und doch zeigt sich schon hier das sprunghafte Verhalten, das auch die Medizin bis zum Beginn der Neuzeit erkennen läßt. Die Medizin, welche ein bestimmtes System nicht verlassen darf, macht doch ihre Entwickelung durch, meist allerdings in der Bahn einer Sackgasse. Dann wird plötzlich diese Entwickelung unterbrochen und auf altehrwürdige Texte zurückgegriffen. Aus solch später Wiedergeburt sind uns die ältesten Texte erhalten. Dürfen wir aber auch überall diesen Texten trauen? Kann uns nicht vielleicht die Zeit der Wiedergeburt mit Fälschungen betrügen? Oder kann die Wiedergeburt nicht selbst durch solche Fälschungen betrogen sein? Für Kenner der Geschichte der Medizin sei nur an das mittelalterliche Falsifikat des Macer Floridus und an die innige Vermengung echter hippokratischer Schriften mit pseudhippokratischen Schriften erinnert.

Im Ganzen haben wir aber keinen Grund, die Rückdatierung der Keilschrifttexte zu bezweifeln und ist darum schon oben von diesen Datierungen Gebrauch gemacht worden. Der Konstantinopler medizinische Keilschrifttext enthält einerseits eine wörtliche Parallele mit einem ägyptischen Text, der sich mit Sicherheit auf das 16. Jahrhundert v. Chr. datieren läßt und außerdem enthält dieser Text ein gleichlautendes Rezept mit einem Texte der Assurbanipalbibliothek. Wenn also diese ganz zufällige, uns noch zugängliche Stichprobe bei einem Abstande von 1000 Jahren das gleiche Rezept ergibt, so ist eine Ansetzung aus anderen Gründen, welche 3000 Jahre eine Überlieferung von unveränderten medizinischen Texten erfordert, nicht unglaubwürdig.

Wenn die Gesetzesparagraphen, welche früher nur aus der Bibliothek des Assurbanipal bekannt waren, sich ein Alter von anderthalb Jahrtausenden durch den Namen Hammurabi zugeschrieben hatten, so sind durch die neuen Funde in Susa diese Angaben glänzend bestätigt. Wir haben dadurch kein Recht, andere Angaben über alte Entlehnungen zu bezweifeln. Bei dem Fehlen des Begriffes des Plagiats im ganzen Altertume ist es viel leichter möglich, daß unter einem jüngeren Autornamen ältere Texte weitergeerbt werden. Stets muß der Verdacht im Auge behalten werden,

daß die Vorlagen der Texte noch weit älter sein können, als bisher angegeben oder erwiesen ist.

Bei einer Betrachtung in dieser Weise werden die assyrischen medizinischen Texte zu Belegen der babylonischen Medizin. Aber diese babylonische Medizin ist fast ausschließlich in assyrischer Überlieferung zugänglich. Aber auch die ägyptische Medizin wäre dann wenigstens zum Teil babylonische Entlehnung. Das Gleiche kann von der chinesischen Medizin vermutet werden. Dieselbe ist in ihren theoretischen Ansichten enge mit der um 3500 systematisierten Medizin verwandt und zwar so sehr, daß von babylonischer und chinesischer Medizin gesagt werden kann, sie stünden im Verhältnis von Mutter und Tochter. Die Chinesen, welche sonst eine Vorliebe für alte Datierungen haben, datieren aber den Beginn ihrer Medizin 500 bis 1000 Jahre jünger, als wir für Babylonien und Ägypten fanden. Schon dies würde darauf hinweisen, die chinesische Medizin als Tochter der babylonischen Medizin zu betrachten.

Der Geologe Lepsius setzt nun die letzte Eiszeit der nördlichen Halbkugel vor das Jahr 3000. In diese Zeit setzen chinesische Datierungen auch die Sintflut, wohl als Endpunkt der Eiszeit. In der Eiszeit waren unsere Kulturländer von heute größtenteils unwirtlich kalt, mit Gletschern bedeckt, welche nur ganz allmählich abschmolzen. In dieser Zeit muß der Gürtel von 20—30° n. Br. ohne erschlaffend warme Sommer der Träger eines gemäßigten Kulturklimas gewesen sein, während die heutigen Kulturländer erst Völkern mit eskimoartiger Lebensweise Wohnsitze boten. Es ist damit die Möglichkeit sehr leicht verständlich, daß im Süden Babyloniens zugleich mit oder kurz nach der altorientalischen Weltanschauung die gleicherweise systematisierte Medizin entstand und nun im Laufe der Jahrtausende in der Weise nach Norden wanderte, wie neue Gebiete und neue Länder zu Kulturländern sich umgestalteten.

Die Zusammengehörigkeit der systematisierten Medizin aller Kulturländer der alten Welt zeigt sich in manchen gemeinsamen Folgeerscheinungen. Als Beispiel sei das Gefäßsystem gewählt. Überall finden wir Arterien, Venen, Nerven, Sehnen, Bänder, Luftröhre, Speiseröhre, Uretheren und Penis unter einem einheitlichen Worte zusammengefaßt oder es gehen Bezeichnungen für einen dieser Körperteile gelegentlich auf die anderen über. Kein Metzger, welcher seiner fünf Sinne mächtig ist, würde bei nüchterner Beobachtung ohne theoretische Voreingenommenheit auf solch gezwungene Vermengung verfallen. Nur der Schüler, welcher vom Lehrer blind

geleitet wird, kann immer wieder urteilslos so etwas nachsprechen, weil er im System befangen ist. Der Franzose läßt heute noch im sprachlichen Ausdruck die Brechneigung im Herzen entstehen. Es ist dies eine Vermengung der Bezeichnungen von Magen und Herz. Auch diese Konfusion von Herz und Magen ist international, soweit die systematisierte Medizin auf die Grundlage der altorientalischen Weltanschauung zurückgeht.

Wir dürfen hier nicht einwerfen, daß der Medizin jener Zeit die Kenntnis der Anatomie des menschlichen Körpers mangelt. Die alte Welt hatte auch ihre anatomischen Vorstellungen, wie die etruskischen Terrakottadarstellungen des Situs viscerum beweisen. Die etruskischen und babylonischen Augurenlebern (vgl. AO. III, 2/3, S. 41) sprechen auch hier für innigen Zusammenhang zwischen den beiden Völkern und ihren anatomischen Vorstellungen. Die menschliche Anatomie wurde aber durch Analogieschluß von der Anatomie des Schlächters abgeleitet. Nur die äußerliche Anatomie des menschlichen Körpers wurde aus unmittelbarer Betrachtung gewonnen und dennoch wurde dieser Analogieschluß auch bei äußerlichen Körperregionen beibehalten, wo der Augenschein sofort den Fehler der Analogie zeigen konnte. So befinden sich bei allen Tieren die Zitzen an den Weichen. Nur bei Affen und Menschen befinden sich dieselben an der Brust. In der Sprache Babylons und Ägyptens wird aber die Bezeichnung als Zitzengegend auch für die Weichen des Menschen verwendet. Als Leber stellt das babylonische wie etruskische Altertum die Ziegenleber dar und zwar die Etrusker mit dem Bestreben, dadurch eine Menschenleber abzubilden. In ägyptischen Hieroglyphen wird die menschliche Lunge mit einer symmetrischen sechslappigen Säugetierlunge als Hieroglyphe geschrieben an Stelle der unsymmetrischen fünflappigen Menschenlunge. Diese Beispiele lassen sich bei systematischem Suchen vermehren.

Eine Anatomie war somit und zwar immer und überall vorhanden, allerdings aber nur eine Anatomie der Schlachttiere. Diese Anatomie wurde aber bewußt auf den menschlichen Körper übertragen und konnte Tag für Tag bei jedem Metzger nachkontrolliert werden. Für die Anatomie der Säugetiere sind aber die oben erwähnten Konfusionen der Adern rc. ebenso sonderbar, als für die menschliche Anatomie. Die internationale Medizin muß also in einem gemeinsamen System befangen gewesen sein, welches den klaren Blick soweit trübte, daß nie die Grundverschiedenheit von Arterien, Venen, Luftröhre, Speiseröhre, Uretheren, Penis, Nerven, Sehnen

und Bänder oder auch von Magen und Herz zum vollen Bewußtsein kam. So etwas ist kein Völkergedanke, sondern das ist irregeleitete Stubengelehrsamkeit vor mehr als 5000 Jahren, welche in dem vollständigen und logischen Ausbau des Systems auch solche einzelne Sätze trotz des Widerspruchs des alltäglichen Augenscheins nicht ohne Gefährdung des ganzen Systems aufgeben konnte.

Die anatomischen Einzelheiten der babylonischen Medizin sind bisher nur recht dürftig durchforscht und konnten auch nur sehr dürftig durchforscht sein, da bei der Unkenntnis obiger künstlicher Verzerrungen meist versucht wurde, mit modernen anatomischen Begriffen zu übersetzen. Und auch für Versuche zu solchen Gleichsetzungen fehlten meist genügende Anhaltspunkte. Ein leicht zugänglicher Begriff scheint vor allem das Blut zu sein.

Ich will darum aus der hippokratischen Schrift über die Winde eine verbreitete Ansicht über die Physiologie des Blutes anfügen. „Sobald der Schlaf den Körper anwandelt, so erkaltet das Blut, weil der Schlaf vermöge seiner Natur abzukühlen pflegt. Ist aber das Blut abgekühlt, so wird seine Zirkulation träger . . . . Die Denkkraft wird unklar und schwindet; einige fremdartige Vorstellungen schweben dem Schlafenden vor, welche nun Träume genannt werden." Konrad von Megenberg führt anderthalbtausend Jahre später dies Thema weiter. „Wer häufig vom Regen träumt und im Traum das Meer und fließendes Wasser erblickt, hat viel wässerige Feuchtigkeit im Leibe. Ihm sind Bäder nützlich und ähnliche Mittel, den Körper zu reinigen. Träumt jemand von Feuer, Blitz und Kampf, so hat er viel von der Materie im Leibe, die rote Galle genannt wird. Ein Übermaß von Blut erregt Träume von roter Färbung der Gegenstände, von frohen Festen und gutem Essen, wie auch von Blutflüssen. Wer träumt, er sehe viel schwarze oder braune Dinge und sich im Schlaf fürchtet und erschrickt, der hat viel von der Materie im Leibe, welche schwarze Galle oder Melancholie genannt wird. Träumt aber jemand, er stehe im Schnee, oder sonst wo an einem kalten Orte, so hat er zuviel Kälte im Leibe. Umgekehrt deutet es auf zuviel Hitze, wenn man von einem heißen Bade träumt oder glaubt, man stehe in der brennenden Sonne oder an einem großen Feuer. Zu große Trockenheit und Dünnheit des Blutes und der anderen Säfte erregt Träume von Fliegenkönnen. Wer von einer schweren drückenden Last träumt, hat zuviel gegessen. Wer aber im Traum durch unsaubere und übelriechende Stätten wandert, der hat viel faule und stinkende Feuchtigkeit in sich. Da-

gegen ist es ein Zeichen für eine richtige und ungetrübte Beschaffenheit der Leibessäfte und den völligen Mangel aller zersetzten Materie, wenn man träumt, man gehe durch Gärten oder durch wohlriechende Orte. Wer sich im Traum durch enge Wege und Fenster durchwinden muß, leidet an Erkrankung der Röhren und Organe, die den Körper mit Luft versorgen sollen, so daß sie nicht imstande sind, so viel Luft einzuziehen, als für das Wohlbefinden der sämtlichen Organe notwendig ist .... Ein vernünftiger Mann kann also aus seinen eigenen Träumen erkennen, wann es ihm not tut, sich zur Ader zu lassen oder Arznei einzunehmen .... Einige Träume sind auch bedingt durch den Einfluß der Kraft der Gestirne .... Die Kunst, die Träume zu deuten, ist eigenartig und umständlich." Auf den Traum in den Wolken des Aristophanes habe ich schon hingewiesen.

Diese Zitate sind nun allerdings keine Belege aus der Keilschriftmedizin. Wenn wir aber die zugänglichen Bruchstücke assyrischer Keilschrifttafeln über Träume betrachten, so muten sie uns an, als ob sie da und dort aus einer ausführlicheren Abhandlung obigen Geistes herausgerissen wären. Gerade wie bei Megenberg wird in der Keilschrifttafel K 10454 ein Patient erwähnt, der von Blut (oder vielleicht von einer Leiche) träumt und ihm ein bestimmtes Rezept aus Arzneipflanzen verordnet. Aus der Tafel K 6267 geht hervor, daß nach der Urinschau auch die Traumschau vorgenommen wurde. Von den vielen Belegtafeln will ich hier keine weiteren aufzählen.

Aber nicht nur mit den Träumen beschäftigt sich unser Konrad von Megenberg. Eine andere Probe betrifft die Haare. „Schlichtes weiches Haar deutet auf einen furchtsamen Menschen. Einen Vergleich dafür haben wir beim Hasen und beim Hirsch. Krauses Haar bedeutet Kühnheit. Starker Haarwuchs am Bauch deutet Unkeuschheit an. Viele Haare auf der Brust sind das Merkmal eines kühnen Sinnes, dagegen weist reichliche Behaarung der Schultern und des Halses auf Kleinmut, Widerstreben und Trotz. Damit ausgestattete Leute bekehrt man nicht leicht von einem einmal gefaßten Vorsatz. Viel Haar an Brust und Bauch deutet auf geringe Weisheit. Wie Schweinsborsten auf dem Haupt oder überall am Körper aufragende Haare zeigen Furcht an." Auch diese Probe Megenbergs sieht bekannten Keilschrifttexten ähnlich. Die Keilschrifttexte, welche entsprechende Angaben über das Haar machen, sind K 2967, K 3860, K 4010 und K 8342.

Die Verschleppung solcher Produkte der altorientalischen Weltanschauung in der Medizin nicht nur durch so entfernte Zeiten, sondern auch durch entfernte Länder in gleicher Zeit war möglich durch die größere Internationalität der Wissenschaft und ihrer Vertreter. Die Tell el Amarna-Funde (vgl. AO. I, 2) beweisen die Internationalität der babylonischen Sprache und Schrift in jenen Zeiten, dann wird die griechische Sprache und endlich im Mittelalter die lateinische Sprache international. Heute veröffentlicht der russische Gelehrte in russischer, der ungarische Gelehrte in ungarischer Sprache und vielleicht nur allzu bald wird auch eine japanische Wissenschaft in japanischer Sprache erstehen. Außer der internationalen Einheitlichkeit der Sprache kam der Verbreitung ärztlicher Kenntnisse auch zugute, daß kein Arzt für die Ausübung der Heilkunde an irgend welche Landesgrenze gebunden war. Noch am Schluß des Mittelalters verlegt ein Portugiese seine Praxis zuerst nach Holland und später in die Türkei. Darum sehen wir auch am alten persischen Hofe bald ägyptische Ärzte, bald griechische Ärzte tätig, während heute schon die gezählten Semester strenge von der Landesgrenze eingeschlossen sein müssen. Und wer nicht von der ersten lateinischen Deklination an im engen Rahmen des Vaterlandes seine Studien durchgeführt hat, hat in diesem Lande heute kein Recht, ein Rezept zu verschreiben.

Die freiwillige Verlegung der Ausübung ärztlicher Praxis von einem Lande in ein anderes gehört heute fast zu den Unmöglichkeiten. In den Zeiten der Keilschriftmedizin und so lange als die altorientalische Weltanschauung die Medizin beherrschte, konnte eine solche internationale Verlegung der Praxis sehr leicht sogar gegen den Willen des Arztes durch die Einrichtungen der Verbannung und der Sklaverei erfolgen. Bei der Schwierigkeit des Verkehrs im Altertume sind diese häufigen unfreiwilligen Verschleppungen sehr wichtig für die Verbreitung neuer Errungenschaften medizinischer Erfahrung wie der Schlußfolgerungen des internationalen Systems. Bei Herodot ergibt die Erzählung vom Arzt Demokedes solche Verschleppung ägyptischer und griechischer Ärzte nach dem Gebiete der Keilschriftkultur. In der Menonia wird für die Zeit des Hippokrates ein ägyptischer Arzt Nini in Griechenland erwähnt.

Ein vorderasiatischer Mittelpunkt solchen medizinischen Austausches kann gegenwärtig in Einzelheiten noch nicht gewürdigt werden, nämlich Sardes. Wenn wir in Herodot, in der Menonia und anderen griechischen Schriften nach den Wegen der Übermittelung

ägyptischer oder babylonischer Medizin suchen wollen, so stößt uns immer wieder Sardes auf und zwar in einer Rolle, welche weit diejenige überragt, welche wir von der Hauptstadt einer persischen Satrapie, also einer Stadt zweiten Ranges, erwarten sollten. Hier ist eine Stadt, welche aus der alten Herrlichkeit des Phrygerreiches und Lyderreiches ihren Ruf als medizinische Zentrale gerettet hatte und die benachbarten Provinzstädte griechischer Nationalität Kos und Knidos durch Ableger ihrer medizinischen Wissenschaft zu unsterblichem Ruhme führte. Was wir von der Medizin von Sardes wissen können, stammt aus zweiter Hand. Ein phrygisch-lydisches Altertum in dem Sinne, wie das ägyptische oder babylonische Altertum können wir bei dem Mangel lesbarer nationaler Literatur wenigstens heute nicht neu vor unseren Augen erstehen lassen. Trotzdem darf bei den Auslandsbeziehungen der Keilschriftmedizin Sardes nicht ganz vergessen werden. Noch weniger sind einstweilen die medizinischen Beziehungen der babylonischen Kultur nach dem Osten und Nordosten klarliegend. Die Volksmedizin der heutigen Malaien auf Jawa ist in den zugänglichen Belegen enge verwandt mit den altorientalischen Medizintexten. Auch die Praxis der Ärzte als Periodeuten hat sich bis heute in Siam genau in den Formen erhalten, welche das griechische Altertum berichtet und welche sich in der Hebammenhülfe des Papyrus Westcar und in der ärztlichen Hülfe der Ärztebriefe aus Assurbanipals Bibliothek wiederspiegeln.

Ein vielgenanntes Volk ist anzufügen. Es sind die Phöniker. Wenn die Übersetzung medizinisch-ägyptischer Texte durch Ebers und die entsprechende keilschriftlicher Texte durch Sayce gültig sind, so würden die Phöniker in beiden Fällen erwähnt. Bei griechischer und römischer Medizin ist es sicherlich der Fall. Und doch möchte ich nicht von dem internationalen Einflusse phönikischer Medizin sprechen. Die übrigen Völker vermitteln sich gegenseitig medizinische Kenntnisse und treten damit wechselweise in der Rolle von Lehrer und Schüler auf. Die Phöniker sind aber einzig und allein Kaufleute. Nicht medizinische Kenntnisse vervollkommnen oder vermitteln sie, sondern nur die Arzneidrogen vermitteln sie von Land zu Land, überall wo sich Berichte über dieselben in Verbindung mit der Geschichte der Medizin bringen lassen. Der Vermutung ist allerdings Raum zu geben, daß den Phönikern die Verschleppung in Sklaverei geratener Ärzte in möglichst ferne Länder als lohnendes Geschäft sehr nahe lag. Wir müssen nur im Auge behalten, daß sich der Kranke immer und überall an jeden Strohhalm klammert und

daß er ganz besonders oft hofft, ein Arzt aus möglichster Ferne würde ihn endlich zu heilen vermögen. Glückte dies wirklich, so war der Profit für den Phöniker außer dem hohen Preise des Menschenhandels ein zweiter. Der fremde Arzt kannte die Arzneipflanzen seiner neuen Heimat nicht und blieb stets auf seine erlernten Kenntnisse der Arzneipflanzen seines Geburtslandes angewiesen und damit auf den ferneren lohnenden Arzneiimport durch die Phöniker.

Im Mittelalter finden wir einmal ganz ähnliche Verhältnisse, als ursprüngliche Sklaven von der Nordküste Afrikas, nachherige christliche Konvertiten, z. B. Constantinus Africanus, arabische Medizin und arabische Drogen dem christlichen Norden vermittelten.

Bei diesen Verschleppungen und den fortwährenden Änderungen der Krankheitslehre, aber immer strenge im Rahmen des Systems der alten Weltanschauung, ist besonders der Hang der Vertreter praktischer Medizin zu beachten, auf nebensächliche Äußerlichkeiten entscheidendes Gewicht zu legen und solche Äußerlichkeiten, welche wohl im System eine Stütze finden konnten, aber nach heutiger wissenschaftlicher Überzeugung lächerlich nebensächlich sind, von Jahrtausenden zu Jahrtausenden und von Land zu Land zu verschleppen.

Wo stände die heutige Chirurgie ohne die vielen Instrumente aus Stahl und Eisen. Eine alte Tradition hat aber der Volksglaube erhalten. Eisenrost soll das gefährlichste Gift für eine Wunde sein. Wird irgend eine Wunde mit den gefährlichen Organismen des Starrkrampfes verunreinigt, so weiß sicherlich der Laie in altabergläubischer Überlieferung dem Arzte von dem Roste an einer Schneide oder an einem Nagel zu erzählen, welcher diese Wendung der Verletzung veranlaßt hat. Ja, dem Arzt auf dem Lande, der die Fühlung mit der fortschreitenden Wissenschaft verliert, wird diese altväterliche Ansicht so oft wiederholt von seiner Umgebung entgegen gebracht, daß er zuletzt nach wenig Jahren unter der Wirkung dieser fortgesetzten Suggestion die Lehre von der Rostinfektion der Wunden dem Bestande seiner medizinischen Ausdrucksweise einverleibt. Er sagt unbewußt in alter Anschauung, daß er seine Instrumente reinige, um sie blank und rostfrei zu halten, während doch richtiger nur von keimfreien Instrumenten als Zweck der Reinigung gesprochen werden müßte.

Die Zeit der römischen Kaiser zog hier folgerichtige Schlüsse in ihrer Art. An den verschiedensten Orten Italiens, der Schweiz, der Rheinlande u. s. w. sind chirurgische Instrumente der römischen

Kaiserzeit gefunden worden. Sie sind alle aus Bronze. Irgend welche Anhaltspunkte auch nur für vereinzelte chirurgische Instrumente aus Stahl oder Eisen haben sich nicht ergeben, weil natürlich auch keine solchen Instrumente vorhanden sein konnten bei der angeblichen Gefahr einer Wundvergiftung. Etwas anderes war es, wenn verhältnismäßig früh und in verhältnismäßig rascher Verallgemeinerung eiserne Kriegswaffen in Gebrauch kamen. Im Geiste jener Zeiten war das giftigste Metall das geeignetste, um dem Feinde Wunden zu schlagen. Für die Technik des Altertums blieb die Gewinnung des Eisens stets weit schwieriger, als die der anderen bekannten Metalle. Aber man wußte Mittel und Wege, selbst diese Schwierigkeiten für den Massenbedarf zu beseitigen, um sich das gefährlichste Waffenmetall zu verschaffen. Da im Interesse der Schärfe der Waffe die Schneide blank gehalten werden mußte, brachte man gegen den Rücken der Klinge die heute noch traditionelle nicht blanke Längsfurche als Blutrinne an, welche in der heutigen Technik als durch die davor liegende Verstärkungsrippe entstanden erscheint. Alles dies nur, um die Kriegswunden möglichst gefährlich werden zu lassen! Im Alltagsleben hatte das Bronzezeitalter dem Eisenalter weichen müssen noch als Babylon den Anspruch erhob, die Hauptstadt der Welt zu sein. In der Chirurgie dauert aber die Bronzezeit bis in die Herrschaft der römischen Kaiser herein.

Dieser Hang am Alten läßt uns manche neue Beleuchtung der Chirurgie der klassischen Völker erhoffen, wenn erst einmal die Einblicke in die Medizin der Keilschriftkultur ein zusammenhängendes Bild gestatten. Daß die Bronzezeit in der Chirurgie soweit in die Eisenzeit des Alltagslebens hereingreift, verlängert die Bronzezeit der Chirurgie keineswegs gegenüber der Bronzezeit des Alltagslebens. Es finden sich Anhaltspunkte, daß auch in die Bronzezeit des Alltagslebens ebenso starr traditionell die Steinzeit der Chirurgie übergriff. Die Chirurgie oder vielmehr die ganze Medizin erscheint somit stets um ein Jahrtausend gegen die Entwicklung des Alltagslebens rückständig. Zwischen Bronzezeit und Steinzeit schiebt sich die Kupferzeit ein. Diese Kupferzeit können wir für die Werkzeuge des täglichen Lebens zur Zeit von Hammurabi als längst von der Bronzezeit überwunden betrachten. In den Gesetzen Hammurabis wird in Übereinstimmung mit allem was wir sonst wissen ausdrücklich erwähnt, daß die chirurgischen Instrumente, mit welchen die Schröpfungen und der Staarstich vorgenommen wurden, aus Bronze bestanden.

Da medizinische Anschauungen aller Zeitalter vielfach nur der Ausfluß von allgemeinerer Weltanschauung abgelaufener Zeitperioden sind, werden wir zum richtigen Verständnis der klassischen Medizin die Keilschrift- und Hieroglyphenmedizin heranzuziehen gezwungen, wie auch der Bearbeiter von medizinischen Keilschrifttexten stets in Fühlung mit der Medizin der klassischen Völker bleiben muß.

Wie dies Verhältnis zu verstehen ist, erläutert das Beispiel am besten. Aradnana, ein Hofchirurg, schreibt an den König gelegentlich einer anderen geschäftlichen Mitteilung (K. 519): „Betreffs des Patienten mit den Blutungen aus der Nase sagte der Rabmugi zu mir, daß gestern gegen Abend eine Blutung auftrat. Der Verband des Patienten ist nämlich ein chirurgischer Kunstfehler. Denn auf die Nasennüstern ist er befestigt, so daß er die Atmung behindert und die Blutung dennoch durch den Mund nach hinten erfolgen kann. Lasse doch die Nase tamponieren, so wird der Luftdurchschnitt ganz gehemmt und die Blutung wird abgeschlossen. Wenn es vor dem König, meinem Herrn, angenehm ist, so will ich morgen entsprechende Anweisungen geben. Nun möchte ich Antwort, was darauf hin beschlossen wird". Einzelheiten dieser Übersetzung sind unsicher. Es sind mehrfach in solchen Einzelheiten abweichende Übersetzungsversuche von verschiedenen Gelehrten erschienen. Hier kann dieser Brief natürlich nur in freier Übersetzung zum allgemeinen Einblick verwendet werden.

Zum Verständnis dieses assyrischen Briefes muß verglichen werden, was ein griechischer Schriftsteller im hippokratischen Buche de articulis von den Nasenverbänden sagt. „Es gibt mehr als eine Bruchart, wenn die Nase gebrochen wird. Diejenigen, welche unklug genug sind, an zierlichen Verbänden Gefallen zu finden, täuschen sich zwar auch oft in anderen Fällen, am meisten aber beim Bruche der Nasenknochen. Dieser Verband nämlich ist der komplizierteste unter allen, ähnelt an den meisten Stellen der Hobelspanbinde und läßt die mannigfaltigsten rautenförmigen Zwischenräume auf der Haut ganz unbedeckt. Diejenigen nun, welche, wie gesagt, Freunde eines solchen sinnlosen wundärztlichen Verfahrens sind, sind gleich bereit, jede gebrochene Nase zu verbinden. Einen oder zwei Tage hat der Wundarzt Freude an seinem Verbande, und auch der verbundene Patient freut sich damit; dann aber wird er desselben schnell überdrüssig, weil er ihm eine lästige Bürde ist. Dem Wundarzte genügt es, wenn er dargetan hat, daß er eine Nase auf besondere Art zu verbinden wisse. Diese Verbandweise

aber bewirkt gerade das Gegenteil von allem, was sie leisten soll. Denn offenbar werden entweder diejenigen, welche infolge des Bruches eine breite, oben eingedrückte Nase bekommen, noch breitnäsiger, oder der oberwärts fest angelegte Verband gewährt offenbar denen, welchen die Nase nach dieser oder jener Seite entweder am Knorpel oder am oberen Teile schief gebogen wird, nicht nur keinen Nutzen, sondern schadet gewöhnlich vielmehr. Die von der einen Nasenseite solchergestalt angelegten Kompressen entsprechen dem Erfordernisse, das nach der anderen Seite hinstehende zu unterstützen, nicht, wiewohl die den Verband Anlegenden dies nicht einmal tun. Am vorteilhaftesten scheint mir noch der Verband zu sein, wenn das Fleisch über dem Knochen auf dem Nasenrücken längs der Kuppe von beiden Seiten zusammengequetscht wird, oder, wenn das Nasenbein bisweilen nur wenig beschädigt worden ist. In diesen Fällen nämlich bekommt die Nase eine Knochennarbe und eine länglich runde Unebenheit. Diese Fälle bedürfen auch keines komplizierten Verbandes, wenn durchaus ein Verband erforderlich ist. Es genügt aber, eine mit Wachs bestrichene Kompresse über den Bruch zu legen und dann, als wenn du mit einer zweiköpfigen Binde verbändest, die Binde in einer Tour umzulegen ..... Denen, welche die Nase unten gebrochen und nun eine breitgedrückte Nase haben, kannst du, wenn sie vorn und am Knorpel eingesunken ist, etwas, was sie in die Höhe hebt, in die Nasenlöcher stopfen; wenn nicht, so mußt du alles zusammen dadurch in die Höhe heben, daß, wenn es angeht, die Finger in die Nasenlöcher hineingesteckt werden. Widrigenfalls mußt du mit den Fingern einen dicken Salbenspatel nicht in den vorderen Teil der Nasenlöcher, sondern bis dahin, wo sie eingesunken ist, hineinschieben, von außen aber die Nase mit den Fingern zu beiden Seiten anfassen, zurecht drücken und zugleich aufwärts heben. Ist der Bruch ganz vorn, so kannst du, wie bereits erwähnt, etwas in die Nasenlöcher stopfen, entweder einen Pfropf aus geschabter Charpie von starker Leinwand oder etwas ähnliches in Leinwand eingehüllt oder noch besser in karthagisches Leder eingenäht und so geformt, daß es gehörig in die Stelle, welche es ausfüllen soll, hineingeschoben werden kann. Ist der Bruch weiter oben, so kann nichts eingebracht werden. Wenn nämlich schon am vorderen Teile der Nase ein Pfropf große Beschwerden macht, wie sollte er in dem hinteren Teile der Nase nicht noch beschwerlicher sein? ... Die Wundärzte versehen es aber hierbei aus Nachlässigkeit ... wenn nur die Heilung kunstgemäß einge-

leitet wurde ..... Die Nase verheilt nämlich, wenn sie nicht brandig wird, in zehn Tagen u. s. w."

Mehr will ich aus diesem griechischen Kapitel nicht wörtlich anführen. Häser faßt den gesamten Inhalt dahin zusammen, daß die Frakturen der Nasen sowohl den knöchernen als knorpeligen Teil betreffen; sie zerfallen in quere, perpendikuläre, einfache und komplizierte. Ich will hier einfügen, daß es sich im Briefe des Aradnana nur um eine quere, komplizierte Fraktur des knorpeligen Teils handeln kann.

Jedenfalls erscheint der Fall Aradnanas sogar mit den Kunstfehlern des Wundarztes nur als der einzelne Beleg für das lange Lehrbuchskapitel bei Hippokrates. Und beide Texte zusammengehalten tragen zur gegenseitigen Erklärung bei.

In Beschwörungstexten und bei Amuletten der babylonischen Medizin und späterer Zeit wird in dieser Weise gleichartig sehr häufig verlangt, daß der Name des Schützlings und seiner Mutter genannt werde. Auch im Talmud und in aramäischen Zaubertexten findet sich Ähnliches. Das System wird deutlicher, wenn wir auch noch die ägyptische Sitte heranziehen, häufig nur die Mutter und gar nicht den Vater zu nennen. Verständlich wird es aber erst, wenn wir uns erinnern, daß in der Entwicklung der menschlichen Familie, wie sie uns wissenschaftliche Untersuchungen der Darwinschen Schule kennen lehrten, der Vaterschaft die Mutterschaft (d. h. das Matriarchat) mit der Mutter als Familienoberhaupt vorherging. Also auch eine soziale Rückständigkeit um Jahrtausende finden wir in der abergläubischen Medizin des klassischen Altertums, welche in der matriarchalen Zaubermedizin der gleichfalls rückständigen Keilschrift- und Hieroglyphenkultur in einer älteren Form zugängig wird. Die übernatürlichen Schutzkräfte werden blindlings an das Beschwörungswort oder den Beschwörungsgegenstand geheftet angesehen. Die Richtung des Schutzes auf eine bestimmte Person kann also nur durch genaue Namensbezeichnung dieser Person geschehen. Da aber nur zu häufig zwei und mehr Personen den gleichen Namen führen, so geschieht die nähere Bezeichnung durch Beisatz der Familie und dies ist nach Durchführung des Patriarchats der Name des Vaters. Unter der vorhergehenden Herrschaft des Matriarchates ergibt aber der Beisatz des mütterlichen Namens die Familienbezeichnung.

Nicht nur die enge Zusammengehörigkeit aller zauberhaften Krankenbehandlungen mit matriarchaler Familienbenennung des Pa-

tienten sind dadurch zu erweisen. Es wird auch möglich, bei verschiedenen Formen zauberhafter Eingriffe neben einander zu unterscheiden, welche in der Form mehr und welche weniger den altüberlieferten Charakter beibehalten haben, je nach Beibehaltung matriarchaler Familienbezeichnung oder nach zeitgemäßer Überarbeitung mit patriarchaler Familienbezeichnung. Keilschrift- und Hieroglyphenkultur werden in dieser Richtung noch manchen Aufschluß geben. Das ungemein reichhaltige Material ist in dieser Richtung noch nicht übersehbar und darum kann auch kein abschließendes Urteil darüber gegeben werden. Aber einzelne Einblicke sind in dieser Richtung doch schon vorhanden, welche sichere Aussicht auf weitere Aufschlüsse gewähren.

So alt aber auch der Versuch übernatürlicher Heilungen in der Medizin ist, so lassen doch viele Proben der Keilschrift- und Hieroglyphenmedizin deutlich erkennen, daß dies, was wir nach unserer Weltanschauung als Aberglaube bezeichnen müssen, nachträglich einer nüchternen zweckmäßigen Erfahrungsmedizin aufgepfropft wurde, wahrscheinlich seit 3500 v. Chr. beginnend, so daß also die matriarchalen Spuren in der Zauber-Medizin kein Widerspruch gegen das oben ausgesprochene jüngere Alter der Zauber-Medizin gegenüber der älteren systemlosen Erfahrungsmedizin ist.

Die günstigen Erfahrungen der Behandlung durch Pflanzen, welche Abführen, Schweißtreiben, Urinvermehrung und ähnliches bewirkten, sind sicherlich uralt. Bei der Einzwängung der Medizin in das System wurden diese Kuren dem Gedanken der Säftelehre untergeordnet und natürlich als vorzüglichste Behandlung hoch geschätzt. Beachtenswert ist es nun, daß die Zauber-Medizin in einer Beschwörung den Patienten dadurch zu heilen glaubt, daß sie dem Krankheitsstoffe befiehlt, in den erwähnten flüssigen Formen den Körper zu verlassen. Hier ist unverkennbar das humoralpathologische Krankheitssystem, eine Unterart des allgemeineren Krankheitssystems in altorientalischer Weltanschauung, älter als die Beschwörungsformel, und die Beschwörungsformel erst aus diesem System heraus konstruiert.

Beachtenswert ist es auch, daß gerade diese Beschwörung bis jetzt die erste ist, welche sich gleichzeitig keilschriftlich und hieroglyphisch erweisen läßt. Sie findet sich in dem Keilschrifttexte Konstantinopel Nr. 583 und stammt aus Niffer. Dies stellt den ältesten bis jetzt bekannten keilschriftlichen medizinischen Text dar und enthält folgende Stelle: „.. Gift als Milch in den Brüsten, als

Schweiß der Seiten, als Kotwasser im After, als Urin zwischen den Schenkeln. Weiche, Gift, als Milch in den Brüsten ihres Thorax, als Schleim in Nase und Ohren!". In einem schon erwähnten medizinischen Texte der Berliner ägyptischen Sammlungen aus der Übergangszeit vom mittleren zum neuen Reich wird dem personifizierten Krankheitsstoff zugerufen: „Bist du eine Sklavin, so weiche im Laxieren. Bist du eine Herrin, so weiche durch sein Urinieren, weiche im Schleim seiner Nase, weiche im Schweiß seiner Glieder!". An den Anfang dieses Heftes ist die Abbildung einer medizinischen Keilschrifttafel gestellt. Dieselbe beruht auf einer Photographie des Originals im British Museum, welche mit Erlaubnis des Vorstandes desselben zur Illustration von Publikationen zur babylonischen Medizin angefertigt wurde. Friedrich Küchler hat diese Tafel als Inauguraldissertation philologisch bearbeitet, transkribiert und übersetzt. Die Abbildung gibt die Rückseite der Tafel K. 191 und zwar rechts Spalte III und links Spalte IV. Der Leser kann aus der Abbildung ersehen, daß diese immerhin noch recht lückenhafte Tafel mühsam aus fünf getrennten Stücken zusammengesetzt ist. Im unteren Teile der Spalte III wird der einzige zweizeilige Abschnitt, welcher ganz erhalten ist, von Küchler übersetzt: „Zauberspruch, Wind der Glut, Wind, Wind, Verwandter der Götter bist du. Wind, der du zwischen Kot und Harn ausgingst und dessen Stuhl bei den Göttern, deinen Brüdern, aufgestellt ist. Zauberspruch". Diese Beschwörung stellt den meteorologischen Wind mit dem Pneuma des Körpers entsprechend dem Systeme zusammen, ergibt aber durch die Betonung dieses Pneuma als Krankheitsursache ihre Entstehung bei einer pneumatischen Ärztesekte. Schon vorher in Spalte II findet sich eine pneumatische Krankheitsbeschwörung. Merkwürdig sind diese pneumatischen Beschwörungen in K. 191 deshalb, weil im Übrigen die nüchterne Medizin dieser Tafel humoralpathologisch gefärbt ist. Ich will hier in der Beschreibung der Abbildung fortfahren. Von Spalte IV ist mit Ausnahme weniger Zeilenreste nur der Schluß der Tafel erhalten, welcher in etwas größeren Schriftzeichen als der fortlaufende Text in der stets wiederkehrenden Form den Vermerk der Zugehörigkeit zur Bibliothek Assurbanipals, den Titel dieses medizinischen Werkes, die Anfangszeile der nächst fortsetzenden Keilschrifttafel dieses Werkes und andere Angaben des Bibliothekvermerkes enthält. Der allgemeine Charakter dieser und der zugehörigen Tafeln ist ein derartiger, daß ihre Übersetzung in griechischer

Sprache den knidischen Schriften des hippokratischen Korpus zugezählt würde.

Eine Eigentümlichkeit der Keilschriftmedizin ist es, daß auch die Zahl gewissen Einfluß besitzt. Vielfach wird dem Schluß der Rezepte die Zahl der Arzneistoffe des Rezeptes angefügt. Hier finden sich nun Rezepte mit der Zahl von 3, 4, 5, 6, 7, 9, 12, 13, 16, 26 und 36 Bestandteilen. Die Bevorzugung der Potenzen ist zu beachten. Dieser gleiche Zug wird aber für Ägypten bestätigt. Das Kyphi besteht dort nach den verschiedensten erhaltenen Rezepten immer aus 16 Stoffen und damit diese Zahl ja nicht als Zufall erscheint, betont ein griechischer Schriftsteller, daß diese Zahl von Bestandteilen absichtlich gewählt sei, da ein Quadrat aus 16 Stücken gelegt in jeder Seite ebenso vier Stücke besitze, wie 4 Stücke im Inneren von den 12 Seitenstücken eingeschlossen seien. Gleiche Spielereien, wie hier dem ägyptischen Rezepte, müssen den oben erwähnten Keilschriftrezepten zugrunde liegen. Die Zahl 7 entspräche dann 6 Punkten der Peripherie eines Kreises mit dem gleichen Abstand des Radius, vermehrt um den Mittelpunkt des Kreises und zugleich der Zahl der Planeten und den Tagen eines Viertelmondumlaufes.

Einen anderen Zahleneinfluß zeigt uns eine assyrische Monatsliste. Für jeden Tag des Monats werden glückliche und unglückliche Vorbedeutungen aufgezählt. Ganz ähnliche Tagwählerei kennt die Medizin in klassischem Altertume und Mittelalter. Die mittelalterlichen Arzneibücher enthalten gelegentlich die Listen der sogenannten „ägyptischen" Tage und der moderne Bauernkalender muß immer noch angeben, welche Tage für das Schröpfen glücklich und welche unglücklich sind. Schon hier ließen sich viele Entlehnungen des Mittelalters von altorientalischer Anschauung erweisen. Beachtenswert ist es aber, daß in Keilschrift am 7., 14., 19., 21. und 28. Tage d. h. an allen mit 7 teilbaren Tagen und am 49. Tage des vorhergehenden Monats dem Arzt untersagt wird, die Hand an den Patienten zu bringen. Hier wird der Siebenzahl ein Einfluß auf den Krankheitsverlauf unverkennbar zuerkannt. Unter den Schriften des Hippokrates findet sich ein Buch, welches in ausführlicher Weise die Siebenzahl nach Tagen, Wochen und Jahren mit Krankheiten und ihrem Verlauf in Beziehung setzt. Dies Buch mit seinen direkt und indirekt abgeleiteten Zahlen blieb für Jahrhunderte die Grundlage der Krisenlehre. Und der Krisenlehre hinwiederum wurden alle fieberhaften Krankheiten untergeordnet.

Heute ist die Krisenlehre gegenüber früherer Wichtigkeit stark

zurückgetreten. In vielen Einzelfragen ist die moderne Forschung noch nicht zum abschließenden Urteil gelangt, was innerhalb dieser alten Krisenlehre Wahrheit und was Phantasie ist. Ganz unklar mußte es erscheinen, wie überhaupt jene Schrift des Hippokrates die Zahl Sieben in dieser Weise zum Mittelpunkt von trefflichen Krankenbeobachtungen und haltlosen Spekulationen in unentwirrbarer Vermischung machen konnte. Altorientalische Astrologie mit den sieben Tagen des Mondviertels und dem Mondeinflusse überhaupt läßt auch für die falschen Angaben in der hippokratischen Krisenlehre wenigstens die grundliegenden Ansichten erkennen, welche in dieser Art zu falscher Darstellung führen konnten.

Es ist eine doppelte Möglichkeit gegeben. Entweder haben die Babylonier oder ein anderes orientalisches Volk die Lehre von der Siebenzahl zur hippokratischen Krisenlehre ausgebaut, und die Griechen haben dann die fertige Lehre herübergenommen. Oder der Ausbau ist bei den Griechen erfolgt und dieselben hatten nur die Grundlagen zu diesem Ausbau aus dem Oriente entlehnt. Hier soll diese Frage ganz unentschieden gelassen werden. In beiden Fällen steht Hippokrates für die Krisenlehre auf babylonischen Schultern. Das System ist das gleiche für die keilschriftliche Monatstafel und für das griechisch überlieferte Buch des Hippokrates. Als Folgerung muß sich daraus die praktische Forderung ergeben, daß in Zukunft, eine Erklärung der keilschriftlichen Monatstafel nicht ohne Berücksichtigung des Hippokrates und eine Besprechung der hippokratischen Krisenlehre nicht ohne Berücksichtigung babylonischer Tagewählerei versucht werden darf.

Die größeren Rezepte sind aus Teilrezepten nach internationalen Regeln aufgebaut.

Wenn auch die einzelnen Arzneistoffe der babylonischen Rezepte noch nicht in modernen botanischen Namen wiedergegeben werden können, so ist soviel sicher zu erkennen, daß der Rezeptaufbau denselben Grundsätzen folgt, welche wir in der Hieroglyphenmedizin und in der mittelalterlichen galenischen wieder erkennen. Danach besitzen alle Naturkörper einen Überschuß je einer der beiden Eigenschaftspaare: 1., heiß und kalt und 2., trocken und feucht und zwar in verschiedenen Graden. Die ersten drei Grade können als Medikamente verwendet werden. Der vierte Grad stellt die Gifte dar. Die Krankheit entsteht nun durch das einseitige Übermaß einer der vier Eigenschaften im Säftebestande des Patienten und diese Eigenschaft muß nun beseitigt oder vielmehr auf das Gleichgewicht zurück-

geführt werden. Das hitzige Fieber muß daher gekühlt werden und im Rezepte wird ein kalter, zugleich feuchter Arzneistoff mit einem kalten, zugleich trockenen Arzneistoffe vereint und zwar je nach den Graden der gegensätzlichen Eigenschaften in Verhältnissen von 1 : 2 : 4 : 8 : 16 : 32 : 64. Dadurch bleibt bei Aufhebung der Gegensätze nur die kühlende Eigenschaft als wirksam zurück. Beim Aufbau größerer Rezepte finden sich dann aber durch Gewohnheit immer wieder dieselben zwei Arzneistoffe neben einander zusammen z. B. in den zugänglichen Keilschriftrezepten Pflanze ŠI-ŠI und Pflanze ŠI-MAN, abgesehen von anderen Paaren. Auch findet sich eine ganze Rezeptreihe, wo für eine große Auswahl von Grundstoffen stets der zweite (nach meiner Bezeichnung) der Hilfsstoff ZI ist.

Dazu sind aber diese Arzneistoffe mitten in syllabischen Texten ideographisch geschrieben und zwar in einer Weise, welche sehr stark an die hermetische Geheimbenennung bei Ägyptern und Griechen erinnern. Diese Geheimbenennung verlangt eine Wortverbindung, wobei das erste Wort einen Körperteil, Körpersaft, Körperausscheidung oder etwas ähnliches und das zweite Wort im Genetivverhältnis einen Gottesnamen oder ein heiliges Tier bezeichnen muß. Dabei werden aber diese Namen „gegen den Vorwitz der Menge“, wie sie ein altgriechischer Papyrustext nennt, nicht willkürlich gewählt, sondern das Eigenschaftspaar des Arzneistoffes steht mit den Eigenschaften des Gottes oder vielmehr seines Planeten in Einklang. Mars, Merkurius, Aquila ꝛc. kann heute in dieser Weise auch noch in jedem modernen Rezepte für jeden Apotheker verständlich eingesetzt werden. Da jeder Fachmann außer den Qualitäten der Arzneistoffe auch die Grade der Qualitäten kennen und danach die Mengenverhältnisse berechnen mußte, so wurde in alten Rezepten sehr häufig für die einzelnen Stoffe die Mengenangabe als überflüssig weggelassen. Im Mittelalter wird sehr häufig zwischen den wirksamen Bestandteilen des Rezeptes und der Angabe der indifferenten Auszugsflüssigkeit wie Wasser, Wein, Milch ꝛc. die Forderung des berechenbaren Verhältnisses mit dem Worte „temperiere dies“ eingefügt. Sicherlich ist dieser Ausdruck bisher in der Sprache der Hieroglyphen und Keilschrift nur verkannt worden.

Die babylonischen Arzneistoffe, welche in Rezepten erkenntlich sind, lassen sich zum großen Teil auch nach Art der hermetischen Geheimnamen lesen und zwar „Auge der Sonne, Schnitte des Vogels, Schnitte der Schlange, Zunge des Hundes“ usw.

Die weitere Folge dieser hermetischen Umnennung ist es, daß

wir gewisse Säftevergiftungen des Körpers noch bis heute mit Mercurialismus, Saturnismus 2c. bezeichnen können. Daß dergleichen Dinge ein astrologisches Gemüt alle Aufschlüsse für medizinische Praxis aus dem Laufe der Planeten erhoffen ließen, lag doch sehr nahe.

Vergegenwärtigen wir uns dazu, daß die Keilschriftkultur so wenig, wie der israelitische Kalender bis heute, das Sonnenjahr wirklich eingeführt hatte, so war eine Datierung nach diesem Wackelkalender für Krankheitserscheinungen unmöglich. Der Zusammenhang des Sonnenstandes und der Sternaufgänge mit den Jahreszeiten und der Wärmeverteilung, der Mondphasen mit der Höhe von Ebbe und Flut und Witterungsvorgängen, die wechselnde Stellung auch der übrigen Planeten zwischen den Fixsternen und dann wiederum der Einfluß von Jahreszeit und Witterung auf das Auftreten bestimmter Krankheitsformen, die abendlichen Fiebersteigerungen, die periodischen Erscheinungen bei Erkrankungen durch tierische Parasiten wie Malaria, Filariasis und Oxyuris, forderten geradezu auf, Physiologie und Medizin auf ein astrologisches System zuzuschneiden. Die irregeleitete Beobachtung fiel darum auch kritikloser Verwendung astrologischer Erklärung anheim.

Der hippokratischen Schriftensammlung rechnen wir es noch heute zu höchstem Verdienste an, daß sie in verschiedenen Schriften die Lehre von den Krankheiten in Beziehungen zu topographischen, klimatischen und kalendarischen Grundlagen brachte. Auf dieser Grundlage können wir noch heute ohne unserer modernen Wissenschaftlichkeit etwas zu vergeben, sagen: Für Schwindsüchtige ist das Frühjahr und für die Diarrhöen der Wickelkinder der Sommer die Zeit der höchsten Sterblichkeit. Bei den Schwindsüchtigen können wir noch besonders die Mädchen in den ersten Jahren nach eingetretener Pubertät erwähnen.

In der Keilschriftkultur war diese Jahreszeitbestimmung nur durch Angabe der Konstellation der Sonne mit Genauigkeit möglich. In dieser Weise würde obiger Satz in alte astrologische Redeweise übersetzt lauten müssen: „Der Frühaufgang des Sirius verflüssigt den Darminhalt der Säuglinge und raubt sie der Amme; werden aber die Mädchen älter und beginnt der wachsende Mond auf ihr Blut Einfluß zu haben und reinigen sie sich nicht zu gehöriger Zeit (Amenorrhoe), so bringt der Stern des Walfisches tödlichen Zehrhusten, besonders je weniger sich die Sonne dem Scheitelpunkte der Patientin nähern kann". In letzterem Satze würde die geographische

Verbreitung der Schwindsucht für den Anwohner des Mittelmeeres ausgedrückt. Ein solcher Satz in Keilschrift mit einigen kleinen Unsicherheiten der Übersetzung würde bei der Publikation einstimmig als neuer Beleg für den Wahnwitz keilschriftlicher Medizin hingenommen werden. Aber mit Unrecht.

Es ist dies nur eine heute unverständliche Ausdrucksweise geworden. Wir haben es meist noch erlebt, daß die Vergangenheit nach Elle, Fuß und Zoll, nach Gulden und Kreuzer, nach Eimer und Scheffel, nach Lot, Unzen, Drachmen und Quentchen rechnete. Auch diese Begriffe werden in der Allgemeinheit in wenigen Jahrzehnten vergessen sein. Die Einfachheit der Verhältniszahlen der neuen Maße und Gewichte wird diese Vergessenheit beschleunigen. Wer aber in späterer Zeit in alten Urkunden forschen will, muß auch wieder die abgeschafften Maße und Gewichte verstehen lernen und dieselben in den Ergebnissen seiner Forschungen auf metrisches System umrechnen können. Die Sache bleibt dabei meist die gleiche; nur die Ausdrucksweise erscheint verschieden. Die gleiche Forderung wie hier für Maß und Gewicht muß für das Verständnis der Medizin in altorientalischem System aufgestellt werden. Es muß auch die alte Ausdrucksweise in moderne Anschauungen übersetzt werden; dann wird fast stets sich ein Kern wahrer Naturbeobachtung herausschälen lassen. Aber auch für das Verständnis der alten systematisierten Medizin des Orientes wird es wie beim modernen Gelde bleiben. Wenn die Allgemeinheit Jahrzehnte mit Mark und Pfennig gerechnet hat, wird der einzelne Mühe haben, sich in Verhältnisse zurückzudenken, in welchen mit Gulden und Kreuzern und noch dazu mit Gulden verschiedener Werte und Kreuzern verschiedener Werte gerechnet wurde. Die Umrechnung wird dann manchmal mißglücken.

---

## Inhalt.

Die antike Heilkunde suchte konsequent Theorie und Praxis zu gestalten S. 4. — Sie beruhte auf einem einheitlichen orientalischen Systeme S. 5, das aber eine zahlreiche Sektenbildung ermöglichte S. 6 und wovon das hippokratische Korpus nur die griechischen Ausgestaltungen weniger Jahrhunderte wiederspiegelt S. 8. — Die niederste Stufe der Heilkunde ist die Eigenmedizin der Tiere S. 9. — Von diesem Ausgangspunkt bis heute geriet die Heilkunde durch den Zwang des Systems, das ungefähr von 3500 v. Chr. bis 1500 n. Chr. herrschte, auf Abwege S. 11. — Dies zeigt sich in der Anatomie S. 14, den Traumdeutungen S. 16, der Physiognomik der Behaarung S. 17 und anderem. Diese Heilkunde ist 5000 Jahre international durch die Internationalität der gelehrten Sprachen und des Rechtes zu praktizieren S. 18. — Innerhalb dieser Heilkunde ist ein Beispiel die Schule von Sardes S. 18, während die Phoeniker nur als internationale Drogenhändler erscheinen S. 19. — Dabei bleibt die Heilkunde als eine der konservativsten Wissenschaften stets um Jahrhunderte und Jahrtausende hinter der allgemeinen Entwickelung rückständig, was z. B. an den Bronze- und Kupferinstrumenten der Chirurgen erweislich ist S. 20. — Die engen Beziehungen altorientalischer Chirurgie zu griechischer Heilkunde ergeben zusammengehörige Belege in Kasuistik und Theorie S. 22. — Die Zauber-Medizin erschien bisher als die älteste Form der Heilkunde, da sie am meisten konservativ Formen aus der Zeit vor 3500 v. Chr. erhalten hat S. 24. — Aber auch andere medizinischen Lehren sind parallel hieroglyphisch und keilschriftlich fortgeerbt und alt belegbar S. 26. — Äußerlichkeiten des internationalen Systems sind in der Zahl der Rezeptbestandteile S. 27, den gegenseitigen Gewichtsverhältnissen dieser Bestandteile S. 28 und der astrologischen Datierung von Saisonkrankheiten und ähnlichem erweislich S. 30.

# Die Aramäer

Von

Dr. Albert Šanda



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1902

# Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

4. Jahrgang, Heft 3.

Jene gewaltige Völkerbewegung, durch welche die ältesten Semiten aus ihrer ursprünglichen Heimat Arabien nach Norden getrieben wurden, um den siegreichen Kampf mit einer heterogenen hochentwickelten Rasse, den Sumerern aufzunehmen, liegt vorläufig im Dunkel einer für uns unerreichbaren Vorzeit. Auch das Vordringen der zweiten Völkerschicht, die wir mit dem Namen Kanaanäer bezeichnen, und die im dritten Jahrtausend v. Chr. im westlichen Teil des nordsemitischen Kulturbereichs, in Syrien und Palästina, den Sieg über die ursprünglichen Bewohner davontrug und dem Lande ihr Charakteristikon aufprägte, läßt sich nur durch spätere Analoga veranschaulichen, aber an der Hand direkter Originalquellen noch nicht näher erforschen. Der nächste sprachlich und national von den „babylonischen" und „kanaanäischen" Semiten scharf unterschiedene Völkerstrom, der sich tausend Jahre später von Süden her in das Kulturland zu ergießen begann, waren die Aramäer. Ihre Einwanderung vollzieht sich für uns gleich der islamischen im Lichte der Geschichte. — Das Babyloniertum hat sich u. a. in Nord- und Südmesopotamien festgesetzt, die hochentwickelte Kultur der Sumerier übernommen und dieselbe so sorgsam zu pflegen verstanden, daß erst der Hellenismus den Einfluß derselben einigermaßen zu hemmen imstande war. Nur einer ungewöhnlichen Energie und Leistungsfähigkeit dieser damals noch jungen semitischen Rasse verdanken wir das Entstehen einer teilweise neuen Kultur, die wir die babylonische nennen, und welche so stabil und mächtig war, daß selbst die gewaltigsten Völkerstürme der späteren Zeit dieselbe nicht mehr wesentlich zu modifizieren vermochten. Die Kanaanäer haben zwar auch Babylonien überschwemmt, ihre Eigenart konnten sie aber dem Lande ebensowenig aufdrücken, wie durch ihre Sprache das Babylonische verdrängen. Nur in größerer Entfernung vom Kulturzentrum, in Syrien und Palästina, gelang es dem Kanaanismus, dauernd festen Fuß zu fassen und eine eigenartige, teilweise originelle Kultur zu schaffen, die wir die kanaanäische nennen. Ähnlich sprechen wir auch, und zwar noch mit größerem Recht von einer islamischen Kultur.

Von diesen drei semitischen Völkerschichten unterscheidet sich nun das Aramäertum in wenig vorteilhafter Weise. Die Einwanderung dieses Völkerelements vollzog sich in einer Zeit, wo in Syrien und Mesopotamien mehr oder weniger geordnete Staatswesen den eindringenden Nomaden erfolgreichen Widerstand leisten konnten. Der aramäischen Rasse fehlte es außerdem nicht nur an größerer geistiger Originalität, sondern auch an jener Energie und Lebenskraft, welche für junge Völker erforderlich gewesen wären, um sich in den Kulturländern als Herren der Situation aufzuschwingen, sowie um die leitende Stellung im Staatswesen und damit den Einfluß auf die Kultur zu erringen. Darum hat zwar das Aramäertum den nordsemitischen Kulturländern mit der Zeit seine Sprache aufgedrängt, vermochte aber kein dauerndes und mächtiges Staatswesen und, was damit gleichbedeutend ist, keinen wenigstens teilweise originellen und neuen Kulturherd zu schaffen. Seine Volkselemente gingen in der anderweitigen Bevölkerung der bestehenden Kulturstaaten mehr oder weniger auf, und wir können infolgedessen zwar von einer babylonischen, kanaanäischen und islamischen, nicht aber eigentlich von einer aramäischen Kultur sprechen. Zu einer Zeit, wo das gesamte semitische Vorderasien aramäisch sprach, unterlag es geistig dem Hellenismus und war nicht mehr imstande, Neues und Originelles zu leisten.

Die ursprüngliche Heimat der Aramäer ist Arabien. Bei dem völligen Dunkel, das die ältesten Geschicke dieser Halbinsel noch immer unserer Kenntnis entzieht, kann man doch vermuten, daß die Aufrichtung des Minäerreiches um die Mitte des zweiten Jahrtausends die nächste Veranlassung zum Beginn der aramäischen Wanderung geboten hat, durch welche die in der semitischen Völkerkammer seit der kanaanäischen Emigration aufgespeicherten überflüssigen Menschenmassen nach Norden gedrängt wurden.

Zum erstenmal hören wir von den Aramäern in den Keilinschriften am Anfang des 14. Jahrhunderts. In einem zum Tel-Amarna-Fund gehörigen Briefe werden die nomadisierenden Achlame in irgend eine wegen des fragmentarischen Charakters des Dokuments nicht näher bestimmbare Beziehung zum König von Babylon gebracht. Damals durchstreiften die Steppe zwischen Damaskus und dem Zweistromlande die Räuberhorden der Suti. Wir können sie als Vorläufer der eigentlichen Aramäer ansehen, wobei es ungewiß bleibt, welcher Völkerschicht sie sprachlich angehörten. Die aramäischen

Achlame hausten am Ende des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich südlich von den Suti, etwa in der Steppe zwischen der Mündung des Tigris und Euphrat und dem edomitischen Gebirge, begannen aber bald darauf — im Tel-Amarna-Fund ist dies noch nicht konstatierbar — von Süden her auf der ganzen Linie eine große Bewegung gegen den Euphrat. Von Pudi-Ilu, König von Assyrien (um 1350), rühmt sein Sohn Adadnirari I., daß er die Gebiete der Achlame und Suti bezwungen. Die Machtsphäre des Assyrerkönigs reichte damals schwerlich zu weit nach Süden, da ihm im Norden die Zertrümmerung des Mitanireiches genugsam zu schaffen gab. Wir werden darum die nördlichsten Vorposten der Achlame höchstens an der Mündung des Chabur zu suchen haben. Adadnirari I. selbst berichtet zwar von seinen Kämpfen in Nordmesopotamien, schweigt aber von den Achlame, woraus wir schließen können, daß dieselben im weiteren Vordringen nach Norden vorläufig aufgehalten wurden, sich aber umsomehr am rechten Ufer des mittleren Euphrat gegenüber der Chaburmündung breit zu machen begannen. Damals werden die aramäischen Staaten (die wir uns in ihrem anfänglichen Stadium natürlich mehr als Beduinengebiete denn als geordnete Reiche vorzustellen haben) in jenen Gegenden entstanden sein, die uns später Assurnaßirpal III. als Suchi, Laki und Chindanu nennt.

Salmanassar I. (1300) weiß viel von seinen Kämpfen gegen die Arimi zu melden. Der Schauplatz derselben war ungefähr das Hügelland südlich vom West-Ost-Lauf des Tigris. An und für sich könnte man zwar auch an eine der vielen hettitisch-alarodischen Völkerschaften denken, die um jene Zeit von Norden und Nordwesten gegen Nordmesopotamien vorzudringen suchten, um sich im Gebiete des politisch untergegangenen Mitanireiches festzusetzen, doch rät der Name, uns unter diesen Arimi eigentliche von Süden her eindringende Aramäer vorzustellen. Dieselben hatten also inzwischen den Euphrat überschritten, waren Herren der ganzen Steppe am Chabur und weiter östlich gegen den Tigris geworden und belästigten mit ihren Streifzügen die gebirgigen Landschaften bei Mardin und den Tur 'Abdin, wo die mit den Stämmen des Nordens sprachverwandten Reste der alten Mitanibevölkerung ansässig waren. Die aramäischen Horden waren damals eben eine Landplage in Mesopotamien, welche Salmanassar I. auf das Gebiet der eigentlichen Steppe zu lokalisieren suchte. Indessen hatte der nach 1275 erfolgte Niedergang des assyrischen Reiches zur Folge, daß

das aramäische Element in der Steppe von Nordmesopotamien bedeutend erstarkte und der Strom der Einwanderung höchstens abgelenkt, aber nicht mehr gehemmt werden konnte.

Erst um 1130 rühmt sich wieder Assur-risch-ischi von Assyrien, „die weit ausgedehnten Scharen der Achlame niedergestreckt zu haben". Über den Schauplatz dieser Kämpfe erfahren wir Näheres aus den Inschriften seines Sohnes Tiglat-Pileser I. Im 4. Regierungsjahre schlägt er den Weg durch die westlich vom Tigris gegen den Euphrat hin sich ausbreitende Steppe ein „mitten in das Gebiet der aramäischen Achlame", verfolgt dieselben etwa von der Mündung des Chabur dem linken Euphratufer entlang stromaufwärts bis gegen Gargamisch (Dscherabis), setzt dann über den Fluß, trägt am Bischri-Gebirge, d. i. im Hügelland am Sadjur südlich von Aintab (dort heute noch Tell Bascher), einen Sieg über dieselben davon und errichtet am linken Ufer des Sadjur in der Stadt Pitura eine Festung mit assyrischer Garnison, sowie eine zweite östlich davon am linken Ufer des Euphrat in Mutkinu. Diese Nachricht ist doppelt wichtig. Denn erstlich lesen wir bei Tiglat-Pileser I. den Namen „aramäische Achlame", woraus die nationale Zugehörigkeit dieser damals schon seit 300 Jahren in Mesopotamien bekannten Völkerklasse erhellt. Zweitens gewährt uns die erwähnte Angabe Aufschluß über die ungefähren Wohnsitze dieser Nomaden in jener Zeit.

In Mesopotamien waren die Aramäer, wie wir gesehen, schon zu Salmanassars I. Zeit bis zum Tur 'Abdin und gegen Mardin vorgedrungen. Unter Tiglat-Pileser I. treffen wir nun in jener Gegend am Südufer des Tigris noch immer eine hettitische Völkerschaft, die Kumuchäer, die mit den von Norden her einbrechenden Kaskern und Moschern gemeinsame Sache machen. Den Aramäern war es also seit Salmanassar I. in mehr als 150 Jahren noch nicht gelungen, diese heterogenen Elemente zu absorbieren und endgiltig bis an den Tigris vorzudringen. Es stießen nämlich in jener Gegend zwei gewaltige Völkerströme an einander: die hettitisch-alarodischen Stämme, die von Norden her Mesopotamien zu überschwemmen suchten und die von Süden gegen Norden drängenden Aramäer. Erstere waren die stärkeren, und wenn Tiglat-Pileser nicht gleich am Anfange seiner Regierung dieselben durch energisches Eingreifen am weiteren Vordringen nach Süden gehindert hätte, so wäre ihnen auch die mesopotamische Ebene als Anteil zugefallen. An dem Widerstande von Norden her zerschellte infolge dessen auch der Anprall des aramäischen Völkerstroms und derselbe

teilte sich in zwei Arme. Der stärkere überschwemmte das Land vom Balich angefangen nach Westen über den Euphrat hinaus und ergoß sich von dort unaufhaltsam nach Nordsyrien. Der schwächere suchte von der Steppe Nordmesopotamiens aus nach Osten gegen Assyrien vorzudringen. Daher schon die Kämpfe Assur-risch-ischi's gegen die Achlame. Der Feldzug Tiglat-Pileser's I. bedeutet den erfolgreichen Versuch, sie vom eigentlichen Assyrien abzuwehren. Er trieb sie teilweise sogar noch über den Euphrat nach Syrien ins Gebiet der Hettiter hinein, wo die lebenskräftigen Nomaden günstige Aufnahme fanden.

Die Hettiterherrschaft in Syrien war nicht so durchgreifend gewesen, um das kanaanäische Element durch Aufdrängung der hettitischen Sprache völlig zu unterdrücken und im Hettitertum aufgehen zu lassen. Nur der Adel und der Kriegerstand setzte sich aus Hettitern zusammen, während das Volk nach wie vor kanaanäisch blieb. Auch konnte die hettitische Schrift (und infolge dessen auch die Sprache) wegen ihrer schwierigen Kombiniertheit im praktischen Leben gegenüber den ungemein einfachen Schriftzeichen der eingesessenen Kanaanäer keine maßgebende Rolle spielen. Bald nach 1250 spaltet sich das große Hettiterreich, das im Süden bis an den Nahr el Kelb reichte, in einzelne Fürstentümer, der politische und kulturelle Einfluß nach außen schwindet und das Mutterland in Kleinasien liefert infolge dessen auch keine neuen hettitischen Einwanderer und Kolonisatoren mehr. War also Syrien zwar offiziell hettitisch, aber im Grunde ein vom Hettitertum nur wenig durchsetztes Kanaanäergebiet, so erklärt es sich leicht, warum gerade hier die am weiteren Fortschreiten nach Norden gehinderten Aramäerstämme willige Aufnahme fanden und vom 11. Jahrhundert ab, durch immer neue Zuzüge von der östlich vom syrischen Kulturgebiet sich ausbreitenden Steppe das Land allmählich aramaisierten.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht schon vor 1200—1150, d. i. etwa vor dem Zeitpunkt, da der direkt von Süden gegen Norden fortschreitende Aramäerstrom bei Mardin und im Tur ʿAbdin am Widerstand der nördlichen Völker zerschellte, diese Nomaden in Syrien festen Fuß zu fassen versuchten. Im Gegenteil, dies wird auch schon früher, sicherlich seit 1250, wenn auch in geringerem Maße (wegen der damaligen relativen Macht der Hettiterherrschaft) der Fall gewesen sein, wenngleich bestimmtere Nachrichten darüber fehlen.

Dunkle Andeutungen über die Bewegungen der Aramäer seit

etwa 1200 v. Chr. gegen Syrien und Palästina enthält vielleicht das Buch der Richter. Wenn Ri. 3, 8 erzählt wird, daß die Kinder Israels acht Jahre lang Kusan Risathaim, dem König von Aram Naharajim, dienen mußten, bis sie Othniel, der Bruder Kalebs, aus der Knechtschaft befreite, so müßte man darin eine Reminiscenz an die Streifzüge aramäischer Räuberhorden ins eigentliche Palästina erblicken, die wegen der Erwähnung Othniels bald nach 1200 anzusetzen wären. Aram Naharajim ist nach hebräischer Auffassung das Land, wo Charran, die Stadt Nachors gelegen war. Dieser Name geht auf das keilinschriftliche Narima (Tel-Amarna) und Naharina der ägyptischen Inschriften zurück und bezeichnete die Gegend am mittleren Euphrat bis gegen den Chabur hin, also im allgemeinen das Gebiet des alten Mitanireiches. Andere Erzählungen der Bibel bezeichnen als Heimat Nachors Paddan Aram, worin man wohl mit Recht den Namen Patin (s. weiter unten) erkannt hat. Wenn die israelitischen Traditionen Naharajim und Paddan mit den Erzvätern in Verbindung bringen und beiden Benennungen den Zusatz Aram beifügen, so müssen wir schließen, daß auch nach hebräischer Vorstellung Nordsyrien und der Bereich des alten Mitanireiches, wo wir ja schon um 1300 Salmanassar I. im Kampfe mit den Achlame antreffen, in sehr früher Zeit eine aramäische Bevölkerung hatten. Ja, die Überlieferung geht so weit, daß sie sogar Abraham in poetischer Rede als „wandernden Aramäer" bezeichnet. Abgesehen von dem Umstande, daß in letzterem Ausdruck „Aramäer" eine poetische Paraphrase für „Beduine" darstellt, lassen sich dergleichen der naiven Auffassungsweise des Volkes angepaßte Äußerungen zu Schlüssen auf historische Verhältnisse der früheren Zeit ebensowenig verwenden, wie etwa die Angabe des Propheten Amos (9, 7), daß gleichwie die Kinder Israels von Jahwe aus Ägypten hinausgeführt, so die Philister aus Kaphtor und die Aramäer aus Kir (irgendwo in Südbabylonien an der elamitischen Grenze) berufen worden seien. Schon der Parallelismus mit dem Auszug aus Ägypten zeigt, daß in letzterer Stelle von keiner eigentlichen Auswanderung aus ursprünglichen Wohnsitzen die Rede sein kann.

Um 1100 müssen die Aramäer bereits Damaskus, den Hauran und die Gebiete östlich vom Jordan vom Tiberiassee bis an den Hermon besetzt haben. Von ihren Stämmen und kleinen Fürstentümern nennt die Bibel besonders Aram Beth Rechob (etwa südlich vom Quellgebiet des Jarmuk anzusetzen), Maacha (am Südabhang des Hermon) und Aram Soba (zwischen beiden in den Hauran

hinein sich erstreckend). Schon Saul (1050) soll gegen Aram Beth Rechob (lies 1. Sam. 14, 47 statt Edom Aram) und gegen Soba Kriege geführt haben, wohl um dieselben am weiteren Vordringen nach Süden zu hindern. Ausführlicheres erfahren wir in den Berichten über David. Darnach suchten die Ammoniter gegen Israel Schutz bei den Aramäern. Soba, Rechob und Maacha leisteten ihnen bei der Belagerung ihrer Hauptstadt auch wirklich Hilfe, wurden aber von Joab geschlagen. Die Führerrolle scheint Hadadezer von Soba zugefallen zu sein. Er wird bei Helam im Ostjordanland von David besiegt und muß fliehen. Letzterer verfolgt ihn hierauf und züchtigt die Aramäer in der Damascena, die Hadadezer zu Hilfe gekommen waren. Ja sogar Vögte soll David im Damascenischen eingesetzt haben. Nach diesen Nachrichten wäre es also David gelungen, die Aramäer vor der Hand wenigstens in Schach zu halten. Sie drangen indessen bald darauf weiter nach Süden vor und vermischten sich mit der Bevölkerung von Ammon. Denn wenn 854 als einer der 12 Gegner Salmanassars II. bei Karkar der Ammoniterkönig Ba'sa ben Rechob (aus dem Stamme Rechob) genannt wird, so heißt dies nichts anderes als: der aramäische Stamm Rechob war unterdessen ins Ammonitergebiet vorgedrungen und hatte nicht nur das Land besetzt, sondern sich sogar des Thrones bemächtigt.

Um das Jahr 1000 erstand in Damaskus ein bedeutendes Aramäerreich, das mächtigste und einflußreichste in der kurzen Periode der aramäischen Staatenbildungen in Syrien (von 1000 bis ca. 730). Die Bibel führt die Gründung desselben auf einen gewissen Rezon zurück, der anfangs in den Diensten Hadadezers von Soba gestanden haben soll, später Räuberhauptmann wurde und sich endlich in Damaskus zum Herrn der Situation aufschwang (vielleicht mit Davids Hilfe, der ihn dann gegen die oben genannten Aramäerstaaten benützt hätte. Die Nachricht über die Vögte Davids im Damascenischen würde dadurch verständlich). Daß Damaskus seit jeher als Zentrum eines Staatswesens Bedeutung hatte, ist ohne weiteres klar, doch herrscht über die Vorgeschichte desselben völliges Dunkel. Das neue Königreich grenzte im Norden an Hamat, welches ursprünglich kanaanäisch, später hettitisch war und etwa nach 1250 beim Zerfall des großen Hettiterreiches wieder ein selbständiges Fürstentum wurde, in das zwischen 1200 und 1100 die aramäischen Völkermassen einzudringen begannen. Der westliche Nachbar von Hamat war Patin, wahrscheinlich schon um d. J. 1000 ein selb-

ständiges Reich, dessen Gebiet im Osten vom Orontes begrenzt wurde, während es im Süden wohl bis gegen Arwad reichte, im Norden über den See von Antiochien hinaus noch das Ufergelände des Kara-Su umfaßte und im Nordosten den Sadjur berührte. An der Mittelmeerküste blühten um d. J. 1000 die phönizischen Städte Arwad und Gebal im Norden, sowie Tyrus und unter dessen Vorherrschaft Sidon im Süden. Mit allen diesen Nachbarn stand Damaskus zweifelsohne von Anfang an in gutem Einvernehmen. Doch war die Herrin der syrischen Wüste wie noch heute so von altersher auf eine gute Verbindung mit dem Mittelmeere im Interesse ihres Handels angewiesen. Der direkte Weg nach Beirut und Sidon über den Libanon und Antilibanon ist sehr beschwerlich und im Winter die längste Zeit hindurch wegen der Schneefälle unpassierbar. Hingegen war eine Straße von Damaskus durch den Hauran an das Meer seit jeher sehr bequem und sicherte nicht nur eine gute Verbindung mit Tyrus (über Galiläa), sondern auch mit den Philisterstädten (über die Esdrelonebene) und schloß sich unmittelbar an den längs der Küste nach Ägypten führenden Handelsweg an. Es war also nicht nur Expansionslust, die den neuen Staat Damaskus dazu trieb, sein Gebiet gerade gegen Süden auszudehnen, sondern auch eine Finanzfrage: Es galt, die Verbindung mit dem Mittelmeer und damit die Handelsstraße zu behaupten, auf der nicht nur die reichen Produkte Cölesyriens und der Ghûta, sondern auch der Reichtum der östlichen Länder nach dem Mittelmeere und nach Ägypten wanderte.

Von Salomo wird 2. Chron. 8, 3 bemerkt, daß er gegen Aram Soba gekämpft habe. Indessen wird schon Rezon, der erste König von Damaskus, die Kleinstaaten Rechob, Soba und Maacha endgiltig unterworfen haben und versuchte jedenfalls bereits, sich in Galiläa und im Ostjordanlande dauernd festzusetzen. So wird die Nachricht in 1. Kö. 11, 23 aufzufassen sein, daß Jahve Salomo in Rezon einen Widersacher erweckte. Von den nächsten Nachfolgern Rezons ist nichts Näheres bekannt. Der nächste bedeutende König ist Benhadad I. (um 900), den man vielfach mit Benhadad II. der Bibel (etwa 870 bis 844) zu einem Herrscher zusammengefaßt hat, während andere in Rücksicht auf 1. Kö. 20, 34 zwei Personen unterscheiden. Zu ihm sendet König Asa von Juda und bittet um Hilfe gegen Israel mit Berufung auf das zwischen den Vätern abgeschlossene Bündnis. Juda war also seit Rehabeam, Asas Vater (lies 1. Kö. 15, 8 Bruder statt Sohn), d. i. seit der Trennung

beider Reiche Damaskus als Lehensstaat unterworfen. Ähnliches war natürlich bei Israel der Fall. Die Abhängigkeit Ba'sas von Benhadad wird 1. Kö. 15, 19 ausdrücklich bezeugt. Daß sich beide Reichlein dem Damascener nicht freiwillig fügten, ist selbstverständlich und ein Krieg als Vorbedingung zu diesem Abhängigkeitsverhältnis gegen Ende der Regierung Salomos würde die Äußerung 1. Kö. 11, 23 (von der Feindschaft Rezons gegen Salomo) erst recht verständlich machen. Dann war auch die Teilung des Reiches nach dem Prinzip divide et impera von Damaskus durch Intriguen und Versprechungen mit veranlaßt, und wenn von Rehabeam bis Josaphat von Kriegen zwischen Juda und Israel die Rede ist, so hatte dabei wiederum Damaskus die Hand im Spiele, um Vorteil daraus zu ziehen. Asas Bitten leistete Benhadad willig Gehör und ließ ein Heer gegen Nordgaliläa marschieren, d. h. er legte sich durch Okkupation verschiedener Bezirke die Verbindung mit Tyrus frei.

Der Usurpator Omri ist im Nordreiche wohl mit besonderer Hilfe der Aramäer auf den Thron gekommen. Dafür dehnte Benhadad seinen Besitz in Nordgaliläa weiter aus und errichtete für seine Handwerks- und Handelsleute einen Bazar in Samaria. Juda war Aftervasall Israels, da dieses Unterthanenverhältnis für den Damascener vorteilbringender war als der direkte Anschluß des Südreiches an Damaskus. Omri war jedoch ein kluger Politiker und suchte gegen Ende seiner Regierung durch Annäherung an Tyrus (Heirat Achabs mit der tyrischen Prinzessin Isebel) gegen Benhadad freie Hand zu bekommen. Die Allianz mit der blühenden Phönikerstadt trug denn auch unter Achab reiche Früchte. Israel ergreift gegen Damaskus die Offensive. Achab und sein „Freund" Josaphat von Juda ziehen später sogar gegen Ramoth Gilead, nicht um es zu verteidigen, sondern um es dem Aramäer zu entreißen (1. Kö. 22, 3) und so wenigstens das ostjordanische Land bis an den Jabbok (nördlich von demselben war alles aramäisch) zu behaupten. Andererseits machte Achab den Versuch, den Aramäern die durch die esdrelonsche Ebene führende Handelsstraße abzuschneiden, indem er unerschwingliche Durchgangszölle forderte und die damascenischen Bazare in Samaria kassierte. Dadurch ward ein langwieriger Krieg zwischen Damaskus und Israel inauguriert (Kämpfe bei Aphek), in dem zwar Achab anfänglich einige Vorteile errang, schließlich aber den Kürzeren zog, die Bazare in Samaria wieder aufrichten und die Handelsstraße freigeben mußte. Immerhin mag Benhadad, besonders in Rücksicht

auf die von Assyrien her drohende Gefahr Achab einige Konzessionen gemacht und einen Teil von Nordgaliläa geräumt haben. Aber der Umstand, daß Achab bei Karkar Benhadad Heerfolge leistet, zeigt zur Genüge, daß die Kämpfe gegen Damaskus doch mit einem Fiasko für Israel endeten.

So standen die Dinge i. J. 854. Wie schon bemerkt, waren die Nachbaren von Damaskus die bedeutenden Reiche Patin und Hamat. Nördlich vom letzteren hauste bei Arpad (jetzt Tell Rfad nördlich von Aleppo) der Aramäerstamm Jachan oder Bit Agusi, der später politisch einige Bedeutung erlangte (s. weiter unten). Patin grenzte im Norden an Sam'al, das Gebiet südlich und nördlich vom jetzigen Islahije, dessen südlicher Teil auch den selbständigen Namen Jaudi trug. Alle diese Staaten waren im 9. Jahrhundert bereits aramaisiert. Da die Hettiterherrschaft wesentlich nur Adelsherrschaft und die kanaanäische Bevölkerung durch hettitische Elemente nicht sonderlich modifiziert war, so haben wir uns den Sturz des Hettitertums und die Aramaisierung des Landes nicht als gewaltsamen Prozeß, sondern als das Resultat eines langsamen Werdens zu denken. Der Adel mußte mit der Zeit seine hettitische Art und Sprache aufgeben, nur hettitische Namen behielt er in seinem Hang am Althergebrachten noch bei (daher die hettitischen Bezeichnungen Panammu, Kalammu, Jrchulini, Sapalulme u. s. w.). Das Aramäische gewann über das Kanaanäische langsam aber sicher die Oberhand. Lehrreich in dieser Beziehung ist der Fund von Sendschirli (auf dem Gebiete des alten Jaudi und Sam'al). Die in jüngster Zeit gefundene Inschrift Kalammus, des Sohnes Chajans (aus dem 9. Jahrh.) soll noch ziemlich rein kanaanäisch sein. Die aus dem Ende des 8. Jahrh. stammende Hadadinschrift Panammus I. ist schon (ähnlich wie die über Panammu II. handelnde) in einem Mischmasch von Kanaanäisch und Aramäisch abgefaßt, die Bauinschrift Bir Rekabs (des Sohnes Panammus II.) hingegen fast rein aramäisch. — Nördlich von Sam'al lag das kleine Fürstentum Gurgum mit der Hauptstadt Markas (jetzt Mar'asch), das von der aramäischen Einwanderung nicht mehr sonderlich berührt wurde. Die Entstehung von Gurgum und Sam'al entzieht sich ebenso unserer Kenntnis wie die Anfänge von Patin und Hamat. Alle diese Kleinstaaten sind jedenfalls als Erben des alten Hettiterreiches anzusehen.

Mesopotamien war unterdessen völlig aramaisiert worden. Am Anfang des 9. Jahrhunderts lernen wir dortselbst eine Menge kleiner aramäischer Staaten oder Beduinengebiete kennen. Am mittleren Chabur

treffen wir das Gebiet von Gardikanna, an der Mündung des Flusses Bit Chadippi, jenseits des Euphrat gegen Babylon zu die aramaisierte Landschaft Suchi, gegenüber der Chaburmündung Chindanu und weiter im Nordwesten Laki. Bei Diarbekr und dem westlichen Tigrisufer entlang nach Norden hausen die Zamani, südlich von ihnen bei Mardin der Stamm der Tubusi. Westlich von demselben am Südabhang des Karadja-Dagh sitzen die Aramäer von Salla, und noch weiter westlich herrscht ein mächtiger Schech in Tul Abnai. Mit vielen dieser Stämme war Assurnaßirpal III. (885—860) beschäftigt, um sie mit Waffengewalt zu ordentlichen Unterthanen Assyriens zu erziehen. 879 und 878 züchtigt er Chindanu und Suchi, die sich geweigert hatten, Tribut zu zahlen. 884 wird Bit Chadippi bestraft, weil es einem fremden Usurpator aus Bit Adini willig die Herrschaft übertragen hatte. Ein Beuteregister des Assyrerkönigs zeigt uns bei dieser Gelegenheit, wie sehr sich die Aramäer bereits in die verfeinerte Kultur Mesopotamiens eingelebt hatten. Im Norden verhielten sich die Zamani sehr unruhig. Assurnaßirpal zeigte sich sehr versöhnlich, indem er die „Selbständigkeit" ihres Schechs Ammibaal anerkannte. Als dieser bald darauf von der assyrerfeindlichen Partei gestürzt wurde, büßte es der Usurpator Bur Ramman mit seinem Leben und ward geschunden (880). Da die Zamani zu gleicher Zeit auch die assyrischen Kolonisten am oberen Tigris belästigten, sah sich der König gezwungen, 880 eine Abteilung (1500 Mann) dieser „aramäischen Achlame" nach Assyrien mitzunehmen — eines der ersten Beispiele einer Deportation.

Weitaus der mächtigste Aramäerstamm waren jedoch die Bne Eden (Jes. 37, 12), assyrisch **Bit Adini**, die das Land zwischen dem Balich und Euphrat, sowie einen Distrikt westlich vom letzteren besetzt hielten. Für Assyrien, das gegen Süden von einem ungehemmten Verkehre mit dem Meere durch Babylon abgeschnitten war, mußte es, da es nun einmal seine Stellung als Großmacht in Vorderasien wahren wollte, die wichtigste Aufgabe sein, gerade in jenen Gegenden selbständige Staatenbildungen im Keime zu ersticken. Ansonsten wäre die Handelsstraße nach dem Mittelmeere der Willkür von Fremdlingen preisgegeben gewesen; auch lag im Bereiche von Bit Adini die Mondstadt Charran, dessen Tempel wie ein jedes bedeutende Heiligtum zugleich einen finanziellen Mittelpunkt für Bankgeschäfte und Handelsunternehmungen repräsentierte. — Andererseits wäre es für die westlichen Staaten Gurgum, Sam'al, Arpad und Patin die einzig richtige Politik gewesen, Bit Adini möglichst zu

stützen und als ein Bollwerk aufrechtzuerhalten suchen, welches, wenn einmal weggeräumt, die westlicher gelegenen Reichlein notwendig der Willkür des Assyrers preisgeben mußte. Indessen war die Idee vom bonum commune im Orient nie recht heimisch. Die guten Potentaten waren zum Teil anderer Ansicht und verschuldeten mit dem Fall von Bit Adini den Untergang ihrer eigenen Staaten.

Den Weg nach dem Mittelmeere freizulegen war schon das Bestreben Assurnaßirpals. Doch macht sein Feldzug nach dem Westland mehr den Eindruck einer friedlichen Campagne, während welcher alle Staatlein, die am Wege lagen, von Bit Adini angefangen bis nach Patin (Hamat und Damaskus wurden wohlweislich umgangen!) dem Assyrerkönig huldigten, wohl in der richtigen Voraussicht, daß die neu errichtete assyrische Provinz östlich von Ladikije vorderhand noch eine exotische Pflanze und eine kurzlebige Institution sein werde.

Salmanassar II. (859—825) beurteilte die Sachlage schärfer und richtiger. Sollte den Assyrern der Zugang zum Mittelmeere gesichert sein, so mußte Bit Adini einfach verschwinden. Daher begann er schon 859 den Kampf, aber vorderhand mit wenig Erfolg. Der Fürst Achuni von Bit Adini wich zwar vor dem Assyrerkönig über den Euphrat nach Westen zurück, stellte sich ihm aber im Bunde mit Sapalulme von Patin, Chajan von Sam'al und Sangara von Gargamisch irgendwo südlich vom jetzigen Islahije entgegen. Den ersten Fehler begingen die Herrscher von Kummuch und Gurgum, indem sie sich Salmanassar II. willig ergaben. Der Assyrerkönig stößt auf die alliierten Fürsten und „siegt", d. h. die Gegner zogen sich freiwillig hinter den Orontes nach Süden zurück, um sich mit den inzwischen herbeigeeilten Truppen cilicischer Fürsten zu vereinigen. Gegen sie vermochte Salmanassar nicht viel auszurichten und trat den Rückweg an, indem er seinen Unmut an einigen zwischen dem Afrin und Sadjur gelegenen Städten ausließ. 858 zog Salmanassar wiederum gegen Bit Adini und der Erfolg war, daß sich der Hettiterkönig von Gargamisch dem Assyrer unterwarf. Den entscheidenden Schlag führte er 857 aus. Achuni stand bereits allein da, den Alliierten v. J. 859 fehlte es an Mut und Energie, um den assyrischen Waffen Stand zu halten und wenn sie sich (auch Arpad) um diese Zeit nicht schon formell unterwarfen, so sahen sie doch den Untergang von Bit Adini unthätig an. Die Hauptstadt Til Barsip wurde erobert und das Land zur Provinz gemacht. Achuni wurde 856 vom Hügelland westlich vom Euphrat, wohin er sich, wohl im Vertrauen auf endliche Hilfe von Seiten seiner einstigen

Verbündeten geflüchtet hatte, hervorgeholt und nach Assyrien gebracht. Mit ihm verschwindet der Staat Bit Adini aus der Geschichte.

Jetzt trat Benhadad von Damaskus (keilinschriftlich richtiger Bir-idri) in den Vordergrund. In richtiger Erkenntnis der von Seiten Assyriens drohenden Gefahr brachte er im Laufe des Jahres 855 eine Fürstenkoalition zu stande. Neben den Hilfstruppen von Mußri und Kue (Cilicien), sowie einigen nordphöniciſchen Städten nahmen Hamat (König Irchulini), Israel (mit Juda), Ammon und der Araber Gindibu daran teil. Salmanassar kam 854 über den Euphrat, ließ sich von den Herrschern von Gargamisch, Kummuch, Malatia, Sam'al, Patin, Gurgum und Arpad huldigen, nahm in Aleppo durch feierliche Opfer vom Rammantempel Besitz und zog gegen Karkar (etwa Kal'at el Mudik), wo ihn die Verbündeten erwarteten. Er rühmt sich wie immer des Sieges. Wenn er indessen nicht regelrecht geschlagen wurde, so mußte er sich doch schleunigst zurückziehen. Der Mißerfolg der assyrischen Waffen ist aus den folgenden Ereignissen ersichtlich. 849 fiel der „Sieg" des Assyrers über die Alliierten ebenso aus. Das Gleiche war auch 846 der Fall. Salmanassar hatte in Benhadad und seinen Verbündeten einen ebenbürtigen Gegner gefunden.

Im Jahre 844 änderte sich die Sachlage einigermaßen, als Hazael den Thron von Damaskus bestieg. Diesen Regierungswechsel benützten nämlich die einstigen Alliierten Benhadads, die vielleicht sämtlich nur gezwungen Heeresfolge geleistet hatten, um ihr Unterthanenverhältnis gegenüber dem neuen Herrscher zu lösen. Im Norden stellte sich Hamat unter assyrische Oberhoheit, im Süden gelangte Jehu mit Hilfe Salmanassars II. in Israel zur Herrschaft. Im Jahre 842 zog der Assyrerkönig von neuem gegen Damaskus. Längs der Meeresküste marschierte er zum Nahr el Kelb, empfing den Tribut Jehus, sowie von Sidon und Tyrus und überschritt den Libanon, um Damaskus von Westen anzugreifen. Irgendwo im Wadi Barada versperrte ihm Hazael einige Stunden vor der Hauptstadt die enge Passage, zog sich aber — allerdings mit Verlusten — bald hinter die Mauern seiner Residenz zurück. Salmanassar richtete nichts aus und nachdem er die Stadt vergebens belagert, zog er unverrichteter Dinge ab. Ein letzter Zug des Jahres 839 hatte den gleichen Erfolg. Salmanassar mußte sich mit der Eroberung von vier Städten zufrieden geben. Damaskus blieb unbesiegt.

Das Resultat der Kämpfe Salmanassars II. gegen das West-

land war also die Tributpflichtigkeit aller Staaten mit Ausnahme von Damaskus. Der Aufstand unter Assurdaninpal, Salmanassars Sohn (829—824) lockerte natürlich dieses Verhältnis in bedenklicher Weise. Hamat wird ausdrücklich unter den revoltierenden Gebieten genannt. Nicht viel besser war es um den Einfluß Assyriens im Westland unter Schamschi-Adad (824—812) bestellt. So konnte es geschehen, daß das aufstrebende Reich von Urartu seinen Blick auf Syrien richten und sich besonders mit Arpad in Verbindung setzen konnte. Adad-nirari III. (811—783) kämpfte 806 gegen Arpad und 805 gegen Chazaz (am Afrin, früher zu Patin, damals wohl zu Arpad gehörig). Im Jahre 803 machte er sogar den Versuch, Damaskus zu unterwerfen. Benhadad III. (vielleicht 804—774) von Adadnirari spottweise (nach der volkstümlichen Paraphrase von „König") Mar'i = Herr genannt, zahlte als erster unter den damascenischen Fürsten Tribut. Auch die Städte Philistäas, Israel, Moab und Edom brachten ihre Gaben. Das Ganze war offenbar mehr eine Formalität. Man wußte damals sehr gut, daß die Assyrer zu sehr nach anderen Seiten hin, besonders gegen Medien beschäftigt waren, um ihren früheren Einfluß im Westen aufrecht halten zu können. Salmanassar III. (782 bis 773) war in dieser Beziehung nicht glücklicher. Vielleicht aus Anlaß eines Thronwechsels (es wurde Tabel oder Tabrimmon König, von dem es ungewiß ist, ob er zur früheren Dynastie gehörte) erschien er 773 vor Damaskus. Der Erfolg war nicht bedeutend. Unter Assur-dan (772—755) finden sich für 772 und 765 Züge gegen Chatarikka (das biblische Hadrach) verzeichnet. Um diese Zeit muß das frühere Reich von Patin zerfallen sein. Der nördlichste Teil kam an Sam'al, am See von Antiochien hielt sich ein selbständiges Fürstentum Unki, die Gebiete südlich vom Orontes kamen an Hamat. Hadrach, das wahrscheinlich zu Patin gehörte, scheint so emporgekommen zu sein. Inzwischen war i. J. 763 in der Stadt Assur der Aufstand losgebrochen und hiermit ging der Rest des Einflusses im Westlande für Assyrien verloren. Ein Zug Assurniraris (754 bis 745) gegen Arpad (754) verlief trotz der scheinbaren Unterwerfung des dortigen Königs Matiel resultatlos. Wie die folgenden Ereignisse lehren, hatte dort Urartu die Hand im Spiele.

Als Tiglat Pileser III. (745—727) in Assyrien den Thron bestieg, waren die syrischen Staaten fast ebenso unabhängig wie beim Regierungsantritt Salmanassars II. Was letzterem nicht gelungen, führte Tiglat Pileser III. binnen zehn Jahren in so gründ-

licher Weise aus, daß die letzten syrischen Reichlein, denen aus Gnade und Barmherzigkeit ein Schein von Unabhängigkeit belassen wurde, den Fall von Damaskus um kaum 20 Jahre überlebten. Allerdings stand dem kraftvollen Herrscher Assyriens nicht ein Benhadad oder Hazael gegenüber, sondern ein ziemlich unfähiger Mensch, der sich Reson nannte.

In dieser Zeit trug sich Sardur II. von Urartu mit dem Plane, Assyrien vom Mittelmeere abzuschneiden und ein großes alarodisches Reich in Vorderasien zu errichten. Darum verband er sich mit Arpad und suchte mit dessen Hilfe im Westlande Einfluß zu gewinnen. Auch Gurgum Melitene und Kummuch schlossen sich ihm gegen Assyrien an. Tiglat Pileser III. wandte sich jedoch gegen die Alliierten, vertrieb Sardur aus Syrien und rückte vor die Mauern von Arpad. Die Stadt fiel 740 nach dreijähriger Belagerung und wurde zur Provinz gemacht. Gurgum und die übrigen Fürsten der Koalition unterwarfen sich und wurden in Gnaden aufgenommen. Der moralische Erfolg des Sieges war, daß auch Damaskus und die Phönicierstädte sich wenigstens nominell unterwarfen, natürlich nur mit der Absicht, sich so einen lästigen Gegner vom Hals zu schaffen, um sich zum Widerstand rüsten zu können. — Unterdessen hatte sich (vielleicht erst 740 oder 739) ein gewisser Azarijau des zu Sam'al gehörigen Gebietes von Jaudi bemächtigt. Er machte mit Tutammu von Unki (der sich i. J. 740 jedenfalls auch zum Scheine mit unterworfen hatte) gemeinsame Sache und wußte 19 Städtebezirke im heutigen Noßairije-Gebirge, welche ursprünglich zu Patin, später zu Hamat gehörten, ebenfalls auf seine Seite zu bringen. Panammu von Sam'al rief gegen den Usurpator Tiglat-Pileser zu Hilfe. Der Assyrerkönig erschien 738 auf dem Kampfplatze, besiegte zunächst Tutammu und machte Unki zur assyrischen Provinz. Dann überwand er Azarijau, schlug wohl den südlichen Teil von Jaudi zu Unki, den Rest gab er Panammu zurück und entschädigte ihn durch einige Bezirke von Gurgum, welche Gebietsschmälerung sich Tarchulara von Gurgum als Strafe für seine frühere Widersetzlichkeit ruhig gefallen lassen mußte. Die 19 hamathensischen Städtebezirke fügte Tiglat-Pileser zu einer neuen Provinz mit dem Regierungssitz in Simirra zusammen und setzte über dieselbe seinen Sohn, den späteren König Salmanassar als Statthalter ein. Reson von Damaskus, Menahem von Israel (Juda wird nicht genannt, sein Vasallenverhältnis zu Israel wurde also vom Großkönig gut geheißen), Eniel von Hamat, die Fürsten

von Gurgum, von Gargamisch u. s. w. leisteten von neuem Obedienz.

Dieses radikale Vorgehen des Assyrers mußte Reson von Damaskus mit ernsten Besorgnissen erfüllen und er suchte die palästinensischen Fürsten (Hamat blieb Assyrien treu) zu einem Bündnis gegen Tiglat-Pileser zu vereinigen. Israel und Juda standen seit Hazael mehr oder minder immer unter Damaskus. An Jehu rächte sich Hazael wegen dessen Anschlusses an Assyrien durch Eroberung des Ostjordanlandes bis an den Arnon. Im Westen unterwarf er Nordgaliläa, rückte bis gegen Gath vor und nur die freiwillige Unterwerfung Jehoas' (Juda stand auf Seiten Israels gegen Damaskus) rettete Jerusalem vor der Eroberung durch die Aramäer. Erst als Benhadad III. i. J. 803 Tribut an Assyrien zahlte und Israel (Juda mit eingeschlossen) sich unmittelbar an Adadnirari III. anschloß, besserte sich die Lage. Joas soll nach 2. Kön. 13, 25 einige Vorteile errungen haben und Jeroboam II. vollendete die Befreiung durch Rückeroberung der früheren israelitischen Gebiete in Galiläa und im Ostjordanlande. Mit dem Sturze der Dynastie Jehus änderte sich die Sachlage. Menahem stammte aus Ba'al Gad am Hermon an der Grenze der Damascena und hielt schon darum zu Damaskus, weil der Fall desselben ihn für seine Herrschaft fürchten ließ. Pekach war mit Hilfe der von Damaskus begünstigten manassitischen Partei emporgekommen und bedurfte seiner Freunde, um sich gegen die assyrerfreundlichen Ephraimiten zu halten. Von den Philisterstädten hatte sich besonders Gaza an Damaskus angeschlossen. Jotham von Juda erkannte hingegen mit richtigem Scharfblick die Überlegenheit Assyriens. Nach 738 unterwarf er sich formell und unmittelbar Tiglat-Pileser und sagte sich dadurch von Israel und Damaskus los. Er mußte sich infolge dessen von Seiten Pekachs und Resons Feindseligkeiten gefallen lassen, die seinen Sohn Achaz nötigten, den Assyrer um Hilfe anzurufen. Dies war mit die Veranlassung zu Tiglat-Pilesers Zug „nach Philistäa" i. J. 734.

Sein Plan ging dahin, Damaskus zunächst zu isolieren und dadurch lahmzulegen. Er umging darum die Stadt, schnitt sie aber von der Verbindung mit dem Süden dadurch ab, daß er Galiläa und die manassitischen Gebiete von Israel trennte (2. Kön. 15, 29) und nebst Teilen des Haurans zur Provinz Soba zusammenfaßte. Dann zog er weiter gegen Gaza, dessen Fürst Hanno zwar gezüchtigt aber vorderhand in seiner Stellung belassen wurde. Achaz

wird unterdessen irgendwo persönlich Obedienz geleistet haben. Während dieser Operationen fiel Pekach als Opfer der ephraimitischen Partei, Hosea trat an seine Stelle und ward vom Assyrerkönig bestätigt. So stand Damaskus allein da. 733 rückte Tiglat-Pileser in die damascenische Ebene, Reson wurde zunächst im offenen Felde geschlagen und in die Stadt geworfen, hielt sich darin aber noch ein volles Jahr. Erst 732 fiel Damaskus und wurde zur Provinz gemacht.

Der Hort des Aramäertums in Syrien war vernichtet, das Ende von Sam'al und Hamat, die Tiglat-Pileser stets willigen Gehorsam geleistet hatten, ließ nicht lange auf sich warten. Nach dem Tode Eniels bemächtigte sich ein gewisser Jaubidi der Herrschaft und faßte den Plan, ein neues aramäisches Reich mit dem Zentrum in Hamat zu gründen. Die Provinzen Arpad, Simirra, Damaskus und das eben gedemütigte Samaria schlossen sich ihm an. Doch Sargon überwand i. J. 720 den Rebellen und machte Hamat zur Provinz. In Gurgum wollte sich bald darauf Muttallu, nachdem er seinen Vater gewaltsam aus dem Wege geräumt, von Assyrien unabhängig machen. Er wurde in Mar'asch (Markas) gefangen und das Land einprovinzt. Wenn Sam'al sich nicht schon 720 am Aufstand beteiligte, so fiel es um 710 zusammen mit Gurgum und teilte dessen Schicksal. Damit endet die Geschichte des Aramäertums in Syrien.

Die Einwanderung in die östlichen Gebiete der nordsemitischen Länder, nach Assyrien und Babylonien, vollzog sich ähnlich wie in Nordmesopotamien und Syrien. Die Aramäer überschritten den Euphrat und suchten das Kulturland im Norden und Süden in ihre Gewalt zu bekommen. Daß sie in einem so wohlgeordneten Staatswesen, wie es das babylonische und assyrische war, auf harten Widerstand stoßen mußten, ist selbstverständlich. Indessen war es unmöglich, sie durch einige entscheidende Schläge dauernd von den Landesgrenzen abzuwehren, erstlich weil die Nomaden immer auf neuen Zuzug aus der Steppe rechnen konnten und sodann weil sich diese Räuberhorden auf einen regelrechten Eroberungskrieg überhaupt nicht einließen. Man gewöhnte sich darum, dieselben mehr als Landplage, denn als eigentlichen Feind zu betrachten und suchte sich ihrer in Babylonien dadurch zu erwehren, daß man ihnen am Ostufer des Tigris gegen das elamitische Gebirge hin in der dortigen weniger bebauten Steppe ausgedehnte Länderstrecken als Tummel-

platz für ihre Horden und Räubereien anwies, ähnlich wie man sich jetzt noch in einzelnen Teilen des türkischen Reiches gezwungen sieht, mit den Beduinen friedlich zu paktieren und denselben gewisse Grenzen zu stecken, jenseits welcher sie ein freies Nomadenleben führen können. Auch die Suti, die Vorläufer der Aramäer, waren schließlich infolge der Expansionslust der nachdrängenden Völkermassen durch die Könige von Babylon in eben dieselben Gegenden gewiesen worden, und so sehen wir — nachweislich seit dem 9. Jahrhundert — das linke Ufergelände des Tigris, vom unteren Zab angefangen bis an den persischen Golf, von den Suti und den weitaus zahlreicheren Aramäerstämmen besetzt. Da aber selbstverständlich immer neue Nomadenhorden von der westlich vom Euphrat sich ausbreitenden Steppe her im babylonischen Kulturland dringend Einlaß begehrten, so waren die ursprünglichen Einwohner desselben auf zwei Seiten von fremden Elementen eingeschlossen, gegen deren in sprachlicher und nationaler Hinsicht umgestaltend wirkenden Einfluß sie sich auf die Dauer nicht zu halten vermochten. Die Kultur blieb natürlich babylonisch, und ein jeder Einwanderer, dem es glückte, sich im eigentlichen Kulturland dauernd niederzulassen, war binnen kurzem ihrem Banne verfallen. Indessen sind die Berührungen zwischen den Söhnen der Wüste und den Einwohnern der Dörfer und Städte überaus zahlreich und völlig unvermeidlich. So waren die Einwohner des eigentlichen Babylonien wohl von alters her auf das Herdenmaterial der Steppen angewiesen, während hinwiederum der Beduine viele Gebrauchs- und Luxusartikel, z. B. die Waffen, dem Kulturland zu entnehmen gewohnt ist. Auch wurden natürlicherweise besonders die Reihen der niederen und arbeitenden Bevölkerung nach und nach durch die lebenskräftigeren Elemente der Einwanderer ergänzt. Dadurch kam aber die aramäische Sprache in Babylonien (und Assyrien) immer mehr zur Geltung und drang von den Dörfern in die Städte und von den unteren Volksklassen zu den Behörden und den höheren Gesellschaftskreisen hinauf. Auch wurden die Schechs der Aramäerbeduinen jenseits des Tigris mit der Zeit notwendig mit in die Politik verwickelt und bildeten später so wichtige Faktoren, daß die leitenden Staatsmänner mit ihnen rechnen mußten.

Von Süden her drängten nämlich gegen Babylon unaufhaltsam die Chaldäer vorwärts und ihren Fürsten, die kleine Gebiete an der Mündung des Tigris und Euphrat besaßen, erschien die endliche Erlangung der Krone von Babylon als Zielpunkt all ihrer Wünsche. Sie suchten dabei nach Verbündeten und fanden diese abgesehen von

Elam hauptsächlich in den Suti und den Aramäern jenseits des Tigris. Mit ihrer Hilfe bemächtigte sich beispielsweise Ukinzir, der Fürst von Bit Amukkani, 732 Babylons. Unter anderen werden als seine Alliierten auch die aramäischen Pukudu genannt, welche die Bibel als Pekod erwähnt. Tiglat-Pileser III. rückte i. J. 729 gegen Babylon vor. Um jedoch gegen Ukinzir, der mittlerweile nach Süden zurückgewichen war, erfolgreich operieren zu können, trieb er zuerst die Aramäer zu Paaren, und diesem Umstande verdanken wir eine ausführliche Liste von (35) Klanen und Stämmen, deren Reichhaltigkeit bei der relativen Beschränktheit des betreffenden Gebietes deutlich zeigt, daß dieselben immer noch auf halbnomadischer Kulturstufe standen. Im Jahre 722 oder Anfang 721 bemächtigte sich ein anderer Chaldäer, der aus der Bibel bekannte Merodach Baladan, des Thrones von Babylon und zwar wieder mit Hilfe der Sutu und Aramäer. Die Alliierten wurden durch Überlassung ausgedehnter Besitzungen innerhalb des eigentlich babylonischen Gebietes belohnt und so ward die Überleitung der Halbnomaden als eines neuen in sprachlicher und nationaler Hinsicht ausschlaggebenden Elements in das Kulturland noch mehr gefördert. Die reichen Tempelschätze fielen während der 12 Jahre, da Merodach Baladan in Babylonien hauste, auch ihnen in die Hände. Sargon stürzte zwar den Chaldäer und strafte seine aramäischen Verbündeten, aber dieser Erfolg war nur vorübergehend. 704 erschien Merodach Baladan wieder in Babylon und seine Helfershelfer setzten sich in den Städten fest. Sanherib schlug ihn jedoch 703 bei Kisch und säuberte Uruk, Nipur, Sippar und andere Orte von den Eindringlingen. Beim Rückzug suchte er die Aramäer jenseits des Tigris heim und scheint unter ihnen erbarmungslos gehaust zu haben, indem er 208 000 Gefangene nebst reicher Beute mitschleppte. Das diesbezügliche Verzeichnis umfaßt 17 Klane und Stämme. Bei Chalule i. J. 691 kämpfen wiederum 9 Aramäerstämme mit dem chaldäischen Eindringling Muschezib Marduk gegen Sanherib und ein gleicher Vorgang wiederholt sich unter Assarhaddon i. J. 680, wo der Sohn Merodach Baladans in Babylon die Herrschaft an sich zu reißen versucht.

Von weiteren Schicksalen dieser aramäischen Stämme hören wir bald darauf nichts mehr. Sie werden den allgemeinen Entwickelungsgesetzen der Menschheit zum Opfer gefallen und in der Kultur Babyloniens aufgegangen sein. Mit ihrer Individualität verschwindet der letzte uns geschichtlich erreichbare Rest des eigentlichen und unverfälschten Aramäertums. Nur ihre Sprache, die sie

infolge ihres numerischen Übergewichts über die absterbenden Volkselemente der früheren Zeit den Ländern aufnötigten, lebte im Bereiche des nordsemitischen Kulturgebiets noch für lange Zeit fort. Seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts läßt sich in Assyrien der Gebrauch der aramäischen Konversationssprache an der Hand von Denkmälern konstatieren, um dieselbe Zeit herrschte sie gewiß auch schon in Babylonien bei manchen Schichten der Bevölkerung vor.

Auch in Palästina, das seine kanaanäische Eigenart am längsten bewahrt hatte, dringt von Norden her die aramäische Sprache immer mehr nach Süden vor. Im Nordreich wird sie, da dasselbe in unmittelbaren kommerziellen und politischen Verbindungen mit dem Reiche von Damaskus stand, sehr früh neben dem Hebräischen zur Geltung gekommen sein. Im Südreiche zeigt sich aramäischer Einfluß in den litterarischen Erzeugnissen des 7. Jahrhunderts, und die Erzählung 2. Kön. 18,26 und Jes. 36,11, wo die judäischen Beamten den Oberoffizier Sanheribs ersuchen, er möge lieber aramäisch sprechen, zeigt deutlich, daß man auch in Jerusalem um 700 sich für das Aramäische interessieren mußte, wenngleich das gewöhnliche Volk diese Sprache noch weniger verstand. Mit dem judäischen Staatswesen verschwand das Hebräische aus der Reihe der offiziellen Sprachen (etwa abgesehen von Tyrus, Sidon u. s. w.) und das Aramäische ward bald auch in Südpalästina das Idiom des niederen Volkes. Die Verbannten gewöhnten sich an den Gebrauch desselben in Mesopotamien und nach dem Exil spricht man in Judäa aramäisch. Dabei fand allerdings das Hebräische besonders bei den Gebildeteren eifrige Pflege und wurde in gelehrten Kreisen gewiß noch als wissenschaftliche Sprache nicht nur stilistisch geschickt gehandhabt sondern auch gesprochen.

Die Juden der späteren Zeit standen eben unter dem Einflusse der die ganze damalige semitische Kulturwelt beherrschenden aramäischen Sprache. Gleichwie im 14. vorchristlichen Jahrhundert Syrien und Mesopotamien mehr oder minder auf die Keilschrift und das Assyrisch-Babylonische als internationales Idiom angewiesen waren, ebenso war das Aramäische und seine ungemein einfache für den praktischen Gebrauch im täglichen Leben sich besonders eignende Schrift jenes allgemein verbreitete Verkehrsmittel, das die Völker Vorderasiens in späterer Zeit im gegenseitigen kommerziellen, kulturellen und politischen Verkehr anzuwenden genötigt waren, und das darum auch nicht nur in Palästina, sondern auch in Nord-Arabien zur Herrschaft gelangte. Stand ja letzteres

Gebiet seit jeher mit den vorderasiatischen Handels- und Verkehrszentren, die nun einmal aramäisch geworden waren, in regstem Verkehre. Seitdem Tiglat-Pileser III. und die Sargoniden Kriegszüge bis tief nach Nordarabien hinein unternommen hatten, war das Land gezwungen, die assyrische Oberherrschaft anzuerkennen und trat in noch engere Beziehungen zu den nördlichen Völkern, als es früher der Fall war. Noch günstiger entwickelten sich die Verhältnisse für Nordarabien unter den Ptolemäern. Die zwischen den Seleuciden und Ptolemäern herrschende Rivalität, sowie später die Sperrung des Euphratthales durch die parthische Okkupation hatten zur Folge, daß der früher einzig übliche Verkehrsweg zwischen dem Mittelmeere und dem persischen Golf (resp. Indien), der durch Mesopotamien längs des Euphrat und Tigris führte, aufgegeben wurde, und der Handel einerseits vom Mittelmeere durch Nordarabien an die Südostküste der arabischen Halbinsel, andererseits um letztere herum zur See nach dem indischen Ozean geleitet wurde. Die natürlichen Vermittler dieses Handels wurden aber die Völker Nordarabiens, und je weniger sie selbst noch von der Kultur berührt waren, umso leichter eigneten sie sich die aramäische Verkehrssprache an und bedienten sich derselben zum schriftlichen Ausdruck.

So erklärt sich die paradoxe Thatsache, daß die späteren Völker Nordarabiens zwar längst schon rein arabischer Abstammung waren, uns aber ihre Denkmäler in aramäischer Sprache hinterlassen haben, welche allerdings mehr oder minder von Arabismen durchsetzt ist. Die älteste Inschrift dieser Art ist die von Teima (wohl spätestens ins 5. vorchr. Jahrhundert zu setzen). Jüngere zu dieser Klasse gehörige Monumente stammen von dem einst mächtigen Volke der Nabatäer, das seine Blüte der eben besprochenen Handelsvermittlerrolle zwischen dem Mittelmeere und der südarabischen Küste verdankte und selbst schon Erbe eines früheren Stammes, der Salamier war. Nabatäische Könige kennen wir in der Zeit zwischen 170 v. Chr. und 100 n. Chr., darunter 4 des Namens Aretas. Sie besaßen neben dem nordwestlichen Arabien noch Petra, Moab, sogar den Hauran und zeitweise auch Damaskus. Über alle diese Gebiete sind ihre zahlreichen Schriftdenkmäler zerstreut, in denen besonders die echt arabischen Namen auf den ersten Blick erkenntlich sind. Die wichtigsten Fundorte in Arabien selbst sind El Dschof, Teima, El Hidschr, El 'Ola und Chaibar, d. h. die Oasen von Norden an bis gegen Medina hin. Diese Gegend repräsentiert also die südlichste Grenze des einstigen aramäischen Sprachgebiets.

Über die Kultur der Aramäer ist nichts Näheres bekannt. Sie gingen eben in der älteren in den nordsemitischen Ländern ansässigen Bevölkerung auf und nahmen die Bildung derselben an, ohne sie irgendwie wesentlich zu modifizieren. Selbständiger, weil politisch unabhängig, hat sich das Aramäertum in Damaskus entwickelt. Benhadad und Hazael haben, als ihr Reich im Zenith seiner Macht stand, sicherlich auch kulturell das Land zu heben verstanden. Mittel dazu bot nicht nur die Ertragsfähigkeit des Bodens, sondern auch die rege Handelsverbindung mit dem Osten und der Mittelmeerküste. Amos spricht darum vom Hause Hazaels und von den Palästen Benhadads, und aus seiner Bemerkung in 3, 12 scheint hervorzugehen, daß verschiedene speziell damascenische Luxusartikel zur Königszeit in Palästina heimisch waren. Es hat also die Hauptstadt der syrischen Wüste auch schon damals wie gegenwärtig eine strebsame Rasse von Industriellen in sich beherbergt und die Artikel wanderten weit hinaus über die Grenzen des Reiches. Indessen sind über jenen Boden zu viel Nationen nach einander hinweggegangen, sodaß von den speziell aramäischen Denkmälern aus der Zeit vom 10. bis 8. Jahrhundert nichts übrig geblieben ist. Auch im eigentlichen Mesopotamien, in der Gegend von Edessa, Mardin und Neßibin hat sich wohl die aramäische Eigenart besonders lange erhalten, doch wurde die besondere Kultur dieses Landes abgesehen von der assyrisch-babylonischen Zeit durch den Hellenismus und Byzantismus zu sehr durchsetzt, um selbständige Produkte liefern zu können. Vielleicht ist von eventuellen Ausgrabungen auf dem ausgedehnten Gebiete zahlreicher Trümmerhügel am mittleren Euphrat von dem Knie östlich von Aleppo angefangen bis in die Gegend westlich von Bagdad mehr zu erwarten. Dort konnte aramäisches Wesen in alter Zeit jedenfalls unbehelligter sich entwickeln, da es in jener Gegend die ursprüngliche Bevölkerung zuerst erdrückt hatte und von Süden her lange Jahre hindurch immer neue Verstärkungen erhielt.

Über die Götterlehre der Aramäer steht nur soviel fest, als sich aus den gelegentlichen Bemerkungen der Inschriften schließen läßt. Eine speziell aramäische Gottheit läßt sich nicht nachweisen. Ein Hauptgott der Aramäer ist der Wettergott Ramman. Sein vorzüglichstes Heiligtum war in Aleppo. Auch in Damaskus besaß er einen Tempel (2. Kön. 5, 18) und mancher Ortsname im heutigen Palästina und Syrien ist auf den Namen Ramman zurückzuführen. Andere Benennungen derselben Gottheit waren Dadda, Hadad und Bir. Die Verehrung des Mondgottes von Charran

als des Herrn von Charran (Ba'al Charran) war in den nordsyrischen Staaten ebenfalls sehr verbreitet. Von Birrekab, dem Sohne Panammus II. von Sam'al, stammt der Rest einer Weihinschrift an den „Herrn von Charran". Auch unter dem Namen Schahr ist der Mondgott in Nordsyrien nachweisbar (in Nerab südöstlich von Aleppo). Daß die gemeinsemitische Astarte zum aramäischen Pantheon gehörte ist selbstverständlich. Auf einer Inschrift von Nerab erscheint sie unter dem babylonischen Namen Nikkal-Ningal (große Herrin) neben dem Hirtengott Nusku. Der Kult des kanaanäischen Blitz- und Kriegsgottes Reschef war bei den Aramäern ebenfalls verbreitet. Daneben erscheinen noch El und der Sonnengott Schamasch. So nennt z. B. Panammu I. in seiner Inschrift wiederholt Hadad, El, Rekabel, Schamasch und Reschef. In Eigennamen erscheint noch der Gott Sur, der ja auch aus der Bibel bekannt ist. Ein altes kanaanäisches Erbstück in Hamat war die Jahveverehrung (vergl. den Namen Jaubidi mit der Variante Ilubidi. Jau ist die assyrische Form von Jahve). Indessen hat der Gott Jahve eine so vorzügliche Stellung wie in Israel im aramäischen Pantheon nicht erlangt.

Die ältesten aramäischen Sprachdenkmäler sind die Inschriften. — Ein Löwengewicht aus der Zeit Salmanassars IV. (727—722) trägt in assyrischer und aramäischer Legende die Aufschrift „2 Königsminen" mit dem Namen des Herrschers. Es ist dies das älteste aramäische Schriftdenkmal aus dem östlichen Teile des nordsemitischen Kulturbereichs. Zu Sanheribs Zeit beginnen (nachweislich seit 687) auf den assyrischen Kontrakttäfelchen die aramäischen Beischriften. Da die Kontrahenten die assyrische Schrift und Sprache vielfach nicht mehr hinlänglich verstanden, sah man sich genötigt, an den in Keilschrift abgefaßten Thontafelurkunden ein aramäisches Vermerk anzubringen, das die Namen der Personen, die den Vertrag schließen, sowie öfters eine Angabe über das Objekt des Kontraktes u. dergl. enthält. Für uns sind diese kurzen Beischriften von großer Bedeutung, da sie den Beweis liefern, daß damals das Assyrische im gewöhnlichen Leben vielfach durch das Aramäische verdrängt war. Auch in Babylonien kamen aramäische Inschriften zu Tage, so die vielleicht aus dem 3. Jahrh. v. Chr. stammende Bilinguis von Tello (aramäisch und griechisch), die jedoch nur den Namen Abadnadinache enthält.

Zahlreicher und interessanter sind die in den westlichen Ländern

aufgefundenen aramäischen Denkmäler. Die ältesten sind die zum Sendschirli-Fund gehörigen Inschriften, die also einem aramaisierten, früher von Hettitern okkupierten Gebiete entstammen. Dieselben gewähren uns einen Einblick in die Entwickelung und den Fortschritt des Aramäischen in jenen Gegenden. Es lassen sich deutlich 3 Stadien unterscheiden (siehe oben). Zuerst hat man sich noch nicht daran gewöhnt, aramäisch zu schreiben. Man bedient sich zum schriftlichen Ausdruck noch des Kanaanäischen. Später stellt man schon Versuche mit dem Aramäischen an, was natürlich ohne viele Lapsus nicht abgehen kann. Es giebt dabei ein Gemisch von Aramäisch und Kanaanäisch. Endlich gewinnt das Aramäische völlig die Oberhand. Die älteste bislang gefundene, zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben wurden, noch unzugängliche hiehergehörige Inschrift ist ein Denkmal Kalammus von Sam'al, des Sohnes Chajans (Chajs) aus der Zeit Salmanassars II. (859—825). Sie ist wie verlautet noch ganz kanaanäisch abgefaßt. Dem zweiten Stadium gehören zwei Monumente an, die ziemlich stark beschädigte Hadadinschrift Panammus I., des Sohnes Krls, Königs von Jaudi (Anfang des 8. Jahrh.), sowie die etwa 731 gesetzte Inschrift Panammus II., Königs von Jaudi-Sam'al, welche dessen Sohn Birrekab seinem Vater errichtet hat. Dieselbe erzählt von traurigen Vorkommnissen am Ende der Regierung Bir Surs, des Vaters Panammus II. Ein Usurpator (wahrscheinlich Azarijau) tötete Bir Sur und die königlichen Prinzen, verwüstete das Land und riß die Herrschaft an sich. Panammu, der dem Tode entgangen war, wandte sich an Tiglat-Pileser III., der den Rebellen überwand und Panammu II. über das Erbe seines Vaters setzte, worauf der frühere Blütezustand ins Land zurückkehrte. Weiter wird erzählt, wie Tiglat-Pileser seinem treuen Vasallen einen Teil von Gurgum schenkte und wie letzterer vor Damaskus krank wurde und im Lager starb, worauf ihm der Großkönig eine Trauerfeierlichkeit veranstaltete und seinen Sohn Birrekab zum Herrscher einsetzte. — Die beiden letzterwähnten Dokumente zeichnen sich durch eine eigentümliche Sprache aus: kanaanäische und aramäische Formen sind pêle-mêle durcheinandergeworfen. Dem gegenüber ist die Bauinschrift Birrekabs bereits fast rein aramäisch. Er betheuert darin sein Unterthanenverhältnis zu Tiglat-Pileser III. Während die früheren Könige von Sam'al sich mit dem von Kalammu erbauten Hause begnügt und dasselbe als Sommer- und Winterwohnung zugleich benützt hätten, habe er einen neuen Palast aufgeführt.

Der Zeit nach schließen sich an diese Denkmäler einige Inschriften von Nerab an. Sie sind auf Grabsteinen angebracht und enthalten Angaben über den Verstorbenen und schließen mit einem Fluche gegen denjenigen, der das Grab verletzen sollte.

Eine davon lautet: Agbors, des Priesters des Schahr in Nerab, ist dieses Bild. Wegen meines gerechten Wandels vor ihm gab er mir einen guten Namen und machte mein Leben lang. An meinem Sterbetage war mein Mund nicht verschlossen und sprachlos, und ich sah dabei mit eigenen Augen die Nachkommen bis ins vierte Glied, wie sie mich beweinten. Sie waren hundert an Zahl. Nicht hat man mir silberne oder kupferne Geräte mitgegeben! Nur in meinem Gewand hat man mich beigesetzt, damit du späterhin meinen Sarg nicht beschädigst. Wer immer du seist, der du mich beschädigst und beeinträchtigst, Schahr, Nikkal (= Ningal) und Nusku sollen seinen Tod unglückselig machen und seine Nachkommen sollen zu Grunde gehen!

Die kulturgeschichtlich wichtige älteste Inschrift von Teima (siehe oben) lautet:

.... Im Jahre 22 ..... in Teima, Salm, der Gott von Mhrm und Sngla und Aschera, die Götter von Teima, den Salm, den Gott von Hagam ... setzte ihn ein am heutigen Tage in Teima ... (fehlen vier Zeilen, sodann), welches errichtete Salmuschezib, Sohn des Potosiri, im Tempel des Salm von Hagam. Darum haben die Götter von Teima dem Salmmuschezib, Sohn des Potosiri, und seinen Nachkommen das Recht im Tempel des Salm von Hagam (zu fungieren) übertragen. Derjenige nun, der diese Stele (Belehnungsurkunde) zerstören sollte, die Götter von Teima sollen ihn, seine Nachkommen und seinen Namen von Teima ausreißen. Dies ist aber die Abgabe, welche Salm von Mhrm, Sngla und Aschera, die Götter von Teima für Salm von Hagam bestimmten .. Vom Ackerfeld 16 Dattelpalmen und von den königlichen Gütern 5 Dattelpalmen, zusammen 21 Dattelpalmen ... jahraus jahrein, und weder Götter noch Menschen dürfen den Salmuschezib, Sohn des Potosiri oder seine Nachkommen oder seinen Namen aus diesem Tempel verdrängen, sie, die Priester sind dieses Tempels auf ewig.

Bei der großen Verbreitung des Aramäischen in Vorderasien kann es nicht Wunder nehmen, wenn gelegentlich auch außerhalb des eigentlichen aramäischen Sprachgebiets Inschriften auftauchen,

z. B. in Cilicien und in Ägypten, in welch letzteren Weihungen an Osiris in aramäischer Sprache niedergelegt sind.

Eine der ergiebigsten Fundstätten für aramäische Inschriften ist Palmyra. In der Römerzeit gelangte diese Stadt als Handelsknotenpunkt zu hohem Ansehen und Reichtum und bildete eine selbständige Republik unter römischem Schutze. Am Ende ihrer Glanzperiode legte sich sogar der zu Einfluß gelangte Odainathos und seine Frau Zenobia (um 267 nach Chr.) die königlichen Titel bei. Die zahlreichen Denkmäler sind meist nach Monaten und Jahren der seleukidischen Ära genau datiert (die älteste Datierung aus d. J. 9 vor Chr.) und zerfallen in Weihe-, Ehren- und Grabinschriften. Erstere enthalten gewöhnlich eine Widmung an den Ba'al von Palmyra (Sonnengott), dem der große Tempel geweiht war. Nach Inhalt und Stil sind sie untereinander sehr ähnlich.

Eine davon (Euting 6) lautet z. B.: Dem, dessen Namen auf ewig gepriesen sei, dem Gütigen und Barmherzigen hat diesen Altar errichtet Maki, Tochter des Ogga, Gemahlin des Male, Sohnes des Maliku für ihr Leben und das Leben ihrer Tochter im Monat Tebeth des Jahres 538. — Eine andere (Vogüé 84): Dem, dessen Name auf ewig gepriesen sei, dem Gütigen und Barmherzigen hat dies errichtet Bathzubaidu, Tochter des Gadreẞu, für ihr Leben und das Leben Ubaidus ihres Gemahls im Monate Ab des Jahres 541.

Die Ehreninschriften sind meistens Kommentare zu Statuen, welche einzelnen hervorragenden Männern von ihren Mitbürgern gesetzt wurden. Die Dedikanten sind entweder der Senat von Palmyra, oder eine Privatperson, manchmal auch eine kleinere Körperschaft.

Vogüé 23 lautet z. B.: Bildsäule des Septimios Odainathos des erlauchten Konsulars, unseres Herrn, die ihm gesetzt hat die Zunft der Gold- und Silberschmiede, um ihn zu ehren, im Monat Nisan des Jahres 569. — Ähnlich Vogüé 7: Diese Bildsäule ist die des Julios Aurelios Salmallathos, des Sohnes des Male, des Abdäers, des Karawanenanführers, die ihm aufgestellt hat der Senat und das Volk um ihn zu ehren, weil er die Karawane umsonst und aus eigenen Mitteln führte im Jahre 569.

Die Grabinschriften enthalten gewöhnlich Angaben darüber, von wem, für wen und wann das Grab errichtet worden ist. Seltener finden sich auch Flüche gegen den Grabschänder.

Eine davon lautet z. B.: Im Monat Adar des Jahres 320. Dieses Grab ist das des Salaman, des Sohnes des Taimreẞu,

Sohnes des Sochaj aus der Sippe der Söhne Mattabols. — Vogüé 30: Dieses Grab ist das des Athnatan, des Sohnes des Kuhailu, das für ihn gebaut haben seine Söhne Kuhailu und Hairan, seine Söhne, aus dem Geschlechte Maitha, im Monat November des Jahres 304. — Eine andere hierher gehörige: Wehe! Samsigeram, Sohn des Nurbel, . . . und er hat dieses Grab errichtet. Niemand soll über ihm diese Grabnische öffnen auf ewig! Ansonsten soll er keine Nachkommen und kein Glück haben auf ewig! Nicht soll Gedeihen haben wer immer sie öffnet auf ewig, und an Brot und Wasser soll er sich niemals sättigen!

Ein besonders interessantes Dokument ist auch der Tarif von Palmyra, eine 160 Zeilen umfassende i. J. 1882 entdeckte Inschrift. Sie ist, wie viele andere palmyrenische Denkmäler zweisprachig (aramäisch und griechisch) abgefaßt und vom 18. Nisan d. J. 448 (d. i. 137 n. Chr.) datiert. In einer Einleitung wird auseinandergesetzt, der Senat von Palmyra habe beschlossen, zu den bestehenden Zollbestimmungen einen Nachtrag zu verfassen, da über viele zollpflichtige Gegenstände Zweifel und infolgedessen Streit zwischen den Zollpächtern und Kaufleuten herrsche. Dann folgt ein langes Register der betreffenden Gegenstände und Waren, wobei ältere Edikte ähnlicher Art zitiert werden.

Über die nabatäischen Inschriften ist das Wichtigste oben bemerkt worden. Dem Inhalte nach sind sie sehr mannigfaltig. Es finden sich seltener Weihinschriften, weitaus die größere Zahl sind Grabinschriften, unter welchen wiederum die von Hegra (El Hidschr) in Arabien (an der damascenischen Pilgerstraße, nordwestlich von Medina) die interessantesten sind. Dieselben zeichnen sich nämlich durch eine streng juridische Form aus und enthalten detaillierte Angaben darüber, wer das Grab benützen darf, inwieweit dieses Benutzungs- oder Eigentumsrecht reicht und wieviel der Übertreter dieser Bestimmungen an Geldstrafe zu entrichten hat. Die meisten sind nach den Regierungsjahren der nabatäischen Könige datiert. Die älteste solcher Datierungen ist etwa das Jahr 40 v. Chr.

Beispiel einer kürzeren Grabinschrift (gefunden zu Bostra [Bosra] im Hauran): Dies ist der Sarkophag, den Wahabel, Sohn des Ausu für Ta'mur, seine Gattin, die Tochter des Abdel, . . . des Hyparchen anfertigen ließ. — In den beiden folgenden wird der aus dem Neuen Testament bekannte Aretas (vergl. 2. Korinther 11, 32) erwähnt. — Weihinschrift aus Salchad im Hauran: Dies ist das Haus, welches Ruhu, Sohn des Maliku, des Sohnes

des Aklabu, des Sohnes des Ruhu der Ilat, ihrer Göttin, die in Salchad wohnt, gebaut, und welches Ruhu, der Sohn des Kaßju, mit diesem oben erwähnten Ruhu errichtet hat im Monate Ab des 17. Jahres des Maliku, des Königs der Nabatäer, des Sohnes des Harithat (Aretas), des Königs der Nabatäer, der sein Volk liebte. — Probe einer Grabinschrift aus Hegra: Dies ist die Grabhöhle, welche 'Abdabodat, Sohn des Aribas, für sich selbst anfertigen ließ und für Wailat seine Tochter, sowie für die Söhne dieser Wailat, die Töchter derselben und deren Kinder, die in diesem Grabe bestattet werden sollen. Es sind aber Wailat und ihre Söhne nicht ermächtigt, diese Grabhöhle jemals zu verkaufen, zu verpfänden oder zu vermieten oder über diese Grabhöhle ein Schriftstück irgendwelcher Art jemals einem Menschen auszustellen, darum, weil diese Grabhöhle der Wailat, ihren Söhnen und Töchtern und deren Kindern auf ewig gehören soll. Jedoch haben Wailat und ihre Söhne die Verpflichtung, daß, falls Huru, der Bruder dieses 'Abdabodat, zufällig in Hegra anwesend wäre und dort sterben sollte, sie ihn in diesem Grabe bestatten müssen, aber nur ihn allein, und niemand darf ihn herausnehmen. Wer aber etwas an dieser Verfügung ändern und nicht thun sollte, wie oben geschrieben steht, der soll an unseren Herrn 2000 Silberdrachmen, Währung des Harithat (Aretas) zahlen. Im Monat Tebeth des Jahres 44 des Harithat (Aretas), Königs der Nabatäer, der sein Volk liebt. — Errichtet vom Steinmetz Aftach, dem Sohn des 'Abdabodat.

An letzter Stelle sind die sinaitischen Inschriften zu erwähnen. Sie stammen meist aus dem Wadi Mukattab (dem „vielbeschriebenen Thal") der Sinaihalbinsel und enthalten neben einer kurzen Grußformel meist nur roh eingekritzelte Namenszüge der vorüberfahrenden Reisenden nebst kurzer Genealogie und zeigen, daß die Sucht unserer Touristen, an allen möglichen Stellen ihren Namen einzuritzen, um sich so zu verewigen, sehr alt ist. Sie stammen sämtlich aus nachchristlicher Zeit etwa bis zum 4. Jahrhundert und haben neben den Namensformen nur paläographisches Interesse, da man an ihnen den allmählichen Übergang der nabatäischen Schrift zur kufischen beobachten kann.

Die Schrift, mit welcher das Aramäische ursprünglich geschrieben wurde, war die altsemitische, als deren Typus die Mesainschrift (ca. 840 v. Chr.) gilt. Die Sendschirli-Inschriften sind daher noch in demselben Alphabet geschrieben. Mit der Zeit trat jedoch eine Variierung verschiedener Buchstaben ein, sodaß die übri-

gen aus vorchristlicher Zeit stammenden aramäischen Denkmäler (Teima, Nerab, Kleinasien, Ägypten) einen gewissen besonderen Charakter zeigen, der vom Typus der ältesten Monumente (Mesa, Sendschirli) ziemlich verschieden ist. — Noch später haben sich als zwei besondere Arten die nabatäische und palmyrenische Schrift nebeneinander entwickelt, von denen die letztere sich zwar der hebräischen Quadratschrift einigermaßen nähert, sich aber von derselben durch Rundung und Schwung der Formen scharf abhebt. Die nabatäische bildet wegen des kursiven und skizzenhaften Charakters der einzelnen Buchstaben eine Spezies für sich. Aus ihr ist die arabische Schrift hervorgegangen, die durch den Islam im ganzen vorderen Orient zur Herrschaft gelangte.

Das Aramäische war seit jeher in 3 Hauptdialekte gespalten: den westlichen oder palästinensischen, den östlichen oder babylonischen und den mesopotamischen. Die beiden ersteren bilden die Litteratursprache der späteren Juden. Ihnen gehören neben den aramäischen Stücken des Alten Testaments verschiedene Erzeugnisse echt jüdischen Geistes, die Talmudim, Targumim, Midraschim und verschiedene Apokryphen an. Der mesopotamische Dialekt unterscheidet sich scharf von den beiden genannten und wird entsprechend der alten Bezeichnung Suri = Mesopotamien, die nach Ausweis der Keilinschriften schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend üblich war (vergl. Der alte Orient I, 23), mit dem Namen „syrische Sprache" belegt. Die christliche Bevölkerung, welche denselben redet, nennt sich „Syrer" und stellt sich so in Gegensatz zu den „Aramäern" oder Heiden. Das Syrische, welches bereits in vorchristlicher Zeit in Edessa schriftlich gehandhabt wurde, erlangte durch die an diesen Dialekt geknüpfte, speziell christliche „syrische Litteratur" große Bedeutung.

Der Islam hat mit der aramäischen Konversationssprache in Vorderasien gründlich aufgeräumt. Das „Aramäische" zog sich in die Synagogen und Rabbinerschulen, das „Syrische" in die Klöster zurück, wo sie bald nur noch als tote, künstlich gepflegte Sprachen der Theologie und des Kultus ihr Dasein weiterfristen konnten.

---

## Inhalt.

Die

# Gesetze Hammurabis

## Königs von Babylon

um 2250 v. Chr.

Übersetzt von

Dr. Hugo Winckler
Professor an der Universität Berlin

Vierte verbesserte Auflage (11.—13. Tausend)
erweitert durch die
sog. sumerischen Familiengesetze

Mit Abbildung des Denkmals und ausführlichem Sachregister



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1906

# Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

4. Jahrgang, Heft 4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also: AO. V, 2 S. . . bez. AO. IV, 4⁴ S. . .



Hammurabi empfängt vom Sonnengotte seine Gesetze.
Darunter die Anfänge der Inschrift in senkrecht laufenden Zeilen.



Die französischen Ausgrabungen in Susa unter der Leitung von J. de Morgan in den Jahren 1897—1902 ausgeführt, haben die Denkmäler der vorpersischen Vergangenheit der Hauptstadt des Perserreiches zu Tage gefördert. Außer den Inschriften der susisch-elamitischen Könige namentlich des 2. vorchristlichen Jahrtausends sind auch eine Anzahl älterer Inschriften gefunden worden, welche beweisen, daß Elam und Susa im 3. Jahrtausend völlig zum babylonischen Machtbereich gehört haben. Man schrieb damals dort babylonisch, und „Patesis", welche von den Königen der babylonischen Reiche abhängig waren,[1] haben dort geherrscht. Auch hier tritt uns also wieder die Erscheinung entgegen, daß je höher das Altertum ist, um so größer der babylonische Einfluß und um so reiner seine Kultur erscheint.[2] Je klareren Einblick wir in die geschichtliche Entwicklung Vorderasiens durch neue Urkunden erhalten, um so deutlicher drängt sich uns die Tatsache auf, daß die uns bis jetzt verhältnismäßig besser bekannte Zeit des letzten Jahrtausends mit der assyrischen Herrschaft, bereits eine Periode des Darniederliegens der altorientalischen Kultur, ihres Herabsinkens von früher behaupteter Höhe bedeutet.

Der Spaten fördert meist anderes zu Tage als man gehofft hat. Auch der große Ruinenhügel von Susa hat den Ausgräbern seine Überraschung bereitet. Die schönsten Funde, die er von sich gegeben hat, sind bis jetzt nicht die Inschriften der susischen Könige, von deren Kämpfen mit Babylonien und Assyrien wir bereits manches wissen, sondern Inschriften babylonischer Könige, welche von siegreichen Elamiterkönigen aus Babylonien fortgeschleppt worden sind, um in Susa als Siegestrophäen aufgestellt zu werden.

Bereits bei den amerikanischen Ausgrabungen in der alten Belstadt Nippur war ein kleines Steintäfelchen gefunden worden, das eine Widmung zum Heile des alten Königs von Ur, Dungi, an die Göttin Nana von Uruk enthält. Daneben trägt es den Vermerk, daß es von Kurigalzu, einem König von Babylon aus der Kassitendynastie (14. Jahrhundert), aus Susa wieder nach Uruk zurückgebracht worden sei. Es war also von einem Könige von Elam bei einem der vielen Einfälle, von denen die Inschriften seit der Mitte des 2. Jahrtausends berichten, nach seiner Hauptstadt gebracht worden. Die Ausgrabungen in Susa selbst haben nun weitere und größere Denkmäler zu Tage gefördert, welche zu gleichem Zwecke nach Susa gebracht und dort stehen geblieben waren. Es handelt sich dabei zum Teil um Gegenstände von großem Umfange und Gewicht, sodaß vielleicht der erste Sieger die Mühe und die Kosten für ihren Transport auf sich genommen hat, babylonische Könige aber bei ihren Eroberungen Susas die gleiche Mühe scheuten.

1) Vgl. Der Alte Orient II, 1. S. ff.

2) Vgl. Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen. Ein Vortrag. Leipzig, Hinrichs. 1. u. 2. Aufl. 1902, S. 10 ff.

Die Geschichte Babyloniens wird seit der Mitte des zweiten Jahrtausends durch den Kampf der beiden Mächte Assyrien und Elam um den alten Sitz der Kultur bestimmt. Dabei ist es mehrfach zu Ausplünderungen der großen Städte von der einen wie der andern Seite gekommen. Wenn unter Tukulti-Ninib im 13. Jahrhundert und unter Sanherib im Jahre 689 Marduk, der Gott von Babylon, nach Assur wandern mußte, so führt sich einer der ersten Kassitenkönige im 17. oder 16. Jahrhundert damit ein, daß er die Statue Marduks aus Chani nach Babylon zurückgebracht habe und im 12/11. Jahrhundert verherrlichen Hymnen die Siege Nebukadnezars I., welcher den Gott aus Elam wieder nach Babylon geholt hat. In der Zeit vorher erfahren wir denn auch von mehrfachen Plünderungszügen der Elamiterkönige nach Babylonien, und wahrscheinlich war es im 12. Jahrhundert, daß die Elamiter Shutruk-nachunte und sein Sohn Kutir-nachunte die babylonischen Städte, besonders Sippar ausplünderten und dabei jene Denkmäler altbabylonischer Könige nach Susa brachten. Außer mehreren in Stein gemeißelten Urkunden, welche die Bodenbesitzverhältnisse des Gebietes zwischen Babylon und Elam betreffen, also ein Interesse für den Elamiter als neuen Herrn des Landes besaßen, sind bis jetzt namentlich zwei größere Denkmäler von allgemeinem Interesse. Das eine ist eine Stele,[1] welche einen Sieg des alten Königs Naram-Sin (um 3000 v. Chr.) verherrlicht. Die Inschrift hat trotz aller Flüche[2] Shutruk-nachunte ausmeißeln und dafür seine eigene Inschrift setzen lassen, welche kurz meldet, daß er die Stele aus Sippar geholt habe. Nur ein paar Zeichen der alten Inschrift sind erhalten geblieben.

Das andere ist das Denkmal, das uns hier beschäftigen soll.[3] Es ist in ähnlicher Weise behandelt worden, aber man hat nur fünf Reihen der Inschrift weggemeißelt und ist nicht dazu gekommen, die Bemerkungen des Siegers an ihre Stelle zu setzen. Vielleicht hat auch der verschiedene Inhalt ihr die Schonung verschafft.

Die Inschrift stellt wohl die wichtigste Urkunde dar, welche bis jetzt aus der babylonischen Kultur auf uns gekommen ist. Sie steht auf einer Stele Hammurabis, des bedeutendsten Königs der ersten Dynastie von Babylon,[4] der auf der Vorderseite dargestellt ist, wie er vom Sonnengotte von Sippar — dem Stammsitze seiner Macht und Dynastie — die Belehrung empfängt, welche er dann in der Inschrift mitteilt. Diese enthält in den 16 erhaltenen Reihen der Vorderseite und 28 der Rückseite der Stele die Sammlung der Gesetze, welche Hammurabi als Begründer eines neues Reiches und geordneter Zustände nach langen Zeiten innerer Kämpfe und verschiedenartiger Völkerströmungen eingeführt hat. Dieses Corpus juris stellt die älteste bis jetzt bekannte Urkunde dieser Art in der Entwicklung der Menschheit dar. Sie ist nicht nur wichtig durch die Aufschlüsse, welche sie über babylonisches Kulturleben und seine Entwicklung gibt, sondern ist eine der wichtigsten Urkunden in der Geschichte der Menschheit überhaupt. Die Aufschlüsse die sie gibt, nach den verschiedenen Seiten hin zu verwerten, wird Aufgabe einer jeden Unter-

1) Abgebildet in der S. 5 Anm. 2 angeführten Schrift S. 15.
2) Vgl. den Schluß unserer Inschrift.
3) Aufgefunden Dezember 1901 und Januar 1902.
4) Vgl. Der Alte Orient II, 1 S. 12.

suchung der kulturgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit bilden; die Gesetze Hammurabis werden für die Kulturgeschichte künftig stets einen Markstein darstellen. Es ist Zufall — oder kein Zufall — daß derselbe Hammurabi, dessen Herrschaft über das „Westland" inschriftlich bezeugt ist, — von der Überlieferung mit den Anfängen desjenigen Volkes in Berührung gebracht wird, dessen Gesetzgebung bis in unsere Tage hinein seine Wirkung geltend gemacht hat. Sein Name ist (1. Mose 14) in der Bibel zu Amraphel entstellt, dessen Zeit als die Abrahams gilt. Der Vergleich mit dem Gesetze Moses drängt sich überall von selbst auf, — die Zeit, welche selbst die Überlieferung für die Sinai-Gesetzgebung voraussetzt, würde um mindestens ein halbes Jahrtausend später liegen als die geschichtliche des „code Hammurabi".

---

Bekannt waren bisher nur ein paar kleine Bruchstücke dieses Corpus aus Abschriften der Bibliothek Assurbanipals, ohne daß man ihren Ursprung mit Sicherheit hätte nachweisen können, wenngleich die betreffende Zeit für sie zu vermuten war.[1] Auch das Berliner Museum besitzt zwei kleine Bruchstücke (enthaltend Stücke von § 147 u. 148, 152—154, 159, 171) in einer Abschrift aus neubabylonischer Zeit, (vom 6. Jahrhundert v. Chr. abwärts). Der Codex ist also nicht nur für Assurbanipals Bibliothek aus rein literarischem Interesse abgeschrieben worden, sondern hat auch in Babylonien selbst eine zum mindesten literargeschichtliche Pflege gefunden.

Beide Abschriften, sowohl die assyrische Assurbanipals als die neubabylonische, gehen auf Vorlagen zurück, welche im einzelnen leichte Abweichungen — aber nur der Schreibweise, nicht der Sache — zeigen. Das beweist, daß die Inschrift in mehreren Exemplaren hergestellt worden ist, wie es schon daraus folgt, daß die unsrige sich in Susa befand. Auch sind in Susa selbst Stücke einer zweiten Stele gefunden worden.

Außerdem haben wir eine Tafel mit einzelnen Paragraphen einer späteren babylonischen Gesetzsammlung.[2] Einer älteren Zeit gehören die Gesetze an, welche man als die „sumerischen Familiengesetze" zu bezeichnen pflegt. Sie sind uns in Abschriften aus der Bibliothek Assurbanipals erhalten, wo sie in einem zu Unterrichtszwecken bestimmten Schulbuche als Übungsstücke stehen.

Die Inschrift Hammurabis ist in so außerordentlich schneller Weise der Allgemeinheit zugänglich gemacht und zum ersten Male auf das glücklichste erklärt worden vom assyriologischen Mitgliede der „Délégation en Perse", P. V. Scheil.[3]

Die folgende Übersetzung bezweckt natürlich, nur den Gedankeninhalt der Urkunde in allgemeinverständlicher Ausdrucksweise wiederzugeben, nicht die Ideenverbindungen mit modern-juristischer (römischer) Terminologie herzustellen.[4]

1) Veröffentlicht von Peiser und Meißner.

2) Veröffentlicht von Peiser; jetzt wiederholt bei Winckler, Die Gesetze Hammurabis, Leipzig, Hinrichs, 1904 S. 86.

3) Délégation en Perse. Mémoires. Tome IV. Textes élamites sémitiques par V Scheil. P. O.

4) Eine Besprechung des Inhalts, besonders mit Bezug auf die Thora, liegt in der Schrift von Dr. Johannes Jeremias „Moses und Hammurabi" vor (Leipzig, Hinrichs, 1903).

---

## Die Inschrift der Stele Hammurabis.

Als Anu, der Erhabene, der König der Anunnaki, und Bel, der Herr von Himmel und Erde, welcher festsetzt das Schicksal des Landes, Marduk, dem Herrschersohne Eas, die Herrschaft über die irdische Menschheit zuerteilt hatten, unter den Igigi ihn groß gemacht hatten, Babylon mit seinem hehren Namen nannten, auf Erden es groß machten, und ihm (Babylon) ein ewiges Königtum, dessen Grundlagen wie Himmel und Erde festgelegt sind, begründeten, — damals haben mich, Hammurabi, den hohen Fürsten, der Gott fürchtet, um dem Recht im Lande Geltung zu verschaffen, den Schlechten und Bösen zu vernichten, damit der Starke dem Schwachen nicht schade, damit ich wie Shamash über den Schwarzköpfigen aufgehe, das Land erleuchte, Anu und Bel, um das Wohlbefinden der Menschen zu fördern, mit Namen berufen: Hammurabi, der Fürst, der von Bel berufene bin ich, ausschüttend Reichtum und Überfluß, völlig verschaffend alles mögliche Nippur und Tur-an-ki, der erhabene Pfleger des E-kur,[1] der tapfere König, welcher wieder hergestellt hat Eridu und gereinigt den Kult von E-apsu,[2] welcher bekämpfte die vier Weltgegenden, groß machte den Namen Babels, erfreute das Herz Marduks, seines Herrn, welcher (Hammurabi) alltäglich dient in Sagil,[3] der Königssproß, welchen Sin schuf, welcher reich machte Ur,[4] der demütige, unterwürfige, welcher bringt Reichtum nach Gish-shir-gal,[5] der weise König, erhört von Shamash, der mächtige, welcher (wieder) legte den Grund von Sippar, welcher mit Grün bekleidete die Grabstätten der Malkat,[6] der groß machte Barra,[7] welches ist wie der Bau des Himmels, der

---

1) Nippur ist die Stadt des Kultes Bels, Tur-an-ki die Zikkurat (Stufenturm) und E-kur der Tempel von Nippur.

2) Eridu Stadt des Ea-Kultes, E-apsu (Haus des Oceans) der dortige Ea-Tempel.

3) Tempel Marduks in Babylon.

4) Die Stadt des Mondkultes (Sin) in Südbabylonien.

5) Mondtempel von Ur.

6) Malkat, die „Gattin" des Sonnengottes von Sippar, ist die tote Natur, Istar in der Unterwelt, die Wintersonne, die durch den Sonnengott zu neuem Leben erweckt wird, Kore-Persephone, die durch die alljährliche Vermählung zur grünenden Natur, zur Ceres wird. Grün ist Symbol und Farbe der Auferstehung.

7) Sonnentempel von Sippar, der Stadt des Shamash-Kultes in Nordbabylonien.

Krieger, der schützte Larsa[1] und erneuerte E-babbar Shamash, seinem Helfer; der Herr der neues Leben verlieh Uruk, der reichliches Wasser verschaffte seinen (Uruks) Einwohnern, erhöhte das Haupt von E-anna,[2] ausschüttete Fülle für Anu und Nanna; der Schirm des Landes, welcher wieder vereinigte die auseinandergejagten Einwohner von Isin, der reichlich bedachte E-gal-mach,[3] der schützende Stadtkönig, Bruder des Gottes Zamama,[4] welcher fest gründete die Siedlungsstätte von Kish, umgab mit Glanz E-me-te-ursag,[4] vergrößerte (?) die großen Heiligtümer der Nana, verwaltet den Tempel von Harsag-kalama,[5] das Grab der Feinde, dessen Hilfe den Sieg erringen läßt; der vergrößerte Kuta,[6] machte alles in E-shidlam,[6] der starke (?) Stier, der niederstößt die Feinde, der Liebling des Gottes Tu-tu,[7] der erfreute Borsippa,[8] der Erhabene, der unermüdlich ist für E-zida, der göttliche Stadtkönig, der weise, kluge; der erweiterte den Ackerbau von Dilbat,[9] der aufhäufte Getreide für Urash, den Starken, der Herr dem zukommt Scepter und Krone, welchen erschuf die weise Ma-ma; welcher bestimmte den Tempelbezirk von Kesh, der reichlich machte die heiligen Mahlzeiten der Nin-tu,[10] der umsichtige, besorgte, welcher schuf Weide und Tränke für Lagash und Girsu, der beschaffte große Opfergaben für den „Tempel der Fünfzig",[11] der festnimmt die Feinde, der Erkorene des Orakels, welcher vollzog den Ausspruch von Hallab, der erfreute das Herz der Anunit,[12] der reine Fürst, dessen Gebet Adad[13] erkennt; welcher zufrieden stellte das Herz des Adad, des Kriegers, in Karkar, herstellte die Kultgeräte in E-ud-gal-gal; der König welcher verlieh Leben der Stadt Adab, der Leiter von E-mach, der fürstliche Stadtkönig, der unwiderstehliche Kämpfer; der schenkte Leben der Einwohnerschaft von Mashkanshabri, der reichen Überfluß schuf dem Tempel Shidlam;[14] der weise, tätige, welcher eindrang in den Schlupfwinkel der Banditen, barg die Einwohner von Maika im Unglück,[15] ihren Wohnsitz im Reichtum fest gründete; der für Ea und Dam-gal-nun-na, die sein Königtum groß machten auf ewig, festsetzte reine Opfer-

1) Stadt des Shamash in Südbabylonien ebenfalls mit Tempel E-babbar.

2) Tempel der Istar (Nana) von Uruk, wo diese mit ihrem Vater und Gatten Anu verehrt wird.

3) Tempel von Isin. 4) Gott und Tempel von Kish.

5) Schwesterstadt und Tempel von Kish.

6) Stadt und Tempel Nergals, unweit Babylon.

7) Eine Form Marduks.

8) Die Schwesterstadt von Babylon mit dem Kulte Nebos im Tempel E-zida.

9) Nordbabylonische Stadt mit Kult des Urash und dessen Gattin Ma-ma, einer Form des Ninib = Hochsommergott (und entsprechende Sonne), eine männliche Ceres; daher die Anspielung auf den Getreidebau. Als Ninib = Mars = der „Starke".

10) Göttin von Kesh.

11) Tempel des Ningirsu in Lagash (Ruinenstätte Telloh).

12) Es wird vorausgesetzt, daß er durch ein Orakel der Anunit von Hallab aufgefordert war, irgend eine Maßregel zu treffen (Krieg zu führen), und daß er das mit Erfolg tat.

13) Neben Anunit Gott von Hallab.

14) Tempel der genannten Stadt.

15) Die Stadt wäre also durch Banden bedroht gewesen (aus solchen An-

gaben; der fürstliche Stadtkönig, der unterwarf die Gebiete am Ud-kib-nun-na-Kanal (Euphrat?) der Botmäßigkeit Dagons,[1] seines Schöpfers, welcher verschonte die Einwohner von Mera und Tutul;[2] der erhabene Fürst, welcher leuchten macht das Antlitz der Ninni, welcher vorsetzte heilige Mahlzeiten der Gottheit Nin-a-zu, der verpflegte seine Menschen in der Not, unterbrachte ihren Anteil (Vermögen) in Babylon in Frieden; der Hirte der Untertanen, dessen Taten vor Anunit wohlgefällig sind, welcher unterbrachte Anunit im Tempel Du-mash in Vorstadt-Agade; der das Recht verkündet, das Gesetz leitet, zurückgab ihren gütigen Schutzgott der Sadt Assur,[3] . . . . . . . . . strahlen ließ den Namen der Istar in Ninive im E-mish-mish; der Erhabene, der sich demütigt vor den großen Göttern, der Nachkomme des Sumula-il, der mächtige Sohn des Sin-muballit, der Königssproß der Ewigkeit, der mächtige König, die Sonne von Babylon, der ausstrahlen läßt Licht über das Land Sumer und Akkad, der König, dem gehorchen die vier Weltgegenden, der Liebling der Ninni bin ich.

Als Marduk die Menschen zu regieren, dem Lande Recht zu verkünden, mich entsandte, da habe ich Recht und Gerechtigkeit in den Mund der Leute gelegt, das Wohlbefinden der Untertanen geschaffen. Nun mehr:

1. Wenn jemand einen andern bezichtigt[4] und die Bezichtigung vor Gericht aussagt, sie aber nicht beweisen kann, so soll der, welcher ihn bezichtigt hat, getötet werden.

2. Wenn jemand einem andern Zauberei vorwirft, es aber nicht beweisen kann, und derjenige, welchem die Zauberei vorgeworfen worden ist, zum Flusse geht, in den Fluß springt:[5] wenn der Fluß ihn ergreift, so soll der, der in bezichtigt hat, sein Haus in Besitz nehmen. Wenn aber der Fluß jenen für unschuldig erweist und er (oben) schwimmt, so soll der, welcher die Zauberei ihm vorgeworfen hat, getötet werden, derjenige, welcher in den Fluß gesprungen ist, das Haus seines Bezichtigers in Besitz nehmen.

3. Wenn jemand bei einem Prozesse zu belastendem Zeugnis auftritt, und das, was er gesagt hat, nicht beweist: wenn es ein „Prozeß ums Leben" ist, dann soll jener getötet werden.

4. Wenn er zu Zeugnis (in einem Prozeß) um Getreide und

---

fängen haben sich im Orient oft Staaten entwickelt); man vgl. die anderweitigen Angaben über die Herstellung geordneter Zustände.

1) Dagon ist der kanaanäische Name der Gottheit, welche im wesentlichen Bel gleichgesetzt wird. Hammurabi spricht hier also ganz als „Kanaanäer".

2) Offenbar die am genannten Wasserlauf gelegenen Städte, die bei der Eroberung glimpflich behandelt wurden.

3) Erste Erwähnung der Stadt, die also bereits zu Hammurabis Reich gehörte.

4) Es werden hier und im folgenden § zwei Arten der Zauberei (nertu und kispu, der Unterschied ist vielleicht durch Knoten und Trank) unterschieden. (Oder nertu müßte ein anderes Verbrechen bedeuten).

5) Zum Gottesurteil. Hier wird (umgekehrt als sonst) angenommen, daß der Zauberer untergeht!

Geld („Silber") (so) auftritt, soll er die Strafe, die der Prozeß ergibt, erleiden.

5. Wenn ein Richter einen Prozeß leitet und eine Entscheidung fällt und das Urteil schriftlich ausfertigt: wenn er später seine Entscheidung ungiltig macht[1] und man ihm nachweist, daß er die Entscheidung, die er gefällt, ungiltig gemacht hat, dann soll er die Anfechtungsstrafe,[2] welche in jenem Prozesse festgesetzt war, 12fach[3] geben, und öffentlich soll man ihn von seinem Richterstuhle stoßen, nicht soll er zurückkehren, um mit einem Richter wieder in einem Prozesse zu sitzen.

6. Wenn jemand Besitz von Gott (Tempel) oder Hof (König) stiehlt, so soll er getötet werden; auch wer das Gestohlene von ihm angenommen hat, soll getötet werden.

7. Wenn jemand Silber oder Gold oder einen Sklaven oder eine Sklavin oder ein Rind oder ein Schaf oder einen Esel oder sonst etwas von dem Sohne jemands oder von dem Sklaven jemands ohne Beisitzer[4] und Vertrag kauft oder zur Aufbewahrung annimmt, der gilt als Dieb und wird getötet.

8. Wenn jemand ein Rind oder ein Schaf oder einen Esel oder ein Eselfüllen oder ein Schiff stiehlt, wenn es dem Gotte oder dem Hofe gehört, so soll er es 30fach[3] geben, wenn es einem Freigelassenen[5] gehört, soll er es 10fach[3] ersetzen; wenn der Dieb nichts zu geben hat, soll er getötet werden.

9. Wenn jemand, dem irgend etwas abhanden gekommen ist, es bei einem andern betrifft: wenn derjenige, bei dem das abhanden gekommene betroffen wird, sagt: „ein Verkäufer hat es mir verkauft, vor Beisitzern habe ich es bezahlt" und wenn der Eigentümer des abhanden gekommenen sagt: „Zeugen, die mein abhanden gekommenes kennen, werde ich bringen" dann soll der Käufer den Verkäufer, der

1) Es bleibt zweifelhaft in welcher Weise: durch ein neues Urteil oder indem er das Gegenteil seines eigenen Urteils ausführen läßt (was also als Vollstreckungsbefugnis des Richters vorausgehen würde)?

2) Die Strafe, welche festgesetzt wird für den Fall einer (unberechtigten) Anfechtung einer gerichtlich entschiedenen Sache.

3) So lautet der Ausdruck hier (und stets im folgenden): Zwölf Mal. Es scheint, als ob gemeint sei: die Summe samt 12 (von 60, also 20%).

4) Eigentlich: die Greise, vor denen die Gerichtsverhandlung stattfindet; vgl. das Buch Ruth 4, 2.

5) Es wird unterschieden: der „Hof" (Palast, ekal), welcher zugleich den „Staat", die „Regierung" darstellt, die „Freigelassenen" (mâr banû), welche in erster Linie Freigelassene des „Hofes" zu sein scheinen und deshalb die Stelle eines Adels (Dienstadels, Ministerialen) vertreten, der Freie (amelu, dasselbe Wort oben gewöhnlich mit „jemand" übersetzt) und der Sklave.

es ihm verkauft und die Beisitzer, vor denen er es gekauft hat, bringen, und der Eigentümer des abhanden gekommenen soll den kundigen Zeugen für sein abhanden gekommenes bringen. Die Richter sollen ihre Aussagen prüfen, die Beisitzer, vor denen der Preis bezahlt worden ist, und die kundigen Zeugen des abhanden gekommenen sollen ihre Kunde vor Gott bezeugen. Der Verkäufer ist dann ein Dieb und wird getötet. Der Eigentümer des abhanden gekommenen erhält dieses, der Käufer erhält vom Hause des Verkäufers das Geld, das er bezahlt hatte.

10. Wenn der Käufer den Verkäufer und die Beisitzer, vor denen er gekauft hat, nicht beibringt, der Eigentümer des abhanden gekommenen aber kundige Zeugen dafür beibringt, dann ist der Käufer der Dieb und wird getötet, der Eigentümer erhält das ihm abhanden gekommene.

11. Wenn der Eigentümer des abhanden gekommenen kundige Zeugen dafür nicht beibringt, ist er ein Böswilliger und hat verleumdet, er wird getötet.

12. Wenn der Verkäufer gestorben ist, soll der Käufer vom Hause des Verkäufers die Anfechtungsstrafe 5fach erhalten.

13. Wenn die Beisitzer jenes nicht zur Hand sind, so sollen die Richter ihm einen Termin nach 6 Monaten festsetzen. Wenn er in 6 Monaten seine Beisitzer nicht beibringt, so ist jener ein Böswilliger und trägt die Strafe des Prozesses.

14. Wenn jemand den unerwachsenen Sohn eines andern stielt, so wird er getötet.

15. Wenn jemand einen Sklaven des Hofes oder eine Sklavin des Hofes oder einen Sklaven eines Freigelassenen oder eine Sklavin eines Freigelassenen durch das Stadttor hinausbringt, der soll getötet werden.

16. Wenn jemand einen Sklaven oder eine Sklavin, davongelaufene, des Hofes oder eines Freigelassenen, in seinem Hause aufnimmt, auf die öffentliche Ausrufung des Vogtes nicht herausbringt, so soll der Hausherr getötet werden.

17. Wenn jemand einen Sklaven oder Sklavin, davongelaufene, im freien Felde ergreift, ihn zu seinem Herrn bringt, so soll der Herr des Sklaven ihm 2 Sekel Silber geben.

18. Wenn jener Sklave seinen Herrn nicht nennt, soll er ihn zum Palaste (Regierung) bringen; wie es sich mit ihm verhält soll geprüft werden und man soll ihn seinem Herrn zurückbringen.

19. Wenn er jenen Sklaven in seinem Hause zurückhält und man darauf den Sklaven bei ihm ertappt, so soll jener getötet werden.

20. Wenn der Sklave dem, der ihn erwischt hat, entflieht, so soll jener dem Herrn des Sklaven bei Gott schwören, dann ist er (jeder Schuld) ledig.

21. Wenn jemand in ein Haus ein Loch bricht (einbricht), so soll man ihn vor jenem Loche töten und einscharren.

22. Wenn jemand Raub begeht und ergriffen wird, so wird er getötet.

23. Wenn der Räuber nicht ergriffen wird, so soll der Beraubte alles, was ihm geraubt ist, vor Gott beanspruchen; dann soll die Ortschaft und der Vorsteher, auf deren Grund und Gebiet der Raub geschehen ist, das geraubte Gut ihm erstatten.

24. Wenn Personen (geraubt werden), so sollen die Ortschaft und der Vorsteher 1 Mine Silber den Angehörigen zahlen.

25. Wenn im Hause jemands Feuer ausbricht und jemand, der zu löschen kommt, auf das Eigentum des Hausherrn sein Auge wirft, das Eigentum des Hausherrn nimmt, so soll er in dasselbe Feuer geworfen werden.

26. Wenn ein Krieger oder ein Leichtbewaffneter, welcher auf den Weg des Königs[1] zu ziehen aufgeboten ist, nicht geht, und einen Mietling mietet, sein Ersatz mitzieht, so soll der Krieger oder Leichtbewaffnete getötet werden, derjenige, der ihn zur Anzeige gebracht (?) hat, sein Haus in Besitz nehmen.

27. Wenn ein Krieger oder Leichtbewaffneter,[2] der im Unglück des Königs (Niederlage) gefangen worden ist: wenn nachher sein Feld und Garten einem andern gegeben worden ist und dieser es übernimmt:[3] wenn (jener) zurückkehrt und seine Ortschaft erreicht, so soll man ihm sein Feld und Garten zurückgeben, er soll es übernehmen.

28. Wenn ein Krieger oder Leichtbewaffneter im Unglück des Königs gefangen worden ist, wenn dann sein Sohn die Übernahme

1) In den Krieg; vgl. das islamische sabîlu-'llah „Weg Allahs", wo folgerichtig an die Stelle des Königs Allah getreten ist.

2) Es handelt sich um diejenigen, welche zum Heeresdienste verpflichtet sind. Der Ausdruck, der als „Leichtbewaffneter" wiedergegeben ist, bezeichnet sonst „Fischer" oder „Jäger". Es handelt sich also wohl um eine nicht mit (größeren) Landbesitz (Ackerland) verbundene Gerechtsame (vgl. § 35, wo nur der „Krieger" Vieh zu bekommen scheint). Der „Krieger" wäre also der Besitzer eines Gutes, der „Ritter"; der „Leichtbewaffnete" hätte nur Haus- und Jagd- (Fisch-) Gerechtsame.

3) Es handelt sich also um Lehen der zum Kriegsdienst Verpflichteten. Der Ausdruck (ilku) wird gebraucht von der Nutzung, Übernahme eines nicht zu freier Verfügung stehenden Eigentumes (vgl. § 182).

anzutreten vermag, so soll man ihm Feld und Garten geben, er soll das Lehn seines Vaters übernehmen.

29. Wenn sein Sohn noch klein ist, die Übernahme nicht anzutreten vermag, so soll ein Drittel von Feld und Garten seiner Mutter gegeben werden und diese ihn groß ziehen.

30. Wenn ein Krieger oder Leichtbewaffneter sein Feld, Garten und Haus anstatt der Nutzung vernachlässigt, sodaß es wüst (herrenlos) wird, und ein anderer sein Feld, Garten und Haus in Besitz nimmt und drei Jahre nutzt: wenn er (jener) zurückkommt und sein Feld, Garten und Haus verlangt, so soll es ihm nicht gegeben werden, derjenige, der es in Besitz genommen und genutzt hat, der soll es weiter nutzen.

31. Wenn er es (nur) ein Jahr preisgibt, sodaß es wüst (herrenlos) wird, und zurückkommt, so soll ihm Feld, Garten und Haus gegeben werden und er es wieder übernehmen.

32. Wenn einen Krieger oder Leichtbewaffneten, der auf dem „Wege des Königs" gefangen worden ist, ein Geschäftsmann loskauft und ihn nach seiner Ortschaft zurückbringt; wenn in seinem Hause (Mittel) zum Loskauf da sind, so soll er sich loskaufen; wenn in seinem Hause nichts zum Loskauf ist, so soll er vom Tempel seiner Ortschaft freigekauft werden; wenn in dem Tempel seiner Ortschaft nichts zum Loskauf ist, so soll der Hof ihn loskaufen. Sein Feld, Garten und Haus soll zum Lösegelde für ihn nicht gegeben werden.

33. Wenn ein[1] . . . . . . oder ein[1] . . . . . . sich auf Dienstentziehung (Fahnenflucht) einläßt, und für den „Weg des Königs" einen Mietling als Ersatz mietet und ihn stellt, so soll jener . . . . . .[1] oder . . . . . .[1] getötet werden.

34. Wenn ein . . . . . .[2] oder ein . . . . . .[2] das Eigentum eines Kriegers wegnimmt, den Krieger schädigt, den Krieger auf Lohn (=arbeit) gibt (vermietet), den Krieger im Prozesse einem Mächtigen preis gibt (?), das Geschenk, das der König dem Krieger gegeben, wegnimmt, so soll der . . . . . . oder der . . . . . . getötet werden.

35. Wenn jemand Rindvieh oder Kleinvieh, daß der König dem Krieger gegeben, von diesem kauft, so verliert er sein Geld.[3]

1) Worte, deren nähere Bestimmung noch nicht möglich ist, die allgemeine Begriffssphäre gibt der Zusammenhang. Es handelt sich, wie § 34 (vgl. 26 ff.) zeigt, um andere Krieger, augenscheinlich höhere als den als „Krieger" übersetzten.

2) Dieselben wie in § 33 genannten Bezeichnungen.

3) Das Vieh gilt also als Lehn. Es rührt aus Staatsgut (Beute!) her.

36. Feld, Garten und Haus eines Kriegers, Leichtbewaffneten[1] und Zinspflichtigen darf er nicht verkaufen.[1]

37. Wenn jemand Feld, Garten und Haus eines Kriegers Leichtbewaffneten oder Zinspflichtigen kauft, so wird seine Kaufvertragstafel zerbrochen (ungiltig erklärt) und er verliert sein Geld; Feld, Garten und Haus kommt an seinen Herrn zurück.

38. Ein Krieger, Leichtbewaffneter oder Zinspflichtiger kann von Feld, Garten und Haus seines Lehens seiner Frau oder Tochter[2] nichts verschreiben und es nicht für Schuldverpflichtungen geben.

39. Von Feld, Garten und Haus, das er gekauft und (als Eigentum) besitzt, kann er seiner Frau und Tochter verschreiben und für seine Schuld geben.

40. Aber an einen Geschäftsmann[3] oder einen andern Lehensträger kann er sein Feld, Garten und Haus verkaufen; der Käufer erhält Feld, Garten und Haus, die er gekauft, zur Nutzung.

41. Wenn jemand Feld, Garten und Haus eines Kriegers, Leichtbewaffneten oder Zinspflichtigen einnimmt und Gegenwert (?) dafür den: wenn der Krieger, Leichtbewaffnete oder Zinspflichtige in Feld, Garten oder Haus zurückkehrt, dann soll er Gegenwert (?) der ihm (!) gegeben ist, als Eigentum haben.

42. Wenn jemand ein Feld zur Bestellung übernimmt und auf dem Felde kein Getreide erzielt: dann soll man ihn überführen, daß er auf dem Felde keine Arbeit getan hat und er soll Getreide, wie es beim Nachbar ist, dem Besitzer des Feldes liefern.

43. Wenn er das Feld nicht bestellt, es hat liegen lassen, soll er Getreide, wie es beim Nachbar ist, dem Besitzer des Feldes geben und das Feld, das er hat brach (?) liegen lassen, hacken, säen und dem Besitzer zurückgeben.

44. Wenn jemand ein wüst liegendes Feld zur Urbarmachung innerhalb drei Jahre übernimmt, aber faul ist, das Feld nicht urbar

1) § 35 und 36 sind als ein § zu fassen. Es handelt sich in 36 um eine ergänzende Bestimmung: zum Schadenersatz darf er sich auch nicht an das Haus usw. halten. 2) Es geht als Lehn an den Sohn: § 28.

3) So wird im folgenden der Ausdruck tamkar übersetzt, für den es in einer hier in Betracht kommenden Bedeutung keinen entsprechenden gibt. Er spielt die Rolle des Kaufmanns in unsern Kulturverhältnissen und das Wort ist daher in das Arabische (tâgir) in dieser Bedeutung übergegangen. Der tamkar ist königlicher Beamter, er unternimmt seine Reisen auf staatliche Rechnung (oder Beteiligung). Das im folgenden als „Lehensträger" wiedergegebene Wort ist dasselbe wie für „Lehen". Es bezeichnet also jeden, der eine „Pfründe" genießt. An Lehensträger kann ein Lehen verkauft werden.

macht: soll er im vierten Jahre das brache (?) Feld hacken, eggen und bestellen und dem Besitzer zurückgeben, und für je 10 Gan[1] 10 Gur[1] Getreide zumessen.

45. Wenn jemand sein Feld für (feste) Ertragsabgabe (Zins) zur Bestellung gibt und die Ertragsabgabe seines Feldes erhält, dann aber ein Unwetter eintritt und die Ernte vernichtet: so trifft der Schaden den Besteller.

46. Wenn er keine (feste) Ertragsabgabe seines Feldes erhält, sondern das Feld auf Halb- oder Drittel-Anteil gibt, so sollen das Getreide, das auf dem Felde ist, Besteller und Eigentümer nach Anteil teilen.

47. Wenn der Besteller,[2] weil er im ersten Jahre seinen Unterhalt nicht gewonnen (?) hat, erklärt, das Feld nicht[3] länger bestellen zu wollen, so soll der Eigentümer nicht nach lassen: sein Besteller muß daß Feld bestellen und bei der Ernte erhält er das Getreide nach seinem Vertrage.

48. Wenn jemand eine verzinsbare Schuld hat und ein Unwetter sein Feld verwüstet oder die Ernte vernichtet oder wegen Wassermangel Getreide auf dem Felde nicht wächst: so soll er in diesem Jahre dem Gläubiger kein Getreide geben, seine Schuldtafel (im Wasser) aufweichen[4] und Zinsen für dieses Jahr nicht zahlen.

49. Wenn jemand Geld (Silber) von einem Geschäftsmann nimmt und ein für Getreide oder Sesam urbares Feld dem Geschäftsmann gibt, das Feld zu bestellen, Getreide oder Sesam, welche darauf sind zu ernten und für sich zu nehmen ihn anweist: wenn dann der Besteller auf dem Felde Getreide oder Sesam baut, so soll bei der Ernte Getreide oder Sesam, welche auf dem Felde sind, der Eigentümer des Feldes erhalten und Getreide für sein Geld (Silber) nebst Zinsen, was er vom Geschäftsmann erhalten hat, und den Unterhalt (?) des Bestellers dem Geschäftsmann geben.

50. Wenn er ein bestelltes (Getreide-)Feld oder ein bestelltes Sesam-Feld gibt, so soll Getreide oder Sesam, die auf dem Felde sind, der Eigentümer des Feldes erhalten, Geld (Silber) nebst Zinsen (dieser) dem Geschäftsmann zurückgeben.

---

1) Flächen- und Hohlmaß. 2) Ausdruck für Landmann, Ackerbauer, welcher meist im Verhältnis eines Pächters zum Grundbesitzer steht.

3) Das „nicht" ist im Text ausgelassen.

4) Offenbar symbolische Handlung mit Bezug auf die Ursache der Unmöglichkeit, den Vertrag zu erfüllen (Wasserschaden); eine erledigte Vertragstafel wird zerbrochen (vgl. § 37).

51. Wenn er kein Geld zum Zurückzahlen hat, soll er (Getreide oder) Sesam nach ihren Preisen für sein Geld und dessen Zinsen, das er vom Geschäftmann erhalten hat, gemäß dem königlichen Tarif dem Geschäftsmann geben.

52. Wenn der Besteller auf dem Felde Getreide oder Sesam nicht gebaut hat, so wird sein (des Schuldners) Vertrag nicht hinfällig.

53. Wenn jemand seinen Damm imstande zu halten zu faul ist und ihn nicht imstande hält: wenn dann in seinem Damme ein Riß entsteht und er die Feldflur mit Wasser überschwemmt, so soll derjenige, in dessen Damm der Riß entstanden ist, das Getreide, das er zu Grunde gerichtet hat, ersetzen.

54. Wenn er das Getreide zu ersetzen nicht vermag, so soll man ihn und seine Habe für Geld verkaufen und die Bauern, deren Getreide das Wasser überschwemmt hat (den Erlös), teilen.

55. Wenn jemand seinen Wassergraben[1] zur Bewässerung öffnet, aber nachlässig ist und mit Wasser das Feld seines Nachbars überschwemmt, so soll er Getreide entsprechend dem Ertrag seines Nachbars diesem zumessen.

56. Wenn jemand das Wasser einläßt und mit Wasser das bebaute Feld seines Nachbars überschwemmt, so soll er für je 10 Gan 10 Gur Getreide ihm zumessen.

57. Wenn ein Hirt,[2] um das Kleinvieh Kräuter abweiden zu lassen, keine Erlaubnis vom Eigentümer des Feldes einholt, ohne Zustimmung des Eigentümers das Kleinvieh das Feld abweiden läßt, so soll der Eigentümer sein Feld abernten und der Hirt, welcher ohne Erlaubnis des Eigentümers das Vieh hat das Feld abweiden lassen, obendrein für je 10 Gan 20 Gur Getreide dem Eigentümer zahlen.

58. Wenn, nachdem das Kleinvieh die Feldflur verlassen hat, den allgemeinen Pferch am Stadttore bezogen hat, ein Hirt das Kleinvieh noch auf das Feld läßt und es das Feld abweiden läßt, so soll dieser Hirt das Feld, das er hat abweiden lassen, übernehmen und bei der Ernte für 10 Gan 60 Gur Getreide dem Eigentümer des Feldes zumessen.

---

1) Es handelt sich um die babylonischen Gräben zur Bewässerung, welche höher liegen als das Feld und vom Flusse aus gespeist werden, nicht um Entwässerungsgräben.

2) = Herdenbesitzer oder besser Herdenunternehmer, welcher zum Großbesitzer von Herden in demselben Verhältnisse steht wie der „Besteller“ zum Eigentümer des Gutes.

59. Wenn jemand ohne Wissen des Gartenbesitzers in jemandes Garten Holz fällt, soll er $^1/_2$ Mine Silber zahlen.

60. Wenn jemand ein Feld, um es als Garten anzupflanzen, einem Gärtner übergibt, dieser den Garten anlegt, ihn 4 Jahre pflegt, so sollen im fünften Jahre Eigentümer und Gärtner zu gleichen Teilen teilen, der Eigentümer des Gartens seinen Anteil festsetzen und übernehmen.

61. Wenn der Gärtner die Anpflanzung des Feldes nicht vollendet, einen unbebauten Teil übrig läßt, so soll man ihm den zu seinem Anteil schlagen.

62. Wenn er das Feld, das ihm übergeben worden ist, nicht als Garten anpflanzt: wenn es Ährenfeld[1] ist, so soll der Gärtner den Ertrag des Feldes für die Jahre, wo es liegen bleibt, dem Eigentümer entsprechend dem Nachbar(stück) zumessen, das Feld in bestellbaren Zustand setzen und dem Eigentümer zurückgeben.

63. Wenn es Ödland war, so soll er es bestellen, dem Eigentümer zurückgeben und für ein[2] Jahr 10 Gur Getreide für 10 Gan zumessen.

64. Wenn jemand seinen Garten einem Gärtner zur Bearbeitung übergibt, so soll der Gärtner, für so lange er den Garten übernimmt, vom Ertrage des Gartens zwei Teile dem Eigentümer geben, den dritten soll er selbst nehmen.

65. Wenn der Gärtner den Garten nicht bearbeitet, der Ertrag (also) zurückgeht, soll der Gärtner den Ertrag nach dem des Nachbargrundstückes bemessen.

Hier fehlen die fünf ausgemeißelten Reihen Text. In Abschriften aus der Bibliothek Assurbanipals sind davon folgende Paragraphen enthalten:

a) Wenn Jemand Geld von einem Geschäftsmanne nimmt und diesem einen Dattelgarten gibt und ihm sagt: „Die Datteln, welche in meinem Garten sind, nimm für das Geld," der Geschäftsmann aber darauf nicht eingeht, dann soll der Eigentümer die Datteln, welche im Garten sind, nehmen, das Geld und die Zinsen nach dem Wortlaut seines Schuldscheines dem Geschäftsmann zurückerstatten, die überschüssigen Datteln, welche im Garten sind, soll der Eigentümer nehmen.

b) Wenn jemand als Miete den vollen Betrag seines Vertrages für ein Jahr dem Hauseigentümer gibt, und der Eigentümer den Mieter noch vor Ablauf der Mietsfrist auszuziehen heißt,[3] dann soll der Eigentümer dem Mieter, der vor Ablauf der Frist aus seinem Hause auszieht, von dem Gelde, das ihm der Mieter gegeben hat, [den entsprechenden Teil zurückgeben].

1) d. h. mit „Getreide oder Sesam" bestellbar, wie wir von „Weizenboden" sprechen.

2) Also ein Mal.

3) Der Eigentümer darf also den Mietsvertrag jeder Zeit lösen.

c) [Wenn jemand] Getreide oder Geld [schuldet] und Getreide oder Geld [zum Zurückgeben] nicht hat, aber sonstige Habe besitzt, so soll er, was zu seiner Verfügung ist, vor den Beisitzer bringen und es dem Geschäftsmann geben. Dieser soll es ohne Einwände annehmen.

Die Zählung der Paragraphen läuft nun unter der Annahme, daß die Lücke etwa 35 Paragraphen enthielt, von 100 an:

100. ......... Zinsen für das Geld, soviel er erhalten hatte, (soll er) eine Verschreibung darüber geben, und am Tage, wo sie abrechnen, den Geschäftsmann bezahlen.

101. Wenn dort, wohin er gegangen ist, er keine Geschäftsgelegenheit findet, soll das Geld, das er erhalten hat, der Zwischenhändler[1] doppelt dem Geschäftsmann zurückgeben.

102. Wenn ein Geschäftsmann einem Zwischenhändler Geld zu Unternehmungen geliehen hat, und er dort, wohin er geht, einen Schaden erleidet, so soll er das Kapital dem Geschäftsmann erstatten.

103. Wenn unterwegs während der Reise ein Feind irgend etwas von dem, was er mit sich führt, ihm abnimmt, soll der Zwischenhändler bei Gott schwören und frei sein.

104. Wenn ein Geschäftsmann einem Zwischenhändler Getreide, Wolle, Öl oder sonstiges Gut zum Vertrieb gibt, soll der Zwischenhändler eine Verschreibung über den Betrag geben und ihn dem Geschäftsmann erstatten. Dann soll er die Quittung über das Geld, welches er dem Geschäftsmann gibt, erhalten.

105. Wenn der Zwischenhändler säumig ist, Quittung über das Geld, welches er dem Geschäftsmann gegeben hat, sich nicht geben läßt, so soll Geld, das nicht quittiert ist, nicht zum Eigentum („Haben") getan werden.

106. Wenn der Zwischenhändler Geld vom Geschäftsmann entnimmt, mit seinem Geschäftsmann streitet (es ableugnet), so soll dieser vor Gott und den Beisitzern über das entnommene Geld den Zwischenhändler überführen, und dieser das Geld, das er erhalten hat, 3fach ihm geben.

107. Wenn der Geschäftsmann den Zwischenhändler betrügt, indem dieser alles was der Geschäftsmann ihm gegeben hatte, (bereits) zurückgegeben hat, der Geschäftsmann aber das was der Zwischenhändler ihm (zurück) gegeben hat, ihm abstreitet, so soll jener Zwischenhändler vor Gott und den Beisitzern den Geschäftsmann überführen,

1) Gemeint ist ein Kleinhändler oder Kaufmann, der für ein Geschäft reist, aber nicht sowohl als Angestellter wie als Beteiligter (vgl. § 105).

und dieser, weil er mit seinem Zwischenhändler gestritten hat, alles was er von ihm erhalten hat, ihm 6 fach geben.

108. Wenn eine Schenkwirtin als Preis für Getränke nicht Getreide nach großem Gewicht annimmt,[1] sondern Gold nimmt, und der Preis des Getränkes im Verhältnis zu dem des Getreides geringer ist,[1] so soll man sie dessen überführen und ins Wasser werfen.

109. Eine Schenkwirtin, wenn in ihrem Hause Verschwörer sich vereinigen und sie diese Verschwörer nicht festnimmt und an den Hof abliefert, so soll die Schenkwirtin getötet werden.

110. Wenn eine Geweihte,[2] (die nicht mehr heiraten darf) eine Schenke[3] öffnet oder um zu trinken eine Schenke betritt, so soll man dieses Weib verbrennen.

111. Wenn eine Schenkwirtin 60 Ka usakani-Getränke auf Vorschuß (?) liefert, so soll sie bei der Ernte 50 Ka Getreide erhalten.

112. Wenn jemand auf Reisen ist, Silber, Gold, Edelsteine oder sonstiges bewegliches Eigentum (wörtlich: Handeigentum oder Handschmuck: Ringe, Spangen) einem andern anvertraut hat und es von ihm überbringen[4] läßt; wenn dieser alles, was zu überbringen ist an den Bestimmungsort nicht abliefert, sondern sich aneignet, so soll der Absender diesen Menschen, der das zu überbringende nicht abgeliefert hat, überführen, und dieser soll 5fach alles, was ihm gegeben worden ist, dem Absender geben.

113. Wenn jemand an einen andern eine Forderung an Getreide oder Silber hat und er ohne Wissen des Eigentümers aus dem Vorratshause oder dem Speicher Getreide nimmt, so soll er, daß er ohne Wissen des Eigentümers Getreide aus dem Vorratshause oder Speicher entnommen hat, gerichtlich überführt werden, und das Getreide, welches er genommen hat, zurückgeben. Und alles, was er irgendwie gegeben (= zu fordern) hatte, dessen geht er verlustig.

114. Wenn jemand von einem andern Getreide und Silber nicht

1) Für das Preisverhältnis vgl. § 111.

2) Wörtlich: eine Gottesschwester (?), die nicht in der Jungen-Frauschaft (kallatu ist die filia nubilis, vgl. § 155) wohnt. Es handelt sich um Gottgeweihte, die nicht heiraten dürfen (vgl. § 178 ff.).

3) Die Schenke scheint auch in Babylonien zugleich die Rolle des lupanar zu spielen; man beachte, daß nur von einer weiblichen Inhaberin die Rede ist.

4) Nach Hause; es handelt sich natürlich um Handelsreisen u. dgl. Der Kaufmann ⁊c. schickt Geld per Karawane nach Hause, während er noch in der Fremde bleibt.

zu fordern hat, und Schuldhaftung an ihm vollzieht, so soll er ihm für jeden Fall[1] $^1/_3$ Mine Silber zahlen.

115. Wenn jemand an einen andern eine Forderung an Getreide oder Silber hat und Schuldhaftung an ihm vollzieht, wenn der Häftling im Hause der Haft eines natürlichen Todes stirbt, so soll diese Rechtsfrage keine weiteren Ansprüche zulassen.

116. Wenn der Häftling im Hause der Haft an Schlägen oder schlechter Behandlung stirbt, so soll der Herr des Häftlings[2] seinen Geschäftsmann vor Gericht überführen; wenn es ein Freigeborener war, soll man seinen (des Geschäftsmannes) Sohn töten, wenn es ein Sklave war, soll er $^1/_3$ Mine Silber zahlen, und alles was er gegeben hat, dessen soll er (der Geschäftsmann) verlustig gehen.

17. Wenn jemand einer Schuldforderung verfällt, er seine Frau, Sohn und Tochter für Geld verkauft oder zu Zwangsarbeit[3] weggibt: 3 Jahre im Hause ihres Käufers oder des Fronherrn sollen sie arbeiten, im vierten Jahre soll er sie freigeben.

118. Wenn er einen Sklaven oder eine Sklavin zu Zwangsarbeit weggibt und der Geschäftsmann sie weiter gibt, für Geld verkauft, so ist kein Einspruch.

119. Wenn jemand einer Schuldforderung verfällt, und er seine Sklavin, die ihm Kinder geboren hat, für Geld verkauft, so soll das Geld, welches der Geschäftsmann gezahlt hat, der Herr der Sklavin (zurück) zahlen, seine Sklavin einlösen.

120. Wenn jemand sein Getreide zur Aufbewahrung im Hause eines andern aufspeichert, und im Getreidehaufen ein Schaden eintritt, oder der Eigentümer des Hauses öffnet den Speicher und entnimmt Getreide, oder er bestreitet überhaupt, daß Getreide in seinem Hause aufgespeichert sei: dann soll der Eigentümer des Getreides vor Gott (eidlich) sein Getreide verfolgen (beanspruchen) und der Eigentümer des Hauses das Getreide, das er genommen hat, doppelt seinem Eigentümer zurückgeben.

121. Wenn jemand im Hause eines andern Getreide aufspeichert,

---

1) Die Haft wird auch an andern Personen als der des Gläubigers vollzogen; vgl. § 117.

2) Das ist nach dem folgenden der Vater (oder das sonstige Familienoberhaupt) des Freien oder der Herr des Sklaven. Der Geschäftsmann ist der Gläubiger.

3) Die sich als Schuldhaft (§ 115), augenscheinlich mit der Verpflichtung zu arbeiten (also Sklavendienste § 116), darstellt. Die Haft findet im Hause (auf dem Gute) des Gläubigers statt (§§ 115, 116).

so soll er ihm für das Jahr für 1 Gur 5 Ka Getreide als Speichermiete geben.

122. Wenn jemand einem andern Silber, Gold oder sonst etwas zur Aufbewahrung gibt, so soll er alles, was er gibt, einem Beisitzer zeigen, seinen Vertrag schließen und es dann zur Aufbewahrung übergeben.

123. Wenn er ohne Beisitzer und Vertrag es zur Aufbewahrung gibt, und man es dort, wohin er es gegeben hat, ihm ableugnet, so gibt es darüber keinen Rechtsanspruch.

124. Wenn jemand einem andern Silber, Gold oder sonst etwas vor dem Beisitzer zur Aufbewahrung übergiebt und dieser es ihm ableugnet, so soll man ihn vor Gericht überführen, und er soll alles, was er ableugnet, doppelt zurückgeben.

125. Wenn jemand seine Habe zur Aufbewahrung gibt, und dort durch Einbruch oder Raub seine Habe mit der des Eigentümers des Hauses verloren geht, so soll der Hauseigentümer, dem das Versehen zur Last fällt, alles was man ihm zur Aufbewahrung übergeben hat und was er hat verloren gehen lassen, ersetzen, dem Eigentümer erstatten. Der Hauseigentümer aber soll seine verloren gegangene Habe (seinerseits) verfolgen (wieder zu erlangen suchen) und sie von dem Diebe nehmen (sich an diesem schadlos halten).

126. Wenn jemandes Gut nicht verloren gegangen ist und er sagt: mein Gut ist abhanden gekommen und seinen Schaden fälschlich behauptet, in Betracht eines nicht abhanden gekommenen Eigentumes einen Schaden vor Gott einklagt, so soll er alles, was er einklagt, doppelt für seinen angeblichen Schaden geben.

127. Wenn jemand gegen eine geweihte Frau[2] oder gegen die Gattin jemandes den Finger ausstreckt („beschuldigt") und es nicht beweist, so soll man diesen Menschen vor den Richtern anklagen und seine Stirn marken.[3]

128. Wenn jemand eine Ehefrau nimmt, aber keinen Vertrag mit ihr abschließt, so ist dieses Weib nicht Ehefrau.[4]

129. Wenn jemandes Ehefrau mit einem Zweiten ruhend ertappt wird, soll man sie (beide) binden und ins Wasser werfen. Wenn

1) Der Eid beweist also unbedingt.

2) Der Ausdruck ist derselbe wie § 110 („Gottesschwester").

3) Wörtlich: seine Stirn scheren. Es ist noch nicht sicher, ob es sich um das Abscheren des Stirnhaares (der pêôt der Juden) oder um das Einschneiden eines Merkmales handelt (vgl. § 227 ff.).

4) Also der Ehevertrag (vor den Beisitzern) macht die Ehe.

der Eheherr der Frau sein Weib, so soll auch der König seinen Sklaven[1] begnadigen.

130. Wenn jemand die Ehefrau eines andern, welche einen Mann noch nicht erkannt hat[2] und noch im Hause des Vaters lebt, schändet und bei ihr schläft und man ihn ertappt, so soll dieser Mensch getötet werden, das Weib aber schuldlos sein.

131. Wenn jemandes Ehefrau ihr (eigner) Mann anklagt, sie aber nicht mit einem andern schlafend ertappt wird,[3] so soll sie bei Gott schwören und in ihr Haus zurückkehren.

132. Wenn gegen jemandes Ehefrau wegen eines andern Mannes der Finger ausgestreckt wird,[4] sie aber mit einem andern schlafend nicht angetroffen wird, so liegt es ihrem Manne ob in den Fluß zu springen.[5]

133 Wenn jemand kriegsgefangen fortgeführt[6] wird und in seinen Hause Lebensunterhalt vorhanden ist, seine Ehefrau aber Haus und Hof verläßt und in ein anderes Haus geht: weil jene Ehefrau ihren Hof nicht bewahrt hat, in ein anderes Haus gegangen ist, soll man sie gerichtlich überführen und ins Wasser werfen.

134. Wenn jemand kriegsgefangen wird und in seinem Hause Lebensunterhalt nicht vorhanden ist, wenn dann seine Ehefrau in ein anderes Haus geht, so soll diese Frau schuldlos sein.

135. Wenn jemand kriegsgefangen wird und in seinem Hause Lebensunterhalt nicht vorhanden ist, wenn dann seine Frau in ein anderes Haus geht und Kinder gebiert: und wenn später ihr Mann zurückkehrt und in seine Heimat kommt: dann soll dieses Weib zu ihrem Gatten zurückkehren, die Kinder aber ihrem Vater folgen.

136. Wenn jemand seine Heimat verläßt (aufgiebt), entflieht, und darauf seine Ehefrau in ein anderes Haus geht, wenn (dann) jener zurückkehrt und seine Ehefrau nehmen will: weil er von seiner Heimat sich losgerissen hat und geflohen ist, soll die Ehefrau des Flüchtlings zu ihrem Manne nicht zurückkehren.

1) d. h. der betreffende als Untertan, der das vom König zu schützende Recht verletzt hat, muß dann auch von diesem begnadigt werden.

2) Es sind also wohl Eheschlüsse mit (und zwischen?) Kindern vorgekommen. Als Muhammed sich Aischa verlobte — was das Wesentliche für den Eheschluß ist — war sie 6 oder 7 Jahre alt; als er sie in sein Haus führte, 10 oder 11). Die (indische) Ehe zwischen Kindern ist eine weitere Möglichkeit. Zum Ausdruck vgl. § 154.

3) Délit flagrant ist zum Beweis des Ehebruchs nötig.

4) bezichtigte — vgl. § 127; natürlich von ihrem Manne.

5) Gottesgericht § 2.

6) Als Kriegsgefangener aus der Heimat fortgeführt wird (zum Unterschied von § 27).

137. Wenn jemand eine Nebenfrau, die ihm Kinder geboren hat, oder eine Ehefrau, die ihm Kinder geschenkt hat, zu verstoßen beabsichtigt: so soll er jenem Weibe ihr Geschenk[1] zurückgeben und einen Nutzanteil an Feld, Garten und Habe ihr geben, damit sie ihre Kinder aufziehe. Wenn sie ihre Kinder aufgezogen hat, so soll von allem was ihre Kinder erhalten, ein Anteil wie der eines Sohnes ihr gegeben werden. Der Mann ihres Herzens kann sie heiraten.[2]

138. Wenn jemand seine Gattin, die ihm Kinder nicht geboren hat, verstößt, so soll er den Betrag des Mahlschatzes[3] ihr geben und das Geschenk, das sie aus dem Hause ihres Vaters mitgebracht hat, ihr erstatten und sie so entlassen.

139. Wenn ein Mahlschatz nicht war, so soll er 1 Mine Silber (Geld) ihr als Entlassungsgabe geben.

140. Wenn er ein Freigelassener ist, soll er $^1/_3$ Mine Silber (Geld) ihr geben.

141. Wenn jemandes Ehefrau, die in seinem Hause wohnt, es zu verlassen beabsichtigt und Verschwendungen sich zu Schulden kommen läßt, ihr Haus vergeudet, ihren Ehemann vernachlässigt und man sie gerichtlich überführt: wenn ihr Ehemann ihre Entlassung ausspricht, so soll er sie ihres Weges entlassen, als Entlassungsgabe ihr nichts geben. Wenn ihr Ehemann sie nicht entlassen will und ein anderes Weib nimmt, so soll jene als Magd im Hause ihres Gatten sein.

142. Wenn ein Weib mit ihrem Gatten streitet und spricht: du sollst nicht mit mir verkehren, so sollen ihre Beweise für ihre Benachteiligung dargelegt werden: wenn sie recht hat, ein Fehler ihrerseits nicht besteht, ihr Gatte weggeht (= sich herumtreibt), sie sehr vernachlässigt, dann soll dieses Weib keine Schuld haben, sie soll ihr Geschenk nehmen und in das Haus ihres Vaters gehen.

143. Wenn sie nicht recht hat, wenn sie weggeht, ihr Haus vergeudet, ihren Gatten vernachlässigt, dann soll man dieses Weib in das Wasser werfen.

144. Wenn jemand eine Frau nimmt und diese Frau ihrem

1) Vgl. zu § 138. 2) Sie ist frei sich anderweitig zu verheiraten.

3) Das betreffende Wort (tirchatu) bezeichnet den Kaufpreis, den der Mann für die Frau zahlt (wird aber später in entgegengesetzter Entwicklung zu dem, was wir Mitgift nennen). Das „Geschenk", das davon unterschieden wird, ist eine der Frau vom Vater (wohl als peculium) gewährte Mitgift (vgl. § 159 ff.). Hiervon wird noch (§ 171) nudunu unterschieden, das Geschenk des Mannes an die Frau (Morgengabe).

Gatten eine Magd gibt und (diese) Kinder hat[1], jener Mann aber beabsichtigt, sich eine (andere) Nebenfrau zu nehmen, so soll man ihm das nicht gestatten und er keine Nebenfrau nehmen.

145. Wenn jemand eine Frau nimmt und sie ihm keine Kinder schenkt[1] und er beabsichtigt, eine Nebenfrau zu nehmen: wenn er die Nebenfrau nimmt und in sein Haus bringt, so soll diese Nebenfrau mit der Ehefrau nicht gleichstehen.

146. Wenn jemand eine Frau nimmt und diese ihrem Manne eine Magd zur Gattin gibt und sie (die Magd) ihm Kinder gebiert, dann aber diese Magd sich ihrer Herrin gleichstellt:[2] weil sie Kinder geboren hat, soll ihre Herrin sie nicht für Geld verkaufen, die Sklavenmarke soll sie ihr machen, sie unter die Mägde rechnen.

147. Wenn sie Kinder nicht geboren hat, dann soll ihre Herrin sie für Geld verkaufen.

148. Wenn jemand eine Frau nimmt und eine Krankheit (?) (climacterium?) sie ergreift, wenn er dann beabsichtigt, eine zweite zu nehmen, so soll er seine Ehefrau, welche die Krankheit ergriffen hat, nicht verstoßen, sondern im Hause, das er gebaut,[3] soll sie bleiben, und so lange sie lebt, soll er sie unterhalten.

149. Wenn dieses Weib im Hause ihres Mannes nicht wohnen bleiben will, so soll er ihr Geschenk, das sie aus ihrem Vaterhause mitgebracht hat, ihr zurückerstatten und sie soll gehen.

150. Wenn jemand seiner Ehefrau Feld, Garten, Haus und Habe schenkt, und ihr eine Urkunde darüber ausstellt, wenn dann nach dem Tode ihres Mannes ihre Söhne keine Ansprüche an sie erheben, so kann die Mutter das ihr zukommende einem ihrer Söhne, den sie bevorzugt, hinterlassen, braucht einem der Brüder (ihren andern Söhnen) nichts zu geben.

151. Wenn ein Weib, das im Hause eines Mannes lebt, ihren Mann sich hat verpflichten lassen, daß ein Gläubiger sie nicht mit

1) Es wird also vorausgesetzt, daß die Magd als Nebenfrau oder eine anderweitige Nebenfrau der Regel nach nur gestattet sein soll, wenn die Ehefrau kinderlos bleibt, wie es aus den alttestamentlichen Fällen (Sara, Rahel) auch bekannt ist. Zur Beleuchtung der Sache mögen Fälle wie der folgende Vertrag aus der Zeit Hammurabis dienen: „Shamash-nur, die Tochter des Ibi-shan, von Ibi-shan ihrem Vater, haben Bunene-abi und Belishunu (dessen Frau!) gekauft, für Bunene-abi zur Frau, für Belishunu zur Magd. Wenn Shamash-nur zur Belishunu, ihrer Herrin sagt: Du bist nicht meine Herrin, dann soll sie sie scheren und für Geld verkaufen" (vgl. § 147).

2) Vgl. Hagar und Sara 1. Mos. 16, 4.

3) d. h. bei sich im Hause, nicht wo anders.

Beschlag belegen darf, und sich eine Urkunde darüber hat geben lassen: wenn jener Mann, bevor er das Weib nimmt, eine Schuldverpflichtung hat, so darf der Gläubiger sich nicht an die Frau halten. Wenn aber die Frau, bevor sie in das Haus des Mannes kommt, eine Schuld hat, so darf ihr Gläubiger ihren Mann nicht mit Beschlag belegen.

152. Wenn, nachdem die Frau in das Haus des Mannes gekommen ist, beide eine Schuldverpflichtung haben, so müssen beide dem Geschäftsmann zahlen.

153. Wenn jemandes Ehefrau wegen eines anderen ihren Gatten hat ermorden lassen, so soll man sie auf den Pfahl stecken.

154. Wenn jemand seine Tochter erkennt,[1] so soll man ihn aus dem Orte vertreiben.[2]

155. Wenn jemand seinem Sohne ein Mädchen verlobt[3] und sein Sohn mit ihr verkehrt, jener aber danach bei ihr schläft und man ihn ertappt, so soll man ihn binden und ins Wasser werfen.

156. Wenn jemand seinem Sohne ein Mädchen verlobt, sein Sohn sie nicht erkennt, wenn dann jener bei ihr schläft, so soll er $1/2$ Mine Gold ihr zahlen und alles, was sie aus ihrem Vaterhause mitgebracht hat, ihr zurückerstatten. Der Mann ihres Herzens kann sie heiraten.

157. Wenn jemand nach[5] seinem Vater bei seiner Mutter schläft, so soll man beide verbrennen.

158. Wenn jemand nach[5] seinem Vater bei dessen Hauptgattin,[4] die Kinder geboren hat, ertappt wird, so soll man ihn aus dem Elternhause vertreiben.[6]

159. Wenn jemand, der in das Haus seines Schwiegervaters bewegliche Habe hat bringen lassen und den Mahlschatz gegeben hat,

---

1) Der biblische Sprachgebrauch ist dem babylonischen entlehnt (vgl. § 130).

2) Er wird heimatlos (wie Kain beim Brudermord).

3) Die Verlobung (Kauf der Braut) macht sie zum Eigentume des Mannes, nicht die Eheschließung (Feier, Vertragsschluß: § 128), die später erfolgen kann. Beim Sohne kommt dazu, daß (ursprünglich!) seine Braut (kallat) im Elternhause (bei ihrem Stamme) bleiben, er also in ihrem Vaterhause (bei ihrem Stamme) wohnen kann (Jakob bei Laban, Moses bei Jethro).

4) Im vorigen § war von der leiblichen Mutter die Rede, die auch Nebengattin sein kann, hier ist die Hauptfrau gemeint, wie die Ehefrau (ashshatu) gegenüber der Nebenfrau heißt: biblisch gebîra 1. Mos. 16, 4. Der Täter ist nicht ihr leiblicher Sohn.

5) d. h. namentlich: nach dem Tode.

6) Er wird familienlos, aber nicht heimatlos (vgl. § 154).

nach einem andern Weibe blickt, zum Schwiegervater sagt: „ich will deine Tochter nicht nehmen", so soll der Vater des Mädchens alles, was ihm gebracht worden ist, behalten.

160. Wenn jemand bewegliche Habe in das Haus seines Schwiegervaters gebracht und den Mahlschatz gezahlt hat: wenn dann der Vater des Mädchens sagt: „ich will dir meine Tochter nicht geben", so soll er alles, was ihm gebracht worden ist, doppelt zurückgeben.

161. Wenn jemand in das Haus seines Schwiegervaters bewegliche Habe gebracht und den Mahlschatz gezahlt hat, wenn ihn dann sein Freund verleumdet und sein Schwiegervater zum (jungen) Ehemann sagt: „du sollst meine Tochter nicht heiraten", so soll er alles, was ihm eingebracht ist, doppelt zurückgeben; und seine (des zurückgewiesenen) Frau soll sein Freund nicht heiraten dürfen.

162. Wenn jemand eine Frau nimmt und sie ihm Söhne gebiert; wenn dann jenes Weib stirbt, so soll ihr Vater keinen Anspruch auf ihr Geschenk erheben, dieses gehört ihren Söhnen.

163. Wenn jemand eine Frau nimmt und sie ihm keine Söhne schenkt; wenn dann jenes Weib stirbt, wenn den Mahlschatz, den jener an das Haus seines Schwiegervaters gezahlt hat, dieser ihm zurückgibt, so soll auf das Geschenk jenes Weibes ihr Mann keinen Anspruch erheben, es gehört ihrem Vaterhause.

164. Wenn sein Schwiegervater den Mahlschatz ihm nicht zurückgibt, so soll er von ihrem Geschenk den Betrag des Mahlschatzes abziehen und ihr Geschenk dann an ihr Vaterhaus zurückgeben.

165. Wenn jemand seinem Sohne, den er bevorzugt, Feld, Garten und Haus schenkt und ihm eine Urkunde darüber ausstellt: wenn später der Vater stirbt und die Brüder teilen, so sollen sie ihm das Geschenk des Vaters (vorab) geben und er soll es nehmen; außerdem sollen sie den väterlichen Besitz miteinander teilen.

166. Wenn jemand für die Söhne, die er hat, Frauen nimmt, für seinen unerwachsenen Sohn eine Frau nicht nimmt, und wenn darauf der Vater stirbt: wenn die Brüder teilen, sollen sie ihrem unerwachsenen Bruder, der noch keine Frau genommen hat, außer seinem Anteil das Geld für den Mahlschatz ihm festsetzen und ihn eine Frau nehmen lassen.

167. Wenn jemand eine Frau nimmt und diese ihm Kinder gebiert; wenn dieses Weib stirbt und er nach ihr ein zweites Weib nimmt und diese ihm Kinder gebiert; wenn darauf der Vater stirbt, so sollen die Söhne nicht nach den Müttern teilen, (nur) das Ge-

schenk ihrer Mütter sollen sie nehmen, das väterliche Eigentum sollen sie miteinander teilen.[1]

168. Wenn jemand seinen Sohn zu verstoßen beabsichtigt und dem Richter erklärt: „ich will meinen Sohn verstoßen“, so soll der Richter seine Gründe prüfen: wenn der Sohn keine schwere Schuld trägt, die zur Verstoßung aus dem Sohnesverhältnis berechtigt, so soll der Vater ihn nicht verstoßen.

169. Wenn er eine schwere Schuld auf sich geladen hat, die zur Verstoßung aus dem Sohnesverhältnis berechtigt, er ihm das erste Mal verziehen hat: wenn er zum zweiten Male eine schwere Schuld auf sich läd, so kann der Vater seinen Sohn aus dem Sohnesverhältnis verstoßen.[2]

170. Wenn jemandem seine Gattin Söhne geboren hat oder seine Magd Söhne geboren hat und der Vater bei Lebzeiten zu den Kindern, welche ihm seine Magd geboren hat, sagt: „meine Söhne“ und sie den Söhnen seiner Gattin zurechnet: wenn darauf der Vater stirbt, so sollen die Söhne der Gattin und der Magd das väterliche Eigentum gemeinsam teilen. Der Sohn der Gattin hat zu teilen und zu wählen.

171. Wenn aber der Vater bei Lebzeiten zu den Söhnen, welche ihm die Magd geboren, nicht gesagt hat: „meine Söhne“ und der Vater dann stirbt, dann sollen die Söhne der Magd mit denen der Gattin nicht teilen, aber die Freiheit von Magd und Söhnen soll man bestimmen, die Söhne der Gattin sollen keinen Anspruch auf Sklavenschaft gegen die der Magd geltend machen; die Gattin soll ihr Geschenk und die Gabe,[3] die ihr Mann ihr gegeben und ihr durch Urkunde verschrieben hat, nehmen und im Wohnsitze ihres Gatten verbleiben; so lange sie lebt, soll sie sie niesnutzen, für Geld soll sie sie nicht verkaufen. Ihre Nachlassenschaft (Anspruch) gehört ihren Kindern.

172a. Wenn ihr Mann ihr eine Gabe[3] nicht gegeben hat, so soll man ihr Geschenk ihr zurückerstatten und vom Eigentume

1) Die väterliche Hinterlassenschaft soll nicht nach zwei „Mutterteilen“ geteilt werden, sondern in soviel gleiche Teile gehen wie Söhne sind. Die mütterlichen „Geschenke“ gehen jedes an die Söhne der betreffenden.

2) Der Ausdruck besagt zunächst nur, daß er aus dem Verhältnis als vollberechtigter Sohn gestoßen wird, nicht aus der familia und dem Hausverbande. Aplu „Sohn“ bedeutet den vollberechtigten Sohn, maru lediglich das Verhältnis zu dem Erzeuger (vgl. § 170). Die „Sohnschaft“ ist dann überhaupt Erbteil (vgl. § 178: Kindesteil).

3) Nudunu s. d. Anmerkung zu § 138.

ihres Mannes soll sie einen Anteil wie ein Kind erhalten. Wenn ihre Söhne sie drängen, um sie aus dem Hause herauszubringen, so soll der Richter ihre Lage prüfen, und wenn die Söhne eine Schuld trifft, soll die Frau das Haus ihres Mannes nicht verlassen.

172b. Wenn die Frau es zu verlassen beabsichtigt, so soll sie die Gabe, die ihr Mann ihr gegeben, ihren Söhnen überlassen, das Geschenk ihres Vaterhauses aber nehmen. Der Mann ihres Herzens kann sie (dann) heiraten.

173. Wenn dieses Weib dort, wohin sie dann zieht, ihrem zweiten Gatten Söhne gebiert und sie danach stirbt, so sollen ihr Geschenk die früheren und die späteren Söhne teilen.

174. Wenn sie ihrem zweiten Gatten Söhne nicht gebiert, so sollen ihr Geschenk die Söhne ihres (ersten) Gemahls erhalten.

175. Wenn ein Staatssklave oder der Sklave eines Freigelassenen die Tochter jemandes (eines Freien!) heiratet und Kinder zeugt, so soll der Herr des Sklaven auf die Kinder der Freien zu Sklavenschaft keinen Anspruch erheben.

176. Wenn aber ein Staatssklave oder der Sklave eines Freigelassenen die Tochter jemandes heiratet und nachdem er sie geheiratet hat, sie samt einem Geschenke ihres Vaterhauses in das Haus des Betreffenden zieht; wenn sie sich (dann beide) besetzt und einen Hausstand begründet, Vermögen erworben haben und darauf jener Sklave stirbt, so soll die Freigeborene ihr Geschenk nehmen und alles, was ihr Gatte und sie seit ihrer Besetzung erworben haben, soll man in zwei Teile teilen, die eine Hälfte soll der Herr des Sklaven, die andere die Freigeborene für ihre Kinder nehmen. Wenn die Freigeborene ein Geschenk nicht hatte, so soll man alles, was ihr Gatte und sie seit ihrer Besetzung erworben hatten, in zwei Teile teilen, die eine Hälfte soll der Herr des Sklaven, die andere die Freigeborene für ihre Kinder nehmen.

177. Wenn eine Witwe, deren Kinder noch unerwachsen sind, in ein anderes Haus einzutreten (heiraten) beabsichtigt, so soll sie nicht ohne Wissen des Richters eintreten. Wenn sie in ein anderes Haus eintritt, so soll der Richter die Ansprüche des Hauses ihres früheren Mannes prüfen. Dann soll man das Haus ihres früheren Mannes dem späteren und der Frau selbst zur Verwaltung übergeben und sie eine Urkunde ausstellen lassen. Sie sollen das Haus in Ordnung halten und die Kinder erziehen und das Hausgerät nicht verkaufen. Der Käufer, der Hausgerät der Kinder der Witwe kauft, geht seines Geldes verlustig und das Gut geht an seinen Eigentümer zurück.

178. Wenn eine Geweihte oder eine Buhldirne,[1] der ihr Vater ein „Geschenk" geschenkt und eine Urkunde (darüber) ausgestellt hat, aber in der ihr ausgestellten Urkunde nicht bemerkt hat, daß sie ihren Nachlaß vermachen kann, wem ihr gefällt, und ihr nicht (ausdrücklich) freie Verfügung überlassen hat; wenn dann der Vater stirbt, dann sollen ihr Feld und ihren Garten ihre Brüder erhalten, und nach der Höhe ihres Anteiles Getreide, Öl und Wolle ihr geben und sie zufrieden stellen. Wenn ihre Brüder nach der Höhe ihres Anteiles ihr Getreide, Öl und Wolle nicht geben, sie nicht zufrieden stellen, so soll man ihr Feld und Garten einem Farmer,[2] der ihr gefällt, übergeben und ihr Farmer soll sie unterhalten. Feld und Garten und alles was von ihrem Vater stammt, soll sie solange sie lebt niesnutzen, aber nicht verkaufen und an keinen andern abtreten. Ihr Kindesanteil (Erbteil) gehört ihren Brüdern.

179. Wenn eine Geweihte oder eine Buhldirne, der ihr Vater ein Geschenk geschenkt und ihr eine Urkunde ausgestellt hat und darin vermerkt hat, daß sie ihren Nachlaß vermachen kann, wem ihr gefällt, und ihre freie Verfügung überlassen hat; wenn dann der Vater stirbt, dann kann sie ihren Nachlaß vermachen wem ihr gefällt. Ihre Brüder können keinen Einspruch erheben.

180. Wenn ein Vater seiner Tochter — heiratsfähig oder Buhldirne[3] — ein Geschenk nicht schenkt und dann stirbt, so soll sie von dem väterlichen Besitz einen Anteil wie ein Kind erhalten, und solange sie lebt niesnutzen. Ihr Nachlaß gehört ihren Brüdern.

181. Wenn ein Vater eine Tempeldirne[4] oder eine Tempelmagd[5] dem Gotte stiftet und ihr kein Geschenk schenkt; wenn dann der Vater stirbt, so soll sie vom Erbe des Vaterhauses ein Drittel ihres Kindesteiles erhalten und solange sie lebt niesnutzen. Ihr Nachlaß gehört ihren Brüdern.

182. Wen ein Vater seiner Tochter, einem Weibe[6] Marduks von Babylon, ein Geschenk nicht schenkt, eine Urkunde ihr nicht aus-

1) Zur Geweihten vgl. § 110, die Buhldirne (amelit zikru) ist das Gegenstück dazu; beiden ist gemeinsam, daß sie nicht heiraten können (§ 180, 181). Es scheinen unterschieden zu werden die gewöhnliche puella publica uud die dem Tempel geweihte (qadishtu § 181). Das Gewerbe ist nicht anrüchig, vgl. die zônâ bei den Kanaanäern in der Bibel.

2) = „Besteller" vgl. § 47.

3) Sie ist also nicht heiratsfähig.

4) Vgl. § 180.

5) Wörtlich: ein Ziehkind. Aus den zur Aufziehung übergebenen Kindern ergänzt sich die Dienerschaft.

6) d. i. Priesterin (vgl, Nonne, Vestalin).

stellt; wenn dann der Vater stirbt, so soll sie vom Erbe ihres Vaterhauses ein Drittel ihres Kindesanteiles von ihren Brüdern zuerteilt erhalten, aber sie soll die Lasten[1] nicht haben. Das Weib Marduks kann ihren Nachlaß wem ihr gefällt vermachen.

183. Wenn ein Vater seiner Tochter von einer Nebenfrau ein Geschenk gibt und sie einem Gatten gibt, und ihr eine Urkunde (darüber) ausstellt; wenn dann der Vater stirbt, sie soll sie vom väterlichen Erbe keinen Teil erhalten.

184. Wenn jemand seiner Tochter von einer Nebenfrau kein Geschenk gibt und sie keinem Gatten gibt; wenn dann der Vater stirbt, so sollen ihre Brüder nach Höhe des väterlichen Vermögens ihr ein Geschenk geben und sie einem Gatten geben.

185. Wenn jemand ein Kind auf seinen Namen als Sohn annimmt und großzieht, so soll dieser Zögling[2] nicht zurückverlangt werden.

186. Wenn jemand ein Kind als Sohn annimmt, und wenn er ihn genommen hat, er nach seinem Vater und Mutter verlangt, so soll dieser Zögling in sein Vaterhaus zurückkehren.

187. Der Sohn eines „Buhlen", im Palastdienste[3] oder einer Buhldirne kann nicht zurückgefordert werden.

188. Wenn ein Zunftangehöriger (Handwerker) ein Kind zur „Großziehung" übernimmt und ihn sein Handwerk lehrt, so kann es nicht zurückgefordert werden.

189. Wenn er ihn sein Handwerk nicht gelehrt hat, so kann dieser Großgezogene in sein Vaterhaus zurückkehren.

190. Wenn jemand ein Kind, das er als Sohn angenommen und großgezogen hat, nicht mit seinen Kindern hält, so kann dieser Großgezogene in sein Vaterhaus zurückkehren.

191. Wenn jemand, der ein Kind als seinen Sohn angenommen und großgezogen hat, einen Hausstand begründet und darauf Kinder hat und jenen Großgezogenen zu verstoßen beabsichtigt, so soll jener Sohn nicht leer davon gehen. Sein Ziehvater soll ihm von seinem Vermögen ein Drittel seines Kindesanteils geben und dann soll er gehen. Von Feld, Garten und Haus soll er ihm nichts geben.

192. Wenn ein Sohn eines „Buhlen" oder einer Buhldirne

---

1) Der Tempel und was dazu gehört ist Steuer- und Leistungsfrei.
2) Tarbit also unserem „Adoptivkind" entsprechend.
3) Palast aber auch = Staat, s. S. 11 Anm. 3.

zu Ziehvater oder Ziehmutter sagt: „Du bist nicht mein Vater oder meine Mutter", so soll man ihm die Zunge abschneiden.

193. Wenn ein Sohn eines „Buhlen" oder einer Buhldirne nach seinem Vaterhause verlangt (?), von Ziehvater und Ziehmutter sich abwendet und in sein Vaterhaus geht, dem soll man das Auge ausreißen.

194. Wenn jemand sein Kind zu einer Amme[1] giebt und das Kind in deren Händen stirbt, die Amme aber ohne Wissen von Vater und Mutter ein anderes Kind großsäugt, so soll man sie überführen, und weil sie ohne Wissen von Vater und Mutter ein anderes Kind großgesäugt hat, ihr die Brust abschneiden.

195. Wenn ein Sohn seinen Vater schlägt, so soll man ihm die Hände abhauen.

196. Wenn jemand einem Andern das Auge zerstört, so soll man ihm sein Auge zerstören.[2]

197. Wenn er einem Andern einen Knochen zerbricht, so soll man ihm seinen Knochen zerbrechen.

198. Wenn er das Auge eines Freigelassenen zerstört oder den Knochen eines Freigelassenen zerbricht, so soll er 1 Mine Silber zahlen.

199. Wenn er das Auge von jemands Sklaven zerstört oder den Knochen von jemands Sklaven zerbricht, so soll er die Hälfte seines Preises zahlen.

200. Wenn jemand die Zähne von einem andern seinesgleichen ausschlägt, so soll man seine Zähne ausschlagen.

201. Wenn er die Zähne eines Freigelassenen ausgeschlagen hat, soll er $^1/_3$ Mine Geld (Silber) zahlen.

202. Wenn jemand die Backe (?) eines andern, der höher steht als er, schlägt, so soll man ihm öffentlich mit der Peitsche aus Ochsenhaut 60 aufhauen.

203. Wenn ein Freigeborener[3] die Backe (?) eines Freigeborenen von gleichem Range schlägt, so soll er 1 Mine Geld (Silber) zahlen.[4]

204. Wenn ein Freigelassener die Backe (?) eines Freigelassenen schlägt, so soll er 10 Sekel Geld (Silber) zahlen.

1) In deren Haus! Die gewöhnliche Art, Kinder durch Ammen aufzuziehen.

2) Die biblischen Stellen für das jus talionis sind 2. Mos. 21, 24; 3. Mos. 24, 20; 5. Mos. 19, 21; (Matth. 5, 38).

3) Hier wird durch den Ausdruck (mâr ameli) ausdrücklich das „Freigeboren" hervorgehoben.

4) Eine hohe Summe (vgl. §§ 198. 207).

205. Wenn der Sklave eines Freien die Backe (?) eines Freien schlägt, soll man ihm sein Ohr abschneiden.

206. Wenn jemand einen andern im Streite schlägt und ihm eine Wunde beibringt, so soll er schwören: „mit Wissen (Willen) habe ich ihn nicht geschlagen“ und den Arzt bezahlen.

207. Wenn er von seinem Schlage stirbt, so soll er ebenfalls (so) schwören, und wenn er ein Freigeborener war, $^1/_2$ Mine Geld (Silber) zahlen.

208. Wenn es ein Freigelassener war, soll er $^1/_3$ Mine zahlen.

209. Wenn jemand eine Freigeborene schlägt, so daß sie ihren Fötus verliert, der soll 10 Sekel Geld für ihren Fötus zahlen.

210. Wenn jenes Weib stirbt, so soll man seine Tochter töten.

211. Wenn eine aus freigelassenem Stande durch den Schlag den Fötus verliert, so soll er 5 Sekel Silber zahlen.

212. Wenn dieses Weib stirbt, soll er $^1/_2$ Mine zahlen.

213. Wenn er jemands Magd schlägt und diese ihren Fötus verliert, so soll er 2 Sekel Silber zahlen.

214. Wenn diese Magd stirbt, soll er $^1/_3$ Mine zahlen.

215. Wenn ein Arzt jemandem eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser macht und ihn heilt, oder wenn er jemand eine Geschwulst[1] mit dem Operationsmesser öffnet, und sein Auge erhält, so soll er 10 Sekel Silber erhalten.

216. Wenn es ein Freigelassener war, so erhält er 5 Sekel.

217. Wenn es jemands Sklave war, so soll dessen Eigentümer dem Arzt 2 Sekel geben.

218. Wenn ein Arzt jemand eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser macht und ihn tötet, oder jemand eine Geschwulst[1] mit dem Operationsmesser öffnet und sein Auge zerstört, so soll man ihm die Hände abhauen.

219. Wenn ein Arzt dem Sklaven eines Freigelassenen mit dem Operationsmesser eine schwere Wunde macht und ihn tötet, soll er einen Sklaven für den Sklaven ersetzen.

220. Wenn er ihm seine Geschwulst[1] mit dem Operationsmesser öffnet und das Auge zerstört, so soll er seinen halben Preis bezahlen.

221. Wenn ein Arzt den zerbrochenen Knochen jemandes heilt

1) Das Wort (nagabti) könnte Höhlung oder Spalte bedeuten. Es handelt sich dabei stets um das Auge (§ 220); der Gedanke an die Staaroperation liegt also nahe. Auch vermutet man Thränenfistel.

oder kranke Weichteile heilt, so soll der Kranke dem Arzte 5 Sekel Silber geben.

222. Wenn es ein Freigelassener war, soll er 3 Sekel geben.

223. Wenn es ein Sklave war, so soll dessen Eigentümer dem Arzte 2 Sekel geben.

224. Wenn der Arzt der Rinder oder Esel einem Rinde oder Esel eine schwere Wunde macht und das Tier heilt, so soll der Eigentümer $^1/_6$ Sekel dem Arzte als Lohn[1] geben.

225. Wenn er dem Rinde oder Esel eine schwere Wunde macht und es tötet, so soll er $^1/_4$ seines Preises dem Eigentümer geben.

226. Wenn der Scherer[2] ohne Wissen des Herrn eines Sklaven das Sklavenzeichen eines unverkäuflichen Sklaven ihm einprägt, so soll man diesem Scherer die Hände abschneiden.

227. Wenn jemand einen Scherer täuscht und ihn das Sklavenzeichen eines unverkäuflichen Sklaven einprägen läßt, so soll man ihn töten und in seinem Hause verscharren. Der Scherer soll schwören: „Ich habe ihn nicht mit Wissen gezeichnet“ und schuldlos sein.

228. Wenn ein Baumeister für jemand ein Haus baut und es vollendet, so soll er für das Sar bebauter Fläche 2 Sekel Silber ihm zum Geschenk geben.

229. Wenn ein Baumeister für jemand ein Haus baut und es nicht fest ausführt und das Haus, das er gebaut, stürzt ein und schlägt den Eigentümer tot, so soll jener Baumeister getötet werden.

230. Wenn es den Sohn des Eigentümers totschlägt, so soll man den Sohn jenes Baumeisters töten.

231. Wenn es einen Sklaven des Eigentümers erschlägt, so soll er Sklaven für Sklaven dem Eigentümer des Hauses geben.

232. Wenn es Gut vernichtet, soll er alles, was es vernichtet hat, ersetzen, und weil er das von ihm erbaute Haus nicht fest ausgeführt hat, sodaß es einstürzte, soll er aus eigenem Besitze das eingestürzte Haus aufführen.

233. Wenn ein Baumeister für jemand ein Haus baut und hat es nicht fest aufgeführt; wenn die Mauer einstürzt, so soll der Baumeister von eigenem Gelde die Mauer fest machen.

---

1) Vgl. zu § 228.

2) so! Beim Tierarzte (§ 224) steht das Wort für Lohn, das bei Lohnarbeitern angewendet wird, beim Arzte (215 ff.) keine Bezeichnung.

234. Wenn ein Schiffer[1] ein Schiff von 60 Gur für jemand baut, so soll (dieser) ihm 2 Sekel Silber zum Geschenk[2] geben.

235. Wenn ein Schiffer ein Schiff für jemand baut und es nicht fest macht; wenn im selben Jahre das Schiff leck wird und einen Schaden erleidet, so soll der Schiffer das Schiff abändern und aus eigenem Gute fest bauen; das feste Schiff soll er dem Schiffseigentümer geben.

236. Wenn jemand sein Schiff einem Schiffer zur Miete gibt und der Schiffer nachlässig ist und das Schiff untergehen läßt oder verloren gehen läßt, so soll der Schiffer ein Schiff dem Schiffseigentümer zum Ersatz geben.

237. Wenn jemand einen Schiffer und (sein) Schiff heuert, es mit Getreide, Kleidung (Wolle?), Öl, Datteln und allem sonstigen, das zur Ausstattung gehört, versieht; wenn jener Schiffer nachlässig ist, das Schiff wrack macht und seinen Inhalt zu Grunde richtet, so soll der Schiffer das Schiff, das er wrack gemacht und alles was er darin zu Grunde gerichtet hat, ersetzen.

238. Wenn ein Schiffer das Schiff jemandes wrack macht, aber es rettet, so soll er die Hälfte seines Preises in Silber zahlen.

239. Wenn jemand einen Schiffer heuert, so soll er ihm 6 Gur Getreide für das Jahr geben.

240. Wenn ein stromabgehendes Schiff ein stromaufgehendes anrennt und zum Sinken bringt, so soll der Herr des Schiffes, das zum Sinken gebracht worden ist, alles, was er verloren hat vor Gott (eidlich) einklagen; der vom stromabgehenden, der das stromaufgehende Schiff zum Sinken gebracht hat, soll sein Schiff und alles was zu Grunde gegangen ist, ihm ersetzen.

241. Wenn jemand ein Rind zu erzwungener Arbeit[3] beschlagnahmt, soll er $^{1}/_{3}$ Mine Silber zahlen.

242. Wenn jemand (das Rind) für 1 Jahr mietet, so soll er als Miete des Ackerochsen 4 Gur Getreide,

243. als Miete des Herdenochsen (?) 3 Gur Getreide dem Besitzer geben.

244. Wenn jemand ein Rind oder einen Esel mietet und im Felde ein Löwe ihn tötet, so trifft das seinen Besitzer.

1) Dasselbe Wort für Schiffer und Schiffsbauer.

2) Vgl. § 228. Die zwei Sekel sind der Satz für je 60 Gur, die als Maß für ein Schiff (vgl. „Tonne") gelten. Es werden Schiffe von 60 bis herab zu 5 Gur unterschieden.

3) Vgl. § 114. 115.

245. Wenn jemand einen Ochsen mietet und ihn durch schlechte Behandlung oder Schläge tötet, so soll er Ochsen für Ochsen dem Eigentümer ersetzen.

246. Wenn jemand einen Ochsen mietet und er bricht ihm ein Bein, zerschneidet ihm das Nackenband, so soll er Ochsen für Ochsen dem Eigentümer ersetzen.

247. Wenn jemand einen Ochsen mietet und ihm ein Auge ausschlägt, so soll er die Hälfte seines Preises dem Eigentümer geben.

248. Wenn jemand einen Ochsen mietet und ihm ein Horn abbricht, den Schwanz abschneidet oder die Maulteile beschädigt, soll er Geld 1/4 seines Preises zahlen.

249. Wenn jemand einen Ochsen mietet und Gott (ein Zufall) ihn schlägt, er stirbt, so soll der Mieter bei Gott schwören und schuldlos sein.

250. Wenn ein Ochse beim Gehen auf der Straße (Markt?) jemand stößt und tötet, so soll diese Rechtsfrage keinen Anspruch bieten.

251. Wenn jemands Ochse stößig ist und ihm seinen Fehler, als stößig, gezeigt hat, er seine Hörner nicht umwunden (?), den Ochsen nicht gehemmt hat, und der Ochse stößt einen Freigeborenen und tötet ihn, so soll er 1/2 Mine Silber zahlen.

252. Wenn er den Sklaven jemands tötet, so soll er 1/3 Mine zahlen.

253. Wenn jemand einen andern dingt um sein Feld (Landgut) zu warten, ihm die Aussaat übergibt, das Spannvieh anvertraut, das Feld zu bestellen ihn verpflichtet; wenn jener das Getreide oder das Futter stiehlt und es bei ihm vorgefunden wird, so soll man ihm die Hände abhauen.

254. Wenn er die Aussaat annimmt, das Spannvieh nicht benutzt, soll er den Betrag des Bestellgetreides (?) ersetzen.

255. Wenn er das Rindvieh des Mannes für Miete (weiter) gegeben oder das Saatkorn stiehlt, auf dem Felde nichts baut, so soll man ihn überführen und er soll bei der Ernte für 60 Gan 60 Gur Getreide zahlen.

256. Wenn er seine Verpflichtung (?) nicht zu zahlen vermag, so soll man ihn auf jenem Felde (Landgut) beim Vieh lassen.

257. Wenn jemand einen Feldarbeiter (?) mietet, soll er ihm 8 Gur Getreide jährlich geben.

258. Wenn jemand einen Ochsenknecht (?) mietet, soll er ihm 6 Gur Getreide jährlich geben.

259. Wenn jemand ein Wasserrad vom Felde stiehlt, soll er 5 Sekel Silber dem Besitzer geben.

260. Wenn er einen Schöpfeimer[1] oder einen Pflug stiehlt, soll er 3 Sekel Silber geben.

261. Wenn jemand einen Hüter (Weideknecht) um Rinder und Kleinvieh zu weiden mietet, soll er ihm 8 Gur Getreide jährlich geben.

262. Wenn jemand ein Rind oder ein Schaf ...... (abgebrochen).

263. Wenn er das Rind oder ein Schaf, die ihm gegeben worden sind, zu Grunde richtet, soll er Rind für Rind, Schaf für Schaf ihrem Eigentümer ersetzen.

264. Wenn ein Hirt, dem Rindvieh oder Kleinvieh zum weiden übergeben worden sind, der seinen Lohn, wie festgesetzt (?), erhalten hat und befriedigt worden ist, das Rindvieh oder das Kleinvieh vermindert, den Zuwachs (durch Geburten) kleiner erzielt, so soll er nach dem Wortlaute seiner Abmachungen Zuwachs und Ertrag liefern.

265. Wenn ein Hirt, dem Rinder und Kleinvieh zum weiden übergeben worden sind, Betrügereien macht, den natürlichen Zuwachs fälscht (= falsche Angaben macht) oder für Silber verkauft, so soll man ihn überführen und 10 fach soll er die gestohlenen Rinder und Kleinvieh ihrem Eigentümer ersetzen.

266. Wenn im Stalle (Hürde) ein Schlag von Gott (Unfall) sich ereignet oder ein Löwe würgt, so soll der Hirt vor Gott sich reinigen (Unschuld beweisen) und das im Stalle Gefallene soll dessen Eigentümer ihm (wieder) stellen.

267. Wenn der Hirt etwas versieht, im Stalle (Hürde) einen Schaden verursacht, so soll der Hirt den Fehler des Schadens, den er im Stalle verursacht hat, an Rindern oder Kleinvieh herstellen (ersetzen) und dem Eigentümer geben.

268. Wenn jemand einen Ochsen zum Dreschen mietet, so beträgt der Lohn 20 Ka Getreide.

269. Wenn er einen Esel zum Dreschen mietet, ist der Lohn 10 Ka Getreide.

---

1) Jetzt shaddûf, der Eimer an einem Schwengel, der dazu dient, das Wasser aus dem Flusse (Kanal) auf das höher gelegene Feld zu schöpfen. Er wird von einem Manne in Bewegung gesetzt, während das Wasserrad durch Tiere getrieben wird.

270. Wenn er ein junges Tier zum Dreschen mietet, ist der Lohn 10 Ka Getreide.

271. Wenn jemand Ochsen, Karren und den Treiber mietet, soll er für den Tag 180 Ka Getreide geben.

272. Wenn jemand einen Karren allein mietet, soll er für den Tag 40 Ka Getreide geben.

273. Wenn jemand einen Lohnarbeiter mietet, so soll er ihm von Neujahr bis zum fünften (!) Monate 6 Groschen[1] Silber für den Tag geben, vom sechsten Monat bis zum Ende des Jahres soll er ihm 5 Groschen für den Tag geben.[2]

274. Wenn jemand einen (zünftigen) Handwerker mietet, so soll er als Lohn des . . . 5 Groschen, als Lohn des Töpfers (?) 5 Groschen, des Schneiders 5 Groschen, des Steinmetzen ? Groschen, des Juweliers ? Groschen, des Schmiedes ? Groschen, des Zimmermanns 4 Groschen, des Seilers ? Groschen, des . . . ? Groschen, des Maurers ? Groschen für den Tag geben.

275. Wenn jemand ein (Segelschiff) mietet, soll er für den Tag 3 Groschen Geld als Miete.

276. Wenn er ein Ruderschiff[3] mietet, $2^1/_2$ Groschen für den Tag geben.

277. Wenn jemand ein Schiff von 60 Gur mietet, soll er für den Tag $^1/_6$ Sekel Geld als Miete geben.

278. Wenn jemand einen Sklaven oder eine Sklavin kauft und vor Ablauf eines Monats die bênu-Krankheit sie befällt, soll er sie dem Verkäufer zurückgeben und der Käufer das Geld, das er gezahlt, zurückerhalten.

279. Wenn jemand einen Sklaven oder eine Sklavin kauft und ein Anspruch[4] auf sie erhoben wird, so haftet der Verkäufer für den Anspruch.

1) Das Wort ist gewählt zur Bezeichnung des sonst noch nicht näher bestimmten Unterteiles des Sekels (hebräisch gerah?)

2) Die ersten 5 Monate (April bis August) sind die mit den langen Tagen und mit der Erntearbeit. Die Einteilung hat aber einen kalendarisch-astronomischen Grund, insofern die Monate zu 5 + 7 (entsprechend dem Verhältnis von Tag und Nachtbogen für Babylonien) eingeteilt werden. Diese Einteilung soll noch jetzt beim Wohnungsmieten und Mägdedingen in Ansbach und ebenso im Mecklenburgischen (April—Oktober, November—März) gebräuchlich sein und ist auch in deutschen Urkunden beispielsweise für die Erhebung von Steuern („Beden" Erhebungstermine: Walpurgis und Michaelis) um 1300 für Meißen (Dresden) bezeugt.

3) Über die Bezeichnung der Schiffe vgl. § 240.

4) Seitens eines Dritten.

280. Wenn jemand im fremden Lande einen Sklaven oder eine Sklavin eines andern[1] kauft; wenn er ins Land kommt und der Eigentümer seinen Sklaven oder seine Sklavin erkennt; wenn Sklave oder Sklavin Landeskinder sind, soll ohne Geld(entschädigung) ihre Rückgabe (an den Herrn) erfolgen.[2]

281. Wenn sie aus einem andern Lande stammen, soll der Käufer vor Gott das Geld, das er bezahlt hat, angeben und der Eigentümer das dafür gezahlte Geld dem Geschäftsmann geben und Sklaven oder Sklavin erhalten.

282. Wenn ein Sklave zu seinem Herrn sagt: „Du bist nicht mein Herr", wenn er ihn als einen Sklaven erweist überführt, soll ihm sein Herr das Ohr abschneiden.

Rechtsbestimmungen, welche Hammurabi, der weise König, festgesetzt, dem Lande gerechtes Gesetz und eine fromme Satzung gelehrt hat. Hammurabi, der schützende König bin ich. Den Menschen, die Bel mir geschenkt, deren Regierung Marduk mir gegeben hat, entzog ich mich nicht, war nicht säumig, eine Wohnstätte des Friedens verschaffte ich ihnen. Steile Engen erschloß ich, Licht ließ ich über sie erstrahlen. Mit der mächtigen Waffe, welche Zamama und Istar mir verliehen, mit dem Scharfblick, den Ea mir bestimmt, mit der Weisheit, die Marduk mir gegeben, habe ich die Feinde oben und unten (in Nord und Süd) ausgerottet, die Kämpfe beendet, dem Lande Wohlbefinden geschafft, die Einwohner der Wohnsitze in Sicherheit wohnen lassen, einen Unruhestifter unter ihnen nicht geduldet. Die großen Götter haben mich berufen, ich bin der Heil bringende Hirte (Herrscher), dessen Stab (Scepter) gerade (gerecht) ist, guter Schatten (Schirm) ist über meine Stadt gebreitet; an meiner Brust hege ich die Einwohner des Landes Sumer und Akkad (Babylonien), in meinem Schutz habe ich sie ihre Tätigkeit in Frieden ausüben lassen, in meiner Weisheit[3] sie geborgen. Daß der Starke dem Schwachen nicht schade, um Waisen und Witwen zu sichern, in Babylon der Stadt Anus und Bels ihr Haupt zu erheben, in Sagil, dem Tempel, dessen Fundamente feststehen wie Himmel und Erde, um das Recht des Landes zu sprechen, die Streitfragen zu entscheiden, die Schäden zu heilen, habe ich meine kostbaren Worte auf meinen Denkstein geschrieben, vor meinem Bildnisse, als des Königs der Gerechtigkeit,[4] aufgestellt.

Der König, der unter den Stadtkönigen emporragt, bin ich. Meine Worte sind wohl überlegt, meine Weisheit hat nicht ihresgleichen. Auf Befehl des Shamash, des großen Richters von Himmel und Erde, soll die Gerechtigkeit im Lande aufgehen, auf Geheiß Marduks, meines Herrn, soll meinem Denkmal Zerstörung nicht widerfahren. In (E-)Sagil, das ich liebe, soll mein Name

1) Angehörigen seines Landes.

2) Denn er hätte sie kennen oder sich mit ihnen verständigen können.

3) Das Wort bezeichnet gleichzeitig: Tiefe, also Ort der Sicherheit (Keller zc.).

4) d. h. er war in der betreffenden Statue als „König der Gerechtigkeit" (Gesetzgeber) dargestellt; vgl. auch die Abbildung das auf der Stele selbst.

in Gnaden auf ewig genannt werden, der Bedrückte, der eine (Rechts-)Sache hat, soll vor mein Bildnis als König der Gerechtigkeit kommen, meine Inschrift lesen, meine kostbaren Worte vernehmen, meine Inschrift soll ihm seine Sache zeigen (aufklären), sein Recht soll er sehen (finden), sein Herz froh machen: „Hammurabi ist ein Herr, der wie ein Vater für die Untertanen ist, dem Worte Marduks hat er Ehrfurcht verschafft, den Sieg Marduks oben und unten (in Nord und Süd) errungen, das Herz Marduks, seines Herrn, erfreut und Wohlbefinden den Untertanen für immerdar geschaffen, und das Land hat er in Ordnung versetzt“ soll er laut sagen, soll vor Marduk, meinem Herrn, und Zarpanit, meiner Herrin, mit vollen Herzen beten, dann werden die Schutzgottheiten, die Götter des Eingangs und der Mauer von (E-)Sagil, die Gedanken (Wünsche) täglich vor Marduk, meinem Herren, und Zarpanit, meiner Herrin, gütig befürworten.

Für später, ewig und immerdar: Der König, der im Lande ist, soll die Worte der Gerechtigkeit, die ich auf meinen Gedenkstein geschrieben, beobachten, das Gesetz des Landes, das ich gegeben, die Entscheidungen, die ich verfügt, soll er nicht ändern, mein Denkmal nicht beschädigen. Wenn dieser Fürst Weisheit hat und sein Land in Ordnung zu halten vermag, so soll er die Worte, welche ich in der Inschrift geschrieben, beachten; die Richtschnur, Satzung und das Gesetz des Landes, das ich gegeben, die Entscheidungen, die ich getroffen, soll die Inschrift ihm zeigen, seine Untertanen soll er (danach) regieren, ihnen Recht sprechen, Entscheidungen geben, aus seinem Lande Böse und Frevler ausrotten, seinen Untertanen Wohlbefinden schaffen.

Hammurabi, der König der Gerechtigkeit, dem Shamash das Recht geschenkt hat, bin ich. Meine Worte sind wohlerwogen, meine Taten haben nicht ihres gleichen, den Hohen zu erniedrigen (?), den Stolzen zu demütigen, den Hochmut auszutreiben. Wenn jener Fürst auf meine Worte, die ich in meine Inschrift geschrieben, achtet, mein Gesetz nicht beschädigt, meine Worte nicht vertauscht, mein Denkmal nicht ändert, so möge jenem Fürsten wie mir, dem König der Gerechtigkeit, Shamash seine Regierung lang machen, seine Untertanen in Gerechtigkeit soll er regieren. Wenn jener Fürst meine Worte, die ich in meine Inschrift geschrieben, nicht beachtet, meine Flüche verachtet, den Fluch Gottes nicht fürchtet, das Gesetz, das ich gegeben, austilgt, meine Worte vertauscht, mein Denkmal ändert, meinen Namen auslöscht, seinen Namen hinschreibt[1] oder wegen seiner Flüche einen andern damit beauftragt, jener Mensch: ob König oder Herr, Patesi oder Bürger, wie immer er heißt, der große Gott,[2] der Vater der Götter, welcher meine Herrschaft befohlen hat, möge ihm den Glanz der Königtums entziehen, sein Scepter zerbrechen, sein Geschick verfluchen. Bel der Herr, der das Geschick bestimmt, dessen Befehl nicht geändert wird, der mein Königtum groß macht, eine Empörung die seine Hand nicht bändigt, den Wind (?) seines Unterganges gegen seine Wohnstätte lasse er wehen, Regierungsjahre des Seufzens, geringe Lebensdauer, Jahre der Hungersnot, eine Finsternis ohne Licht, einen Tod mit sehenden Augen soll er ihm als Schicksal bestimmen; den Untergang seiner Stadt, die Verstreuung

1) Wie es der elamitische Eroberer Shutruk-nachunte alles getan hat oder beabsichtigte.

2) Anu.

seiner Untertanen, seine Herrschaft abzuschaffen, seinen Namen und Gedenken im Lande zu beseitigen, möge er mit seinem wichtigen Munde befehlen. Beltis, die große Mutter, deren Befehl im E-kur[1] gewichtig ist, die Herrin, welche meinen Wünschen gütiges Gehör verschafft, an der Stätte des Gerichtes und der Entscheidung,[2] soll vor Bel seine Sache schlecht machen, Verheerung seines Landes, Vernichtung seiner Untertanen, Ausgießung seines Lebens, wie Wasser, in den Mund Bels des Königs legen. Ea, der große Fürst, dessen Schicksalsbeschlüsse vorgehen, der Denker der Götter, der alles weiß, welcher lang macht die Tage meines Lebens, soll Verstand und Weisheit ihm entziehen, in Verachtung ihn bringen, seine Flüsse in der Quelle sperren, in seinem Lande das Getreide, den Lebensunterhalt der Menschen, nicht wachsen lassen. Shamash, der große Richter von Himmel und Erde, welcher aufrecht hält alle Lebewesen, der Herr des Lebensmutes, soll sein Königtum zerschmettern, sein Recht nicht ausführen, seinen Weg unruhig machen, den Marsch seiner Truppen vernichten, in seinem Traumgesicht böse Vorzeichen von der Ausrottung des Fundamentes seines Thrones und dem Untergange seines Landes ihm geben, die Verurteilung durch Shamash soll ihn sofort ereilen, oben unter den Lebenden, unten in der Erde seinen Geist soll er das Wasser entbehren lassen. Sin, der Herr des Himmels, der Gott-Vater, dessen Sichel unter den Göttern aufleuchtet, Krone und Königsthron soll er ihm entziehen, schwere Buße, große Strafe, die von ihm nicht weicht, soll er ihm auferlegen. Tage, Monate und Jahre seiner Regierung vollende er in Seufzen und Tränen, die Last der Herrschaft vergrößere er ihm, ein Leben, das dem Tode gleicht, bestimme er ihm als Geschick. Adad, der Herr der Fruchtbarkeit, der Fürst von Himmel und Erde, mein Helfer, soll den Regen am Himmel, die Wasserflut in den Quellen ihm nehmen, sein Land in Hungersnot und Mangel vernichten, über seine Stadt gewaltig zürnen, sein Land zu Sintflutshügeln[3] machen. Zamama, der große Krieger, der Erstlingssohn des E-kur, der zu meiner Rechten geht, soll auf der Wahlstatt seine Waffe zerbrechen, den Tag ihm in Nacht verkehren, seinen Feind über ihn triumphieren lassen. Istar, die Herrin von Schlacht und Kampf, die meine Waffen entfesselt, mein gütiger Schutzgeist, die meine Regierung liebt, in ihrem zornigen Herzen, in ihrem großen Grimm, soll sein Königtum verfluchen, seine Gnade in Unheil wenden, am Orte von Schlacht und Kampf seine Waffe zerbrechen, Ordnungslosigkeit und Aufruhr ihm schaffen, seine Krieger niederschlagen, mit ihrem Blut die Erde tränken, die Haufen der Leichen seiner Truppen soll sie im Felde hinwerfen, ein Leben des Erbarmens ihm nicht gewähren, ihn selbst in die Hand seiner Feinde geben, gefangen ihn in das Land seiner Feinde bringen.[4] Nergal, der mächtige unter den Göttern, dessen Kampf unwiderstehlich ist, der mir Sieg verleiht,

1) Der Teil des Weltalls, in dem die Götter wohnen: „Olymp". Seine indische Darstellung ist der Tempel von Nippur (S. 8, Anm. 1).

2) Also vor Bel als Bestimmer alles dessen, was auf Erden wie im Weltall geschieht.

3) So werden die Tels (Ruinenhügel) genannt, unter denen verschollene Städte lagen. Sie werden als von der Sintflut herrührend angesehen.

4) Man vergleiche diesen Fluch mit der Behandlung unterlegener Könige, wie sie die assyrischen Inschriften so häufig schildern.

in seiner großen Gewalt wie einen schwachen Rohrhalm soll er seine Untertanen verbrennen, mit seiner mächtigen Waffe schneide er ab seine Glieder, wie ein irdenes Bild zerbreche er ihn. Nin-tu, die erhabene Herrin der Länder, die gebärende Mutter, versage ihm den Sohn, einen Namen gewähre sie ihm nicht, unter den Ansiedlungen (?) seiner Untertanen lasse sie keine Nachkommenschaft geboren werden. Nin-karak, die Tochter Anus, welche mir Gnade zuspricht, im E-kur soll sie ihm schwere Krankheit, böses Fieber, schlimme Wunden, die nicht geheilt werden, deren Wesen der Arzt nicht kennt, die er mit einem Verbande nicht behandeln kann, welche wie der Biß des Todes nicht beseitigt werden können, über seine Glieder kommen lassen, bis sie sein Leben vernichten. Über seine Lebenskraft soll er jammern, die großen Götter von Himmel und Erde, die Anunnaki in ihrer Gesamtheit, sollen die Umrisse des Tempels, die Mauern dieses Barra,[1] seine Regierung, sein Land, seine Krieger, seine Untertanen und seine Truppen, mit Fluch und Unheil belegen, Bel soll mit gewaltigem Fluche aus seinem Munde, der nicht geändert wird, ihn verfluchen, sofort ihn treffen.

1) Der Sonnentempel von Sippar, wo die Stele also stand.

# Anhang.

1. Die sogenannten sumerischen Familiengesetze (vgl. S. 7).

Für immer, für die Zukunft:

1. Wenn ein Sohn zu seinem Vater sagt: „Du bist nicht mein Vater,“ so soll er ihm die Narbe schneiden[1]), ihn zum Sklaven machen und für Geld verkaufen.

2. Wenn ein Sohn zu seiner Mutter sagt: „Du bist nicht meine Mutter,“ so soll man ihm eine Narbe schneiden[1]), ihn in der Stadt herumführen, und aus dem Hause vertreiben.[2])

3. Wenn ein Vater zu seinem Sohne sagt: „du bist nicht mein Sohn,“ so muß er Haus und Hof[3]) verlassen.

4. Wenn eine Mutter zu ihrem Sohne sagt: „du bist nicht mein Sohn,“ so muß er Haus und Hausgeräte[3]) verlassen.

5. Wenn eine Ehefrau von ihrem Ehemanne sich lossagt, und sagt: „du bist nicht mein Mann,“ so soll man sie in den Fluß werfen.

6. Wenn ein Ehemann zu seiner Ehefrau sagt: „du bist nicht meine Frau,“ so soll er eine halbe Mine Silber zahlen.[4])

7. Wenn jemand einen Sklaven mietet, und (dieser) stirbt, kommt abhanden, entläuft, wird eingesperrt oder erkrankt, so soll er als Milch für ihn täglich ein Bar (Maß) Getreide erlegen.

2. Die neubabylonische Gesetztafel (vgl. S. 7).

1.—4. verstümmelt.

5. Wenn jemand eine Urkunde als Besitzer eines Feldes und Siegel auf den Namen irgend wessen siegelt (ausstellt), einen Vertrag der Verfügung darüber nicht abschließt und Abschrift der Urkunde nicht nimmt, so soll derjenige, auf dessen Namen die Vertragsurkunde geschrieben ist, jenes Feld oder Haus in Besitz nehmen.

6. Wenn jemand eine Sklavin verkauft, aber ein Anspruch auf sie erhoben und sie weggeholt wird, so soll der Verkäufer das Geld entsprechend dem Vertrage in seiner Summe (ohne Zinsen) dem Käufer geben. Wenn sie Kinder geboren hat, soll er für je eins einen halben Sekel Silber zahlen.

7. Wenn eine Frau . . , .[5]) oder . . . .[5]) im Felde einer . . . . am . . . .[6]) oder im Ofen oder in sonst etwas . . . . t,[7]) soll sie von dem Geräte, worin sie . . . . t,[7]) als Ertragsabgabe eins von drei dem Eigentümer des Felds geben. Wenn sie im . . . .[6]) . . . . t[7]), oder im Ofen oder in sonst etwas . . . . t[7]), soll sie von dem Maße, das sie auf dem

[1]) vgl. zu § 127. [2]) Er wird aus dem Familienbunde verstoßen, während bei Herodot gegen den Vater er das **Bürgerrecht**, die Freiheit verliert. [3]) Der Vater verstößt aus dem Familienverbande, die Mutter nur aus der Hausgenossenschaft. [4]) vgl. § 138—140. [5]) unbekannte Ausdrücke, Nachlese bei der Ernte? [6]) derselbe Ausdruck. [7]) derselbe Ausdruck.

Felde geerntet hat, eins von drei geben. Wenn im Monat Ab[1]) jemand ...... sie nimmt ... gibt sie [ihm].

8. unvollständig.

9. Wenn jemand seine Tochter dem Sohne eines andern gibt, und der Vater alles, was er in seiner Urkunde angegeben hat, seinem Sohne gibt, [der andere] aber die Mitgift, die er für seine Tochter angegeben hat, (gibt), und sie haben eine Urkunde gegenseitig ausgestellt, so können sie ihre Urkunde nicht ungiltig machen. Der Vater kann Vorbehalt auf irgend etwas, worüber er seinem Sohne den Vertrag ausgestellt hat, und den er seinem Schwäher[2]) gezeigt, nicht machen. Wenn die Ehefrau des Vaters stirbt, er eine zweite Frau nimmt, diese ihm Kinder gebiert, so sollen die Kinder der zweiten ein Drittel vom Reste[3]) seines Vermögens erhalten.

10. Wenn jemand seiner Tochter eine Mitgift verspricht, oder ihr eine Urkunde ausstellt, dann aber sein Vermögen sich verringert, soll er entsprechend dem neuen Vermögensstande seiner Tochter die Mitgift geben. Schwieger und Schwäher sollen beiderseitig keine Änderungen machen.

11. Wenn jemand seiner Tochter eine Mitgift gibt, diese Sohn oder Tochter nicht hat, und stirbt, soll ihre Mitgift an ihr Vaterhaus zurückgehen. (Das folgende verstümmelt.)

12. Wenn ein Mann die Mitgift der Frau erhalten hat, sie Sohn oder Tochter nicht hat, und ihr Mann stirbt, so soll vom Vermögen ihres Mannes die Mitgift, in vollem Betrage, ihr gegeben werden. Wenn ihr Mann ihr ein „Geschenk" geschenkt hat, so soll sie das Geschenk ihres Mannes samt der ihrer Mitgift erhalten, wie sie wünscht (?). Wenn sie eine Mitgift nicht hatte, soll der Richter das Vermögen ihres Mannes berechnen und entsprechend dem Vermögen ihres Mannes soll ihr etwas gegeben werden.

13. Wenn jemand eine Frau nimmt, und sie ihm Kinder gebiert, dann aber jener Mann stirbt und jene Frau in eines andern Haus einzutreten (heiraten) beschließt, so soll sie die Mitgift, welche sie aus ihrem Vaterhause gebracht und alles was ihr Mann ihr geschenkt hat, erhalten und der Mann ihres Herzens sie heiraten. Solange sie lebt, soll sie Unterhalt nebst .... dort erhalten. Wenn sie [ihrem] Manne Kinder [gebiert?], so sollen nach ihrem Tode ihre Kinder und die früheren Kinder ihre Mitgift [erhalten], ihre Schwestern, ..... [welche im Vaterhause wohnen,] (der Rest abgetreten). [14. verstümmelt.

15. Wenn jemand eine Frau nimmt und sie ihm Kinder gebiert und seine Frau stirbt, und er eine zweite Frau nimmt, die ihm auch Kinder gebiert; wenn dann der Vater stirbt, so sollen vom Vermögen des Vaterhauses zwei Drittel die Söhne der ersten und ein Drittel die Söhne der zweiten erhalten, ihre Schwestern welche im Vaterhause wohnen (unverheiratet), .... (abgebrochen).

---

[1]) Erntemonat. [2]) je Vater des Schwiegersohns und der Schwiegertochter.
[3]) der nach Auszahlnng der Mitgift geblieben ist.

# Alphabetische Inhaltsübersicht

von Dr. Richard Thurnwald.

Die Zahlen beziehen sich auf die Nummern der Paragraphen.


Stanford University Libraries
3 6105 010 281 413

